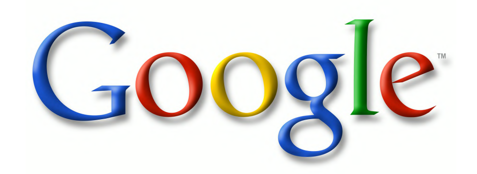
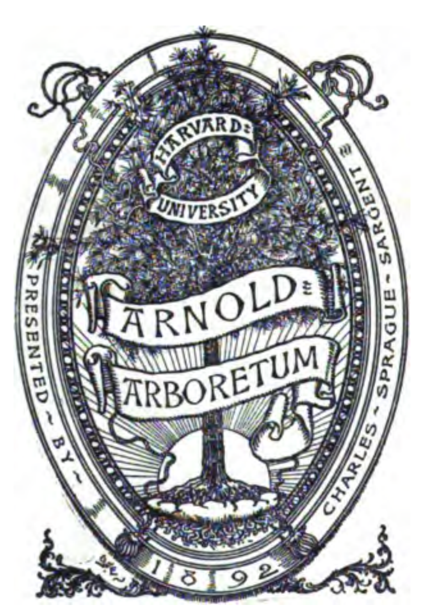



HARVARD
UNIVERSITY
ARNOLD
ARBORETUM
PRESENTED ~ BY ~
CHARLES ~ SPRAGUE ~ SARGENT
1892

Handbuch

für

praktische

Forst- und Jagdkunde,

in alphabetischer Ordnung

ausgearbeitet

von einer

Gesellschaft Forstmänner und Jäger.

Zweiter Theil, G bis R.



Leipzig, im Schwickertschen Verlage. 1796.

Handbuch

für

praktische

Forst- und Jagdkunde.

Zweiter Theil, S bis R.

Gabel, Fr. Fourchette de verges engluées. Nennt der Jäger die gabelförmige Leimruthe, welche einem zahmen Finkenmännchen auf den Schwanz gebunden wird, damit der wilde Fink, welcher auf jenen aus Eifersucht stoßt, daran hängen bleibe; siehe unter Finkenstich.

Gabelhirsch, G. bler, Fr. Cerf à sa première tête, Daguet. Wird ein Hirsch genannt, der nach dem zweiten Jahre die Augensprossen, oder gewöhnlicher zwei Gabeln bekömmt.

Gabeln, Fr. Tète enfourchée. Heißt, wenn der Hirsch erst 6 bis 8, oder auch mehr Enden bekömmt, und oben an der Spitze des Gehörns nur 2 Enden neben einander hat; sobald er aber oben 3 Enden an der Stange stehen hat, so heißt es eine Krone.

Gabelweihe, lat. Falco Milvus, Linn. Fr. le Milan Royal, Buff. Engl. the Kite or Glead, Penn. auch genannt: der Weihe, Weihfalk, Milan, Scheerschwänzel, Hühnerdieb, Stößer, Stoßvogel, röthliche Weihe, rother Milan, Gabelgeier, Schwalbenschwanz, Hühnergeier, Steingeier, Stoßgeier, Hühneraar, Hauahr, Weichmilane, Grimmer, Schwimmer. Ist ein Raubvogel, und gehört unter die Familie der Falken mit befiederten Füßen oder die eigentlichen Falken. Kennzeichen seiner Art sind: gelbe Wachshaut, gabelförmiger Schwanz, und halbbefiederte Füße. In Rücksicht seines Schnabels und der Füße hat er viel Aehnlichkeit mit den Geiern; er ist sehr weit ausgebreitet, und scheint sich in der ganzen alten Welt zu vertheilen, und in Deutschland wird er allenthalben gesehen. Er ist 2 Fuß 7 Zoll lang, und die Flügel klaftern 6 Fuß. Der Schwanz ist 1 Fuß 2 Zoll lang, und die Flügelspitzen reichen bis fast an das Ende desselben. Sein Gewicht beträgt 44 Unzen.

Der Schnabel ist 1¾ Zoll lang, geierartig, von der Mitte nach der Wurzel zu gerade, an der Spitze aber sehr gekrümmt, und der Oberkiefer hängt fast ½ Zoll über den untern her; die Wachshaut gelb, so wie der Rachen und die ganze hintere Hälfte des Schnabels, die vordere aber

schwarz, die Nasenlöcher rundlich, der Zahn wenig ausgebogen, die Zunge dick, die Augen groß, der Regenbogen gelblichweiß, der Augenliderrand gelb, die kurzen Beine $2\frac{1}{3}$ Zoll hoch, das bloße derselben mit den langen Zehen gelb, die runden, wenig gekrümmten, aber scharfen Nägel schwarz, die äußern und mittlern Zehen mit einer größern Haut als an andern Raubvögeln versehen, der hintere Nagel am längsten, die mittlere Zehe $1\frac{1}{4}$ Zoll und die hintere 1 Zoll lang.

Seine Hauptfarben sind: der kleine Kopf ist weiß, der Hals rostfarben, der Rücken rostbraun, und so auch der Bürzel, die Kehle weiß, der übrige Unterleib dunkelrostfarbig, der After und die Schenkel hellrostfarbig, die vordern Deckfedern der Flügel schwarzbraun mit rostfarbigen Spitzen, die hintern hellrostfarben und schwarzbraun gefleckt, die fünf vordern scharf zugespitzten Schwungfedern bis auf die weiße Wurzel und Spitze schwarz, die sechs folgenden rostfarbig, an den Spitzen und der inwendigen Fahne röthlichweiß eingefaßt, die neun folgenden dunkelbraun mit weißlichen Spitzen, die letzten hellrostfarbig mit unvollkommenen Querbändern, der lange Schwanz stark gabelförmig und blaßrostfarbig, die Deckfedern der Unterflügel rostbraun, die Unterschwingen am Anfang schwarz, in der Mitte weiß, und am Ende aschgrau, der Unterschwanz röthlichweiß, an den Spitzen schwarzbraun bandirt. — Der ganze Leib ist dicht mit Dunen besetzt. — Das Weibchen ist nicht so merklich größer, wie bei andern Raubvögeln; hat auch dieselbe Farbe, außer daß der Kopf weißer, oder hellaschgrau, die mittlern Schwungfedern mehr aschgrau und weiß, und der Unterleib mehr getiegert ist.

Die Gabelweihen sind träge, feige und wenig scheue Raubvögel, ihr Gesicht ist sehr fein und ihr Flug geschwind und schön. Sie steigen mit der größten Leichtigkeit so hoch, daß sie das Auge kaum noch erreichen kann, schweben in weiten Kreisen sanft einher, und schwimmen mehr in der Luft als sie fliegen, daher sie mit Recht Schwimmer heißen. Sie durchschweben auf diese Art unermeßliche Räume und holen, wenn sie im Walde wohnen, alle Tage ihre Nahrung meilenweit im freien ebenen Felde. Wenn sie sich setzen, so lieben sie mehr die Steine und Erdklöße

auf ebenem Felde als die Bäume. — Im Fluge schreien sie dumpfig, bei Ergreifung eines Raubes aber heller und abgebrochener.

Im September und October verlassen sie Deutschland, nicht sowohl der Kälte als der Nahrung halber. Man trifft daher im Herbst oft 6 bis 8 Gabelweihen zusammen an. Nur in gelinden Wintern bleiben einige bei uns. Sie überwintern in Astrakan, der größte Theil aber in Egypten. Im April erblickt man sie wieder in unsern Ebenen. Gegen die Natur der Raubvögel sollen sie sich zweimal im Jahre vermehren; einmal in dem milden Winter Egyptens, das anderemal im Sommer des Nordens. Bei uns wohnen sie die warme Jahrszeit über in den gebirgigen und waldigen Gegenden, und in großen Feldhölzern.

Ihrer Ungeschicklichkeit halber können sie keinen Vogel im Fluge erhaschen. Sie wiegen sich daher immer über der Oberfläche der Erde, lauschen aus der höchsten Entfernung nach ihrem Raube, und fliegen alsdann mit der größten Leichtigkeit auf denselben herab. Sie fallen auch auf alles, was sie ohne Widerstand fortschleppen und verschlingen können. Daher haben die jungen Enten, Trut- und Haushühner, die sie vom Hofe weg rauben, die jungen Gänse auf der Weide, die jungen Rebhühner und Lerchen die größten Feinde an ihnen. Außerdem aber ist ihre gewöhnliche Nahrung Feldmäuse, Frösche, Schlangen, Blindschleichen, Nattern, Eidechsen, Regenwürmer und Schnecken, womit sie auch ihre Jungen füttern. Sie ergreifen alles mit dem Schnabel (stoßen es), und unterscheiden sich dadurch gar merklich von andern Raubvögeln, tragen auch ihren Raub, wenn er nicht zu lang ist, wie z. B. die Ringelnattern, welche sie zwischen die Krallen fassen, in demselben davon, verschlucken sie aber in großen Stücken, und geben das Gewölle wieder von sich. Sie wittern auch, wie die Geier, das Aas von weitem, fliegen stark darnach, und nehmen sogar von der Oberfläche der Teiche, Seen und Flüsse die abgestandenen Fische weg.

Ihr Nest bauen sie in gebirgigen Wäldern und großen Feldhölzern auf den höchsten alten Eichen, Buchen, Fichten und Tannen, und in die Klüfte unzugänglicher Klippen. Es hat eine Unterlage von großen Holzreißern und ist in-

wendig mit Gras, Moos, Wolle oder Stroh nachläßig ausgefüttert. Wenn sie sich paaren, so sieht man Männchen und Weibchen mit den geschicktesten und niedlichsten Schwenkungen in der Luft stundenlang einander necken und belustigen, und hört sie einige helle Töne von sich geben. Das Weibchen legt gewöhnlich zu Anfang des Maies drei rundliche, weißliche mit blaßgelben und röthlichen Flecken hin und wieder bezeichnete Eier, und brütet sie, von dem Männchen unterdessen mit Nahrungsmitteln versehen, innerhalb 3 Wochen aus. Die Jungen, deren gewöhnlich nicht mehr als 2 aufkommen, machen sowohl im Neste, als auch, wenn sie einige Wochen ausgeflogen sind, vor Hunger bei Erblickung der Alten ein gräßliches Geschrei, und man kann sie daher leicht entdecken. Die Rostfarbe ist in ihrer Jugend stark mit Weißem vermischt. — Es fällt auch, wiewohl höchstselten, eine weiße Abart aus (die weiße Weihe, Falco Milvus albus).

Ihre Feinde sind die Falken, Sperber und Raben, welche sie immer verfolgen und ihnen oft glücklich ihren Raub abjagen. Von Läusen (Pediculus Tinnunculi, Linn.) werden sie sehr geplagt; auch findet man Bandwürmer, Spulwürmer und Egelwürmer (Fasciola) bei ihnen.

Da sie nicht so scheu als andere Raubvögel sind, so kann der Jäger auch leichter mit der Flinte an sie kommen und sie erlegen; daher findet man sie auch an allen Guts- und Jägerscheunen angenagelt. Wo man sie herumschweben siehet, kann man auch auf eine eiserne Bügelmäusefalle einen Maulwurf binden, und sie so, indem sie nach dem Maulwurf stoßen, sehr leicht fangen. — In Frankreich heißt dieser Vogel Königsweihe deswegen, weil er sonst zum Vergnügen der Prinzen diente, welche abgerichtete Falken und Sperber auf ihn losschickten, die ihn auch endlich mit sich zur Erde herabstürzen.

Ihr Nutzen besteht darin, daß sie eine Menge Aas, welches die Luft verpestet, und viele schädliche Amphibien verzehren; in Egypten werden sie daher geheget. Vorzüglich stellen sie den Maulwürfen nach. In Rußland vermindern sie die Feldmäuse, und besonders die Zieselmäuse. Als Wetterpropheten schreien sie bei herannahendem Regenwetter dumpf, bei heiterm Sonnenschein hingegen fliegen sie still

und hoch in der Luft. Ihre Rückkunft sieht man in manchen Gegenden als ein sichres Zeichen des geendigten Winters und der starken Fröste an. Der Aberglaube hielt ehemals ihr Fleisch, ihre Leber, Galle, ihr Schmalz und ihren Koth für Heilmittel.

Schaden thun sie dadurch, daß sie junge Hühner, Enten und Gänse holen; auch sollen sie auf die Vogelkäfige vor den Fenstern gewaltsam herabstoßen. An der Küste von Guinea sind sie so dreiste, daß sie den Negern das Fleisch von den Fleischbänken, und sogar den Negerinnen aus der Hand wegholen. Den Kiebitzen nehmen sie gern die Jungen weg, daher wenn sich einer sehen läßt, alle Kiebitze in der Gegend ihn verfolgen, und über die Gränze jagen. — Da sonach die Raubbegierde dieser Vögel für uns, wo nicht nützlicher, doch eben so nützlich als schädlich ist, so darf man sie daher nicht gänzlich ausrotten, sondern nur in der Nähe der Wohnungen zu vermindern suchen.

Galle, Fr. le Fiel. Ist die bittere Feuchtigkeit, welche aus dem Blute abgesondert wird, und hauptsächlich zur Verdauung der Nahrungsmittel in den Gedärmen dient. Bei dem Rothwildpret befindet sie sich in einem eigenen Behältniß an der Blume, bei andern Thieren aber in der eigentlichen Gallenblase an der Leber.

Gallfliege, Gallinsekten, Lat. Cynips. Fr. Gall-insecte. Diese gehören unter die minder schädlichen Waldinsekten, wovon nur das Weibchen mit einem Stachel versehen ist, womit sie nach der Paarung in besondere Theile gewisser Pflanzen bohren und ihre Eier hineinlegen. Diese Pflanzentheile schwellen davon auf und bilden besondere Auswüchse, die bei einigen Gewächsen Galläpfel genannt werden, die dann der Larve so lange zum Aufenthalt dienen, bis sie ihre Verwandlung überstanden hat. Das sonderbarste dabei ist, daß jene Eier selbst, nachdem sie von der Mutter in das Gewächs gelegt worden, erst noch wachsen, theils noch einmal so groß werden, bevor die darin befindliche Larve auskriecht. Dadurch, daß sie den jungen Trieb in vielerlei Holzarten, auch Zapfen, Blätter und Zweige zernagen, sind sie den Waldbäumen schädlich.

Es gehört hierunter: die schwarze graufüßige Gallenfliege (Cynips foliorum Quercus), welche der Bewohner

der großen gemeinen Galläpfel ist, die unterwärts an den Blättern der Eiche sitzen; die Weidenrosenfliege (Cynips Salicis strobilis), welche auf etlichen glatten Weidenarten, die sogenannten Weidenrosen oder Rosenzapfen macht.

Gambette, Lat. Tringa Gambetta, Linn. Fr. la Gambette, Buff. Engl. the Gambet, Penn. auch genannt: rothe Reuter, Gambettstrandvögel, und von den meisten Jägern Dütchen oder kleine Brachvögel. Ist ein Sumpfvogel, welcher unter die erste Familie der Gattung der Strandläufer (Kiebitze) gehört, und als Kennzeichen seiner Art, rothen Schnabel und Füße, aschgrauen und gelbbunten Oberleib und weißen Unterleib hat. Sie hat die Größe eines Wachtelkönigs, ist 13 und ein halb Zoll lang, der Schwanz 3 Zoll, und die Flügel, welche bis an die Schwanzspitze reichen, messen ausgespannt 20 Zoll.

Der Schnabel ist 14 Linien lang, von der Wurzel an bis an die Mitte roth, an der übrigen Hälfte schwarz; der Augenstern gelbgrün, mit schwarzen Ringen umgeben, der nackte Theil der Schenkel, die geschilderten Beine und Zehen roth oder rothgelb, die Klauen schwarz, der nackte Theil der Schenkel mißt 15 Linien, die Beine 2 und einen halben Zoll, die Mittelzehe 16 Linien und die hintere 5 Linien.

Der Kopf, Hals und Rücken sind aschgraubraun, die Deckfedern der Flügel und Schultern aschgrau, rostgelb eingefaßt, die Brust und der Bauch schmutzigweiß, die kurzen obern Deckfedern und mittelmäßigen untern Deckfedern des Schwanzes und die Schenkel weiß, die vordern Schwungfedern dunkelbraun, die übrigen aschgraubraun, der Schwanz dunkelbraun mit rostgelben Rande und Spitze.

In Thüringen findet man sie an Flüssen, und sonst überall in Europa. Sie geht auch bis ans Eismeer; in Island heißt sie ihrer Stimme wegen: Stelkr. Im September und Oktober zieht sie weg und kommt im Mai wieder. Auf ihrem Zuge geht sie auf die gepflügten Felder und auf Sumpfwiesen. Ihre Nahrung besteht aus Gewürmen und Insekten.

Der stärkste Strich von diesen Vögeln ist im Oktober, und man richtet auf sie und den grünen Regenpfeifer (charadrius pluvialis) in großen ebenen Gegenden einen Brach-

vogelheerd auf. Der Platz dazu muß gleich im Anfange des Sommers gedüngt und gepflügt werden, damit er im Herbst schon wieder etwas beraset ist; denn auf ganz frische Acker fallen sie nicht gern; deswegen läßt man die Aecker um den Heerd herum beständig umpflügen. Die Wände müssen groß seyn und ziemlich weite Maschen haben, damit sie keinen Wind fangen. Die Hütte wird in die Erde gegraben. Man hat dazu ein Paar Lockvögel von der Gambette und dem grünen Regenpfeifer nöthig. Sind sie nicht lebendig zu haben, so nimmt man ausgestopfte, und ahmt ihren Lockton mit einer Pfeife oder dem Munde nach. Wenn man einen lebendigen Lockvogel haben will, so sucht man ihn mit dem Lerchennetze des Abends zuzudecken. — Auch schießt man zuweilen einige Flügellahm, die noch gut zu Lockvögeln sind. — Sie nützen durch ihr Fleisch, das unter die Delikatessen gerechnet wird.

Gänge, Fr. Allures. Heißen nach Jägersprache die Wechsel, welche das Wild in Wald hinein und heraus macht, deren Anzahl die Jäger, wenn sie einen Hirsch bestätigen, oder sonst ein Thier kreisen und ausmachen wollen, genau beobachten müssen; s. Bestätigen.

Gänge, Fr. Chien de tête, d'entreprise. Benennt der Jäger die Hunde, wenn sie flüchtig und hurtig im Wenden, und dieses mit Geschicke sind.

Ganze Bretter. Heissen in Schwaben solche Bretter, welche das in der Würtembergischen Forst- und Bauordnung vorgeschriebene volle Maas von 16 Schuh in der Länge, 13 Zoll in der Breite und 5 Viertel Zoll in der Dicke haben.

Ganze Mast, s. Mast.

Ganze Rüdenhörner, s. Rüdenhörner.

Ganz in Haaren, s. Voll in Haaren.

Ganz machen, Fr. Achever. Bedeutet so viel als in Ordnung stellen, und der Jäger sagt es, wenn, da bei einem Jagen ein Dickigt abgetrieben worden ist, und die Jagdleute auf dem Stellwege heraus sind, und nun durch das Dickigt wieder gehen sollen, er dieselben vorher wieder in Ordnung, und in eine gleiche Reihe bringt, damit sie zusammen auf einmal fortgehen.

Gärberlohe, Fr. le Tan. Ist eigentlich die Rinde von Eichen, welche die Gärber zur Bereitung des Leders nöthig haben; s. Borkenschälen und Eiche.

Gärbermyrthe, Lat. Mirica Gale, Linn. Fr. le Piment royal, Engl. the Sweet Gale, or Myrtle; auch genannt: Niederländischer Myrthenstrauch, Brabandische Myrthe, Gagel, Rausch, Torfmyrthe, deutscher Kerzenbeerstrauch, Oelmyrthe, Myrthenheide, Heidelbeermyrthe, deutscher Talgbusch. Gehört, als ein Erdenholz, unter die sommergrünen Laubhölzer, und wird als ein niedriges dauerhaftes Strauchgewächs, das den großen Heidelbeersträuchern oder auch dem Aufschlag junger Weiden nicht unähnlich ist, in den nördlichen Provinzen Deutschlands häufig gefunden. Dieser Strauch trägt im Mai besondere männliche und besondere weibliche Blüthen auf verschiedenen Pflanzen, so daß also nur eine wirkliche Befruchtung statt finden, wenn beide Gegenstände in der Nähe sich beisammen findet. Die männliche Blüthe besteht in einem länglichten eiförmigen, schuppigen, gelben Zäpfchen, ohne Blumendecke und Krone, und hat 4 bis 6 kurze Staubfäden, die mit großen, doppelten, gelben Staubhülsen versehen sind. Die weibliche Pflanze bringt ihre Blüthe in länglichen, dichten, ovalen, purpurrothen Fruchtzäpfchen, ebenfalls ohne Kelch und Krone. Die daraus zum Vorschein kommende Frucht ist eine längliche, zapfenförmige und schuppige saftige Beere, welche im Oktober ihre Reife erlangt, und ein braunes hartes Saamenkorn enthält.

Die Wurzel ist ästig, zaserig, hart, fest und zähe; sie kriegt in nassem Moorboden weit umher; die Rinde ist Anfangs grün, dann purpurroth, und endlich schwarzbraun; das Holz ist weiß und nicht sehr hart. Die harten Blätter sind 1 und ein Viertel-Zoll lang und 3 Achtel Zoll breit, lanzettenförmig, glatt und fein gezahnt; die obere Fläche ist schön dunkelgrün, die untere hell und mit einer erhabenen Ader versehen.

Dieser kleine Strauch ist ein unschädliches Gewächs, das die feuchten Niederungen liebt, auch nach den eigenen Erfahrungen des Herrn von Burgsdorf, in trockenem, mit Dammerde gemischtem Sand, im schattigen Stande, frisch und munter fortwächst. Man kann es aus dem einzeln in

Rinnen gelegten Saamen, der aber mehrentheils 1 Jahr in der Erde liegt, am leichtesten aber durch Ableger und Verpflanzen der Sträucher erziehen, wobei aber immer darauf zu sehen ist, daß man es auf seinen natürlichen Boden bringe. Bei dem Verpflanzen wird die Vorsicht erfordert, daß man die Wurzel mit vieler Erde heraushebt, und sie sofort an ihren gehörigen Ort bringt.

Das ganze Gewächs hat frisch einen starken, angenehmen, gewürzhaften, etwas flüchtigen Geruch, der Geschmack ist bitter, öligt, etwas zusammenziehend und balsamisch, woraus man auf seine Kräfte in der Arznei mit Grund schließen kann. Wohlgetrocknete Sträuche riechen viel gelinder, und angenehmer. Alle Theile der Gärbermyrthe schwitzen einen Saft aus, der zwischen dem Wachs und Harz das Mittel hält; er ist öligt, klebricht, wohlriechend; dies Wachs hat man mit Unschlitt zu einer Masse geschmolzen und Kerzen daraus verfertiget. Man pflegt dieses Erdholz zu Pulver zu mahlen, und dieses, seines angenehmen Geruchs wegen, aromatischen Salben beizumischen. Auch legt man es zwischen Kleider und Zeuge, um Motten abzuhalten. Ehemals setzte man auch die äußersten Enden der blühenden Zweige mit Hopfen dem Biere bei. Die Gärber bedienen sich dieses Strauchs zur Bereitung der Oberleder und schwachen Felle.

Garn, Fr. Filet. Hierunter werden alle gestrickte, große und kleine Netze verstanden, welche zu irgend einem Jagdgebrauch angewendet werden.

Garnitur, s. Beschläge.

Garnsäcke, Fr. Verveux. Nennt man diejenigen Netze, welche in der Figur eines Sackes gestricket sind, und gewöhnlich zum Fangen der Dachse und Staaren gebraucht werden.

Gartenammer, lat. Emberiza hortulana, Linn. Fr. l'Ortolan, Buff. Engl. the Ortulan-Bunting, Lath. auch genannt: Ortolan, Fettammer, Kornfink, Brachämsel, Trostel, Windsche, Goldammer, Ortulan, Heckengrünling, Jutvogel. Gehört als Singvogel unter die Gattung der Ammern, und Kennzeichen seiner Art sind, die Schwanzfedern schwärzlich und die beiden weißen Seitenfedern nur nach außen schwarz, Kopf, Ober- und Unterhals

sind gräulich olivenfarben, die Kehle hochgelb. Er hat fast die Größe eines Goldammers, ist aber stärker von Brust und Schnabel; ist 7 Zoll lang, der Schwanz 3 Zoll, und die ausgespannten Flügel, welche zusammengelegt ein Drittheil des Schwanzes bedecken, messen 11 Zoll. Der Schnabel ist 6 Linien lang, an der Wurzel stark, gelblicht-fleischfarben, der Augenstern dunkelbraun; die Augenlider sind hochgelb eingefaßt, die geschilderten Beine 11 Linien hoch mit den Füßen fleischfarbig, die Nägel braun, die mittlere Zehe 10 und die hintere 9 Linien lang.

Der Kopf, Ober- und Unterhals ist graulich olivenfarben, die Kehle und ein Streifen vom untern Schnabelwinkel nach dem Hals herab hochgelb, der Rücken und die Schultern rothbraun, die mittelmäßigen Steißfedern schmuzzig graubraun, die Brust, der Bauch und die untern langen Afterfedern rothgelb, die Flügel schwärzlich, die Schwungfedern der ersten Ordnung äußerlich grau, die der zweiten und die Deckfedern stark rothbraun gesäumt, so daß die Flügel zusammengelegt rothbraun und schwarz gefleckt sind, die untern Deckfedern der Flügel schwefelgelb, die Schwanzfedern schwärzlich, die beiden äußersten innen mit einem weißen Flecken, die übrigen rothgelb gesäumt. — Das Weibchen ist etwas kleiner, am Hals und Kopf mehr aschgrau, und die Brust weniger braun. — Die Jungen haben vor dem ersten Mausern eine undeutliche gelbe Kehle mit grauer Mischung, und Brust und Bauch sind rothgelb mit Grau besprenkelt.

Als einem unruhigen Vogel, ist ihm Tag und Nacht gleich, daher er seine Lockstimme sowohl Göh göh, Peckpeck, peck peck peck! Tzwit, tzwit! Gye, gye, als auch seinen Gesang, der mit des Goldammers seinem viel Aehnlichkeit hat, des Nachts hören läßt. Auf seinen Wanderungen hat er die Locktöne Zwit, zwit! und Gye, gye; Peckpeck jedesmal wenn er aufliegt, und mit Göh, göh drückt er seine Leidenschaften aus.

In Deutschland trifft man ihn des Sommers über nur einzeln in den Feld- und Vorhölzern an; in dem südlichen Europa, Rußland und Siberien ist er gemein. Als Zugvogel sieht man ihn in Deutschland in der letzten Hälfte des Aprils, oder Anfangs Mai ankommen, er begiebt sich aber

im August schon in die Felder, und verläßt uns mit der Haferernde im September zu 3 bis 6 wieder. Er liebt das Gebüsch und die Hecken, und hält sich daher in Weinbergen, Gärten, in Feldhölzern und lebendigen Vorhölzern auf.

Er wählt zu seiner Nahrung gern Hirsen, daher man ihn in Gegenden, wo dieser sehr angebauet wird, am häufigsten findet; sonst nährt er sich auch von Buchwaizen, Haferkönern und von allerhand Insekten, und füttert mit leztern auch seine Jungen. Im Vogelbauer, wo er sich sehr leicht hält, füttert man ihn mit Hirsen, Mohn und Hafer, und im Zimmer herumlaufend nimmt er auch mit bloßem Gerstenschrot, mit süßer Milch angemacht, vorlieb. Er soll oft so fett werden, daß er 3 Unzen wiegt.

In Gebüschen und Hecken macht er ein nachläßiges aus Grashalmen geflochtenes Nest, und legt in selbiges 4 bis 5 grauliche, auch grauröthliche mit braunen Strichelchen bespritzte Eier. In Thüringen nistet er nur einmal des Jahrs, an andern Orten aber soll er es zweimal thun. — Seine Feinde sind die Füchse, Katzen, Marder, Iltisse und Wieseln, welche im Sommer die Nester aufsuchen, und im Winter verfolgen sie die Sperber bis vor die Scheunen.

Im Frühjahr fängt man ihn einzeln auf den Lockbüschen, wo ihn zuweilen ein Goldammerweibchen, das in einem Vogelbauer steckt, herbeilockt. — Im August legt man im Felde auf einem grünen Platze in der Nähe von Gebüschen einen kleinen Heerd, wie einen Finkenheerd an, umgiebt ihn mit einem niedrigen Zaun, und steckt allenthalben Haferbüschelchen hin. Neben den Heerd setzt man einige Lockvögel von seiner Art, und läufert auch, wo möglich, einige an. Er läßt sich sehr leicht herbeilocken; nur Schade, daß er nicht in Menge zieht.

Im Herbste ist er ein wahrer Fettklumpen vom ausgesuchtesten Geschmack, sättigt aber bald. In Italien und Frankreich werden sie gerupft, in Schachteln gepackt, und mit Mehl oder Hirsen bestreut, verschickt. Die mehrsten aber werden bei dem Dorfe St. Stoppa auf Cypern gefangen, und ohne Kopf und Füße im heißen Wasser aufgewällt, mit Gewürze in Essig gelegt, und in Fäßchen nach den großen Städten von Europa geschickt. — In Deutschland bezahlen große Herren für einen Ortolan 4 bis 16 Gr-

schen Fanggeld, und in Schweden wird er bisweilen mit einem Dukaten bezahlt. — Er vergnügt auch durch seinen Gesang. — Schaden thut er in Hirsenfeldern.

Varietäten sind: 1) der weiße Gartenammer, lat. Emberiza hortulana candida, Fr. Ortolan blanc, Buff. 2) Der gelbe Gartenammer, lat. Emb. hort. fulva, Fr. Ortolan jaune. 3) Der Gartenammer mit weißem Schwanze, lat. Emb. hort. albicilla, Fr. Ortolan à queue blanche. 4) Der schwarze Gartenammer, lat. Emb. hort. nigra, Fr. Ortolan noirâtre, Buff. Die übrigen Varietäten, die man in Büchern findet, gehören nicht hierher, und schreiben sich von den Zeiten her, wo man jeden fremden Vogel, der ins Ammergeschlecht gehörte, Ortolan nannte.

Gartenrothschwänzchen, s. Rothschwänzchen.

Gazelle, lat. Antilope. Ist eine Gattung Säugethiere, deren Arten zwischen den Hirsch- und Ziegenarten mitten inne stehen. Dem Ansehen und den Haaren nach gleichen sie den Hirschen, den Hörnern nach aber den Ziegen. Die falschen Hufe sind bei ihnen kleiner und sehen Warzen ähnlich. Sie bewohnen das wärmere Asien und Afrika, und nur eine Art, nämlich die Gemse, ist europäisch; s. Gemse.

Geäfter, s. After.

Geäße, Geätze, Fr. le Viandis (beim Rothwildpret); la Mangeure (beim Schwarzwildpret). Wird bei allen wilden Thieren, die edel und zu verspeisen sind, und zur hohen Jagd gehören, die Weide genannt, womit sie sich sättigen und ernähren.

Gebanneter Hau. Wird ein Gehau oder Holzschlag genannt, der zwar abgeräumet, aber noch nicht erwachsen ist, und deshalb mit dem Vieh nicht behütet werden darf, daher man ihn mit Bannraiteln oder Hegewischen bezeichnet, und den Triftberechtigten die Viehweide so lange verbiethet, bis das junge Holz dem Viehe entwachsen ist.

Gebirge, Fr. Chaine de montagnes. Hierunter bezeichnet man solche Gegenden, wo viele Berge und Thäler sind; siehe unter Berg.

Gebirghirsch, s. Berghirsch.

Gebiß, Fr. la Bouche. Wird der Mund bei allen vierfüßigen Raubthieren genannt.

Geblendet, s. Blenden.

Gebräuche, Rüssel, Wurf, Fr. Boutoir, Groin. Heißt der vordere Theil an einem wilden Schweinskopf, nämlich das Maul.

Gebrochen, s. Brechen.

Gebrochener Laust, Fr. Fenderie en croix. Wird ein solcher Lauft genannt, wo bei Anstellung eines Hauptjagens, wenn wegen des Holzes, Getraides, Gebirges oder anderer wichtigen Ursachen, der Lauft nicht gerade aufgestellt, oder derselbe den Flügeln nach vor das Jagen gebracht werden kann, die Flügel gebrochen werden, und der Lauft quer vor die Kammer gemacht wird. S. unter Lauft zum Abjagen.

Gebüsche, Fr. Brouſſailles. Hierunter wird eigentlich der Unterwuchs in den Laubwaldungen verstanden; einige nennen auch so die Dickigte in den Nadelwäldern.

Geendet, s. Enden.

Gefallen, Fr. mourir. Sagt man von einem wilden Thier, wenn es todt gefunden wird, und man nicht weiß, wie es umgekommen ist; s. Fallwildpret.

Gefället, s. Baumfällen.

Gefangen; wird in verschiedenem Verstande gebraucht. Einmal sagt der Jäger: gefangen, wenn er etwas in einem Garn oder Eisen, auch Fallen, oder Schlingen bekömmt. — Ferner heißt gefangen, wenn die Hunde etwas einholen oder würgen. — Auch heißt gefangen, wenn bei Anbindung eines Tuches oder Garnes einer das Ende von der Leine nimmt, und damit um einen Baum oder Heftel herumfährt, jedoch so, daß der Ort, welchen er in der Hand hat, unter die Leine hinkommt; wenn nun die Jagdleute das Tuch oder Garn anziehen und strecken, so rücket er immer sachte nach, bis es steif genug angezogen, und mach feste! gerufen wird, da er dann sogleich mit seinem Ort rückwärts über der Leine hinweg, und wieder um den Baum oder Heftel

herumfährt, und die Leine befestiget (dieß heißt also die Leine fangen.)

Gefäß, s. Geschühe.

Gefege, s. Bast.

Gegriffen, Greifen, Fr. jetter par terre. Wird von einigen Jägern gesagt, wenn die Windhunde einen Hasen fangen.

Gehäge, s. Gehege.

Gehau, Fr. Taillis, Triage. Ist eigentlich so viel als Holzschlag; insbesondere aber verstehen einige darunter einen Ort, der im Laub-Oberholz abgetrieben wird.

Gehecke, Fr. la Couvée, Engeance. Sagt man von einem Nest voll Vögel, so viel ihrer auf einmal ausgebrütet worden, und dieß heißt man gewöhnlich eine ganze Hecke, oder auch einen Flug (Volée de pigeons); s. auch Flug.

Gehege, Gehäge, Fr. la Varenne, Enceinte. Heißt ein gewisser Jagdbezirk, worin niemand jagen, hetzen oder schießen darf, sondern das Wildpret für die Herrschaft sehr geschont wird, damit sie allemal, wenn sie jagen wollen, welches vorräthig finden.

Gehen, Fr. marcher. Heißt, wenn das Wildpret allerhand Gattung, Abends aus seinem Lager oder Stande nach dem Geäße ziehet, und früh Morgens, jedes nach seiner Art, wieder zu Holze nach einem sichern Orte eilet.

Gehetzet, Fr. laisser courre. Wird gesagt, wenn ein Thier mit Hunden verfolgt wird, die es fangen oder würgen sollen, z. B. die Windhunde den Hasen.

Gehoben, Fr. lever. Sagt man, wenn ein Wolf oder Fuchs den Vorwurf, oder die Bissen, so der Jäger zur Ankörnung auf den Platz geworfen, aufgenommen und hinweg gefressen hat.

Gehölz, ist so viel als Holzung und Holz.

Gehör, Fr. les Oreilles du Cerf. Werden beim Hirsch die Ohren genannt.

Gehörn, Geweih, Gewichte, Fr. Tête du cerf, Bois du cerf, Ramure. Werden die beiden Hörner oder Stangen nebst den daran befindlichen Enden oder Spitzen

genannt, welche der Hirsch auf seinem Kopfe trägt. Das Gehörn sitzt auf dem sogenannten Rosenstock fest. Beim Rehbock wird es Gehörn allein genannt.

Die Gehörne sind eine Jagdnutzung, müssen in den Zeughäusern zum Zierrath als Haken dienen, und geben roh oder geraspelt und grün, auch anders gebaitzt, Griffe zu Messern und Hirschfängern. Die Köche machen mit und ohne Wein, eine nahrhafte und stärkende Gallerte daraus. Mit gebranntem und gepülvertem Hirschhorn, am meisten aber mit ungebranntem und bloß geraspeltem, macht man den Kaffee klar, und braucht es bei jungem Biere zum hellmachen und dasselbe wider die Säure zu bewahren. Auf eine Tonne rechnet man 1 Viertelpfund gepülvertes Hirschhorn, welches mit 2 Kannen von dem klar zu machenden Biere ans Feuer gesetzt, aufgekocht und warm oder vielmehr lau in die Tonne gegossen wird. Das Bier bleibt hierauf eine Nacht ruhig liegen, und wird alsdann auf Flaschen gezogen. Man macht auch aus dem Hirschhorn eine Hirschhornschwärze, die eben so wie die Elfenbeinschwärze zu gebrauchen ist. — Aus ihm werden auch verschiedene Präparate gemacht. Das gebrannte Hirschhorn findet man in den Apotheken, und dient als ein absorbirendes Mittel. Der Hirschhorngeist ist allgemein bekannt, dient vorzüglich in Ohnmachten, und wird, mit andern Arzneien versetzt, in verschiedenen Krankheiten gebraucht. Anderer Präparate, deren einige das Vorurtheil beibehielt, zu geschweigen.

Gejackte Hunde, gepanzerte Hunde, Fr. Chiens jaqués. Werden die Hatzhunde genannt, welche bei der Saujagd mit einem Panzer (s. Jacken für die Hunde) versehen sind, um sie vor dem Schlagen der Schweine zu bewahren. Am besten sind die gejackten Hunde bei Saujagen auf dem Laufte zu gebrauchen, nicht so gut aber im Freien oder Streifjagen, indem sie im Laufen nicht wohl fortkommen und sich behelfen können.

Geier, Lat. Vultur. Machen nach dem Linneischen System eine Gattung Vögel von der ersten Ordnung, nämlich den Raubvögeln, aus, welche folgende Kennzeichen hat: Der Schnabel ist gerade, nur die Spitze hakenförmig gebogen. Die Zunge ist gespalten. Der Kopf hat keine Federn. Das Weibchen soll nicht größer als das

Männchen seyn. Von den Adlern und Falken unterscheiden sie sich noch dadurch, daß sie in Heerden und sehr träge fliegen, eine niedergebeugte Stellung haben, sich vorzüglich vom Aase nähren, und dadurch in warmen Ländern sehr nützlich werden. Sie haben einen großen Kropf, der, gefüllt, wie ein Sack herabhängt, und Klauen, die nicht so stark wie bei andern Raubvögeln gekrümmt sind. Der ganze Körper ist mit so viel Pflaumfedern bedeckt, daß wenn man die Federn ausrupft, der ganze Vogel wie mit Wolle bekleidet erscheint.

Zu dieser Gattung gehören drei Arten: der gemeine Geier, dessen Beschreibung hier folgt, der Bartgeier und der Hasengeier.

Der gemeine Geier, lat. Vultur cinereus, Linn. Fr. le Vautour ou grand Vautour, Buff. Engl. the cinereous or ash-coloured Vulture, Lath. auch genannt: Geier schlechthin, der große Geier, brauner Geier, grauer Geier. Ist ein Raubvogel, und eine Art von der Gattung der Geier, deren Kennzeichen sind: kahler und bläulicher Nacken, und die Wolle am Hals bildet vorne einen herzförmigen Halskragen. Dieser Vogel bewohnt die hohen gebirgigen Waldungen von Europa, kömmt aber auch im Winter in die niedrigen Gegenden herab. Er ist viel größer als der gemeine Adler, 4 Fuß lang, und die Breite der ausgespannten Flügel 9 Fuß. Der Schwanz ist 14 Zoll lang, und die zusammengelegten Flügel reichen bis auf 2 Drittheile desselben. Der schwärzliche Schnabel ist 4 und einen halben Zoll lang, bis fast zur Spitze gerade, die Spitze sehr übergekrümmt, die Wachshaut dunkelhimmelblau, der Stern nußbraun, die Beine halbbefiedert, der kahle Theil mit den Zehen weiß, fleischfarben überlaufen, die Nägel flach gebogen und schwarz, die Mittelzehe 4 Zoll und die hintere 3 Zoll lang.

Kopf und Hals sind mit wolligen röthlichen Federn besetzt; im Nacken ist ein breiter, blaulicher, kahler Fleck; den Augenkreis und die Wangen sind dunkelbraun; die Wolle ist am Hinterkopf aufgerichtet; in Ruhe sitzend bildet die Halswolle vorne nach der Brust zu einen herzförmigen lichtgrauen Kragen, und die Wolle des Vorderhalses bis zur Brust steht seichter und ist dunkelbraun; auf den Schultern

zwischen Flügeln und Hals steigen auf beiden Seiten lange lichtgraue, an den Seiten dunklere Federbüsche in die Höhe; Kragen und Federbüsche aber legen sich an den Hals an und werden unmerklich, wenn sich der Vogel stark bewegt, unruhig oder im Affekte ist. Der Oberleib ist dunkelbraun mit hellern Spitzen; Brust, Bauch, After und Schenkel sind heller als der Oberleib, die Schwungfedern schwarz, lichtgrau gerandet, der Schwanz wie der Rücken. — Das Weibchen ist merklich größer, und schwarzbraun oder dunkler von Farbe als das Männchen. — Die hier beschriebene Farbe bleibt immer und ändert sich nicht.

Seine Nahrung besteht eigentlich in Aas; außerdem aber stößt er auch auf Rehe, Ziegen, Schafe, Hasen und dergl. Er ist nicht so scheu wie die andern Raubvögel, dabei so gefräßig und auf seinen Raub so erpicht, daß er sich leicht dabei fangen und schießen läßt. Wegen des Schadens, den er thut, gebührt dem Jäger ein gutes Schießgeld.

Geierfalke, lat. Falco Gyrfalco, Linn. Fr. le Gerfault, Buff. Engl. the Gyrfalcon, Penn. auch genannt: großer Falke, Mittelfalke, Gierfalke, Geier, Raubfalke, Gyr- oder Gerfalke, Regerfalke. Gehört, als Raubvogel, unter die zweite Familie der Falken-Gattung, nämlich die eigentlichen Falken, und hat als Kennzeichen seiner Art, bläuliche Wachshaut und Füße, und weiß und braun gefleckten Körper. Dieser Falke wird nur auf seinen Streifereien in Deutschland, und zwar auf den Schlesischen Gebirgen zuweilen angetroffen. Er bewohnt das kalte nördliche Europa und Asien, und hält die größte Kälte aus, ohne wegzuziehen. Man hat aber auch nicht bemerkt, daß ihm ein wärmeres Klima, wohin er gebracht worden, etwas von seinem Muth und seiner Stärke benommen hätte.

Er ist 2 Fuß 3 Zoll lang und die Flügelbreite beträgt 4 Fuß 8 Zoll. Er wiegt 45 Unzen. Der bläuliche Schnabel ist kurz, dick und mit einem großem Haken versehen, die Wachshaut bläulich aschgrau, zuweilen auch gelb, die Augen dunkelblau, die Füße stark und hellblau, höchstselten gelblich. Die Kehle ist schön weiß, an dem übrigen Körper ist die Hauptfarbe ebenfalls weiß mit dunkelbraunen Flecken, Linien und Streifen schön gezeichnet. — Das Weibchen ist wie gewöhnlich größer und stärker.

Dieser Falke ist nach dem Adler der stärkste, lebhafteste und muthigste, und wird daher in der Falkenierkunst unter allen Jagdvögeln für den edelsten und vorzüglichsten gehalten. Das Weibchen wird auf Störche, Reiher, Kraniche, Falken und Hasen abgerichtet, jene schlägt es mit leichter Mühe und auf diesen schießt es senkrecht herab; das Männchen (Tiercelet de Gerfault) aber lehrt man bloß Gabelweihen, Reiher, Krähen und Tauben schlagen.

Zu einem schönen Geierfalken werden ein flach und gleichgewölbter Kopf, weite Nasenlöcher, ein krummer, harter Schnabel, ein im Nacken dünner, an den Schultern breiter Hals, ein Rumpf, der bis zum Schwanz ein Dreieck vorstellt, Flügelspitzen, die sich durchkreuzen, eine fleischige und gewölbte Brust, starke Schenkel und kurze Beine verlangt.

In ihrer Freiheit nähren sie sich vorzüglich von weißen und andern Haselhühnern. — Man sagt, sie baueten ihren Horst in den Schnee, den sie durch die Wärme ihres Körpers zuweilen eine Klafter tief bis auf den Erdboden wegschmelzten.

Unter den Geierfalken unterscheidet man dreierlei Varietäten, die vielleicht drei wirklich verschiedene Arten ausmachen: 1) den Isländischen oder gewöhnlichen; 2) den Norwegischen mit braunem Oberleib, und weißem braungeflecktem Unterleib; 3) den weißen Geierfalken, oder schlechtweg weißen Falken (Falco albus). Diese ändern aber auch in der Farbe sehr ab; denn es giebt weißgraue mit einem schwarzen, herzförmigen Flecken auf dem Rücken und den Flügeln, gelbliche, röthliche, aschgraue und dergl.

Geilen, s. Kurzwildpret.

Geis, Guiß, Ricke, Fr. Chevrelle, Chevrette. Ist das weibliche Geschlecht der Rehe, die auch zuweilen Rehziege genannt werden.

Geisblatt, wildes, Lat. Lonicera Periclymenum, Linn. Fr le Chevre feuille ordinaire, Engl. the wild Honey-suckle; auch genannt: Zaunlilie, Waldlilie, Waldgeisblatt, gemeine Specklilie, wildes Je länger je lieber, holländisches Geisblatt, deutsches Geisblatt, gemeines Geisblatt, Waldwinde, Zaungilge, Lilienfrucht, wildes Capriso-

lum. Ist ein sommergrünes, einheimisches Rankengewächs, das sich an andern Sträuchern und Bäumen in die Höhe windet, häufig in sehr fruchtbaren Laubhölzern und Hecken gefunden wird, und an seinen sternförmigen aus Röhren zusammengesetzten wohlriechenden Blumen kenntbar ist.

Die fruchtbaren Zwitterblumen kommen im Julius schirmförmig aus den äußersten Spitzen der Zweige; die darauf folgenden Beeren sind bei der Reife (im September) roth, fallen im Oktober ab, und haben glatte, gelbe Saamenkörner, die 8 Monate liegen. Die Wurzel ist zähe, holzig, faserig, läuft schräg, flach und sehr weit um sich; die Rinde ist braun. Die Blätter brechen zu Anfang des Maies aus, fallen zu Anfang des Oktobers ab, sind länglicht eirund, ungezahnt, weich, oben dunkelgrün, unten mit einem weißgraulichen Beschlag überzogen, auf beiden Flächen glatt, und durchwachsen, und stehen paarweise gegen einander über.

Dieses Gewächs treibt stark und schnell, und gewöhnt sich an allerhand Boden, wenn er eine etwas feuchte und schattige Lage hat. Wo es sich an den Bäumen recht hoch aufwinden oder schlingen kann, giebt es wegen der vielen Blüthen einen ausnehmenden erquickenden Geruch, und ein sehr gutes Ansehen.

In den Forsten hat das Geisblatt, da das Holz nur schwach ist, keinen sonderlichen Nutzen, wird also zu diesem Behuf nicht ausgesäet; will man es aber seiner Schönheit und seines Wohlgeruchs wegen, in den Gärten ziehen, so wird der Saame aus den Beeren ausgewaschen, den Winter über in Sand verwahrt, sodann einzeln in Rinnen gestreut, mit einem halben Zoll lockerer Erde bedeckt und öfters begossen. Die erscheinenden Pflanzen werden ebenfalls öfters begossen, und im Winter mit Laub bedeckt. Weit geschwinder aber geschieht die Vermehrung, wenn man es ausgräbt und versetzet, oder Ableger, Schößlinge und Stecklinge davon macht.

Geiskopfschnepfe. Lat. Scolopax Aegocephala, Linn. Fr. la Barge Aboyeuse ou la grande Barge rousse, Buff. Engl. the common Godwit, Penn. auch genannt: Uferschnepfe, gemeine Pfuhlschnepfe. Gehört als Sumpf-

vogel unter die Gattung der Schnepfen. Kennzeichen ihrer Art sind: etwas aufwärts gebogener Schnabel, ein röthlichweißer Strich über den Augen, und lichtbrauner Rücken. Sie ist 17 Zoll lang und ziemlich dick. Der Schwanz hält über 3 Zoll, und die Flügel klaftern 2 und einen halben Fuß, und reichen zusammengelegt fast bis auf die Schwanzspitze. Sie wiegt 12 Unzen. Der Schnabel ist 4 und ein Viertel Zoll lang, weich, dünne, gerade, an der Spitze etwas aufwärts gebogen, die untere Kinnlade etwas abgekürzt, die Farbe an der Wurzel blaßroth, übrigens schwarz, die Beine 1 und einen halben Zoll hoch, der nackte Theil der Schenkel 14 Linien, die mittlere Zehe 16 Linien und die hintere 5 lang, die ganzen Füße schmutzig dunkelbraun, die Nägel schwarz.

Kopf, Hals, Rücken, Deckfedern der Flügel und Schulterfedern röthlichbraun; über die Augen läuft ein röthlichweißer Strich hin; der Unterleib ist weiß bis zum Bauch mit schwarzen Querwellen und am After schwarz gefleckt; die sechs ersten Schwungfedern sind dunkelbraun, mit einem weißen Fleck an der Wurzel, und einem weißen Schaft auf der ersten Feder; die hintern Schwungfedern sind auf der äußern Fahne röthlichbraun eingefaßt und auf der inwendigen weißlich mit graubraunen Bändern, die 12 Schwanzfedern weiß, dunkelbraun gestreift. — Das Weibchen ist auf der Brust blaßröthlich aschgrau, und auf dem Rücken heller.

Diese Schnepfe trifft man im nördlichen und südlichen Europa und im Norden von Asien und Amerika an den sandigen Ufern des Meeres und der großen Flüsse, z. B. an der Donau und Weser, an. Nach Deutschland kömmt sie mehr im Winter als im Sommer. In abwechselnden und gelinden Wintern sieht man sie fast allezeit in dieser Jahrszeit an den Ufern der größern Flüsse Deutschlands.

Gekleidet, oder Kleidung; heißt wenn eine Büchse oder Flinte ihr Beschläge bekommt; s. Beschläge.

Gekröhnte Bäume; werden solche Bäume genannt, welche im Gipfel abdorren.

Gelachet, Gelochet, Gerissen, Gelaget, Fr. fendre l'écorce des arbres. Ist dasjenige Geschäfte der Harzscharrer, wenn sie die fichtenen Stämme, welche die vor-

geſchriebene Stärke erlangt haben, zum erſtenmal zum Harzen aufreißen, nämlich einen langen ſchmalen Strich Rinde von dem Baume abſchaben; ſ. unter Harzſcharren.

Gelbe Bachweide, lat. Salix helix, Linn. Fr. le petit Saule jaune, Engl. the yellow dwarf Willow; auch genannt: Roſenweide; Heckenweide; kleine niedrige Strauchweide; braune Roſenweide; Hagenweide. Iſt ein weicher Strauch, der unter die ſommergrünen Laubhölzer gehört; er wächſt jederzeit an den Bächen, Gräben und Teichen, und wird nicht viel über 4 Fuß hoch.

Dieſe Weide erlangt in 15 Jahren ihre Vollkommenheit; treibt flache Wurzeln, die 1 Fuß in die Tiefe und 3 Fuß in die Weite gehen. Die Zweige ſind dünne, eckig, ziemlich zähe, mit einer gelben oder grünlich röthlichen glatten Rinde, die im Alter dunkler und rauher wird, bekleidet. Sie ſind oft mit ſogenannten Weidenroſen beſetzt. Die Blätter ſtehen unten abwechſelnd und weitläuftig, oben gegen einander über und dichte. Sie ſind faſt gleich breit, länglich zugeſpitzt, der Rand iſt bei einigen bis auf die Hälfte fein gezahnt. Sie ſind zart, glatt, ſteif, oben hell grün glänzend, mit erhabenen Adern bezeichnet, unten matter, etwas meergrün, und gegen 2 und ein halb Zoll lang. Sie ſtehen auf glatten, oben gefurchten Stielen, die nur den achten Theil eines Zolls Länge haben. In den Achſeln der Blätter findet man drüſenförmige Körper. Die Blüte erſcheint im April. Die beiderſeits wolligen Kätzchen ſtehen an den jüngern Zweigen einander gegen über, an den ältern abwechſelnd, und haben an ihrer Baſis 2 bis 3 Deckblättchen. Die Schuppen der ſehr dünnen männlichen Kätzchen bedecken einzelne Staubfäden; die eirunden Schuppen der weiblichen, welche beim Heraustreten der Wolle roth ſind, hernach aber ſchwarz werden, enthalten 2 oder 4 ſehr kurze Staubwege. — Man pflanzt dieſe Weide gern an ſandige Landſtraßen zu Hecken, auch auf Sandhügel und an ſandige Ufer, um den Sand ſtehend zu machen. Sie dient übrigens zum Korbmachen.

Gelbſchnäbel, ſ. unter Edler Falke.

Gelbſucht; heißt die Baumkrankheit, wenn die Blätter zu früh gelb werden und abfallen.

Männchen seyn. Von den Adlern und Falken unterscheiden sie sich noch dadurch, daß sie in Heerden und sehr träge fliegen, eine niedergebeugte Stellung haben, sich vorzüglich vom Aase nähren, und dadurch in warmen Ländern sehr nützlich werden. Sie haben einen großen Kropf, der, gefüllt, wie ein Sack herabhängt, und Klauen, die nicht so stark wie bei andern Raubvögeln gekrümmt sind. Der ganze Körper ist mit so viel Pflaumfedern bedeckt, daß wenn man die Federn ausrupft, der ganze Vogel wie mit Wolle bekleidet erscheint.

Zu dieser Gattung gehören drei Arten: der gemeine Geier, dessen Beschreibung hier folgt, der Bartgeier und der Hasengeier.

Der gemeine Geier, lat. Vultur cinereus, Linn. Fr. le Vautour ou grand Vautour, Buff. Engl. the cinereous or ash-coloured Vulture, Lath. auch genannt: Geier schlechthin, der große Geier, brauner Geier, grauer Geier. Ist ein Raubvogel, und eine Art von der Gattung der Geier, deren Kennzeichen sind: kahler und bläulicher Nacken, und die Wolle am Hals bildet vorne einen herzförmigen Halskragen. Dieser Vogel bewohnt die hohen gebirgigen Waldungen von Europa, kömmt aber auch im Winter in die niedrigen Gegenden herab. Er ist viel größer als der gemeine Adler, 4 Fuß lang, und die Breite der ausgespannten Flügel 9 Fuß. Der Schwanz ist 14 Zoll lang, und die zusammengelegten Flügel reichen bis auf 2 Drittheile desselben. Der schwärzliche Schnabel ist 4 und einen halben Zoll lang, bis fast zur Spitze gerade, die Spitze sehr übergekrümmt, die Wachshaut dunkelhimmelblau, der Stern nußbraun, die Beine halbbefiedert, der kahle Theil mit den Zehen weiß, fleischfarben überlaufen, die Nägel flach gebogen und schwarz, die Mittelzehe 4 Zoll und die hintere 3 Zoll lang.

Kopf und Hals sind mit wolligen röthlichen Federn besetzt; im Nacken ist ein breiter, blaulicher, kahler Fleck; der Augenkreis und die Wangen sind dunkelbraun; die Wolle ist am Hinterkopf aufgerichtet; in Ruhe sitzend bildet die Halswolle vorne nach der Brust zu einen herzförmigen lichtgrauen Kragen, und die Wolle des Vorderhalses bis zur Brust steht leichter und ist dunkelbraun; auf den Schultern

zwischen Flügeln und Hals steigen auf beiden Seiten lange lichtgraue, an den Seiten dunklere Federbüsche in die Höhe; Kragen und Federbüsche aber legen sich an den Hals an und werden unmerklich, wenn sich der Vogel stark bewegt, unruhig oder im Affekte ist. Der Oberleib ist dunkelbraun mit hellern Spitzen; Brust, Bauch, After und Schenkel sind heller als der Oberleib, die Schwungfedern schwarz, lichtgrau gerandet, der Schwanz wie der Rücken. — Das Weibchen ist merklich größer, und schwarzbraun oder dunkler von Farbe als das Männchen. — Die hier beschriebene Farbe bleibt immer und ändert sich nicht.

Seine Nahrung besteht eigentlich in Aas; außerdem aber stößt er auch auf Rehe, Ziegen, Schafe, Hasen und dergl. Er ist nicht so scheu wie die andern Raubvögel, dabei so gefräßig und auf seinen Raub so erpicht, daß er sich leicht dabei fangen und schießen läßt. Wegen des Schadens, den er thut, gebührt dem Jäger ein gutes Schießgeld.

Geiersalke, lat. Falco Gyrfalco, Linn. Fr. le Gerfault, Buff. Engl. the Gyrfalcon, Penn. auch genannt: großer Falke, Mittelfalke, Gierfalke, Geier, Raubfalke, Gyr- oder Gerfalke, Regerfalke. Gehört, als Raubvogel, unter die zweite Familie der Falken-Gattung, nämlich die eigentlichen Falken, und hat als Kennzeichen seiner Art, bläuliche Wachshaut und Füße, und weiß und braun gefleckten Körper. Dieser Falke wird nur auf seinen Streifereien in Deutschland, und zwar auf den Schlesischen Gebirgen zuweilen angetroffen. Er bewohnt das kalte nördliche Europa und Asien, und hält die größte Kälte aus, ohne wegzuziehen. Man hat aber auch nicht bemerkt, daß ihm ein wärmeres Klima, wohin er gebracht worden, etwas von seinem Muth und seiner Stärke benommen hätte.

Er ist 2 Fuß 3 Zoll lang und die Flügelbreite beträgt 4 Fuß 8 Zoll. Er wiegt 45 Unzen. Der bläuliche Schnabel ist kurz, dick und mit einem großem Haken versehen, die Wachshaut bläulich aschgrau, zuweilen auch gelb, die Augen dunkelblau, die Füße stark und hellblau, höchstselten gelblich. Die Kehle ist schön weiß, an dem übrigen Körper ist die Hauptfarbe ebenfalls weiß mit dunkelbraunen Flecken, Linien und Streifen schön gezeichnet. — Das Weibchen ist wie gewöhnlich größer und stärker.

Geleuter, Fr. Ret à mailles quarrées. Sind schmale, spiegelicht gestrickte kleine Garne, welche nicht zum Fangen, sondern bloß zum Abhalten, insonderheit vor den Treibzeugen gebraucht werden; s. auch Laufleutern.

Geloß, s. Hirschgeloß.

Gelt, Fr. brehaigne, stérile. Sagt man vom Hirschgeschlecht, wenn das Wildkalb nicht brunstet und setzt, nämlich unfruchtbar bleibt.

Geltthier, s. Altthier.

Gelünge, s. Geräusche.

Gemeiner Adler, s. Adler.

Gemeiner Funfziger. Ist ein zum Flößen bestimmter tannener Baustamm, 50 Schuh lang und am dünnen Ende 9 Zoll und drüber dick.

Gemeiner Reiher, s. Fischreiher.

Gemeiner Sechziger. Ist ein zum Flößen auf dem Neckar bestimmter tannener Baustamm, 60 Schuh lang, und am dünnen Ende 9 bis 12 Zoll dick, auf der Künzig hingegen hat er nur 48 Schuh in der Länge, und 5 bis 7 Zoll am kleinen Ende; ist er Gefrömdet Holz, so hat er zwar eben die Länge, ist aber am kleinen Ende 9 bis 10 Zoll dick; und ein Holländer Sechziger hat 62 Schuh in der Länge und 16 ein halb Zoll in der Breite am kleinen Ende.

Gemeiner Siebenziger. Ist ein zum Flößen auf dem Neckar bestimmter Baustamm, 70 Schuh lang und am dünnen Ende 10 bis 12 Zoll dick; auf der Künzig hingegen hat er nur völlig 58 Schuh und am kleinen Ende 5 bis 7 Zoll; ist er Gefrömdet Holz, so hat er zwar eben diese Länge, aber am kleinen Ende 9 bis 10 Zoll, und ists ein Holländer Siebenziger, so hat er 72 Schuh in der Länge, und 16 ein halb Zoll in der Breite am kleinen Ende. Siehe auch Meß Siebenziger.

Gemeinholz. Heißt im Gegensatz vom Holländerholz beim Floßhandel in Schwaben dasjenige Tannen-Bauholz, das zum gemeinen Gebrauch bestimmt ist, und ist durchgehends geringer als das Holländerholz. Es bestehet aus Baustämmen von Tannen, Fichten und Kiefern oder Forchen, welche 70 Schuh lang sind, und 10 bis 12 Zoll am dünnen Ende messen; desgleichen aus geringern Stämmen von 60-50-40 und 30 Schuh in der Länge, die also am

obern Theil immer schwächer ausfallen; wie auch Säg- und Gipfel-Klötzen und Teuchelstangen. Das Maß vom gemeinen Holz auf der Künzig, ist von dem auf andern Flüssen in Schwaben sehr unterschieden, und in der Zunftordnung in Schiltach bestimmt; dasjenige Gemeinholz, welches aus dem Freudenstadter Oberforst kommt, hat dasjenige Maß, welches durch die Benennung angedeutet wird, z. B. ein 70ger hält 70 Schuh u. s. w. Bei demjenigen aber, welches aus dem Neuenbürger und Altensteiger Oberforst kommt, werden 5 Schuh zurückgemessen, so daß ein 70ger nur 65 und ein 60ger nur 55 Schuh hält, welches Maß im Jahr 1651 mit Baden verglichen worden.

Gemeinholzfloß. Wird nach Beschaffenheit der Flüsse oder nach besondern Verträgen verschieden mit allerhand Holzgattungen eingebunden. Z. B. in dem Herzogthum Würtemberg soll ein ordinairer Neckarfloß halten 21 Gestöhr, nämlich

2 Gestöhr 60ger à 7 Stück thut 14 Stück.
6 — 50ger à 8 — — 48 —
8 — 40ger à 9 — — 72 —
2 Saulgestöhr, jedes 30 Schuh lang 10 bis 12 Zoll dick, à 7 Stück —— 14 Stück
3 Gestöhr 30ger à 10 Stück — 30 Stück

21 Gestöhr, ohne das Vorzläzle oder Vorflößle à 20 Schuh lang, bestehet in 9 Stämmlein

Summa — [illegible] Stück.

Oefters ist auch wohl ein Gestöhr 70ger daran gebunden, so aus 6 Stücken bestehet. Und ohne dieses ist nach den Verträgen mit den benachbarten Landesherrschaften erlaubt, daß von 60 schuhigen Hölzern bei einem Floß, auch wohl 3 Gestöhr gebunden werden, wo hingegen in diesem Fall 1 Gestöhr 30ger wegbleibt. Zu diesem Neckarfloß kommen 32 Sparren und zwar 40 schuhigte 16 Stück, und 30 schuhigte auch 16 Stück, welche auf das Floß genagelt werden, worein der Oblast zu liegen kommt. Dieser bestehet in 900 Brettern, 900 Latten, wovon ein Büschel 8 Stück hält; 75-80 bis 100 Zweiling, oder sogenannten Halbthielen, 100 Rahmschenkeln.

und läßt sie daran genießen; aber an dem ganzen Hirsche die hitzigen Hunde genießen zu lassen, ist schädlich.

Genießjagen, Fr. Chasse qui se fait au temps que le cerf et le sanglier sont bons à chasser. Werden die ersten Jagen im Sommer, insonderheit bei der Parforcejagd genannt, als Ende des Julius und Anfang des Augusts.

Genster, s. Besenpfrieme.

Genuß geben, Curée machen, Fr. mettre les chiens en curée. Ist, wenn man, nachdem bei einer Parforcejagd der Hirsch abgefangen worden, den Hunden das Gepfneisch giebt.

Geometrie, Fr. Géomètrie. Ist derjenige Theil der Mathematik, welcher lehret die Größen der Dinge, in so fern solche in unsere Sinne fallen, aus unwidersprechlichen Gründen zu bestimmen und fest zu setzen. Sie theilet sich in die theoretische und in die praktische. Die erstere bestehet in der Erkenntniß der Eigenschaften, die den Größen zukommen; die andere aber erforschet die Größen der Dinge nach einem gewissen Maße, vermittelst der Werkzeuge.

Die Größe eines Dinges kann betrachtet und ausgemittelt werden, entweder nur in Ansehung ihrer Länge, ohne Breite und Dicke; oder in Ansehung ihrer Länge und Breite, ohne Dicke; oder auch in Ansehung ihrer Länge, Breite und Dicke zugleich. Hieraus entstehet eine dreifache Art der Ausmessung natürlicher Dinge. Betrachtet man eine Sache nach ihrer Länge, so wird die Art, solche zu messen die Linienmessung genannt. Erwäget man aber bei der Länge zugleich auch die Breite eines Dinges, so übersieht man solches als eine Fläche, und daher heißt die Ausmessung derselben, die Flächenmessung. Nimmt man endlich Länge, Breite und Dicke zusammen, so hat man einen Körper, folglich heißt die Ausmessung oder Bestimmung seiner Größe die Körpermessung.

Aus diesem wenigen ist schon hinlänglich klar, daß diesen Theil der Mathesis ein Forstbedienter zu seinen Geschäften unumgänglich nöthig hat; s. Forstwissenschaft, Ausmessung, Cubikrechnung u. s. w.

Gepacket, Packen, Fr. jetter par terre. Wird gesagt von den Hatzhunden, wenn sie etwas fangen und niederziehen, vorzüglich bei der Saujagd.

Gepanzert, s. Gejackte Hunde.

Gepfneisch, Genieß, Fr. Curée. Heißt bei der Parforcejagd dasjenige Wildpret von dem gefangenen Hirsch, welches den Hunden zu fressen gegeben wird. Es wird nämlich, wenn alle Ceremonien beobachtet werden, der rechte Vorderlauft abgelöset, und derselbe dem Fürsten oder einer fremden hohen Person präsentiret. Hierauf wird der Hirsch aufgebrochen und zerwirkt, das Geäse aus dem Gescheide ausgeleert, der Kopf sammt dem Gehörne abgelöset, und übrigens ordentlich zerwirkt. Wenn der Fürst es befiehlt, wird der Ziemer in die Küche geliefert; eine Keule oder ein anderer Braten gehört einem Piquir um den andern; die Flanken oder Eisbeine, Mehrbraten, Kehlbraten, die Zunge und das Herz gehören dem Besuchknechte, das Unschlitt und die Haut wird unter sie beiderseits getheilet. Hierauf wird die Haut erst darüber geschlagen, und da die Meute etliche Schritte davon entfernt liegt, so nimmt alsdenn einer den Kopf mit dem Gehörne, zeigt solchen den Hunden, dreht und winkt damit hin und her, da sie dann laut, aber doch noch etwas zurücke gehalten werden, bis sie recht feurig und hitzig thun; und nun werden sie auf einmal hinangelassen, die Haut aber sogleich und geschwind weggezogen, da sie dann in der Geschwindigkeit den Hirsch auffressen. Indem die Hunde anschießen, wird ihnen zugerufen: Ha la lit! Ha la lit! und fleißig geblasen, die Hunde, besonders die jungen, caressirt, und in kurzer Zeit sind sie mit dem Hirsche fertig.

Gerahmet, Fr. le Chien bourre le lièvre, donne une bourrade au lièvre. Heißt nach Jägersprache, wenn die Windhunde an einem Hasen sind, und selbigen ins Gedränge bringen, daß sie ihn eben fangen wollen, der Hase aber sich kurz vor den Hunden wendet, so daß diese wohl vorbei schießen, und er wieder einen Vorsprung erhält; dieses treibt der Hase so lange, und macht der kurzen Wendungen so viele, bis er entweder Gelegenheit findet, sich zu verbergen, oder aber von den Hunden gefangen wird.

Gerätheholz. Hierunter versteht man alles Gehölz, welches zu hölzernem Geräthe der Werkzeuge gebraucht wird.

Geräume, s. Waldrod.

Geräusche, Gelünge, die Lunge, Fr. Fressure. Wird das Gehänge bei dem edlen Wildpret genannt, welches zum Verspeisen dient, und dazu gehört das Herz, die Lunge und die Leber.

Gerecht, Fr. Chien fait un bon pied. Dem Hund, sagt man, ist es gerecht, wenn er (der Leit- oder Jagdhund) die Fährten begierig anfällt, und munter und lustig auf selbigen fortsuchet; nicht gerecht ist es ihm im Gegentheil, wenn die Fährten kalt, der Hund solche nicht gerne annimmt, noch viel weniger darauf fortsuchet.

Gerechtgehender Baum, oder Stamm, wird genannt, wenn die Adern im Holz nicht geschlängelt, sondern gerade parallel fortlaufen.

Gereiniget, Fr. émondé, élagué. Heißt es von den Nadelhölzern, wenn sie so weit erwachsen, daß sie stärker als Stangenholz, und wenigstens zu Stichholz tauglich sind, welches auf gutem Boden in einem Alter von 40 bis 46 Jahren geschehen kann.

Geringe, Fr. la bête jeune. Einen Hirsch nennt man geringe, wenn er ein schlechtes Ansehen hat. Geringe (statt mager) nennt man das Wildpret von allen Thieren, wenn sie nicht viel auf dem Leibe haben.

Geringer Hirsch, Fr. un Cerf jeune. Wird ein Hirsch so lange genannt, als er noch nicht jagdbar ist, und nicht viel weder am Gehörne noch am Leibe hat.

Gerstenammer, Lat. Emberiza miliaria, Linn. Fr. le Proyer, Buff. Engl. the common Bunting, Penn. auch genannt: Gerstammer, Gersthammer, gemeiner Ammer, Wiesenammer, Gerstling, Gerstvogel, Gergvogel, Welscher Goldammer, weißer Emmeritz, Braßler, großer Ammer, großer lerchenfarbener Ammer, Kornlerche, Baumlerche, Knustknipper, Ortolan, Strumpfweber, doppelter Grünschling. Gehört als Singvogel unter die Gattung der Ammern, deren Art grau, und unten schwarzbraun gefleckt ist. Er ist der größte deutsche Ammer, 8 Zoll lang, der Schwanz 3 und einen halben Zoll, und die Flügelbreite über 1 Fuß. Die gefalteten Flügel legen sich auf der Mitte des Schwanzes zusammen. Der Schnabel ist 6 Linien lang, kurz, sehr stark, der untere Kiefer in der Mitte stumpfwinklich eingebogen, der obere mit einem großen Zahn

am Saumen versehen, im Winter so wie die geschilderten Füße graubraun, im Sommer aber der Oberkiefer braun, der untere gelblich, der Augenstern kastanienbraun, die Augenlider röthlichgelb, die Beine 13 Linien hoch, die mittlere Zehe 12 und die hintere 10 Linien lang.

Wegen seiner Farbe wird er zuweilen für eine Lerche gehalten; doch ist er gefleckter. Der Kopf und Obertheil des Körpers ist lichtbraun oder röthlichgrau, der Untertheil schmutzig gelblichweiß, viele Theile mit schwarzbraunen Längsflecken, die oben gröber unten aber klärer sind, besetzt; die großen Deckfedern der Flügel, und die hintern Schwungfedern dunkelbraun mit rothgrauen Säumen, die vordern Schwungfedern dunkelbraun röthlichweiß kantirt, die Deckfedern der Unterflügel schmutzigweiß mit dunkelbraunen Strichelchen, der Schwanz etwas gabelförmig, dunkelbraun, röthlichweiß eingefaßt. — Das Weibchen ist ein wenig kleiner, auf dem Bürzel und den obern Deckfedern des Schwanzes rothgelbgrau, weißlicht eingefaßt, und die Schwung- und Schwanzfedern sind heller gesäumt.

Zu seinen auszeichnenden Eigenschaften gehört, daß er im Sommer, wenn er von einem Orte zum andern fliegt, seine Füße hängen läßt, und seine Flügel hurtig und unregelmäßig gerade schwingt, wie wenn ein Raubvogel auf etwas stoßen will; zu andern Jahrszeiten beträgt er sich im Fluge anders. Er lockt beständig kreischend: Tirjitz! und sein Gesang vom März bis August ist kürzer, lebhafter und rauher als der des Goldammers, und drückt sich durch die Silben: Toi, toi, tiritz! aus. Wenn er auffliegt, so knarrt er mit dem Schnabel. Das Weibchen singt nicht, sondern schreit nur sein Tirjitz.

Der Gerstenammer ist durch ganz Europa und durch das nördliche Asien wenigstens als Zugvogel verbreitet. Als Zugvogel erscheint er im März in Gesellschaft der Lerchen auf den Haferstoppeln und der grünen Saat; in vielen Gegenden Deutschlands ist er Stand- und Zugvogel zugleich, nämlich einige ziehen im September weg, andere bleiben mit den Goldammern da, sogar in den nördlichsten Gegenden von Deutschland; in einigen Gegenden, besonders im Brandenburgischen, nisten sie auch. Des Sommers über siehet man sie in den Ebenen, an den Wiesen,

aus der friſchen Wunde trinken die Gemſenjäger aus Aberglauben, um ſich dadurch gegen den Schwindel auf den ſteilſten Felſen zu ſtärken.

Von den Gemſen unterſcheidet man zwei Racen: die eine, von den Schweizern Gratthier, genannt; die andere, welche größer und dunkelbrauner iſt, heißt Waldthier. Vielleicht aber iſt der Unterſchied unter beiden der nämliche, den man unter Feld- und Waldhaſen, oder Feld- und Berghirſchen bemerkt.

Gemſenkugeln, Fr. égagropile, Bézoar d'Allemagne; auch Gemsballen, europäiſcher oder deutſcher Bezoar genannt. Sind harte rundliche Kugeln, welche ſich in den Magen der Gemſen von den unverdaulichen Zaſern der Bärenwurz, Gemswurz, Allermannsharniſch und dergl. als ihrer Nahrung im Winter bilden; äußerlich ſind ſie mit einem ſchwarzbraunen, lederartigen Häutchen umgeben, und weil ſie einen guten Geruch und bittern Geſchmack haben, dichtete man ihnen vor Zeiten allerhand Heilkräfte an. Man findet ſie im Magen in der Größe einer welſchen Nuß bis zu einer Fauſt, und ſo lange ſie in ihnen ſind, ſind ſie weich, und werden nur erſt an der Luft hart; ob dieſe Kugeln den Gemſen Schmerzen verurſachen, iſt unbekannt.

Genicke, oder Knick, auch an einigen Orten Link genannt. Iſt eigentlich eine dicke Hecke, worin geknickt Raitel oder ganzes Staudenholz ſtehet, welches man hei über beugt, durchflechtet, und ſo Befriedigungen um Aecke oder Wieſen macht.

Genickfänger, Fr. Couteau de chaſſe. Iſt ein vo gutem Stahl verfertigtes, ſpitziges Meſſer, das einen He von einem Stück Hirſchgehörne, Ebenholz, gebeiztem E ſenbein, und eine ganz-ſchmale, 4 oder 5 Zoll lange Kli ge hat, die zweiſchneidig ſeyn, und unten und oben in d Mitte einen Rücken haben muß.

Genickfang geben, Fr. décharger un coup dans nuque. Iſt die Verrichtung des Jägers, da er bei eine geſtürzten Hirſch, Thier oder Rehbock mit dem Genickfä ger, hinter den Ohren, wo Kopf und Hals zuſammen hen und gewachſen ſind, hinein ſticht, da es dadurch v endet.

Genickt, Genicken, Fr. èchigner, Heißt nach Jägersprache, wenn man einen Hasen bei den Hinterläuften nimmt, und mit der flachen Hand über den Hals hinter den Ohren das Genicke abschlägt.

Genieß, s. Gepsneisch.

Geniessen, Genossen machen, Fr. faire acharné le chien de cerf. Geschieht bei den Leithunden, die nicht allzu hitzig oder feurig, wohl gar zu kaltsinnig sind, und nicht frisch zur Erde greifen, am füglichsten also: der Jäger stellt sich früh vor Holze, und schiesset einen Hirsch; diesem schärfet er den Hals bis an die Brust auf, löset die Kehlbraten heraus, klemmt selbige zwischen des Hirsches Schalen, zerwirkt auch wohl auf einer Seite den Hirsch, legt dieselbe unten, und die noch ganze Seite oben, deckt den Hirsch mit grünen Brüchen wohl zu, holet seine Leithunde, und arbeitet mit seinen Burschen auf die Fährten nach, wo der Hirsch zu Holze gezogen, läßt einen um den andern vorschießen und zeichnen, bis sie bald an den Hirsch sind, da er sie dann nochmals zeichnen, und hierauf sammt dem Hängeseile hinan schießen läßt. Er muß aber auch gleich selbst herbeieilen, und die Hunde das aus den Schalen heraus, wie auch nachhero von der zerwirkten Keule, Blatt und Halse vollends satt, aber nicht zu viel genießen lassen, das übrige nach und nach wieder mit Brüchen bedecken, den Hunden recht geben, und sie mit dem Bruche ablieben und gemächlich abtragen. So viel möglich muß man darauf sehen, daß der Hirsch den Hunden unter Wind liegt, wenn man Anfangs darauf nachgearbeitet kömmt. Solches Genießen macht die Hunde feurig, und wenn man des andern Morgens wieder mit ihnen hinausziehet, werden sie sehr fleißig seyn. Findet man es für nöthig, so kann man sie noch ein- oder zweimal genießen lassen.

Den hitzigen Hunden kann man auch wohl etwas Genuß geben. Man löset hiezu die Läufte vom Hirsche oben über den Oberrücken ab, und klemmt zwischen den Schalen etwas Wildpret ein. So man auf die Hirschfährten arbeitet, stellt sich einer voraus, und hält dem Hunde den Lauft vor, läßt ihm das Wildpret daraus genießen, löset auch die Ballen aus den Schalen, und giebt sie dem Hunde zum Genuß. Oder man nimmt den Kopf, wenn er abgelößt,

und läßt sie daran genießen; aber an dem ganzen Hirsche die hitzigen Hunde genießen zu lassen, ist schädlich.

Genießjagen, Fr. Chasse qui se fait au temps que le cerf et le sanglier sont bons à chasser. Werden die ersten Jagen im Sommer, insonderheit bei der Parforcejagd genannt, als Ende des Julius und Anfang des Augusts.

Genster, s. Besenpfrieme.

Genuß geben, Curée machen, Fr. mettre les chiens en curée. Ist, wenn man, nachdem bei einer Parforcejagd der Hirsch abgefangen worden, den Hunden das Gepfneisch giebt.

Geometrie, Fr. Géomètrie. Ist derjenige Theil der Mathematik, welcher lehret die Größen der Dinge, in so fern solche in unsere Sinne fallen, aus unwidersprechlichen Gründen zu bestimmen und fest zu setzen. Sie theilet sich in die theoretische und in die praktische. Die erstere bestehet in der Erkenntniß der Eigenschaften, die den Größen zukommen; die andere aber erforschet die Größen der Dinge nach einem gewissen Maße, vermittelst der Werkzeuge.

Die Größe eines Dinges kann betrachtet und ausgemittelt werden, entweder nur in Ansehung ihrer Länge, ohne Breite und Dicke; oder in Ansehung ihrer Länge und Breite, ohne Dicke; oder auch in Ansehung ihrer Länge, Breite und Dicke zugleich. Hieraus entstehet eine dreifache Art der Ausmessung natürlicher Dinge. Betrachtet man eine Sache nach ihrer Länge, so wird die Art, solche zu messen, die Linienmessung genannt. Erwäget man aber bei der Länge zugleich auch die Breite eines Dinges, so übersieht man solches als eine Fläche, und daher heißt die Ausmessung derselben, die Flächenmessung. Nimmt man endlich Länge, Breite und Dicke zusammen, so hat man einen Körper, folglich heißt die Ausmessung oder Bestimmung seiner Größe die Körpermessung.

Aus diesem wenigen ist schon hinlänglich klar, daß diesen Theil der Mathesis ein Forstbedienter zu seinen Geschäften unumgänglich nöthig hat; s. Forstwissenschaft, Ausmessung, Cubikrechnung u. s. w.

Gepacket, Packen, Fr. jetter par terre. Wird gesagt von den Hatzhunden, wenn sie etwas fangen und niederziehen, vorzüglich bei der Saujagd.

Gepanzert, s. Gejackte Hunde.

Gepfneisch, Genieß, Fr. Curée. Heißt bei der Parforcejagd dasjenige Wildpret von dem gefangenen Hirsch, welches den Hunden zu fressen gegeben wird. Es wird nämlich, wenn alle Ceremonien beobachtet werden, der rechte Vorderlauft abgelöset, und derselbe dem Fürsten oder einer fremden hohen Person präsentiret. Hierauf wird der Hirsch aufgebrochen und zerwirkt, das Geäse aus dem Gescheide ausgeleert, der Kopf sammt dem Gehörne abgelöset, und übrigens ordentlich zerwirkt. Wenn der Fürst es befiehlt, wird der Ziemer in die Küche geliefert; eine Keule oder ein anderer Braten gehört einem Piquir um den andern; die Flanken oder Eisbeine, Mehrbraten, Kehlbraten, die Zunge und das Herz gehören dem Besuchknechte, das Unschlitt und die Haut wird unter sie beiderseits getheilet. Hierauf wird die Haut erst darüber geschlagen, und da die Meute etliche Schritte davon entfernt liegt, so nimmt alsdenn einer den Kopf mit dem Gehörne, zeigt solchen den Hunden, dreht und winkt damit hin und her, da sie dann laut, aber doch noch etwas zurücke gehalten werden, bis sie recht feurig und hitzig thun; und nun werden sie auf einmal hinangelassen, die Haut aber sogleich und geschwind weggezogen, da sie dann in der Geschwindigkeit den Hirsch auffressen. Indem die Hunde anschießen, wird ihnen zugerufen: Ha la lit! Ha la lit! und fleißig geblasen, die Hunde, besonders die jungen, caressirt, und in kurzer Zeit sind sie mit dem Hirsche fertig.

Gerahmet, Fr. le Chien bourre le lièvre, donne une bourrade au lièvre. Heißt nach Jägersprache, wenn die Windhunde an einem Hasen sind, und selbigen ins Gedränge bringen, daß sie ihn eben fangen wollen, der Hase aber sich kurz vor den Hunden wendet, so daß diese wohl vorbei schießen, und er wieder einen Vorsprung erhält; dieses treibt der Hase so lange, und macht der kurzen Wendungen so viele, bis er entweder Gelegenheit findet, sich zu verbergen, oder aber von den Hunden gefangen wird.

Gerätheholz. Hierunter versteht man alles Gehölz, welches zu hölzernem Geräthe oder Werkzeuge gebraucht wird.

Geräume, s. Waldrod.

Geräusche, Gelünge, die Lunge, Fr. Fressure. Wird das Gehänge bei dem edlen Wildpret genannt, welches zum Verspeisen dient, und dazu gehört das Herz, die Lunge und die Leber.

Gerecht, Fr. Chien fait un bon pied. Dem Hund, sagt man, ist es gerecht, wenn er (der Leit- oder Jagdhund) die Fährten begierig anfällt, und munter und lustig auf selbigen fortsuchet; nicht gerecht ist es ihm im Gegentheil, wenn die Fährten kalt, der Hund solche nicht gerne annimmt, noch viel weniger darauf fortsuchet.

Gerechtgehender Baum, oder Stamm, wird genannt, wenn die Adern im Holz nicht geschlängelt, sondern gerade parallel fortlaufen.

Gereiniget, Fr. émondé, élagué. Heißt es von den Nadelhölzern, wenn sie so weit erwachsen, daß sie stärker als Stangenholz, und wenigstens zu Stichholz tauglich sind, welches auf gutem Boden in einem Alter von 40 bis 46 Jahren geschehen kann.

Geringe, Fr. la bête jeune. Einen Hirsch nennt man geringe, wenn er ein schlechtes Ansehen hat. Geringe (statt mager) nennt man das Wildpret von allen Thieren, wenn sie nicht viel auf dem Leibe haben.

Geringer Hirsch, Fr. un Cerf jeune. Wird ein Hirsch so lange genannt, als er noch nicht jagdbar ist, und nicht viel weder am Gehörne noch am Leibe hat.

Gerstenammer, Lat. Emberiza miliaria, Linn. Fr. le Proyer, Buff. Engl. the common Bunting, Penn. auch genannt: Gerstammer, Gersthammer, gemeiner Ammer, Wiesenammer, Gerstling, Gerstvogel, Gergvogel, Welscher Goldammer, weißer Emmeritz, Braßler, großer Ammer, großer lerchenfarbener Ammer, Kornlerche, Baumlerche, Knustknipper, Ortolan, Strumpfweber, doppelter Grünschling. Gehört als Singvogel unter die Gattung der Ammern, deren Art grau, und unten schwarzbraun gefleckt ist. Er ist der größte deutsche Ammer, 8 Zoll lang, der Schwanz 3 und einen halben Zoll, und die Flügelbreite über 1 Fuß. Die gefalteten Flügel legen sich auf der Mitte des Schwanzes zusammen. Der Schnabel ist 6 Linien lang, kurz, sehr stark, der untere Kiefer in der Mitte stumpfwinklich eingebogen, der obere mit einem großen Zahn

am Saumen versehen, im Winter so wie die geschilderten Füße graubraun, im Sommer aber der Oberkiefer braun, der untere gelblich, der Augenstern kastanienbraun, die Augenlider röthlichgelb, die Beine 13 Linien hoch, die mittlere Zehe 12 und die hintere 10 Linien lang.

Wegen seiner Farbe wird er zuweilen für eine Lerche gehalten; doch ist er gefleckter. Der Kopf und Obertheil des Körpers ist lichtbraun oder röthlichgrau, der Untertheil schmutzig gelblichweiß, viele Theile mit schwarzbraunen Längsflecken, die oben gröber unten aber klärer sind, besetzt; die großen Deckfedern der Flügel, und die hintern Schwungfedern dunkelbraun mit rothgrauen Säumen, die vordern Schwungfedern dunkelbraun röthlichweiß kantirt, die Deckfedern der Unterflügel schmutzigweiß mit dunkelbraunen Strichelchen, der Schwanz etwas gabelförmig, dunkelbraun, röthlichweiß eingefaßt. — Das Weibchen ist ein wenig kleiner, auf dem Bürzel und den obern Deckfedern des Schwanzes rothgelbgrau, weißlicht eingefaßt, und die Schwung- und Schwanzfedern sind heller gesäumt.

Zu seinen auszeichnenden Eigenschaften gehört, daß er im Sommer, wenn er von einem Orte zum andern fliegt, seine Füße hängen läßt, und seine Flügel hurtig und unregelmäßig gerade schwingt, wie wenn ein Raubvogel auf etwas stoßen will; zu andern Jahrszeiten beträgt er sich im Fluge anders. Er lockt beständig kreischend: Tirjitz! und sein Gesang vom März bis August ist kürzer, lebhafter und rauher als der des Goldammers, und drückt sich durch die Silben: Toi, toi, tiritz! aus. Wenn er auffliegt, so knarrt er mit dem Schnabel. Das Weibchen singt nicht, sondern schreit nur sein Tirjitz.

Der Gerstenammer ist durch ganz Europa und durch das nördliche Asien wenigstens als Zugvogel verbreitet. Als Zugvogel erscheint er im März in Gesellschaft der Lerchen auf den Haferstoppeln und der grünen Saat; in vielen Gegenden Deutschlands ist er Stand- und Zugvogel zugleich, nämlich einige ziehen im September weg, andere bleiben mit den Goldammern da, sogar in den nördlichsten Gegenden von Deutschland; in einigen Gegenden, besonders im Brandenburgischen, nisten sie auch. Des Sommers über siehet man sie in den Ebenen, an den Wiesen,

landwegen, auf der Spitze einer Weide, oder einer andern Erhöhung, oft ganze Stunden lang sitzen. Zu Ende der Erndte vereinigen sie sich in ganze Flüge, und bleiben da, wo der Winter für sie erträglich ist, den ganzen Winter hindurch.

Sie nähren sich wie die Goldammern von Sämereien, Getraide und Insekten, und mit letztern füttern sie auch ihre Jungen. — Ihr Nest bauen sie im hohen Grase unter einem Busch, auch ins Getraide und in die Wiesen, doch niemals auf die Erde. Es besteht aus dürren Grashalmen und ist mit Haaren ausgefüttert. Das Weibchen legt 4 bis 6 stumpfe, aschgraue, mit rothbraunen Flecken und Punkten, und schwarzen Zügen und Strichen bezeichnete Eier. Die Jungen verlassen das Nest, ehe sie recht fliegen können, um ihren Feinden zu entgehen. Sie laufen daher zerstreut im Grase herum, und lassen sich, bis sie sich selbst ernähren können, von ihren Eltern füttern, die sie durch ein helles: Zirter! wenn sie hungern, zu sich locken. Sie sehen den Alten ähnlich; nur sind sie am Oberleibe heller, und mehr weißgefleckt. — Ihre Feinde sind die Füchse, Katzen, Marder, Iltisse und Wieseln, welche, so wie auch besonders die Raben und Krähen, ihre Nester ausnehmen, und im Winter verfolgen sie die Sperber.

Im Winter fängt und schießt man sie in Gesellschaft der Goldammern. In Thüringen werden sie im Frühjahr wie die Lerchen unter dem Namen Ortolane erlegt. Wenn sie im Herbst stark ziehen, so kann man einen Heerd auf die Stoppeläcker nahe ans Gebüsch machen. Sie fliegen nach den Locktönen ihres Gleichen, und auch des Goldammers; daher sie die Vogelsteller im Frühjahr auch zuweilen auf den Lockbüschen mit Leimruthen fangen. — Ihr Nutzen besteht darin, daß sie groß, fett und sehr wohlschmeckend sind.

Varietäten von ihnen sind: der weiße Gerstenammer (Emberiza miliaria alba), und der bunte Gerstenammer (Emb. miliar. varia).

Gesamtjagd, Fr. Chasse commune. Ist eigentlich diejenige Art Jagd, welche von Vasallen unter einander auf gemeinschaftlichen oder vermengten Feldfluren verrichtet wird, und mithin von der Mitjagd dadurch unterschieden, daß diese von den Landesherrn in den Gehegen der

Vasallen exercirt wird. Sonach ist die Gesamtjagd allerdings von der Mitjagd sowohl als Koppeljagd unterschieden. Wie sie aber unter einander verrichtet werden, darüber stimmen die Forstordnungen nicht überein. Denn so hat nach Bartholomäi an vielen Orten ein jeder das Recht zu jagen, ohne den Nachbar fragen zu müssen, und hat mithin derjenige, wer eher kömmt, den Vortheil; bald muß auch der letztkommende dem ersten ganz weichen; bald aber dürfen beide, wenn sie zugleich kommen, die Jagd mit einander verrichten. Nächst diesem ist auch, in verschiedenen Orten und Ländern, bei keinen Gesamtjagden erlaubt, durch mehr als einen Jäger solche verrichten zu lassen; auch wenn Güter vertheilt werden, so darf nicht auf jedes getheilte Stück Gutes ein besonderer Schütze gehalten werden, sondern wo vor der Theilung nur ein Schütze gewesen ist, müssen die Jagden auch ferner nur durch einen gesamten Schützen ausgeübt werden.

Gesang, Fr. Chant, Ramage. Wird gesagt, wenn die Vögel in einem oder mehreren melodischen Strophen, nicht bloß ihrem eigenen sondern auch dem andern Geschlecht ihre Begierde zu erkennen geben. Der Gesang der Vögel ist immer, wo nicht Ausdruck der Liebe, doch wenigstens des Wohlbefindens. Es scheint dieß auch ein besonderes Vorrecht der Männchen zu seyn, wodurch diese entweder die Weibchen anzulocken, oder ihre Liebe zu erhalten suchen. Denn es giebt nur sehr wenige Weibchen, die besonders im Wittwenstande dem Gesang des Männchens ähnliche Töne hervorbringen können. Einige Vögel pfeifen die Strophen, oder einzelne Töne, woraus ihr Lied besteht, aus vollem Halse fast immer in einerlei Folge auf einander, und von diesen sagt man, sie schlagen: so schlägt z. B. der Finke; einige mischen sie, ohne auf eine gehörige Zeitfolge zu sehen, unter einander, und pfeifen leiser, und diese nennt man denn in einem besondern Verstande singende, oder Singvögel; so singt z. B. das Rothkehlchen, wenn die Nachtigall schlägt.

Ferner singen einige Vögel den ganzen Tag, andere nur des Morgens, und wieder andere nur des Abends oder wohl gar des Nachts; einige lieben bei ihren Gesängen Gesellschaft, andere wollen sich nur allein hören lassen. Endlich

so singen nur die wenigsten und besonders die kleinen Vögel, andere hingegen, z. B. die Raubvögel, die Wasservögel, Sumpfvögel und die mehresten hühnerartigen Vögel geben nur einen oder mehrere Laute von sich, die unter dem Namen der Locktöne mit begriffen sind. Auf diese Sprache der Vögel überhaupt, so einfach und verschieden auch immer der Ausdruck derselben an den mancherlei Vogelgattungen und Arten seyn mag, muß der Jäger vorzüglich achten, da es eine ausgemachte Sache ist, daß jeder Vogel in der Freiheit seine eigne natürliche angebohrne Stimme hat.

Gesäuge, Fr. le Pies de chevreuil. Werden bei den wilden Säugthieren die Brüste, Euter oder Zitzen genannt, woran die Jungen säugen, und sind am weiblichen Körper diejenigen Theile, in welchen die Milch aus dem Blute abgesondert, und aus welchen von den neugebohrnen Säugthieren eine Zeitlang die Nahrung gezogen wird. Sie sind der Anzahl und Lage nach bei den mancherlei Säugthieren verschieden. Gemeiniglich ist ihre Anzahl noch einmal so groß, als die Anzahl der Jungen, die sie gebären. Sie liegen paarweise entweder an der Brust oder am Bauche, oder zwischen den Hinterfüßen.

Geschaide, Gescheide, Fr. Entrailles, Boyaux. Heißen bei Hirschen und andern wilden Thieren die von dem Netz eingeschlossene Gedärme, nebst dem daran befindlichen großen Theil, dem Wanst.

Geschildert, Fr. changer des plumes. Sagt man, wenn die Haselhühner sowohl als Feldhühner völlig flicke sind. Erstere bekommen zu dieser Zeit schwarze, die andern aber ziemlich große braune Federn auf der Brust, und zwar die Hähne allemal mehr und größer als die Hühner, und dieses werden Schilder genannt.

Geschirrholz; werden alle Sorten Werkholz genannt, welche zu Wagen, Karren und zum Ackergeschirre nöthig sind.

Geschlossen, s. Schloßtritt.

Geschlossenes Revier. Heißt beim Jäger, wenn er ein eigenes Jagd-Revier, und mit niemanden Koppel hat.

Geschmeiß, Fr. Fiente, Excrément. Werden die Exkremente der Raubvögel genannt.

Geschoß, s. Gewehr.

Geschrenket, s. Schränken.

Geschrei des Hirsches, s. Schreien.

Geschreijagd, s. Klapperjagd.

Geschröte, s. Kurzwildpret.

Geschühe, Fr. Grillet, Grillot. s. unter Langfesseln.

Gesellmann, Seelmann, Fr. Brifaut, Mirau, Rusteau. Wird mehrentheils der Leithund männlichen Geschlechts genannt; Hela hingegen heißt die Debe oder Hündin.

Gesichte, Fr. Guidon, Mire. Heißt auf den Birschbüchsen der kleine Einschnitt, wo der Jäger nach dem Korn und Ziel durchsiehet, wenn er schießen will.

Gespaltenes Holz. Hierunter verstehet man aus dem Groben zubereitetes Holz, und zu diesem gehört im Holländerholz-Handel der Wagenschuß, das Pfeifholz, das Knappholz und das halbe Knappholz. Wenn diese 4 Sorten Holz sollen gemacht werden, so muß man einen eichenen Kloß von der gehörigen Länge und Dicke haben, und dieser wird alsdann in der Mitte in zwei Theile gespalten. Dienige Wand des Holzes, welche durch das Spalten sichtbar geworden ist, wird alsdann mit dem Beil wieder so glatt gehauen, als wenn sie gehobelt wäre, wodurch dann geschiehet, daß das Herz oder der Kern ganz herausgehauen wird. Man hat zu dieser Arbeit, die viel Pünktlichkeit erfordert, besondere Männer, welche die Beiler genannt werden, und hieraus ersiehet man schon, daß zu allen 4 Sorten sehr gesundes und geradgewachsenes Holz erfordert wird; es darf schlechterdings keinen Fehler haben, und wenn es nur rothseitig ist, so taugt es schon nicht dazu.

Gespann, Gespähn; bedeutet so viel als Kameraden, und heissen in Schwaben die Flösser, welche beim Einbinden der Flösse mit einander arbeiten. Es bestehet eine solche Gesellschaft aus 5, 6 bis 7 Flößern, je nachdem es der Fluß leidet, und auf der Enz wird mit 3 Gespann, auf der Nagold aber nur mit 2 derselben eingebunden.

Gesprenkelte Taucher, Lat. Colymbus stellatus, Linn. Fr. le petit Plongeon, Buff. Engl. the speckled Diver, Penn. auch Aelscholwer genannt. Gehört als Wasservogel unter die zweite Familie der Taucher, und hat zum Kennzeichen seiner Art, dunkelbraunen, weißgefleckten

Oberleib und weißen Unterleib. Dieser Taucher bewohnt das nördliche Europa, Asien und Amerika, wird aber nicht nur auf seinen Zügen im Winter in Deutschland auf den Flüssen, Teichen und Seen angetroffen, sondern nistet auch in einigen Gegenden desselben. Er ist 2 Fuß 3 Zoll lang, und die Flügelbreite ist 4 Fuß. Der Schwanz ist 2 Zoll lang, und die gefalteten Flügel reichen ans Ende des Steisses. Er wiegt 2 und ein halb Pfund. Der Schnabel ist 3 Zoll lang, hornfarbig dunkelbraun, und krümmt sich etwas aufwärts; die Füße sind dunkelbraun, die Beine 2 und einen halben Zoll hoch, die Mittelzehe 3 und ein Viertel Zoll, und die hintere 8 Linien lang.

Der Kopf ist dunkelgrau, weißgefleckt, der Hintertheil des Halses einfarbig grau, der Rücken und die Deckfedern der Flügel, die vordern Schwungfedern und der zwanzigfedrige Schwanz dunkelbraun, die hintern Schwungfedern dunkelbraun, mit zwei am Ende stehenden weißen Linien, der Unterleib vom Kinn bis zum Schwanze schön silberweiß. — Das Weibchen ist gewöhnlich unter dem Halse grau.

Er bewohnt nicht allein das Meer, sondern auch die Landseen, vorzüglich die nicht weit vom Meere liegenden, und legt gern an das Ufer der letztern ins Gras zwei genau eiförmige, dunkelbraune mit einigen schwarzen Flecken besetzte Eier, von der Größe der Gänseeier. — Er nährt sich von Fischen, die er oft in Gesellschaft fängt.

Gestäude, Fr. Aire. Heißt das Nest des Falken, und ist so viel als Horst.

Gestecket, Fr. se rembûcher. Ein wildes Thier, sagt man, hat sich gestecket, wenn es in ein Dickigt gehet, und sich darin verbirget oder verborgen hält.

Gestöhr. Werden an einem gebundenen Floß diejenigen Absätze genannt, welche die Länge des Holzes in dem Floß macht. Es werden z. B. 18 Sorten Tannen-Stämme hinter einander eingebunden, so hat der Floß 18 Gestöhr; und kommen zu diesen Stämmen noch 3 Bretter der Länge nach hinter einander, folglich 3 Bretter Gestöhr, um den Vorspitzen zu formiren, so hat der ganze Floß 21 Gestöhr. Die Breite der Gestöhre, oder die Zahl der Stämme, welche neben einander gebunden werden sollen, richtet

sich nach der Dicke der Stämme und nach der Breite der Floßlöcher oder Floßgassen; solchergestalt können auf dem Einfluß in einem Gemeinholzfloß zu 1 Gestöhr neben einander gebunden werden:

11 Stämme 40ger
10 — 50ger
9 — 60ger
8 — Dickbalken und
8 — 70ger.

Die Ordnung, wie sie auf dem Wasser liegen, ist verschieden, je nachdem großes oder geringes Holz geflößt wird. Bei einem Holländerholzfloß kommen zuerst die Brettergestöhr, hernach ein Gestöhr Spitzenbalken, und dann erst das eigentliche Holländerholz in mehreren Gestöhren.

Gestrüppe. Heißt kleines verkapptes Holz.

Gevögel, Fr. la Volaille. Nennen die Jäger allerhand Gattung von dem kleinen Federwildpret, und zwar von dem Ziemer bis zum Weidenzeisig.

Gewahr werden, Wahrnehmen, Fr. appercevoir le chasseur. Wird gesagt vom Wildpret, wenn selbiges den Jäger durch den Wind vernimmt, oder gar zu sehen bekommt, so daß es durchgehet und ausreisset.

Gewechselt, Ueberzogen, Fr. le cerf a changé. Heißt es da, wo Roth- oder Schwarzwildpret über einen Weg, Wiesengrund oder Wildfuhre gegangen, und daselbst gespüret wird.

Gewehr, Schießgewehr, Geschoß, Fr. Armes, Armes à feu, à tirer. Zur Jagd bedient sich der Jäger zweierlei Arten Schießgewehre, nämlich der Büchsen, deren Lauf mit einer einzigen Bleikugel geladen wird (siehe Birschbüchse), und der Flinten, die nur mit Schroten geladen werden (s. Jagdflinte). Ehe aber diese Gewehre zu ihrer jetzigen Form und Vollkommenheit gekommen sind, haben sie mancherlei Veränderungen erlitten.

Von den ältesten Zeiten her ist als das erste Geschoß der Bogen bekannt, welcher in der Folge auch Handbogen, Schnäpper, Stähle und Rüstung genannt worden ist. Er bestand, und besteht auch noch jetzt aus zwei Theilen, nämlich aus dem eigentlichen flachen Bogen, der zuweilen

von zähem Holze, von Fischbein, oder Horn gemacht war, und aus einer anfänglich von Därmen, dann aber auch von Hanf oder Flachs oder Lederriemen verfertigten Senne oder Sähne, die man an beiden Seiten des Bogens befestigte, und vermittelst welcher man den Bogen spannte oder anzog, dieselbe sogleich wieder aus den Händen schnellen ließ, und auf diese Weise den darauf gelegten Pfeil mit der größten Stärke und Geschwindigkeit forttrieb.

Einige griechische und römische Schriftsteller schreiben die Erfindung des Bogens dem Apollo zu, der ihn zuerst wider den Drachen Python brauchte, und denselben mit Pfeilen erlegte, welche er bei seiner Geburt vom Vulkan geschenkt erhalten hatte; andere hingegen machen den Scythes, einen Sohn des Jupiters, zum Erfinder des Bogens. Unter allen Völkern waren die Parther die besten Bogenschützen, deren Ruhm die heutigen Perser erhalten haben. Gegenwärtig ist der Bogen, außer bei der türkischen Cavallerie, und bei einigen im äußersten Norden wohnenden nomadischen Völkern in Europa wenig mehr im Gebrauch; dagegen aber bedienen sich desselben noch fast alle Völkerschaften der vier übrigen Erdtheile.

Nach öfterm und langem Gebrauch fielen endlich die Menschen auf eine Verbesserung des Bogens, indem man ihn an einen besondern Schaft und Anschlag befestigte, mit einem Spanner aufspannte, und durch den am Schafte angebrachten Drücker die in den Schaft gelegten Pfeile, Bolzen oder Kugeln vermittelst der Senne fortschoß. Dieses neue Geschoß, welches Plinius den Phöniziern zuschreibt, nannte man Armbrust Fr. Arbalête, Arcangelet, Arc à jalet); und sie besteht noch jetzt aus einem stählernen Bogen, einer Senne, einem Spanner oder einer Armbrustwinde, einem hölzernen Schaft und einem Drücker. Vor der Erfindung des Feuergewehrs war die Armbrust das vornehmste Geschütz des Jägers und des Kriegers. Man hatte große und kleine Armbrüste. Einige befanden sich auf Karren, und wurden unter dem Namen Karrenarmbrüste, Wagenarmbrüste, geführt. Eigentlich aber nannte man nur die mittlern Geschoße dieser Art, die aus freier Hand geführt und gespannt wurden, und deren stählerner Bogen gegen 4 Pfund wog, Armbrüste (Arbalête à flèche); hin-

gegen die kleinste Art, welche nicht Bolzen, wie die vorigen, sondern kleine Kugeln schossen, wurden Schnäpper (Arbalète à jalet) genannt. Der Schaft an den größern nebst den zur Spannung gehörigen Werkzeugen heißt zusammengenommen die Rüstung oder Rüstzeug, welchen Namen auch wohl die Armbrüste selbst bekommen, und man sie daher nach Verhältniß ihrer Größe in die ganze und h lbe Rüstung eingetheilt hat. Zuweilen wurden die Armbrüste auch Armbrustbogen und Armbrustrüstung genannt. Die Armbrust wurde sowohl vom Krieger als vom Jäger weit mehr gebraucht, wie Bogen und Pfeile: denn sie schoß nicht nur weiter und sicherer, sondern Jäger und Soldaten konnten die Bolzen nach der Größe des Wildes und der zu tödtenden Feinde einrichten. Allein jetzt braucht man sie nur noch in manchen Gegenden zum Armbrustschießen nach hölzernen Vögeln und Scheiben, bei städtischen Schützengilden, wovon in Deutschland 1286 unter Bulco oder Boleslaus I. Herzog von Schweidnitz, die erste Spur vorkommt. Selbst nach der spätern Erfindung der Hakenbüchse, bediente man sich noch der Armbrüste bei Jagden und im Kriege, welches letztere vorzüglich daraus erhellet, daß Herzog Magnus von Braunschweig 1370 noch Armborste und Bussen bei seiner Armee führte, und erst zu Ende des 16ten Jahrhunderts kam die Armbrust im Kriege und bei der Jagd ganz ausser Gebrauch. Denn ob gleich die Armbrust nie im Flugschießen und selten im Laufen mit Erfolg zu brauchen war, sondern alles Wild im Lager und im Sitzen erlegt werden mußte, wozu eine ungemeine Genauigkeit und Schärfe des Gesichts gehörte, so bediente sich der Jäger derselben doch länger als der Soldat, weil durch die Armbrust das Wildpret ohne Geräusch getödtet, durch den Knall der Hakenbüchse aber verscheucht wurde; ein Umstand, worüber die Jäger damaliger Zeit sehr klagten. Man weiß sogar, daß bei der Einführung der Hakenbüchse das Wild in verschiedenen Landen durch den Knall so erschreckt und verscheucht worden ist, daß es die Gegenden, wo man die Hakenbüchse brauchte, größtentheils verließ. Diesem allen ohngeachtet behielt die Hakenbüchse den Vorzug, weil man in der Folge mit derselben sowohl im Fluge als auch im Laufen schießen konnte.

Das ehemalige allgemeine Feuergewehr, die Hakenbüchse oder der Haken (Arquebuse à croc), hatte am Schafte einen Haken, vermittelst dessen es auf einem Gestelle, der Bock genannt, ruhete, und 4 Loth Blei schoß; ein halber Haken hingegen, der jetzt Muskete heißt, schoß 2 Loth, und die größtentheils veralteten Feuerröhre, die Doppelhaken, schießen 8 Loth Blei, und werden beim Abfeuern sowohl durch eine Gabel unterstützt, als auch in der gehörigen Lage erhalten. Die Erfindung des Hakens, der anfänglich Büchse, oder plattdeutsch: Busse hieß, geschah wahrscheinlich in der ersten Hälfte des 14ten Jahrhunderts, weil oben erwähnter Herzog Magnus sich derselben bereits 1370 neben den Armborsten oder Armbrüsten bedient hat, im 16ten Jahrhundert aber erfand man ebenfalls in Deutschland die Verbesserung der Hakenbüchse mit dem Rade.

Die ersten tragbaren Feuergewehre oder Feuerröhre wurden mit einer Lunte angezündet, die man mit der Zeit an einen Hahn befestigte, um beim Schießen die Hände zu sichern; dieses war das Luntenschloß. Nachher schraubte man an den Hahn einen Feuerstein von derbem Kies oder Markasit, der endlich von dem jetzigen glasartigen Feuersteine verdrängt ward, und brachte eine stählerne Scheibe oder ein kleines Rad an das Rohr, welches mit einem besondern Schlüssel gestellt oder aufgezogen ward. Dieses ist das 1517 in Nürnberg erfundene deutsche Feuerschloß, welches nachher die Nürnberger, George Kühfuß und Casper Recknagel, zu mehrerer Vollkommenheit brachten, die auch von Gustav Adolph, Könige von Schweden, noch vermehrt wurde. Bei jeder neuen Verbesserung erhielt das Gewehr, dessen Kaliber und Länge man bald vergrößerte, bald verkleinerte, neue Namen, z. B. Büchse, Hakenbüchse, Musquete, Pistole, Flinte rc. und Hortleder erwähnt sogar der langen und kurzen Büchsen, welche letztere Reutergeschoß waren. Die langen Arten nannte man auch Röhre, und das grobe Geschütz, das auf Karren oder Lafetten gebracht ward, hieß Karrenbüchse, und bald darnach vom Worte Canna, Kanone. Zu Dresden soll noch jetzt eine alte Büchse vorhanden seyn, woran anstatt des nachher eingeführten Flintenschlosses ein gegen das Zündloch übergelegter Hahn mit dem Flintensteine ist, über welchen eine

Feile so lange hin und her gezogen wurde, bis ein Funke zündete. Der Hahn kann stärker und gelinder auf die Feile geschraubt werden.

Weil jedoch ein solches Gewehr oft versagte, so hatte man lange Zeit noch neben dem Rade auch eine Lunte, welche letztere selbst von Kennern der Kriegskunst damaliger Zeiten vorgezogen wurde. Daß man übrigens auch schon in der Mitte des 16ten Jahrhunderts Steine bei Gewehren gebraucht hat, und daß damals bereits das Rad und die Benennung Pistole (Pistolet), deren sich die Deutschen ebenfalls früher als die Franzosen bedienten, bekannt gewesen, davon kann man die Beweise in jeder alten Rüstkammer und in jedem Zeughause finden. Neben den eigentlichen Flintensteinen erhielt sich aber auch der Kies noch eine Zeitlang in Ansehen; wenigstens ließ Herzog Julius von Braunschweig, als 1586 bei Seesen viel Schwefelkies gefunden wurde, sich alle Tage eine Menge Nieren und Steine bringen, und schlug ihn selbst zur nöthigen Form.

Da man aber das bisherige Rad am Feuerschlosse nach jedem Schusse erst mit einem Schlüssel wieder spannen mußte, und das Aufziehen desselben Zeit wegnahm, so verbesserten die Franzosen nach dem Jahre 1638, wo sie noch Pistolen mit Rädern hatten, das deutsche Feuerschloß, indem sie dasselbe mit der Nuß und mit der Pfanne vermehrten (s. Flintenschloß). — Welcher Art Steine man sich jetzt zu den Schießgewehren bedient, davon sehe man unter Flintenstein.

Den Gebrauch der Handbüchsen, als einer Art von Schießgewehr, findet man erst mit Gewißheit in dem Kriege der Reichsstädte mit den Edelleuten von Franken, Schwaben und Baiern, wo der Rath in Augspurg 30 Büchsenschützen stellte; das Büchsenschießen nach der Scheibe aber wurde zu Nürnberg 1429 und zu Augspurg 1430 eingeführt, und zu Leipzig brauchte man schon beim Scheibenschießen 1498 gezogene Rohre.

Die Musketen (Mousquet) sollen ihren Namen vom französischen mouchet oder dem lateinischen muschatus, welches einen Sperber männlichen Geschlechts bedeutet, erhalten haben, welches desto wahrscheinlicher ist, weil noch mehrere Arten Geschoß von Raubthieren benannt sind,

z. B. Falkonet. Der Herzog von Alba brauchte sie 1567 zuerst in dem grausamen Kriege gegen die Niederländer, und nach der Zeit wurden sie auch von einem Herrn von Strozzi unter Karl dem XI. in Frankreich allgemein eingeführt. Allein da die alten Musketen für den Fußjäger gleichwohl zu beschwerlich waren, so verbesserten die Franzosen dieselben und machten sie leichter, worauf man ihnen den obigen Namen Flinten gab. Mehreres sehe man unter Jagdflinte.

Gewehr, Gewerft, oder Waffen, Fr. Défenses, Broches, Dagues. Heißen die zwei großen krummen, scharfen Eckzähne in der obern Kinnlade der wilden Schweine.

Geweih, s. Gehörne.

Gewerkholz, Heißt theils das Holz, was die Handwerksleute, als Schreiner, Böttcher, Wagner u. s. w. zu ihrer Arbeit gebrauchen, theils auch was zum Bergbau verwendet wird.

Gewichte, s. Gehörn.

Gewiß schießen, Fr. tirer à bout portant. Heißt es beim Jäger, wenn er seinen Gegenstand, wornach er zielet, nicht leicht fehlet oder vor selbigem vorbei schießet, sondern alles trifft. Hierzu gehöret vor allen Dingen ein gutes, scharfes Gesicht, und Festigkeit in Armen und Händen, um seiner Büchse oder Flinte völlig mächtig zu seyn.

Gewölle, Fr. Bourre. Ist ein Gemisch von Haaren, Federn und Knochen, welches bei den Raubvögeln, nachdem sich das Fleisch ihres Raubes abgelöset hat, in dem Kropfe sich wieder sammelt, und das sie dann wieder von sich geben. Es liegt dieses in ihrer Natur, und dient zur Reinigung ihres Körpers.

Solches Gewölle muß man daher auch den Falken und Habichten von Zeit zu Zeit geben, besonders wenn man sie abrichtet, damit sie hungrig werden, und bald auf die Hand fliegen, auch daß sie bei der Jagd desto begieriger nach ihrem Raub greifen. Man nimmt zu dem Ende beim Abrichten eine Taube, und kröpfet ihn damit; zugleich aber nimmt man auch Federn, und wickelt Fleisch um selbige, und läßt ihn die Bissen so verschlucken, damit er die Federn

mit hinein bekommt. Oder man macht von Werg etliche Kügelchen, umwickelt diese ebenfalls mit Fleisch, und giebt es ihm, daß er sie hinunter schlinge.

Gewüchsig. Wird von einigen Holzungen gesagt, die gut wachsen; im Gegentheil hingegen ungewüchsig.

Gewundene Züge, Fr. Rayure en vis. Sind die eingeschnittenen Reifen in den Kugelbüchsen; siehe unter Birschbüchse.

Gezirk oder Huth; wird in Schwaben ein Forst oder Revier genannt.

Gezogene Röhre, Fr. Arquebuse rayée. Sind die Büchsenläufe, welche inwendig eingeschnittene Züge oder Reiffen haben.

Gimpel, Lat. Loxia Pyrrhula, Linn. Fr. le Bouvreuil, Buff. Engl. the Bulfinch, Penn. auch genannt: Liebich, Dompfaffe, Thumpfaffe, Thumherr, Dohmpaap, Blutfink, Rothfink, Rothgimpel, Gieker, Rothschläger, Schniel, Schniegel, Goldfink, Pfäffchen, Brommeiß, Bollenbeisser, Luh, Lohfinke, Hahle Gumpl, Lüch, Laubfink, Gniesch-Quetschfink. Ist ein Singvogel, und eine Art von der Gattung der Kernbeisser, deren Kennzeichen schwarzer Kopf, Flügel und Schwanz, und weiße Deckfedern des Schwanzes sind. Er ist 7 Zoll lang und 1 Fuß 6 Linien breit. Der Schwanz mißt 3 Zoll und die Flügel legen sich auf der Hälfte desselben zusammen; er wiegt 1 Unze.

Der kegelförmig erhabene Schnabel ist 6 Linien lang und breit, schwarz, die untere Kinnlade am Seitenrande eingebogen, die obere zugespitzt uud etwas übergehend, die Nasenlöcher sind rund und mit Federn bedeckt, die Augensterne kastanienbraun, die Füße schwach und schwarz, die Beine geschildert, 9 Linien hoch, die mittlere Zehe 9 Linien und die hintere 6 Linien lang.

Der Oberkopf, eine Einfassung um den Schnabel und das Kinn mit dem Anfang der Kehle sind glänzend sammetschwarz, der Oberhals, Rücken und die Schultern dunkelaschgrau, der Bürzel schön weiß; der Vorderhals, die starke Brust und der Oberbauch sind schön karmoisinroth, in der Jugend blässer, im Alter röther; der Unterbauch, die mittelmäßigen untern Deckfedern des Schwanzes und der Flügel weiß, die Schwungfedern schwärzlich, die letzte

von allen auf der Aussenseite roth; die großen Deckfedern der Flügel schön schillernd schwarz mit schönen silbergrauen Enden, der Schwanz etwas gespalten und stahlblau glänzend schwarz, eben so die mittelmäßigen untersten Steißfedern. — Das Weibchen ist kleiner; alles Rothe röthlichgrau, die Füße heller, und der Rücken bräunlichaschgrau.

Es sind unscheue und sehr gelehrige Vögel, die jung aufgezogen, nicht nur sehr zahm werden, sondern auch allerhand Lieder, Arien und Melodien, mit ausserordentlich reiner und sanfter Flötenstimme, pfeifen lernen. Beide Geschlechter lernen es gleich gut, so wie auch beide gleich vollkommen einen knirrenden, wie ein uneingeschmierter Schiebkarren klingenden natürlichen Gesang von sich geben, den man folgender Gestalt bezeichnet: Si, ůt, ut, ůt, ůt, si, re, ůt, ůt, ůt, ůt, ůt, si, re, ůt, ůt, la ut, mi, ut, la, zwischen welchen die kreischenden und heisern Töne: Oretschei Aahi immer eingeschaltet werden. Ihre Lockstimme besteht in den flötenreinen, zärtlichen, wiederholten Silben: Tui, tui, tui! Ihr Flug ist schnell und bogenförmig, ihr Gang aber schief und hüpfend. Auch die Alten lassen sich ohne Mühe leicht zähmen. Im Zimmer erhalten sie höchstens ein Alter von 6 Jahren.

Man trifft sie in Europa bis Sandmor hinauf und in ganz Rußland an. In Deutschland finden sie sich in den gebirgigen Waldungen sehr häufig. Männchen und Weibchen sind fast das ganze Jahr hindurch paarweise zusammen, nur beim Eintritt der Kälte im November schlagen sich einige Familien zusammen, und streichen die kältesten Monate hindurch von einem Walde, Feldholze und Garten zum andern, und man trifft sie besonders da in Menge an, wo Vogelbeerbäume stehen, die ihre Beere noch haben, oder wo es Tannensaamen giebt. Im März begeben sie sich wieder paarweise an ihren alten Standort. Sobald im Winter ein schöner Tag einfällt und sie gesättigt sind, sieht man sie auf dem Gipfel eines Baumes sitzen und einander zärtlich zurufen, wobei sie ihre Freundschaft durch Spielereien rc. nicht genug auszudrücken wissen.

Sie nähren sich von den Saamen der Tannen, Fichten, Vogelbeeren, Kreutzbeeren, Hageburen, Schieß-Schlingebaum- Hartriegel- Weißdornbeeren, Wachholder-

beeren u. a. m. den Knospen der Rothbuchen, Eichen und Birnbäume, Leindotter, Heidekorn, Hirsen, Rübsaamen, Nessel- und Grassaamen u. s. w. Sie kauen alle Beeren durch, werfen das Fleisch weg, und genießen nur den Saamenkern. In sehr harten Wintern gehen manche Vögel dieser Art darauf, und dieß sind allzeit Junge, die noch nicht die Erfahrung in der Art sich zu nähren haben. — Daß sie auch Spinnen, Insekten und Würmer fressen, ist ungegründet. — Im Zimmer ernährt man sie mit Hanf und Rübsaamen, und giebt ihnen zuweilen etwas eingeweichten Zwieback. Bei bloßem Rübsaamen ohne Hanf leben sie länger, weil letzterer zu hitzig ist, sie zuletzt blind macht, oder ihnen die Auszehrung verursacht.

Als äußerst zärtliche Thiere, können sie in der Freiheit so wenig als im Zimmer nur die kürzeste Zeit von einander getrennt seyn. Das Weibchen legt oft ohne Männchen im Zimmer Eier, und sie nisten auch wie die Kanarienvögel, bringen aber selten etwas auf. In der Freiheit brüten sie des Jahrs zweimal, und zwar in Schwarzholz, lieber aber in lebendigem Holz, hoch und tief, vorzüglich gern an alten ungangbaren Holzwegen auf erwachsenem Stammreißig. In das schlechtgebaute Nest legt das Weibchen 3 bis 6 stumpfe Eier, welche bläulichweiß und am obern Ende kranzförmig violet und bräunlich gefleckt sind. Beide Gatten brüten sie in 15 Tagen aus, und füttern die Jungen aus dem Kropfe. Derjenige, der ihnen Lieder pfeifen lernen will, nimmt sie aus dem Neste, sobald sie halb flügge sind, und füttert sie zu Hause mit aufgequelltem Rübsaamen, der mit Semmel vermischt ist, vollends auf. Sie sehen überall schmutzig dunkelaschgrau aus mit dunkelbraunen Flügeln und Schwanz, und die Männchen erkennt man sogleich daran, daß die Brust ein wenig ins Röthliche schimmert.

Die Wildfänge (diese haben keinen künstlichen Gesang gelernt, und werden alt in der Schneuß oder auf der Locke gefangen) bleiben lange im Zimmer leben, und werden selten krank. Die jung aufgezogenen werden aber oft mit folgenden Krankheiten befallen: 1) Die Verstopfung erkennt man daran, daß sie oft mit dem Steiß drücken, aber nichts von sich geben. Man nimmt einen Stecknadelknopf, taucht ihn in Leinöl ein, und schiebt ihn sanft den Mastdarm hin-

ein. 2) Beim Durchfall hilft gewöhnlich ein verrostete eiserner Nagel ins Trinkgeschirr gelegt. 3) In der Epilep sie taucht man sie etlichemal in eiskaltes Wasser. 4) Be Traurigkeit und Trübsinn giebt man ihnen nichts als in Wasser eingeweichten Rübsaamen. 5) In der Mause giebt man gut Futter und Ameiseneier, wenn sie darar gewöhnt sind und sie kennen. Auch muß beständig ein rosti ger Nagel im Trinkgeschirre liegen. Am gesundesten blei ben sie, und am längsten leben sie, wenn sie gar keine Leckerbissen, Zucker ꝛc. bekommen, sondern immer Rübsaamen, zuweilen mit etwas Hanf vermischt. Auch etwas Grünes z. B. Brunnenkresse, Aepfel ꝛc. kann ihnen nichts schaden. — Ihre Feinde sind die Sperber und Baumfalken, welche sie verfolgen.

Man kann sie, da sie nicht scheu sind, leicht schießen. Man fängt sie mit dem Lockvogel auf Klettenstangen oder auch mit Leimruthen, die man auf kleine Bäume oder Büsche steckt, auf welche sie der Lockvogel lockt. Im Winter fängt man sie in der Schneuß, wo sie nach den Beeren gehen. Im Frühjahr und Herbst fallen sie in Menge auf Heerden ein, wenn sie nur Vogel- und andere Beere finden. Auch in der Meisenhütte können sie mit dem Kloben gefangen werden, wenn man einen Lockvogel hat, oder, wenn dieß nicht ist, einen ausgestopften Gimpel hinstellt, und mit dem Munde die sanfte Lockstimme desselben nachahmt.

Sie nützen durch ihr Fleisch, welches wohlschmeckend und gesund, obgleich zuweilen von einem etwas bittern Geschmack ist. Als Stubenvögel werden die Männchen wegen ihrer Schönheit, und unterrichtet wegen ihres Gesanges geschätzt. — Durch das Fressen der Birnbaumknospen schaden sie.

Varietäten von ihnen sind: 1) der weiße Gimpel, Lat. Loxia Pyrrhula candida, Fr. Bouvreuil blanc, Buff. 2) Der schwarze Gimpel (Thumdechant), Lat. Lox. Pyrr. nigra, Fr. Bouvreuil noir, Buff. 3) Der bunte Gimpel, Lat. Lox. Pyrr. varia, der nach Linne und Latham unter dem Namen Flamingo-Kernbeisser (Loxia Flamingo, Linn. aufgeführt wird. 4) Der weißköpfige Gimpel. Lat. Lox. Pyrr. leucocephala, welchen man auch zur bunten Varietät rechnen könnte. 5) Der Bastardgimpel, Lat.

Lox. Pyrr. hibrida, welcher von einem jung aufgezogenen Gimpelweibchen und einem Kanarienvogelmännchen entsteht.

6) Andere Abänderungen, als a) die größte Art, von der Größe einer Rothdrossel, b) die mittlere, gemeine, von der Größe eines Finken, und c) die kleinste, welche kleiner als ein Finke seyn soll, sind Grillen der Vogelsteller, und nur, wie bei allen Thieren, Verschiedenheiten der Größe. Denn so hat sie Hr. Bechstein zuweilen so klein, wie ein Rothkehlchen, und so groß wie ein gemeiner Kernbeisser aus einem Neste gesehen. Eben daher glaubt er, daß der Hamburgische Kernbeisser, Hamburgischer Gimpel oder Baumläufer, Lat. Loxia hamburgica, Linn. Fr. L'Hambouvreux, Buff. Engl. the Hambourg Grosbeak, Lath. weder eine Abart noch eine eigene Art dieses Namens ist, sondern daß aller Wahrscheinlichkeit nach ein Feldsperling oder Rohrammerweibchen oder eine Varietät vom ersten darunter beschrieben wird. Er hat ihn daher, aus guten Gründen, als eine besondere Art weggestrichen.

Gipfeldürr, Wipfeldürr, Pollsohr. Ist diejenige Baumkrankheit, wenn der Baum von oben herunter verdorret, und im Kopfe dürre Zweige oder sogenannte Hirschgeweihe kriegt, oder wie man auch sagt, gekrönt wird. Wenn der Forstmann dergleichen Bäume bemerkt, muß er sie sogleich fällen lassen, um sie zu benutzen; denn bleiben sie länger stehen, so wird der Stamm faul und hohl, und tauget alsdann zu weiter nichts, als zu schlechtem Feuerholze.

Gipfelreich, Wipfelreich, Höllreich, Fr. Couronnê. Wird gesagt, wenn ein Baum von unten bis oben an die Zweige fast gleich dick bleibt, und gerade in die Höhe gewachsen ist. Am häufigsten wird dieß bei Tannen bemerkt.

Ginster, Lat. Genista. Unter dieses Geschlecht von Hölzern gehören drei Arten: der Färberginster, der kleine stachlichte Ginster und der kriechende Ginster. Alle drei Arten erscheinen immer nur als kleine, geringe Sträucher, die in den Nadelhölzern auf geschonten Plätzen oder in Gehegen aus ihren Saamen zum Vorschein kommen.

Der Färberginster, lat. Genista tinctoria, Linn. Fr. le Genêt des Teinturiers, Engl. the common Dyers Broom; auch genannt: Färberkraut, gelbe Färberblume, Färberpfrieme, Gillkraut, Heideschmuck, gemeiner Genst, färbender Ginster. Ist ein sommergrünes Laubholz, und gehört unter die harten halben Sträucher. Er bringt im Junius und Julius auf den Spitzen der Stengel fruchtbare Zwitterblüthen von gelber Farbe und mit 8 bis 10 Staubfäden hervor. Alsdann kömmt eine längliche, glatte, flache, Anfangs grüne, hernach braune vielsaamige Schote zum Vorschein, welche einen kleinen nierenförmigen Saamen enthält, der im September reif wird und die Fortpflanzung bewirkt. Die stiellosen Blätter sind von Gestalt lanzettförmig, am Rande ungezähnt und fein weißlich gefranzt, glatt, hellgrün, geadert, glänzend. Die Rinde ist am jungen Holze streifiggrün, und am alten streifigbraun. Das Holz ist gelb, hart und wenig dauerhaft. Er treibt flache einen halben Fuß tief und 1 Fuß in die Weite gehende Wurzeln.

Als ein einheimisches Erdholz steht er sowohl im guten als magern Boden, und wuchert sehr. Er ist als ein gutes Färbergewächs bekannt, das sowohl frisch als getrocknet zum gelb und auf blauem Grunde zum grün färben gebraucht wird. Mit Harn und Pottasche erhält man eine sehr beständige pomeranzengelbe Farbe. Kocht man diesen Ginster mit Kalchwasser und läßt den Absud von neuem mit Kreide und Alaun einsieden; so erhält man das Schüttgelb der Mahler, wovon Holland das meiste liefert. Doch machen auch die Berlinerblaufabrikanten viel und gutes Schüttgelb, welches beim Militair zum Färben der Monturen und Uniformen den stärksten Abgang findet. Die Buchbinder kochen die Blüthen mit oder ohne Alaun, je nachdem die Farbe stärker oder schwächer werden soll, und färben das bekannte gelbe Papier damit. Kraut, Blüthe und Saamen sind außerdem officinell; auch kann man diesen Strauch nach Viborg zur Dämpfung des Flugsandes anwenden.

Die zweite Art ist der kleine stachlichte Ginster, lat. Genista germanica, Linn. Genista germanica spinosa minor; Fr. le Genêt piquant, le petit Genêt épineux d'Allemagne, Engl. German prickly Broom, the dwarf Gorse Broom; auch genannt: stechende Hohlheide, stechende

Erdpfrieme, niedrige stechende deutsche Pfrieme, rauhe Stachelpfrieme. Ist ein sommergrünes Erdholz, das als ein sehr kleiner stachlichter Strauch, in den nördlichen und mittlern Provinzen von Deutschland in den Kiefern-Schonungen im Sande und Steinboden nicht über 1 Fuß hoch wächst. Die gelben Zwitterblüthen erscheinen im Junius in einfachen Aehren an den Spitzen der jungen Triebe, worauf eine kurze, rauhe schwarze Schote folgt, welche 2 bis 3 nierenförmige braune Kerne enthält, die im August reif werden. Die Blätter sind von Gestalt ovalspitzig, stiellos, und auf beiden Flächen fein behaart. Die Rinde ist am jungen Holze haarigt grün, und am alten glatt dunkelbraun. Die Wurzeln gehen einen halben Fuß in die Tiefe und so viel in die Weite.

Er ist ein gutes Bienengewächs, bestaudet sich sehr dicht, läßt sich gut unter der Scheere halten, und würde sich, wenn er einen ansehnlichen Wuchs hätte, zu niedrigen Hecken schicken.

Die dritte Art ist der kriechende Ginster, lat. Genista pilosa, Linn. Fr. le petit Genêt velû, Engl. the hoary dwarf Broom; auch genannt: haariger Genster, ästiger Ginster, kleine rauhe Erdpfrieme, Heidepfrieme, kleine Maipfrieme, ungarische Erdpfrieme, Schafkraut, Hasenkraut, Kleinheiden, Thierheide. Gehört unter die immergrünen Laubhölzer, und ist ein Erdholz, das mit seinen faserigen Wurzeln in der Dammerde auf den dürresten Heideboden weit um sich, und zwar, wenn sie nicht vom Wilde verbissen wird, 2 bis 3 Fuß lange kriechende schwache Stengel treibt. Die Rinde ist am jungen Holze grün, und am alten hellbraun. Die kleinen Blätter sind von Gestalt länglich, und der Rand ungezähnt, oben hellgrün und glatt, unten feinhaarigt. Das Holz ist gelblich, hart und dauerhaft. Die gelben Zwitterblüthen, welche im Mai in langen Trauben erscheinen, bedecken das ganze Gewächs, und geben ihm ein schönes Ansehen. Die kleinen braunen Schoten enthalten 5 bis 6 rundliche braungelbe und glatte Saamen, welche im Julius reifen.

Dem Schaafvieh kommt diese Art auf den allertrockensten Heiden sehr zu statten, und ist, weil sie auf den elendesten Landstrecken fortschlägt, die allerbeträchtlichste und zu-

gleich die schätzbarste Art, so daß es daher wohl der Mühe werth wäre, den Saamen von dieser Ginsterart zu sammeln, und unfruchtbare Heidegegenden zum Besten der Schafweide damit anzusäen.

Ginster, s. Besenpfrieme.

Girlitz, lat. Loxia serinus, Fringilla Serinus, Linn. Fr. le Cini ou Serin, Buff. Engl. Serin, Lath. auch genannt: Grünfink, Grünfinkchen, Hirngrill, Fädeule, Schwederle, Kanarienzeischen, Italiänischer Kanarienvogel. Ist eine Art von der Gattung Singvögel, der Kernbeisser, deren Kennzeichen die grüne Farbe ist, und daß über die Flügel eine gelbe Binde läuft. Dieses kleine Vögelchen ist 4 und 3 Viertel Zoll lang, und 9 Zoll breit. Der Schwanz mißt 2 Zoll, und die zusammengelegten Flügel bedecken die Hälfte desselben. Der Schnabel ist 4 Linien lang und an der Wurzel 3 Linien breit, fast gleich dick, oben graubraun, unten weißlich, nicht ganz spitz, und klafft an den Seiten über. Die Nasenlöcher sind rund, und mit röthlichgrauen Halsterfedern bedeckt, die Augen klein, und der Stern dunkelkastanienbraun, die Füße hellfleischfarben, die Nägel scharf und horngrau, die Beine 6 Linien hoch, die mittlere Zehe 6 und die hintere 4 Linien lang.

Er hat mit dem grauen Kanarienvogel fast gleiches Gefieder. Der Vorderkopf, der Augenkreis, eine Art von Halsband, die Brust und der Bauch sind hellgelb mit etwas Grün vermischt; der Hinterkopf, die Wangen und Schläfe und die kleinern Deckfedern der Flügel sind zeisiggrün, rothgrau und schwarz gemischt; die unterste und die folgende Reihe Deckfedern ist schwärzlich und gelb eingefaßt, daher über die Flügel eine gelbe Binde läuft; die Schwungfedern sind schwärzlich und röthlichgrau eingefaßt; der Schwanz hat eben die Farbe, ist etwas gabelförmig und kürzer als beim Kanarienvogel.

Das Weibchen kann man nur in der Nähe von einem Zeisigweibchen unterscheiden. Der Kopf und übrige Oberleib sind rostgrau, grünlich und dunkelbraun gestrichelt. Der Augenkreis, und ein Strich oben hinter den Augen bis zur Mitte des Halses und einer vom Unterkiefer bis zur

und Brust grüngelb, einzeln schwärzlich gestrichelt, Bauch und Schenkel weiß, Seiten und After weiß, schwärzlich gestreift, die kleinen Deckfedern der Flügel zeisiggrün, die zwei großen Reihen schwarz mit großen röthlichweißen Spitzen, die Schwungfedern schwärzlich, alle sanft weiß an den Spitzen gesäumt, die Unterflügel hellgrau, der Schwanz schwärzlich, die äußern Federn grünlich gesäumt, die vier mittlern aber rothgrau.

Die kleine niedliche Stellung, und der starke melodische Gesang, machen ihn zu einem angenehmen Stubenvogel. Das Weibchen ruft nur kurz und abgebrochen die Locktöne des Männchens, die wie Hitzrikl und Girlitz und wie auf der Zitter gespielt klingen.

Dieser Vogel bewohnt vorzüglich das südliche Europa, kommt in das mittlere Deutschland vorzüglich im Herbste und Frühjahr auf seinen Wanderungen; doch hat man ihn auch schon im Julins und August in Thüringen bemerkt, vielleicht daß er also auch da nistet. Im Frühjahr läßt er haufenweise sein girrendes Geschrei in Obstgärten hören, wohnt aber eigentlich an Bächen und Flüssen, die mit vielen Weiden und anderm Gebüsche besetzt sind. — Er nährt sich von kleinen Sämereien, die er auf dem Felde, in Kohlgärten und unter den Erlen aufsucht, lebt lange im Käfig, frißt daselbst Hanf, Rübsaamen und Mohn, ist sehr zärtlich und schnäbelt sich, wenn man ihn frei im Zimmer herum laufen läßt, mit andern Vögeln; vorzüglich liebt er die Gesellschaft des Stieglitzes. — Sein Nest baut er auf junge, an Flüssen stehende Weiden, auswendig von Moos und inwendig von Haaren, und legt 5 bis 6 grauliche braun punktirte Eier in dasselbe. Mit einem Kanarienvogelweibchen pflanzt er sich leicht fort.

Da er im Frühjahr und Herbst nach der Lockstimme des Zeisigs fliegt, so wird er auf dem Heerde und mit Lockbüschen gefangen. — Sein Fleisch schmeckt vorzüglich gut, nur ist nicht viel an ihm.

Girren, Kirren, Fr. gémir. Wird gesagt von dem schnarrichten Laut der Turteltaube, welchen sie von sich hören läßt.

Glasscheite. Ist dasjenige gute Fichten- oder Roth- und Weißtannen-Holz, welches zu den Oefen der Glashüt-

ten so klar gespalten wird, um dem Glas-Schmelzofen eine gute Loheflamme, die zugleich hitzet, und das Glas flüßig macht, zu verschaffen. — Das Glashütten-Holz von Fichten und Tannen ist auf dem Thüringer Walde und noch an andern Orten gebräuchlich, da zu einer Klafter 10 Thüren, jegliche aus 56 klar gespaltenen Scheiten bestehend, gerechnet werden.

Glatte Büchsen. Sind solche Büchsen, deren Läufte Kugelgerade gebohret, und Seitengleich gerichtet sind, und welche die Kugel öfters eben so gut, nur nicht so scharf als die gezogenen Büchsen schießen.

Glusche, s. unter Floßholz.

Glockengarn, Glocke, Fr. Cloche. Wird zum Rebhühnerfang gebraucht, und besteht aus einem viereckigten Netze, welches in der Mitte so weit ist (so viel Busen hat), daß es, wenn die 4 Ecken an der Erde angepflöckt werden, in der Mitte über Manns hoch in die Höhe gezogen werden kann, wodurch es aufgestellt, fast die Figur einer Glocke, und daher auch seinen Namen hat.

Da beim Aufstellen bloß die 4 Ecken an der Erde angepflöckt werden, und das Garn in der Mitte, vermittelst eines daselbst angebrachten eisernen Ringes, über einem mäßig dicken Stabe in die Höhe gezogen wird; so entsteht dadurch auf jeder Seite unten eine Oefnung, unter der die Hühner durchlaufen können. Die beste Zeit zu dem Einfangen mit dem Glockengarn ist in solchen Gegenden, wo Weinberge oder junge Schläge, abgeholzte Waldplätze, die zum Wiederaufwuchs geheget werden, und in denen sich die Hühner zur Sommerszeit gern aufhalten, vorhanden sind, der Sommer, in andern der Spätherbst. Man wählt einen Platz auf der Saat, wo man die Hühner oft und mehrmals angetroffen hat, und bestreut diesen mit Waitzen oder Hanf, der aber, damit er nicht aufkeime, gesotten seyn muß.

Einige Jäger pflegen um den bestreuten Platz herum einen schwarzen Faden, und zwar 1 und eine halbe Elle hoch von der Erde zu ziehen, um dadurch die Krähen und andere Vögel (die Rebhühner scheuen den Faden nicht, und laufen unten durch) von dem Platz abzuhalten. Sobald sie die Körnung ein paarmal abgelesen haben, wird das Garn auf-

gestellt, und wie vorerwähnt, vermittelst des Ringes an dem Stabe, der in der Mitte in die Erde gesteckt wird, in die Höhe gezogen, und der Ring oben an dem Stabe fest gemacht. Der Platz wird nun unter dem Garne nochmals bestreut, und wenn die Hühner die Körnung abermals abgelesen, eine Handvoll unausgedroschener Waitzen-Aehren an einen Faden, der oben an dem Ringe befestigt wird, und gerade an dem Stabe herunterhängt, gebunden. Findet man, daß die Hühner an den Aehren gepickt haben; so wird der Ring, der bis dahin oben befestigt blieb, nicht mehr angebunden, sondern nur ganz locker, und zwar dergestalt, über den Stab gelegt, daß er, sobald die Hühner an den Aehren picken, an dem Stabe herabläuft, und die Hühner mit dem Garn bedeckt werden. Uebrigens wird zu dieser, wie zu jeder Art des Einfanges, eine sehr große Windstille erfordert, weil, sobald das Garn vom Winde bewegt wird, die Hühner sich scheuen und nicht hinzugehen.

Glück auf, Weidmanns Heil, Fr. Salutation des chasseurs. War bei den uralten deutschen Jägern die gewöhnliche Begrüssung, deren sie sich bedienten, wenn sie in den ehemaligen finstern und weitläuftigen Waldungen einander begegneten. Dieser Gruß soll noch an einigen Orten unter den Jägern gebräuchlich seyn; an den meisten aber, seitdem die Bergleute denselben allgemein angenommen haben, ist er bei den Jägern nicht mehr gebräuchlich.

Gnadenjagd, Fr. Chasse précaire. Heißt, wenn einer, welchem das Jagdrecht zustehet, jemanden entweder aus freier Bewegung, oder auf vorhergehendes Bitten, die Jagd umsonst zu treiben verstattet. Diejenigen Jagden oder vielmehr Jagdnutzungen, welche gewissen Beamten zu Verbesserung ihres Gehalts oder Belohnung treuer Dienste, auch wohl zuweilen gegen einen geringen Abtrag oder Pension aus Gnaden überlassen worden, nennen einige Bestand- und Gnadenjagden.

Die Gnadenjagd kann sowohl auf eine bestimmte Zeit und ad dies vitae, als auf unbestimmte Zeit concediret ja auch durch Schenkung überlassen werden, und darnach ist zu beurtheilen, ob die Gnadenjagd widerrufen werden kann oder nicht. Denn diejenigen Jagden, welche auf unbestimmte Zeit verliehen worden, sind nach den Grundsätzen eines

Precarii zu beurtheilen, und können folglich nach Gefallen widerrufen werden; hat man sie auf bestimmte Zeit erhalten, so kann sie, nach den Grundsätzen eines Commodati, nicht vor Ablauf der bestimmten Zeit widerrufen werden; und ist sie durch Schenkung erlangt worden, so ist sie nach den Rechten einer Schenkung zu beurtheilen, und mithin auch hier das, was die Gesetze von deren Aufhebung verordnet haben, anzuwenden; besonders wird die Widerrufung wegen großer Undankbarkeit statt finden müssen.

Es versteht sich übrigens, daß Gnadenjagden sowohl als andere Arten der Jagdgerechtigkeiten, niemand zum Schaden und überhaupt pfleglich getrieben werden müssen. Ob aber der Erwerber solche nur in Person, oder durch seine Bediente ausüben, oder selbige gar an andere abtreten könne; nicht weniger, ob demjenigen, welcher die Gnadenjagd verstattet hat, die Vor= oder Mitjagd zustehe, läßt sich nicht allgemein bestimmen, weil dieses alles auf den Inhalt der Concession ankommt. Denn hat sie der Erwerber durch eine Schenkung erhalten, so ist sie sein Eigenthum, und er kann damit schalten und walten, wie ein jedweder mit dem Seinigen zu thun Befugniß hat. Er kann sie daher in Person ausüben, durch andere exerciren oder an andere gänzlich überlassen, und alle diese Rechte entspringen aus dem Eigenthum; eine Vor= oder Mitjagd des Schenkers kann aber nicht anders statt finden, als wenn derselbe sich solche ausdrücklich vorbehalten hat. Ist solche hingegen nach dem Rechte eines Commodati (eine sogenannte Bestand= und Gnadenjagd) oder Precarii verliehen worden; so kann sie, als ein bloßes Privilegium personale, an niemand abgetreten oder veräußert werden; und es würde demjenigen, dem sie eigentlich zustehet, im letztern Fall auch die Mit= und Vorjagd verstattet werden müssen. Denn wollte sich derjenige, dem die Gnadenjagd iure precarii zugestanden worden, dem eigentlichen Jagdherrn widersetzen, so würde dieser das verliehene Recht ausdrücklich widerrufen können. Und ob gleich derjenige, welchem dergleichen Gnade zugestanden worden, in der Regel berechtiget ist, die Jagd sowohl durch andere, als in Person auszuüben; so muß doch das Gegentheil behauptet werden, wenn ihm solche nur für

seine Person, oder zu seiner Ergötzlichkeit ausdrücklich verliehen worden ist.

Goldadler, Lat. Falco Chrysaëtos, Linn. Fr. le grand Aigle, Buff. Engl. the Golden-Eagle, Penn. auch genannt: Steinadler, großer Adler, Landadler, Sternadler. Ist eine Art von der ersten Familie der Gattung der Falken, deren Kennzeichen, am Hinterkopf etwas in die Höhe gerichtete Federn, und bis auf die Zehen mit Federn bekleidete Füße sind. Dieser Raubvogel ist, wie der Löwe König der Säugethiere, König der Vögel, und hat mit diesem auch sehr viel Eigenschaften gemein. Er beweist eben die Großmuth, die man dem Löwen zuschreibt, ist auch eben so mäßig, wie jener, und liebt auch eben so die Einsamkeit. Er bewohnt in der alten Welt die gemäßigten und warmen Gegenden, ist in Deutschland auf den Schlesischen und Oesterreichischen Gebirgen zu Hause; nach Sachsen, Thüringen und den übrigen Gegenden verfliegt er sich nur zuweilen. Als der größte unter allen Adlern ist er 3 Fuß 11 Zoll lang, die Flügelbreite 9 Fuß 8 Zoll, die Höhe, wenn er aufrecht sitzet, 4 Fuß, und das Gewicht 18 bis 20 Pfund. Doch gilt dieß alles nur vom Weibchen; denn das Männchen ist um vieles kleiner und leichter, und wiegt selten über 12 Pfund.

Der sehr starke Schnabel ist von der Wurzel an gekrümmt, mit einem großen Haken, 5 Zoll lang, an der Wurzel 2 Zoll breit, mit gelben Nasenwachs, länglichen, mit einem Häutchen halbbedeckten Nasenlöchern, bläulich-hornfarben, an der Spitze schwarz. Die Augen sind groß, scheinen in einer tiefen Höhle zu liegen, und vom Augenknochen, wie mit einem Dache bedeckt; der Stern ist hellgelb, und leuchtet sehr lebhaft. Der Schlund erweitert sich in einen ansehnlichen Kropf, der wohl ein volles Nösel Wasser fassen kann, und der daran gränzende Magen ist nicht völlig so groß, aber eben so häutig und biegsam. Die Beine sind 8 Zoll hoch, die Zehen gelblichbraun, die großen, sehr spitzigen und gekrümmten Krallen schwarz und die hintere 5 Zoll lang.

Der Körper ist dunkelbraun, rostfarbig, einzeln weiß gefleckt, wie mit einem Goldglanz überzogen, und die Schwung- und Schwanzfedern sind schwarzbraun mit asch-

grauen, wellenförmigen Streifen gezeichnet. Am Hinterkopf richten sich die länglich zugespitzten rostrothen Federn etwas in die Höhe und an der obern und untern Seite des Halses sind alle Federn zugespitzt. Die Füße sind bis an die Zehen mit hellrostfarbigen Federn besetzt, die an den Schenkeln lang (Hosen) sind, und dicht und häufig über einander liegen.

Die Goldadler haben alle Eigenschaften grimmiger, grausamer und furchtbarer Raubvögel; ihre Stellung ist gerade und majestätisch, die Bewegung rasch und der Flug schnell. Sie schwingen sich unter allen Vögeln am höchsten in die Luft, daher sie auch die Alten Vögel des Himmels, und bei ihren Wahrsagungen Gesandten des Jupiters nannten. In Ansehung des scharfen Gesichts übertreffen sie alle Raubvögel; in Ansehung des Geruchs aber werden sie von ihnen übertroffen. Sie sollen ein Jahrhundert überleben. Zuweilen lassen sie ein fürchterlich starkes und klägliches Geschrei hören, gewöhnlich aber schreien sie: Krah, krah, krah! hoch und tief.

Zu ihrem Aufenthalte lieben sie die hohen gebirgigen Waldungen, und selten die Ebenen. Doch unternehmen sie zuweilen, besonders im Winter, große Wanderungen von einem Orte zum andern, daher auch fast keine Gegend in Deutschland ist, wo man nicht einen dergleichen Adler einmal erlegt oder wenigstens gesehen hat.

Er nährt sich von dem Raube kleiner Säugethiere, als Hasen, junger Lämmer, Ziegen, Füchse, Gemse, und Vögel, als Gänse, wilder Hühner, Trappen, Kraniche, Störche. Er jagt, wie alle Adler, niemals allein, außer zur Zeit, wenn sein Weibchen brütet, oder die Jungen bedeckt. Man siehet daher immer zwei Adler beisammen, wenigstens in einer geringen Entfernung. Da es ihm schwer wird, sie mit Beute beladen, in die Höhe zu schwingen, so legt er sich allemal auf die Erde, und wiegt sie gleichsam vorher erst ab, ehe er mit ihr davon fliegt. Junge, nicht lange gesetzte Wildkälber, junge und schmale Rehe, auch wohl alte Rehe und Hirsche, fällt er auch zuweilen an, sättigt sich aber auf der Stelle an ihrem Fleisch und Blute, und trägt nur Stücken davon mit sich zu seinem Horste. Er speit nach der Versicherung der Jagdverständigen, alle Mor-

gen das Gewölle aus; denn ohne diese tägliche Ausleerung würde er nicht im Stande seyn, neuen Raub zu fangen und zu fressen. Er geht auch frisches Aas an. Wasser säuft er nie, da ihm das frische Blut seiner Beute den Durst hinlänglich löscht. In der Gefangenschaft frißt er allerlei Fleisch, sogar Raubvögelfleisch, Fische, Schlangen, Eidechsen und sogar Brod.

Er horstet auf den höchsten Felsen, auf hohen Tannen- und Fichtenbäumen an unzugänglichen Orten. Das unkünstliche Nest ist flach, und so groß und fest, daß es nicht allein beide Gatten, sondern auch die Jungen, und eine ganze Last nöthiger Nahrungsmittel fassen und tragen kann, und man behauptet, daß es gleich für die ganze Lebenszeit angelegt würde. Das Weibchen legt im März in der Mitte desselben 2 bis 3 große, längliche, doch an beiden Enden stumpf zugerundete, weiße, ungefleckte Eier, und brütet sie in 30 Tagen aus. Die Eltern ziehen gewöhnlich nur 2 Junge auf, und man sagt, daß die Mutter das gefräßigste oder schwächlichste derselben aus Mangel an Nahrungsmitteln umbringe. Sie werden auch, so bald sie nur zum Fliegen geschickt sind, ausgeführt, im Rauben unterrichtet, und, wenn sie dieß können, fortgejagt, und dürfen niemals wieder das Revier ihrer Eltern betreten. Sie sind Anfangs ganz weiß, werden hierauf blaßgelb und am Ende dunkelroth. Alter, Krankheit, Hunger und zu lange Geschäfte geben ihnen auch die weiße Farbe wieder.

In Sachsen, Thüringen und nahen Ländern bringt sie nur das Ohngefähr, oder die Zeit, wenn sie ihren Raub verzehren, dem Jäger zum Schuß. Da sie nach der Kirrung (frischem Fleisch) auf die Schwanenhälse und Fuchseisen gehen, so werden sie zuweilen an denjenigen Oertern, wo es ihnen an anderer Nahrung fehlt, in diesen Fallen gefangen. Zur Winterszeit hat man auch an den Fuchshütten, wo man frisches Luder oder Aas von Pferden, Rindvieh, am besten aber von gefallenen Ziegen, auf die Plätze legt, viele geschossen.

Viele unkultivirte Völker essen das Fleisch, das fett, aber auch faserig ist, und nicht den wilden Geschmack anderer Raubvögel haben soll.

Die Jungen, die man aus dem Neste nimmt, können zur Jagd (s. Falkenjagd) gebraucht werden, und lernen Hasen, Füchse und Rehe angreifen. Man erzieht sie in dieser Absicht an dunkeln Orten, und ihre ersten Versuche müssen sie an jungen Vögeln machen. Um sich ihrer zu versichern, nähet man ihnen die Schwanzfedern zusammen, oder berupft ihnen die Pflaumfedern am Bürzel. Man trägt sie auf Handschuhen mit verkappten Augen aus, und so oft sie ein Thier fangen, bekommen sie zur Belohnung einen ansehnlichen Theil von der Beute. — Die Kirgisen richten sie zur Jagd auf Wölfe, Füchse und Gazellen ab. — Ihr Schaden ergiebt sich aus ihrer Nahrung.

Daß sie den sogenannten Adlerstein (Aetites) ins Nest trügen, um die große Hitze derselben beim Brüten zu mäßigen, gehört eben so, wie die Sage der Jäger, daß sie, um den Hasen aufzusprengen, einen Stein aus der Kralle in die Hecken und das Gebüsch fallen ließen, oder daß einer von beiden immer auf die Sträucher schlage, indeß der andere auf einem Baum oder Fels das aufgejagte Wildpret erwartete, zu den Fabeln.

Bei den Goldadlern werden bald etwas hellere, bald etwas dunklere angetroffen. Vorzüglich merkwürdig aber ist der weiße Adler (lat. Aquila alba; Falco albus, Linn.), den man gewöhnlich für eine eigene Art ausgiebt, und den man am Rhein zwischen den Felsen, auf den Alpen und in Polen angetroffen hat. Er ist am ganzen Körper weiß.

Goldammer, lat. Emberiza Citrinella, Linn. Fr. le Bruant (de France) Buff. Engl. the yellow Bunting, Penn. auch genannt: Emmerling, Embritz, Ammering, Gaalammer, Gelbling, Geelgerst, Geelfinke, Gehling, Grünschling, Grünfink, Hämmerling, Sternardt, Gröning, Gelbgans, Goldgänschen. Ist ein Singvogel, und eine Gattung von der Art der Ammern, hat als Kennzeichen seiner Art, schönen gelben Vorderleib und schwärzliche Schwanzfedern, deren zwei äußere an der innern Seite einen weißen Fleck haben.

Der Goldammer ist 7 und einen halben Zoll lang, der Schwanz mißt 3 und 1 Viertel Zoll, die ausgebreiteten Flügel 12 Zoll, und zusammengelegt bedecken sie fast die Hälfte des Schwanzes. Der Schnabel ist 6 Linien lang,

im Frühling und Sommer schmutzig dunkelblau, im He
und Winter aschfarbig, der Augenstern dunkelbraun,
Zunge in dünne Fasern zertheilt und so wie der Rachen r
die geschilderten Beine fast 10 Linien hoch, mit den Ze
hellbraun, die Nägel schwarz, die mittlere Zehe 10 und
hintere 9 Linien lang.

Der Kopf läuft nach dem Schnabel spitzig und p
zu, ist bei den Alten über und über so wie der Hals sc
licht- oder goldgelb; um den Schnabel herum stehen k
schwarze Barthaare; der Nacken ist olivengrün, der Rü
und die Schultern schwarz und grünröthlich, der Unterrü
und die mittelmäßigen obern Deckfedern des Schwan
orangenroth, die Kehle, der Unterhals, der Bauch
die untern Deckfedern der Flügel schön licht- oder goldg
an der obern Brust zieht sich die Olivenfarbe des Nack
hervor, die Brust besonders an beiden Seiten, und
langen untern Deckfedern des Schwanzes sind hell orang
roth und gelb gefleckt, die kleinern Deckfedern der Flü
olivenfarbig, die größern Deckfedern und die letz
Schwungfedern schwarz, die vordern Schwungfed
schwärzlich, äußerlich grüngelb gesäumt, die Unterschw
gen weißgrau; die etwas gabelförmigen, den Schwanz
denden Schwanzfedern schwärzlich, die zwei äußersten
wendig mit einem weißen Flecken, die folgenden gelblich
rändert, und die beiden mittelsten stark rostfarben ei
faßt.

Das Weibchen ist kleiner; das Gelbe am Ko
Kehle und Hals ist kaum merklich, so sehr ist der Kopf
die Backen mit braunen und der Hals mit olivenfarb
Flecken vermischt; die Brust ist nur rostfarben gefleckt,
die Deckfedern der Flügel nur röthlichweiß bezeichnet.
weitem sieht es also mehr grau als gelb aus.

Er hat einen sehr schnellen Flug und verbirgt sich
in den belaubtesten Stellen. Sein Gesang, den er
Februar bis in August auf der Spitze eines Baumes
Zweiges frei hören läßt, besteht gewöhnlich aus den 7 l
hellklingenden Tönen: Ti, ti, ti, ti, ti, ti, tiüii! w
die ersten Silben alle eintönig lauten, die letzte aber
nend bis zu einer Tertie herab fällt. Seine
stimme, die er sitzend von sich giebt, ist Zip, zap! d

langsam wiederholt; im Fluge aber schreit er: Ziap, ziap, zörre!

Diese Vögel sind in ganz Europa, in dem nördlichen Asien ausgebreitet und in Deutschland sehr gemein. Es sind bloß Strichvögel, die außer der Heckzeit in Zügen von einem Orte zum andern fliegen, aber ihr Vaterland nicht verlassen. Sie wohnen im Sommer in Feld- und Vorhölzern, vorzüglich lieben sie die Hecken, Gebüsche und Gärten, die einzeln vor den Wäldern und Gebirgen liegen. Zu Ende des Augusts begeben sie sich in Schaaren in die Nähe der Haferfelder, mausern sich daselbst, und bleiben so lange in den Stoppeläckern, als es der Schnee nicht hindert. Im Winter liegen sie in Gesellschaft der Sperlinge und Finken auf den Straßen, auf den Miststätten und vor den Scheunen und Ställen.

Im Sommer nähren sie sich vorzüglich von Insekten, Mücken, Fliegen, Käfern, besonders Maikäfern und grünen Kohl- und andern Raupen, und füttern auch aus dem Schnabel ihre Jungen mit diesen lebendigen Nahrungsmitteln; im Herbst und Winter aber von Sämereien und Getraidekörnern, die sie ausspelzen, als von Mohn, Lein, Hanf, Rübsaamen, Wegbreiten, Vogelwegtritt, Spält, Hirsen, Canariensaamen, Heidekorn, Gerste und besonders Hafer. Vielleicht um die Verdauung zu befördern, fressen sie oft frische schwarze Erde.

Sie begatten sich schon im März und Anfang des Aprils, wenn anhaltende warme Witterung einfällt, das erstemal, und im Junius zum zweitenmal. Das Nest findet man in Hecken, oder niedrigen Gebüschen, auch auf der Erde im Moos oder zwischen Steinen, und besteht äußerlich aus Grashalmen und inwendig aus Pferde- und Kühhaaren. Das Weibchen legt 3 bis 5 schmutzigweiße blaß- und hellbraun bespritzte und geaderte Eier, brütet sie in Gesellschaft des Männchens in 13 Tagen aus, und wenn die Jungen etwas erwachsen sind, so verrathen sie das Nest oft durch das starke Geschrei, welches sie machen, wenn die Eltern sich ihnen mit ihrer Speise nähern. Sie sehen bis zum ersten Mausern, wie ihre Mutter aus, nur noch heller und gesprengter. Die Männchen lernen, jung aufgezogen, die Finkenschläge und auch kurze Strophen aus

andern Vogelgesängen nachahmen. Die gelbe Farbe der Männchen, die man in der Stube hält, wird von Jahr zu Jahr blässer.

Sie sterben gewöhnlich an der Auszehrung. Um sie lange im Zimmer zu erhalten, muß man sie daher mit abwechselndem Futter, mit Hafer, Semmelkrumen, Brod, Fleisch, Mohn, Gerstenschrot und zerquetschtem Hanf unterhalten. — Ihre Feinde sind Füchse, Katzen, Marder, Iltisse und Wieseln, welche im Sommer ihre Nester aufsuchen, und im Winter verfolgen sie die Sperber bis vor die Scheunen.

In einem Garten, der neben einem geräumigen Hofe liegt, wo sie sich des Winters aufhalten, kann man viele auf einen Schuß schießen, wenn man auf den bloßen Erdboden Spreu in einer Linie hinstreut, und Strohbündel zur Anlockung darneben lgt; hier fängt man sie auch mit einem Schlagnetze. Vor der Scheune und auf der Miststätte gehen sie auch, da sie weniger scheu als die Sperlinge sind, unter ein Sieb, unter welches man Hafer streut, und welches man mit einem Stäbchen, an welchem ein Bindfaden gebunden ist, aufstellet, und an diesem zieht, wenn die Vögel darunter sind. Sie werden auch auf dem Heerde, aber nur einzeln gefangen, wenn man einen Läufer oder Locker ihres Geschlechts dabei hat. Im Frühjahr fängt man sie auch einzeln, wie die Finken auf den Lockbüschen, wenn man einen Lockvogel in einem Vogelbauer hinstellt.

Mit dem Sperber fängt man sie im Herbst und Winter auf folgende Art: Man stellt vor ein Feldholz oder Dickig in einem alten Wege ein Lerchengarn, und versteckt sich mit dem Sperber in die Nähe desselben. Wenn die Vögel in den Gebüschen vor den Treibern hergeflogen kommen, und nahe an dem Garne sind, so fährt man mit der Hand, worauf der zahme Sperber sitzt, in die Höhe, daß er von derselben abfliegt und flattert. Sobald ihn die Goldammern gewahr werden, fürchten sie sich in die Höhe zu fliegen, nehmen das Garn nicht in Acht, stürzen sich in dasselbe und fangen sich.

Sie nützen durch ihr fettes Fleisch, welches im Herbste, wenn sie sich von Gerste und Hafer genährt haben, außerordentlich schmackhaft ist; das Fett ist sehr gelb. Wer-

den sie mit Hafer und Hirsen, oder auch mit Semmeln und Milch, in welche man etwas Gewürz thut, wie die Ortolane genährt, so schmecken sie eben so gut, wie diese. Auch durch die Vertilgung verschiedener schädlicher Insekten, als der Maikäfer und Kohlraupen, werden sie nützlich. — Sie schaden nicht sowohl durch ihre Nahrung von verschiedenen nützlichen Sämereien und Getraidearten, als vielmehr durch den Aberglauben, daß man ihr gelbes Fleisch als ein Mittel gegen die Gelbsucht anpreist, und sogar behauptet, man brauche zur Heilung dieser Krankheit bloß den Vogel anzusehen; dieser werde davon gelb und sterbe.

Varietäten von ihm sind: 1) der weiße Goldammer, Lat. Emberiza Citrinella alba, welcher aber sehr selten, und gewöhnlich gelblichweiß, oder orangegelbweiß, doch auch ganz weiß ist; 2) der gefleckte Goldammer, Lat. Emb. Citrinella naevia, welcher weiße Flecken hat.

Goldamsel, s. Pirol.

Golddrossel, s. Kirschvogel.

Goldfasan, Lat. Phasianus pictus, Linn. Fr. le Faisan doré de la Chine, Buff. Engl. the painted Pheasant, Lath. auch genannt: rother Fasan, dreifarbiger Fasan aus China, gemahlter Fasan, bunter Fasan, Chinesischer Blutfasan, Chinesischer Goldhahn. Gehört in die fünfte Ordnung, nämlich die Hausvögel, und zwar ist er eine Art von der Gattung der Fasane, deren Kennzeichen in einem gelben Federbusche, scharlachrother Brust und keilförmigem Schwanze bestehen. Dieser unbeschreiblich schöne chinesische Vogel wird jetzt fast in allen Menagerien Deutschlands, in den Gärten vieler reicher Privatpersonen gefunden, ja bei mehrerer Freiheit würde man ihn noch allgemeiner machen können.

Er ist merklich kleiner als der gemeine Fasan (s. Fasan), hat aber einen längern Schwanz; seine Länge von der Schnabelspitze bis zum Anfang des keilförmigen 2 Fuß und 2 Zoll langen Schwanzes, ist 1 Fuß und 2 Zoll, und die Flügel reichen bis an den Anfang des Schwanzes. Der Schnabel ist 13 Linien lang und gelb, wie ein Hühnerschnabel gestaltet; der Augenstern ist hochgelb; die geschuppten Beine lehmfarbig, die Mittelzehe 2 und 1 Viertel Zoll

lang, und die hintere 9 Linien, und beim Hahne steht noch über dieser ein kegelförmiger 4 Zoll langer Sporn.

Die Wangen sind fleischfarbig, auch fuchsroth, und mit einzelnen zarten Federn wie mit Haaren bedeckt. Der Federbusch auf dem Kopf besteht aus schönen goldgelben, glänzenden, schmalen Federn, wovon die längsten 3 und einen halben Zoll lang sind, und nach den Spitzen zu röthlich auslaufen. Diesen Federbusch richtet er manchmal auf, läßt ihn aber gewöhnlich auf den Hals herabfallen. Der obere Theil des Halses ist mit orangengelben Federn bedeckt, die dunkelblau gestreift und eben so gerandet sind. Diese Federn sind alle wie nach einer Linie abgestumpft, und bilden 9 bis 13 dunkelblaue parallellaufende Zirkel, wenn sie der Hahn in der Hitze, wie einen zirkelförmigen Kragen aufbläßt, der unten am Halse höchstens noch 2 Zoll von einander steht. Der untere Theil des Halses und der Anfang des Rückens sind mit schönen dunkelgrünen Federn besetzt, die einen Goldglanz und an der Spitze schwarze Querstreifen haben. Wenn er diese Federn bewegt, so fallen sie etwas über den Rücken her, und an den Seiten glitschen sie über einander hin, wie bei den Haushähnen. Der übrige Oberleib ist bis zum Schwanze glänzend goldgelb, und von der Hälfte des Rückens fallen über den Bürzel und die Wurzel des Schwanzes weg die schönsten schmalen langen Federn, welche alle in der ersten Hälfte einen braunen Querstreifen haben, und nach dem Kinne zu ins schmutzigschwarze schimmern. Diese gelben Federn endigen sich nach dem Schwanze zu in eine scharlachrothe Spitze. Die größten Schwungfedern sind dunkel oder schwarz und an den Fahnen gelbbraun gefleckt, die hintern Schwungfedern dunkelroth und schwarz gefleckt, und einige der kleinern und die Schulterfedern schön blau. Auf der innern Seite sind alle Schwungfedern dunkel, alle Deckfedern desselben aber dunkelröthlich, doch deren unterste Reihe etwas mehr gelblich, und in die Quere schwarz gestreift. Der Unterleib ist vom Halse bis zum Schwanze schön scharlachfarbig, die Schenkel lehmgelb ins Röthliche fallend. Der Schwanz hat eine schwarze und röthlichbraune Mischung; die Fahnen der zwei mittelsten schwarzen sehr langen Federn hängen so herunter, daß sie mit dem Schafte durch die ganze Länge eine verkehrte spitz-

winkliche Rinne bilden, und so über einander stecken; überhaupt liegen alle Federn des Schwanzes so in einander, daß er nur aus 2 bis 3 Federn zu bestehen scheint. Die Seitenfedern des Schwanzes sind schräg schwarz und braun schön gestreift. Ueber die großen Schwanzfedern stehen einige lange und schmale bis zur Hälfte scharlachfarbige und dann bis an den Kiel, wie der übrige Schwanz, gefärbte Deckfedern desselben mit gelblichen Schäften hervor, welche beinahe die Hälfte des Schwanzes bedecken.

Die Henne ist kleiner, nur 18 Zoll lang, und unterscheidet sich durch ihre Farbe gar sehr vom Hahne. Der Schnabel ist dunkelbraun, der Stern nußbraun, die Kopffeder sind länglich und der Sporn an den Beinen fehlt. Kopf, Hals, Brust und Bauch sind schwarz, sehr blaßgelb gestreift; der Schwanz und die Deckfedern der Flügel sind eben so gefärbt, nur etwas dunkler; der Rücken ist braun, mit weißen Punkten überstreut; der Schwanz hat die Farbe des Rückens, außer die beiden mittelsten Federn, welche die Form wie beim Hahne haben, und schön dunkelbraun und schwarz marmorirt sind. Wenn die Hennen wegen Alters zur Fortpflanzung nicht mehr taugen, so bekommen sie zuweilen in allen Stücken die Farbe des Männchens, und sind noch bloß an dem braunen Augenstern zu erkennen. Ist eine solche Henne bei lauter Hähnen, so sehen sie diese für eine Henne an; ist sie aber unter mehrern Hennen bei einem Hahne, so wird sie von diesem aus Eifersucht für einen Nebenbuhler gehalten und verfolgt.

Der Goldfasan ist außerordentlich schüchtern und wild, und schon wegen einer Maus ist er vor Angst und Furcht außer sich. Der Hahn schreit allemal, wenn er des Abends und Morgens abfliegt, erst Pick, pick, pick! worauf ein langes Pfeifen folgt, und läßt auch in Angst und Gefahr, bei Erblickung eines Raubvogels, eine starke, heisere und kurze Stimme hören. Die Henne aber giebt weiter keinen Ton von sich, als wenn sie etwas ungewöhnliches, einen Maulwurf, Raubvogel, und dergl. sieht. Wegen zu großer Einschränkung ihrer Freiheit bringen sie ihr Alter nicht höher als auf 10, selten auf 15 Jahr.

Den Goldfasan läßt man im Sommer im Garten nur an einem kleinen Plätzchen, das mit einem Netze überzogen ist,

herumlaufen, und im Winter, auch wohl im Sommer, treibt man ihn alle Abende in eine erwärmte Stube. Da man hierdurch diesem Vogel alle Freiheit versagt, so ist er auch deshalb so zärtlich und kränklich, welches nicht seyn, ja seine Brut nach und nach stärker werden würde, wenn man ihm mehr Freiheit gönnte. Es wäre schon hinlänglich, wenn man ihnen in einem Garten, so wie den Fasanen, Schutzhütten bauen ließ, wo sie bei dem schlechtesten Wetter und der größten Kälte unterkommen könnten.

Sie werden gefüttert mit Reis, Hanf, Welschem Korn, geschälter Gerste, blauem Kohl und Sallat; sie fressen auch Gras, Laub von den Hecken, Obst, besonders grüne Pflaumen und Birnen, und verschiedene Arten Insekten. Letztere sind ihnen so nothwendig, daß der Mangel derselben fast allein die Ursache von vielen Krankheiten ist, denen sie ausgesetzt sind.

Zu ihrer Fortpflanzung falzen sie im April, wobei die Hähne eine zischende Lockstimme hören lassen, und so eifersüchtig sind, daß oft in ihren Kämpfen, in welchen sie gleiche Posituren mit dem Haushahne machen, einer das Leben lassen muß. Einem Hahne giebt man gewöhnlich 4 bis 6 Hennen; denn wenn er nur eine hat, so bringt er diese in der ersten Hitze und mit Stundenlangen ermüdenden Liebkosungen oft um, ehe er zu seinem Zwecke kömmt, der aber auch in einem Augenblicke mit einem blitzschnellen Sprunge erreicht ist. Jede Henne legt gewöhnlich zu Ende des Aprils, aber auch früher, bei schöner Witterung und im Freien in einen Busch oder Stock in ein rundgescharrtes Loch 10, 12, 14 auch 15 Eier, und bedeckt sie, wenn sie sie verläßt, mit Laub oder Gras. Manchmal legt sie 12 Eier, hört eine kurze Zeit auf, und fängt dann von neuem an, legt aber selten mehr, als noch 4 oder 5. Sie sind etwas länglicher, als die vom gemeinen Fasan, und hellrostfarben oder schmutzig röthlichgelbweiß. Sie brüten 23 Tage, und in ihrer Freiheit nicht nur gern, sondern sorgen auch treulich für ihre Brut; wenn sie eingesperrt sind, thun sie es nicht gern, daher man ihre Eier auch gewöhnlich den Zwerghühnern unterlegt. Im Herbste nach der Mauserzeit fangen die Hähne noch einmal an, doch ohne Erfolg, hitzig zu werden. Sie fangen

gleich, nachdem die Hennen brüten, an sich zu mausern, und federn sich also einen Monat früher, als die andern Vögel.

Die Jungen sind im ersten Jahre ganz grau, etwas gelblicher als ein gemeiner Fasan; die mehresten Weibchen, von welchen sich der junge Hahn nur durch eine bräunere Rückenfarbe unterscheidet, legen im ersten Jahre nicht. In den ersten 5 bis 6 Tagen füttert man die Jungen mit ganz klar gehacktem, hart gekochtem Eiweiß, wobei man ihnen des Tages etlichemal etwas Ameiseneier dazwischen giebt. Nach 6 Tagen vermischt man die zerhackten Eier mit eingeweichter Semmel und aufgeschwelltem Hirsen. Werden sie größer, so bekommen sie mitunter etwas Waitzen, bis sie zuletzt an das gewöhnliche Futter sich gewöhnen.

Der Mangel der Freiheit und der Insekten zieht ihnen mancherlei Unfälle zu, z. B. Podagra, wobei sie oft sehr lange lahm sind, Geschwüre, Auszehrung und dergl. An der Auszehrung kränkeln sie zuweilen ein ganzes Vierteljahr, fressen beständig, und man sieht ihnen die Krankheit oft nicht eher an, als bis sie sterben. Ihre Hauptkrankheit aber ist eine Art von Blutsturz, wobei ihnen das Blut aus der Nase und dem Halse tröpfelt, und woran die meisten sterben.

Ihr Fleisch, das gerade wie gemeines Fasanenfleisch schmeckt, ist, so wie auch die Knochen, gelb. In China hingegen werden ihre Federn zum Putz theurer bezahlt, als der Vogel selbst.

Durch die Begattung einer Goldfasanhenne mit einem Hahn vom gemeinen Fasan hat man auch eine Bastardart erhalten, die dem gemeinen Fasan ähnlich sah, und nur einzelne goldgelbe Federn auf dem Kopfe hatte, wie der Goldfasan. Die Hähne von dieser Varietät befruchten gemeine Fasanhennen; aber die daraus entstehenden Doppelbastardhennen konnten nie befruchtet werden. Bis jetzt ist der Goldfasan noch kein Gegenstand der Jagd, sondern nur eines Aufsehers einer Menagerie.

Goldfink, s. Bergfink.

Goldhähnchen, lat. Motacilla Regulus, Linn. Fr. le Roitelet, Souci ou Poul, Buff. Engl. the golden-crested Wren, Penn. auch genannt: Sommerzaunkönig,

Haubenzaunkönig, Haubenkönig, Königlein, gekrönter Zaunkönig, Ochsenäuglein, Sträußlein, Zaunschlüpflein, Goldämmerchen, Goldhammel, Gold- oder Rubingekrönter Zaunkönig, deutscher Colibri, Tannenmäuslein, Waldzislein, Weidenmeise, Weidenzeislein, Ziszelperte; Crainisch: Kralitsch; Böhmisch: Ztosihtáwek. Gehört als Singvogel unter die sechste Ordnung, und ist eine Art von der fünften Familie der Gattung der Sänger, Laubvögelchen genannt, deren Kennzeichen in einem gelben schwarz eingefaßten Schnabel bestehen. Er ist der kleinste unter allen europäischen Vögeln, ein wahrer Colibri; denn er ist nur 3 Zoll 10 Linien lang, 6 Zoll breit, und ungefähr 1 Quente schwer. Der Schwanz ist 1 und einen halben Zoll lang, und die gefalteten Flügel reichen bis in die Mitte desselben.

Der Schnabel ist 4 Linien lang, dünne, spitzig, fast ganz rund, schwarz, oben auf beiden Seiten eingeschnitten, die Ecken, der Rachen und die vierfach gespaltene hornartige Zunge rothgelb, die großen Augen schwarzbraun, die Nasenlöcher oval, und (was bei andern Vögeln nicht ist) mit einer steifen, auf beiden Seiten geschlossenen, kammartigen Feder bedeckt; die geschilderten Beine hellbraun, die Zehen gelb, die Krallen groß, scharf und gelbbraun, die Beine 8 Linien hoch, die Mittelzehe 6 und die Hinterzehe 5 Linien lang.

Die Stirn ist gelb, von der Schnabelecke bis zum Auge ein schwarzer Streifen, über den Augen ein weißer Streifen, und unter denselben ein weißer Punkt, der Scheitel safrangelb mit einem schwarzen Band umgeben; die Wangen sind aschgrau, die Barthaare schwarz, die Deckfedern der Nasenlöcher braun, an der Wurzel schwarz, die Seiten des Halses grüngelb, der Rücken, die Schultern und die mittelmäßigen Steißfedern zeisiggrün, die Kehle gelblichweiß, der übrige Unterleib schmutzigweiß, die Deckfedern der Flügel schwarzgrau mit weißen Spitzen, die Schwungfedern schwarzgrau mit gelblichen Kanten an der schmalen Fahne, theils mit weißlichen Spitzen, theils an der Wurzel weiß, der Schwanz gerade, schwarzgrau, an der äußern Seite grünlich kantirt. — Das Weibchen

hat bloß einen goldgelben Scheitel, auch sind Stirn, Augenbraunen und Zügel nur grau.

Es ist ein munteres, lebhaftes Vögelchen, das beständig in Bewegung ist, von einem Baume und Aste zum andern, aber nicht weit fliegt, sich an die Spitzen der Zweige mit seinen scharfen Krallen verkehrt anhängen kann, bei schönen Tagen das ganze Jahr hindurch leise zwei zischende und zwitschernde Strophen, die aber wenig Melodie haben, singt, und unaufhörlich ein zischendes feines Zit, zit, zitzitiß! als seine Lockstimme hören läßt. Es ist so wenig scheu, daß es sich mit dem Stocke nahe kommen und erschlagen läßt. Es ist ein sehr angenehmes Stubenvögelchen. Mehrere gehen zwar ihrer Zärtlichkeit halber drauf; sind sie aber einmal gewöhnt, so sind sie auch dauerhaft, wenn sie nur nicht von andern Vögeln gebissen werden oder sich stoßen. Sie können sehr häufig auf dem Tränkheerd gefangen werden, und zeigen dann durch ihre häufige Ankunft, und das öftere Locken, Zit, zit! daß so eben die Sonne untergegangen ist, und die größern Vögel nun zu erwarten sind.

Man sagt, daß es in der ganzen bekannten Welt zu Hause sey, und in Deutschland ist es in Gegenden, wo gebirgige Schwarzwälder sind, welche sie den Laubhölzern vorziehen, in großer Menge anzutreffen. In Deutschland sind es Standvögel, die sich im Herbst familienweise zusammenschlagen, und im Winter, in Gesellschaft der Tannenmeise, von einem Baum und einem Berg zum andern ziehen, und auch in die Gärten kommen. In nördlichen Gegenden scheinen es Zugvögel zu seyn.

Ihre Nahrung machen kleine Insekten, Käfer, Schnaken, Mücken, Fliegen und dergl. aus, und im Winter suchen sie die Insekteneier, die in den Knospen der Bäume gelegt sind, hervor. Sie reinigen besonders die untere Seite der Aeste von Insekten, und schweben, um darzu zu gelangen, in der Luft. Den Tannen- Kiefern- und Fichtensaamen verschlucken sie ganz.

Ihr rundes, ballförmiges Nest, das bald die Oefnung zur Seite, bald oben hat, findet man vorzüglich in den Schwarzwäldern bald hoch, bald tief, unten an den äußersten Enden der Zweige befestigt. Es ist sammetweich besteht auswendig aus schön klar gebissenen Spitzen von Erdmoos, weiter

innen aus Puppenhülsen und Distelsaamenkrönchen, und inwendig aus Federn. Das Weibchen legt 3 bis 6 Eier, welche sehr stumpf, wie Zuckererbsen groß, sehr blaßfleischfarbig und mit einer etwas höhern Fleischfarbe schwach gewässert sind. Den Jungen fehlt vor dem ersten Mausern der gelbgefärbte Scheitel ganz, und sie sind mehr grau als grün. Auch die Männchen haben nach dem Mausern bis zum zweiten Jahr nur einen goldgelben Scheitel, der, wenn man ihn aufhebt, safrangelb gefleckt ist.

Man darf sie nur mit Sand oder dem Blasrohr schießen; denn mit dem kleinsten Vogeldunst ist es ein bloßer Zufall, daß man sie nicht ganz zerschmettert. — Zum Fang nimmt man am besten einen Stock, bindet an das Ende desselben eine Leimruthe, und schleicht einem Vögelchen so lange nach, bis man es mit der Leimruthe anstoßen kann, worauf es kleben bleibt. Es geht auch, wie oben gesagt, leicht auf den Tränkheerd.

Auf eine eigene Art kann man noch diesen, so wie andere kleine Vögel, welche sich nicht leicht fangen lassen, bekommen; wenn man sie nämlich mit Wasser schießt. Man ladet eine Vogelflinte mit Pulver und setzt einen Pfropf von Unschlitt-Licht darauf. Das Wasser trägt man in einem Fläschchen bei sich, bis man den beliebten Vogel sieht. Alsdann gießt man ohngefähr 2 Eßlöffel voll Wasser in die Flinte, und setzt oben darauf wieder einen Pfropf von Unschlittlicht, aber sehr behutsam, daß das Wasser nicht übertritt. Auf 20 Schritte wird der Vogel von einem solchen Schuß ganz naß, und man kann ihn mit den Händen nehmen; sind aber Hecken in der Nähe, so entkömmt er doch oft. Zuweilen verunglückt auch der Schuß, und der Pfropf trifft den Vogel selbst. Man verdirbt auch das Gewehr sehr. — Auch kann man es leicht todt werfen, oder auch durch einen starken Schlag auf den Ast, auf welchem es sitzt, so betäuben, daß es wie todt zur Erde fällt.

Es nützet durch sein gelbes Fleisch, welches man als einen großen Leckerbissen lobt, weshalb man sie im Herbst in manchen Gegenden in Menge fangen soll. Es ist aber Schade, ein so kleines niedliches Vögelchen, das den Gärten und Waldbäumen durch Ablesung so vieler schädlicher Insekteneier, so vielen Vortheil bringt, um einer Leckerhaf-

tigkeit willen zu tödten.— Die Landleute lassen es zuweilen in der Stube herumfliegen, und die Fliegen fangen, mit welchen es sehr bald fertig wird, und schenken ihm alsdann seine Freiheit wieder. Man muß aber eilen, es loszulassen; denn nach einer zu großen Fliegenmahlzeit macht es sich sogleich dick und stirbt nach kurzer Zeit.

Goldrabe, s. Kolkrabe.

Goldregenpfeifer, Lat. Charadrius pluvialis, Linn. Fr. le pluvier doré Buff. Engl. the Golden-Plover, Penn. auch genannt: Grüner Regenpfeifer, Parder, Pardervogel, Grillvogel, Fastenschleier, Dittchen, Düten, mittlerer, auch großer Brachvogel, Keilhaken, Brachhennl, von den Jägern Saatvogel. Gehört unter die Ordnung der Sumpfvögel, und ist eine Art von der Gattung der Regenpfeifer; darin, daß er oben schwärzlich und grün gefleckt und unten weißlich ist, bestehen die Kennzeichen seiner Art.

Er hat ohngefähr die Größe einer Feldtaube, ist 12 Zoll lang, und 2 Fuß 11 Zoll breit. Der Schwanz ist 3 und 1 Viertel Zoll lang, und die zusammengelegten Flügel berühren die Spitze desselben. Er wiegt 10 Unzen. Der Schnabel ist 1 Zoll 2 Linien lang, gerade und schwärzlich, der Augenstern dunkelroth; die Füße sind netzförmig, etwas über und an den Zehen geschildert, von Farbe schwärzlich, die Kniee 10 Linien hoch, nackt, die Beine 1 Zoll 8 Linien hoch, die Mittelzehe 1 Zoll 5 Linien lang, mit der äußern bis zum ersten Gelenke verbunden.

Die hohe Stirn und vom Schnabel bis zu den Augen ist schmutzigweiß und dunkelbraun gefleckt, der Scheitel schwarz, gelblich gefleckt, der Augenkreis weiß; die Wangen und Seiten des Halses sind dunkelbraun und röthlich gefleckt; der Oberhals ist grau, gelblich überlaufen, der Ober- und Unterrücken und die Deckfedern der Flügel schwärzlich, schön gelblichgrün gefleckt, der Unterhals und die Brust dunkelbraun mit grünlichen Strichen, der Bauch und die Schenkel weiß, die Seiten weiß und dunkelgrau gefleckt, die Schwungfedern dunkelbraun mit weißen Schäften und weißgeränderten Spitzen; die Deckfedern sind schwarzgrau mit weißer Einfassung, die 12 Schwanzfedern schwärzlich, die äußern mit weißlichen, die mittelsten aber

mit gelbgrünen Querbinden, ihre Deckfedern schwärzlich und gelblichgrün schön gestreift, die Unterflügel und die langen Achselfedern schön weiß, die untern Deckfedern des Schwanzes weiß, an den Seiten einzeln dunkelbraun in die Quere gestreift. — Das Weibchen ist an Backen, Hals und Brust hellbraun, an den Seiten weiß gerändet, die Kehle weiß, der Schwanz dunkelbraun mit weißlichen Querbinden und röthlichweißen Spitzen.

Er ist äußerst scheu, und ist ihm bloß mit List beizukommen. Er läuft und fliegt ziemlich schnell, und pfeift im Fluge und sitzend des Abends hell, Tia! Er ist in Europa, Asien und Amerika, auch gegen Süden weit verbreitet. Im nördlichen Deutschland brütet er, durch das mittlere und südlichere zieht er nur. Sein Aufenthalt sind feuchte Wiesen, Sümpfe, Teichufer und Aecker. Auf seinem Zuge, vom September bis in die Mitte des Decembers, und im März und April läßt er sich gern auf grünen Saatfeldern nieder, daher der Name Saatvogel kommt. Er zieht in großen Schaaren aus den nördlichen nach den südlichen Gegenden, und macht allenthalben Halt. Im Winter ist er in Gesellschaft der Kiebitze in Italien.

Seine Nahrung besteht aus Regenwürmern, Schnekken, verschiedenen Insekten und ihren Larven, und man findet auch kleine weiße Kieseln und grüne Saat in seinem Magen.

Im Sommer lebt er einsam und legt in sumpfige Gegenden seine 4 Eier, die spitzig, schmutzig hell olivenfarbig sind, mit schwärzlichen Flecken, auf einen trocknen Hügel in ein kleines gescharrtes und mit etlichen Halmen umlegtes Loch, oder auf den Inseln auf die unbesuchten Berge, und brütet sie in 20 Tagen aus. — An den jungen Vögeln sind die Flecken nicht völlig gelb, sondern ziehen sich mehr ins Graue.

Er gehört zur mittlern oder niedern Jagd, und wird auf dem Anstand geschossen. Der Jäger lockt ihn nämlich durch eine messingene Pfeife, die seinen zweistimmigen Laut von sich giebt, schußrecht. Eine solche Pfeife ist Daumens dick und 1 und einen halben Zoll lang. An das obere Ende derselben wird ein Röhrchen gelöthet von der Dicke eines thönernen Pfeifenstiels, welches an dem Ende, das in der

Pfeife steckt, spitziger seyn, und oben ein kleines Loch, daß man darein pfeifen kann, haben muß. An der Seite ist noch ein Loch, auf welches man einen Finger hält, um dadurch einen zweistimmigen Laut hervorzubringen. Wenn nun die Vögel ziehen, so nähern sie sich sogleich dem Orte dieses Rufes, da man dann unter sie schießt, und oft fliegen sie nach dem geschossenen, um ihn nicht zurück zu lassen; hat man zwei geladene Flinten oder Doppeflinten bei sich, so kann man noch einmal nach ihnen schießen.

Man fängt sie auch in flachen Feldern auf eigenen Heerden (s. unter Gambette), die mit etwas Gras bewachsen sind und um sich herum gepflügte Aecker haben, wenn man einige ausgestopfte oder angeläuferte Lockvögel hat, und sie durch Nachahmung ihrer Locktöne herbei ruft.

Sie werden in Sardinien auf folgende nachahmungswürdige Art gefangrn: Um sie aufzusuchen, geht man auf die Orte, wo sich der Kiebitz aufhält, und sie finden sich, so wie dieser, auf frischgeackerten Feldern, und suchen ihren Unterhalt gern in Sümpfen, welches der Kiebitz nicht thut, indem sich dieser nicht gern in Morästen besudelt. Auch wird sie der Jäger in den Weinbergen antreffen; nur muß er sich sehr früh aufmachen. Der erste beste Baum ist beim Fange der bequemste Posten, wenn 2 oder 3 Jäger mit einander sich damit beschäftigen wollen. Es werden Stöcke in die Erde gesteckt, und auf die Spitze von jedem ein ausgestopfter Goldregenpfeifer gebunden; auch bindet man bloß Kiebitze zum Locken an die Ruthen. Sobald der Jäger, welcher sich versteckt haben muß, etwas von Brachvögeln in der Nähe merkt, fängt er nach Art des Vogels an zu pfeifen, und macht die Lockvögel flattern. Die Goldregenpfeifer fliegen herbei, und wenn eine hinlängliche Anzahl auf der Erde beisammen sitzt, schießt der eine los, und der andere schießt auf die, so beim ersten Schuß die Flucht ergreifen, hinterdrein.

Sie nützen durch ihr so schmackhaftes Fleisch, daß man sie in einigen Gegenden, wie die Schnepfen, mit den Eingeweiden ißt. — Auch vermindern sie das schädliche Gewürm.

Abänderungen von ihnen sind: 1) der große Goldregenpfeifer (lat. Charadrius pluvialis major), welcher zu

Zoll lang ist. 2) Der kleine Goldregenpfeifer (Lat. Charadrius pluvialis minor), welcher von der Größe und Stärke einer Turteltaube, unten ganz weiß, und vielleicht ein Junger ist. Die Jäger nennen ihn den kleinen Brachvogel. 3) Der Goldregenvogel mit schwarzer Brust.

Gränzbaum, Lachterbaum, Mahlbaum, Fr. Arbre de lisière. Ist ein Baum, der die Gränze bezeichnet, und worauf der Forstbediente stets ein wachsames Auge haben muß, daß dergleichen nicht umgehauen werden, wenigstens, wenn es geschiehet oder überhaupt ein solcher Baum mit dem Absterben drohet, muß er dafür sorgen, daß mit Zuziehung der hiezu benöthigten Personen ein anderes Gränzzeichen, als ein Gränzstein 2c. sogleich angenommen und gesetzt werde.

Gränzbeziehung, Fr. Visite de limites, Cerquemanement. Ist eine Umgehung der Gränze, welche von den Forst- und Justizbeamten beiderseits Nachbarn, mit Zuziehung der Mannschaft jeden Alters vorgenommen, und wobei genau beaugenscheiniget wird, ob noch alles in Richtigkeit ist, und wo ein Gränzzeichen fehlt, ein anderes an dessen Stelle gesetzt oder gezeichnet wird. S. auch Forstgränze.

Gränze, Fr. Frontière, lisière. Unterscheidet sich in Landes- Forst- und Feld- oder Flurgränze. Der Forstbediente muß auf alle Gränzen aufmerksam seyn, damit seinem Forst oder Revier kein Abbruch an Terrain zugefüget werde. Die meiste Aufmerksamkeit erfordern die Landesgränzen, nämlich wo zweierlei Herrschaften an einander stoßen, damit der Gränznachbar keine Eingriffe, weder in Forst- noch Jagdsachen in die diesseitige Lande thue; nächstdem darf er auch nicht verstatten, daß die angränzenden Felder und Wiesen vergrößert werden; und ob schon die Beeinträchtigung der Forstgränzen, wo nämlich zwei Reviere eines und desselben Landes an einander stoßen, weniger schädlich ist, so hat sie doch wenigstens dort einigen nachtheiligen Einfluß, wo nach einer regelmäßigen Forsteinrichtung eine Eintheilung statt findet, so wie auch in Rücksicht der Jagd ein Nachbar den andern, durch Entziehung des Schuß- Fang- und Pfandgeldes, nicht bevortheilen darf. S. auch Forstgränze.

Gränznachbar, Fr. Voisin. Nennt ein Forstbedienter den andern, wenn er mit seinem Forst- oder Jagdrevier an ihn stößet.

Gränzschütze, Fr. Chasseur des Frontières. Ist einer von den niedern Jagdbedienten, welcher bloß die Jagd an der Landesgränze zu besorgen, und besonders auf fremde Wildschützen Acht zu geben hat.

Gränzsteine, Fr. Bornes. Sind solche Steine, welche zwischen zwei Fluhren oder Revieren stehen, und die Forste, oder gar die Herrschaften theilen, und mehrentheils mit den Wappen oder den Anfangs-Buchstaben der Herrschaften, oder auch mit Zahlen bezeichnet sind. Sämmtliche Steine müssen auf den Charten genau angemerkt seyn, damit wenn einer fehlt, ein anderer ohne Weitläuftigkeit wieder eingesetzt werden kann.

Gränzwasser, Gränzbäche, Fr. Ruisseaux limitrophes. Werden diejenigen Flüsse und Bäche genannt, welche zur Scheidung herrschaftlicher Länder, oder zur Theilung der Reviere angenommen und bestimmt worden sind, und auf solche muß der Forstbediente genaue Acht haben, damit sie in ihrem ordentlichen Laufe erhalten werden, und er darf nicht zugeben, daß sie von dem Nachbar durch Vorbaue auf die andere Seite getrieben und die Ufer dadurch abgerissen werden.

Gränzwege, Fr. Chemins de frontière. Sind solche Wege, welche zur Scheidung zweierlei Herrschaften oder Reviere dienen, und sowohl durch Wälder als Felder, zuweilen etliche Stunden weit gehen, deren sich aber beiderseits Herrschaften bei Jagen und andern Vorfällen bedienen dürfen.

Grasen; von der Gerechtigkeit desselben im Walde, sehe man unter Forstgerechtigkeit.

Grasläufer, s. Wachtelkönig.

Grasmücke. Unter diesem Namen versteht man überhaupt mehrere Arten von der Gattung der Sänger (Motacilla); hier aber sollen nur diejenigen beschrieben werden, welche den Namen Grasmücke insbesondere führen, und welches folgende sind:

Die graue Grasmücke. Lat. Motacilla hortensis, Linn. Fr. le Fauvette, Buff. Engl. the Pettichaps.

Lath. auch genannt: die weiße Grasmücke, die große Weißkehle, der Kirschfresser, der Dornreich. Ist als Singvogel eine Art von der Gattung der Sänger, und hat als Kennzeichen seiner Art: röthlichgrauen Oberleib, weißlichen Unterleib, und bleifarbige Füsse. Diesen vortreflichen Sänger hört man in Deutschland nicht selten, vor dem Thüringer Walde aber allenthalben. Sonst wird er als ein Bewohner Frankreichs und Italiens angegeben. In seinem ganzen Betragen ist er dem Mönch (schwarzköpfigen Grasmücke) sehr ähnlich, doch in seinem Gesange noch vorzüglicher. Seine Lockstimme ist ein oft wiederholtes schmazzendes Tza, tza! und wenn er böse ist, oder etwas fürchtet, ein stark kreischendes Geschrei. Er ist übrigens ein stürmischer, wilder Vogel, der sich im lichten Käfig und der Stube herumfliegend, bald den Kopf einstößt, auf den Boden aber mit verschnittenen Flügeln geworfen, gar bald sehr zahm wird.

Er ist etwas kleiner als der Mönch, 6 Zoll lang, und die Flügelbreite 9 und einen halben Zoll. Der Schwanz mißt 3 Zoll 10 Linien, und die gefalteten Flügel reichen bis zu seiner Mitte. Der Schnabel ist 5 Linien lang, oben etwas übergehend und hornfarbigbraun, unten hell bleifarbig, inwendig weißlich, an den Ecken und über den eirunden Nasenlöchern mit kurzen steifen Härchen besetzt, der Augenstern graubraun, die geschilderten Füße bleifarbig, die Beine 3 Viertel Zoll hoch und stark, die Mittelzehe 7 und die hintere 6 Linien lang.

Der Oberleib ist röthlichgrau, die Wangen dunkler, die Augenränder weißlich, der Unterleib bis zur Brust und an den Seiten röthlich hellgrau, der Bauch weiß, am Steiß röthlichgrau überlaufen, die Kniee grau, die Flügel und der Schwanz graubraun mit Kanten von der Rückenfarbe, und kleinen weißlichen Spitzen, die untern Deckfedern der Flügel röthlichgelb. — Das Weibchen unterscheidet sich durch nichts vom Männchen, als daß der Unterleib bis zur Brust etwas heller ist.

Seine Heimath ist das mittlere und südliche Europa. Er kömmt etliche Tage vor der Nachtigall an, zieht in der letzten Hälfte des Septembers wieder weg, und wohnt bei uns in Feldhölzern, in den lebendigen Vorhölzern der Wäl-

der, und in den nahe ligenden Gärten. — Er nährt sich von Räupchen und andern Insekten, die er von Bäumen und Sträuchern abliest, und das ganze Frühjahr bis zu Johannis darzu singt. Wenn die Kirschen reif sind, so nagt er das Fleisch davon ab, wovon sein Schnabel roth gefärbt wird. Er frißt auch Johannisbeeren und rothe und schwarze Hollunderbeeren. Er ist überhaupt ein großer Fresser; denn wenn man ihn im Zimmer hält, sitzt er beständig beim Troge. Mit dem Futter muß man abwechseln, und ihm besonders im Herbst Beeren geben; am besten befindet er sich bei dem Universalfutter der Nachtigallen.

Sein Nest setzt er in Hecken und Gebüschen in einen Weiß- oder Schwarzdornstrauch (daher sein Name Dornreich) halbmannshoch hin. Es besteht äußerlich aus groben Grashalmen, und Würzelchen, und inwendig aus den zartesten weißen Grashälmchen, seltner aus Moos. Das obere Ende ist mit Spinnengewebe, fliegenden Sommer und Puppenhülsen umwirkt. Das Weibchen legt 4 bis 5 rundliche hellweiße, kaum merklich ins Blaue spielende Eier, die über und über olivenbraun marmorirt sind. In 14 Tagen sind die Jungen ausgebrütet, und hüpfen aus dem Neste, sobald sie nur Federn haben und man sich ihnen nähert. — Der Kuckuk giebt ihnen oft ein Ei auszubrüten, und schmeißt die ihrigen heraus.

Im Julius und September kann man sie in Sprenkeln fangen, wenn man Kirschen, Johannisbeeren, rothe und schwarze Hollunderbeeren vorhängt. Da sie die Mehlwürmer gern fressen, so gehen sie auch im Frühjahr, wenn man ihren Stand weiß, auf einen mit Leimruthen besteckten und mit Mehlwürmern belegten wundgemachten Platz. Auf den Tränkheerd gehen sie sehr gern, und können besonders Morgens von 7 bis 9, und Abends vor Sonnenuntergang da angetroffen werden.

Sie nützen durch ihr gutes Fleisch, auch dadurch, daß sie, besonders zur Heckzeit, viele schädliche Raupen tilgen. — Vielen Schaden thun sie in Kirschgärten.

Die rostgraue Grasmücke, Lat. Motacilla fruticeti mihi. Engl. Lesser White-Throat, Lath. Ist gleicher Art mit der vorigen, und hat als Kennzeichen rostgrauen

Oberleib und röthlichgrauen Unterleib. Dieser seltene Vogel hat im Ganzen das Ansehen der vorher beschriebenen grauen Grasmücke, ist aber kleiner und die Farbe dunkler. Seine Länge ist 5 und einen halben Zoll und die Breite 8 und einen halben Zoll. Der Schwanz ist 2 und einen halben Zoll lang und die Flügel bedecken fast 2 Drittheile desselben.

Der Schnabel ist 4 Linien lang, oben ausgeschnitten, übergekrümmt und spitzig, der Oberkiefer hornbraun mit einer gelblichweißen Kante, der Unterkiefer gelblichweiß, die Nasenlöcher eirund mit einzelnen schwarzen Bartborsten überhangen, der Augenstern dunkelbraun, die Ränder der Augenlider weiß, die geschilderten Füße bleifahl, die Zehen auf der untern Seite gelb, die Beine 10 Linien hoch, die Mittelzehe 8 Linien und die hintere 6 Linien lang.

Der ganze Oberleib mit den Deckfedern der Flügel ist schmutzig rostgrau; bis zu den Augen läuft von den Nasenlöchern an ein schmutzig weißgelber Strich, die Kehle, ein Strich der Länge nach über den Bauch und der After sind weiß; der übrige Unterleib ist röthlichgrau; die Schwungfedern sind dunkelbraun, die Schwanzfedern hellbraun. — Zwischen Männchen und Weibchen hat man keinen Unterschied bemerken können.

Es ist ein vortreflicher Sänger, der seine schnalzende Lockstimme mit in seinen Gesang einmischt, und ihn dadurch sehr angenehm abändert, und auszeichnet. Er kömmt in der letzten Hälfte des Aprils, liebt gebirgige und buschreiche Gegenden, baut ein leichtes Nest aus dürren Grashalmen in düsteres Gesträuch 4 bis 5 Fuß hoch, legt 5 weiße, blaubraun gesprenkelte und dunkelroth gedüpfelte Eier, brütet sie in 13 Tagen aus, füttert die Jungen Anfangs mit kleinen glatten grünen, hernach mit größern Raupen, Fliegen und andern Insekten. Wenn sie ausgeflogen sind, fliegt er mit denselben nach den Johannisbeeren, Kirschen, Hollunderbeeren, und endlich nach den rothen Vogelbeeren. — Im September zieht er familienweise weg. In diesem Monate wird er in manchen Jahren in Sprenkeln, vor welchen Hollunderbeere hängen, gefangen, aber weil man ihn nicht genug kennt, und für eine gewöhnliche Grasmücke hält, nicht geachtet. — Er hat ein wohlschmeckendes Fleisch.

Die gemeine Grasmücke oder der Waldsänger, Lat. Motacilla Sylvia, Fr. la Fauvette grise ou Grisette, Buff. Engl. the White-Throat, Penn. the Babbling Warbler, Latham; auch genannt: die fahle Grasmücke, die große graue Grasmücke, die graue und geschwätzige Grasmücke, der Spottvogel, Nachtsänger, Heckenschmatzer, Grasemucke, Grasemütsche, Kuckusammer, gemeiner Dornreich, die kleine Weißkehle, Grasmückfohle, Schnepfli, Wüstling. Ist ebenfalls eine Art von obiger Gattung, deren Kennzeichen sind: aschgrauer Oberleib, rostfarben gerändete Deckfedern der Flügel, weißlicher Unterleib, die äußerste Schwungfeder mit einem großen keilförmigen Flecken, die folgende mit einem kleinen, und die dritte nur mit einer weißen Spitze.

Ist der einzige Vogel, der unter allen den Namen: Grasmücke, mit Recht verdient, da sie unter allen, wo nicht ganz allein, doch am meisten, im Grase und niedrigen Gebüsche herum kriecht. Ihre Länge beträgt 6 und ein Drittel Zoll, der Schwanz 3 Zoll, die Breite der Flügel 6 Zoll, und diese erreichen zusammengelegt fast die Hälfte des Schwanzes. Der Schnabel ist einen halben Zoll lang, oben schwärzlich, unten graulich, die Ecken und der Rachen gelb, am ausgeschnittenen Oberkiefer mit Bartborsten, der Augenstern graubraun, die geschilderten Füße bräunlich, fleischfarben, die Beine 1 Zoll hoch, die mittlere Zehe 7, und die hintere 6 Linien lang.

Der Kopf, die Wangen, der Hals, Rücken, Bürzel, die Schultern, die obern Deckfedern des Schwanzes und die kleinern der Flügel aschgrau, die Kehle, der Bauch, Augenkreis, die inwendigen Achselfedern schön weiß, die Brust, die Seiten und mittelmäßigen Afterfedern weiß, röthlichfleischfarben überzogen, die Flügel dunkelbraun, und wegen der Einfassung ihrer Federn sehen sie zusammengelegt rostfarbig aus, der Schwanz dunkelbraun, fast grade, die äußerste merklich kürzere Feder heller mit einem weißen Flecken, die zweite mit einer kleinern, und die dritte nur mit einer weißen Spitze. — Das Weibchen ist etwas kleiner, auf den Flügeln schwächer rostfarben, und hat nicht die schöne weiße Kehle.

Sie gehört unter die lebhaftesten und fröhlichsten Vögel, sitzt immer oben auf einem Zweige und singt bis in

den späten Abend ihren angenehmen aus einem langen Piano und kurzen Forte bestehenden Gesang. Dieß Forte ist kreischend, aus einigen Accorden zusammengesetzt, und der Vogel erhebt sich bei dieser Stelle eine kleine Strecke in die Luft, dreht sich in einem kleinen Bogen, und setzt sich dann wieder auf seinen Busch. Seine Lockstimme ist ein klatschendes Tzä, tzä! Vor Furcht und Betrübniß, wenn man sich z. B. seinem Neste nähert, läßt er ein tiefes Gä, gä! hören, sträubt dabei die Kopffedern dick auf, und hüpft langsam und traurig in den Hecken tief und nach dem Boden zu herum. Er läßt sich so leicht als die Nachtigall zähmen, verlangt aber auch eben die Wartung und Fütterung, indem er sich sonst kein Jahr hält. Wenn man ihnen im Sommer rothe Hollunderbeeren und im Winter gedörrte und aufgequellte schwarze Hollunderbeeren giebt, so befinden sie sich bei dem Universalfutter der Nachtigall noch am besten.

Sie werden in ganz Europa angetroffen, und in Deutschland sind sie allenthalben zu Hause. Nach der Mitte des Aprils trifft man sie im Felde, in dicken einzelnen Dornbüschen, in Feldhölzern, in Gärten, einzeln in dicken Schlägen von lebendigem und schwarzem Holze der Vorberge, wo sie das Gras und die Gebüsche mit äußerster Geschwindigkeit durchkriechen. Zu Ende des Septembers, auch wohl erst im Anfang des Oktobers ziehen sie zerstreut wieder weg.

Ihre Nahrung besteht in Fliegen, Käfern, und besonders in kleinen Insektenlarven, und in grünen Räupchen, die an dem Weiß- und Schwarzdorn sitzen; daher sie auch so spät ankommen und so früh wieder wegeilen. In Gärten sind sie nützlich, da sie viele Raupen ablesen. Nur bei kalter Witterung fliegen sie auch nach den Hollunderbeeren und den Johannisbeeren.

Gewöhnlich nisten sie nur einmal des Jahrs, zuweilen jedoch auch zweimal. Ihr Nest steht in dichtem Gebüsche nahe an der Erde, auch zuweilen selbst im hohen Grase um das Gebüsche oder zwischen Wurzeln, an Flüssen und Gräben, die ausgewaschen sind. Das Nest besteht aus Grashalmen und etwas Moos, und inwendig aus Pferdehaaren. Die 4 bis 5 Eier sind oval, schmutzigweiß mit röthlichfarbenen und braunrothen Punkten und Strichen bezeichnet.

In 14 Tagen sind die Jungen von beiden Gatten ausgebrütet, und werden vorzüglich mit Spinnen, Fliegen, und andern kleinen Insekten aufgefüttert. Sie sehen in ihrer Jugend bald den Alten ähnlich, nur sind die rostfarbenen Flügeleinfassungen noch nicht so stark; an den Weibchen auch schon in der kleinsten Jugend schwächer als beim Männchen, daher sie ein Kenner schon im Neste von einander unterscheiden kann. Mit Ameiseneiern sind sie leicht aufzuziehen, und wenn sie allein fressen, nehmen sie mit Semmel in Milch geweicht vorlieb.

Ihrer Brut stellen die Katzen, Füchse, Raben und Elstern nach, daher sie auch ihr Nest, wo möglich, in Dornbüschen anlegen. Auch der Kuckuk zerstört ihnen die Brut, wenn er ihnen ein Junges zu erziehen giebt.

Um sie leicht zu fangen, besonders wenn sie Junge haben, darf man nur in der Gegend ihres Nestes Leimruthen hinlegen. Auch fängt man sie in Sprenkeln, vor welchen Johannis- oder Hollunderbeeren hängen. Auf den Tränkheerd gehen sie nicht leicht.

Sie nützen durch ihre Nahrungsmittel, ihren Gesang, und durch ihr schmackhaftes Fleisch.

Die geschwätzige Grasmücke oder das Müllerchen, lat. Motacilla Curuca; Motacilla cinerea, Lath. Motacilla dumetorum, Linn. Fr. la Fauvette babillarde Buff. auch genannt: Steinfletsche, Steinpatsche, auch Waldsänger, aber mit Unrecht. Besser sind: Weißkehlchen, kleine Grasmücke, kleiner Fliegenschnäpper, kleiner Dornreich, kleiner Dorngreul, Weißbartl, blaue Grasmücke, in Thüringen Weißmüller. Nach den Kennzeichen ihrer Art ist sie oben röthlichbraun, unten weiß, und die äußerste Schwanzfeder ist auf der äußern und einem Theil der innern Seite weiß gezeichnet.

Den Namen Müllerchen hat er von seinem Gesange, in welchem einige laute Töne: Klap, klap, klap, klap! vorkommen. Er hat unter allen Grasemückenarten den längsten Gesang, mit verschiedenen Melodien, die er aber so leise singt, daß man ihn nur ganz nahe verstehen kann. So lange er leise singt, kriecht er im Gebüsche hin und her, und nur bei seinem lauten Klapp, klapp! setzt er sich ruhig hin;

ausserdem läßt er noch einen schmatzenden Lockton, aber höchst selten hören.

Er ist 5 und 3 Viertel Zoll lang, wovon der Schwanz 2 und ein Viertel Zoll, und die Flügelbreite 8 und einen halben Zoll beträgt. Die Flügel reichen fast in die Mitte des Schwanzes. Der Schnabel ist einen halben Zoll lang, spitzig, oben ausgeschnitten, etwas übergehend, schwarz, unten bläulich, mit länglichen Nasenlöchern und Barthaaren um Nasen und Maul, der Augenstern doppelringig auswendig weißgelb, und inwendig goldglänzend braun, die Füße schwarzblau, die Beine 8 Linien hoch, die mittlere Zehe 6, und die hintere 5 Linien lang.

Der Kopf und die obern Deckfedern des Schwanzes sind bräunlich aschgrau, der übrige Oberleib grau, roth überlaufen, die Wangen dunkler als der Kopf, am dunkelsten hinter den Ohren, das untere Augenlid, die untern Deckfedern der Flügel und der ganze Unterleib weiß, die Deckfedern der Flügel und die Schwingen blaß- und dunkelbraun, alle schmal röthlichgrau eingefaßt, der Schwanz gerade, dunkelbraun, die äußern und ein Theil der innern Seite an der äußersten hellern Schwanzfeder weiß, die mittelste mit weißlichen, und die andern mit röthlichgrauen Rändern. — Das Weibchen ist fast durch nichts vom Männchen unterschieden; nur letzteres hat einen dunklern Kopf, und ersteres hellblauere Füße.

Dieser Vogel wohnt in Europa und in dem nördlichen Asien, und gehört in Deutschland unter die gewöhnlichen Vögel. Als Zugvogel kömmt er in der Mitte des Aprils an, und in der Mitte des Septembers geht er wieder weg. Er hält sich gern in den Hecken der Gärten, nahe an Städten und Dörfern auf, vorzüglich wenn sie dichte und große Stachelbeerbüsche enthalten, seltner in den Vorhölzern. Er setzt sich nicht leicht hoch auf die Bäume, sondern durchkriecht lieber unsichtbar die niedrigen Gebüsche.

Er nährt sich ebenfalls von Insekten, besonders kleinen Räupchen, sucht auch wohl Insekteneier auf. Er frißt auch Johannis- und Hollunderbeeren. In der Stube läßt er sich mit vieler Mühe 1 bis 2 Jahre mit Nachtigallfutter, das er aber mit Ameiseneiern, Fliegen und Mehlwürmern gewürzt haben will, erhalten.

Um sein Nest vor seinen Feinden, besonders den Katzen, sicher zu stellen, baut er es in Stachelbeerbüsche, im Walde in junge Fichten; es ist übrigens ohne große Kunst, und in ihm liegen 4 bis 6 unten zugespitzte, oben abgestumpfte, weiße, bläulich und gelbbraun gefleckte Eier. Sie werden 13 Tage bebrütet, und sobald die Alten einen Menschen etlichemal in der Gegend bemerken, so verlassen sie Bau, Eier und Junge. Sobald man sich dem Neste nähert so stürzt der Alte wie ohnmächtig aus demselben, und flattert eine ganze Strecke wehmüthig auf der Erde hin. Wenn die Jungen nur irgends mit Federn bedeckt sind, so darf man sie nur scharf ansehen, um sie wie ein Blitz aus dem Neste springen und sich ins Gebüsche verbergen zu sehen. — Die Jungen sehen den Alten gleich, außer daß der ganze Oberleib einerlei Farbe hat.

Ihre Feinde, die Katzen und Wieseln, zerstöhren ihre Brut, daher sie selbige, wo möglich, in Dornen zu verbergen suchen. — Fangen kann man sie nur alsdann, wenn nach ihrer Ankunft noch Schnee fällt, und zwar mit Leimruthen auf einem von Schnee entblößten Platze, auf welchen man Mehlwürmer wirft. Im August geht er nach Johannisbeeren und im September nach Hollunderbeeren einzeln in die Sprenkel. Auf dem Tränkheerd fängt man ihn nicht. — Sein Nutzen ergiebt sich aus seiner Nahrung.

Die gesperberte Grasmücke, Lat. Motacilla nisoria mihi; auch genannt: die größte Grasmücke, der große Feigenfresser. Die Kennzeichen dieser Art sind: goldgelber Regenbogen, aschgraubrauner Oberleib, weißlicher Unterleib mit aschgraubraunen Querlinien.

Dieser seltene Vogel bewohnt das mittlere und nördliche Deutschland, ist 7 Zoll lang und 9 und einen halben Zoll breit. Der Schwanz mißt 2 Zoll 10 Linien, und die Flügel bedecken nur die Hälfte desselben. Der Schnabel ist 7 und eine halbe Linie lang, mit einer erhabenen Kante des Oberkiefers, und mit schwarzen Borstenhaaren an der Wurzel besetzt, die Farbe oben hornbraun, unten schmutzigweiß, die Nasenlöcher groß und länglich, der Augenstern schön goldgelb, die geschilderten Füße stark und grau, die Nägel hornbraun, die Beine 1 Zoll hoch, die mittlere Zehe 9 und die hintere starke 7 Linien lang.

Der Oberleib ist aschgrau, und hat besonders auf dem Rücken und den Schultern ein aschgraues und braungewässertes Ansehen, der Unterleib schmutzigweiß mit vielen aschgraubraunen wellenförmigen Querlinien, die Deckfedern der Flügel, die Schwungfedern und Schwanzfedern graubraun, von letztern die äußerste an jeder Seite mit einem weißlichten Rande. — Das Weibchen sieht oben und unten etwas heller aus.

Sie ist unter allen Grasmücken die plumpste, hüpft und bewegt sich ungeschickt, fliegt aber sehr schnell. Sie schnalzet wie die Nachtigall, und singt wie die gemeine Grasmücke, doch nicht so angenehm. Sie steigt von ihrem Busche auf, gerade aufgerichtet, so daß der Kopf oben und der Schwanz unten ist, 16 bis 20 Fuß in die Höhe, und läßt sich dann langsam und mit ausgebreiteten Flügeln, wie die Pieplerche, flatternd wieder auf ihren Strauch nieder.

Sie hält sich in dichten Feldhölzern auf, wo sie gern in Büschen herumkriecht, und Insekten, besonders Raupen, zu ihrer Nahrung sucht. Sie frißt auch Beeren. Schon im August oder Anfang des Septembers verläßt sie uns mit der Nachtigall, und kömmt Anfangs Mai wieder.

Ihr Nest steht in einem dunkeln Busche, und besteht äußerlich aus Grashalmen und innerlich aus Haaren. Die 5 bis 6 Eier darin sind weißlich mit röthlichgrauen ungleichen und verwaschenen Flecken. Die Jungen sind, bis sie sich mausern, am Ober- und Unterleibe mit vielen und dichten aschgraubraunen Wellenlinien bezeichnet. — Man fängt sie im Frühjahr, wie die Nachtigallen, mit Leimruthen und Mehlwürmern.

Die weißstirnige Grasmücke, lat. Motacilla albifrons mihi; auch genannt: die weißköpfige Grasmücke, der weißköpfige Dornreich. Als Kennzeichen ihrer Art ist sie grau, und hat eine weiße Stirn. Diese seltene Grasmücke beschreiben die Vogelsteller als einen vortreflichen Sänger, und soll unter allen Grasmückenarten, die Nachtigall ausgenommen, am besten singen. Sie ist von der Größe der schwarzköpfigen Grasmücke, aber schlanker gebauet, 6 und einen halben Zoll lang, wovon der Schwanz 2 und 3 Viertel Zoll mißt. Die gefalteten Flügel bedecken zwei Drittheile desselben. Der Schnabel ist 5 Linien lang,

rund, der Oberkopf übergehend, ausgeſchnitten und horn-braun, der Unterkiefer hellbläulich, der Augenſtern dunkel-kaſtanienbraun, die geſchilderten Füße dunkelſchieferblau, die Beine 11 Linien hoch, die mittlere Zehe 1 Zoll, und die hintere 9 Linien lang.

Der Vorderkopf iſt bis hinter die Augen weiß, der übrige Oberleib iſt aſchfarbengrau, der Unterleib hellgrau, Schwung- und Schwanzfedern ſind dunkelbraun. Das ganze Gefieder iſt ungemein ſeidenartig anzufühlen. Die Vogelſteller ſagen, das Männchen habe ſo, wie die ſchwarz-köpfige Grasmücke eine ganz weiße Kopfplatte. — Das Weibchen hat nur bis zu den Augen eine weiße Stirn, und iſt übrigens am Oberleibe nicht ſo dunkelgrau, als das Männchen.

Dieſer Vogel hält ſich in großen Buſchhölzern auf, am liebſten, wenn ſie mit allerhand Arten von Laubholz be-wachſen und mit Schwarzholz untermiſcht ſind. Im Herbſt wird zuweilen einer in der Schneuß gefangen, beſonders wenn rothe Hollunderbeeren vorhängen. Auf den Tränkheerd ge-hen ſie nur im Frühjahr und in großen Geſellſchaften von Vögeln; denn einer iſt nicht hinreichend, ſie zu zwingen nach dem Badeplatz zu gehen, ſo behutſam und ſcheu ſind ſie. — In der Stube werden ſie wie die ſchwarzköpfigen Grasmük-ken gehalten.

Grasſichel. Hierunter verſteht man an einigen Orten die Erlaubniß, nach welcher die Forſtbedienten, zuweilen auch deren Vorgeſetzte, die in den Waldungen befindlichen Grasplätze, entweder zu eigener Oekonomie benutzen, oder auch dieſe Erlaubniß an andere Perſonen gegen Empfang eines Pachtgeldes überlaſſen dürfen. Es geſchieht dieſes bald durch eine, bald durch zwei, auch mehrere Perſonen, daher ſagt man: der hat eine oder zwei ꝛc. Grasſicheln als ein Stück ſeiner Beſoldung.

Dieſes Accidenz gehört offenbar mit unter die nachthei-ligſten für die Waldung, zumal wenn ein Forſtbedienter die Oekonomie als das vorzüglichſte Mittel zu ſeinem Unterhalt zu betrachten nöthig hat. Denn will er nicht ſelbſt Noth lei-den, ſo wird er gewiß der Grasplätze nicht weniger machen, dagegen ſie noch vermehren, oder die ſchon gegenwärtigen doch erweitern, mithin nicht auf einen guten Beſtand ſeiner

Waldung ſehen. Ein gleiches findet ſtatt, wenn die Grasſchei an andere Perſonen verpachtet wird; denn um eines guten Gewinſtes halber läßt der Pachter gewiß kein Pflänzchen aufkommen, und der Forſtbediente ſieht durch die Finger, damit er ſich ſein Pachtgeld nicht ſelbſt verringert. In vielen Ländern, wo auf eine gute Forſtwirthſchaft Bedacht genommen worden, iſt dieſes Accidenz ſchon längſt abgeſchafft, und in ein Geldquantum verwandelt worden.

Grasſpecht ſ. unter Buntſpecht.

Grauer Würger; wird unterſchieden in den großen und in den kleinen grauen Würger. Beide ſind Arten von der Gattung der Würger (Lanius), und gehören unter die erſte Ordnung, nämlich die Raubvögel.

Der große graue Würger, lat. Lanius Excubitor, Linn. Fr. la Pie-grieche griſe, Buff. Engl. the great Shrike, Penn. auch genannt: aſchfarbiger Würger, großer blauer Würger, gemeiner Neuntödter, großer Europäiſcher Neuntödter, Würgengel, Warkengel, Gebüſchfalke, wilder Elſter, Speralſter, Griegelelſter, wachender Würgvogel, grauer großer Afterfalke, Buſchelſter, Thornkrätzer, Thorngraſer, Walathee, Neunmörder, Wildwald, Krück-Kruck- oder Krauselſter, blauer Neuntödter, Krickelſter. Als Kennzeichen ſeiner Art iſt der Schwanz keilförmig, an den Seiten weiß, der Rücken grau, die Flügel ſchwarz mit einem weißen Fleck.

Dieſer Vogel iſt in Deutſchland allenthalben bekannt, 10 und 3 Viertel Zoll lang, wovon der Schwanz 4 und einen halben Zoll, und die Breite der Flügel, welche zuſammengelegt bis auf ein Drittheil des Schwanzes reichen, 1 Fuß 3 Zoll. Er wiegt 4 Loth. Der Schnabel iſt 9 Linien lang, ſchwarz, an den Seiten ſehr gedruckt, der Haken und Zahn groß und ſcharf, die eirunden Naſenlöcher und der Winkel des Oberkiefers mit Borſtenhaaren beſetzt, die Augen groß und ſchwarzbraun, die Beine (Fänger) 1 Zoll 2 Linien hoch, und mit den ſcharfen bewaffneten Zehen bleifarbenſchwarz, die mittlere Zehe 12 und die hintere 8 Linien lang.

Der ganze Oberleib iſt ſchön hellaſchblau, ins weißliche übergehend, von den Naſenlöchern läuft durch die Augen ein ſtarker ſchwarzer Streifen, die untere Seite vom Schna-

bel bis zum Schwanz ist weiß, an der Brust ein wenig ins Röthliche spielend und graulich gewässert, die Deckfedern der Flügel schwarz, desgleichen die Schwungfedern, die aber an der Wurzel fast bis zur Hälfte herein weiß sind. Hieraus entstehen zwei weiße Flecken auf den Flügeln, der eine an der Spitze, der andere an der Würzel der Schwungfedern. Der keilförmige Schwanz hat in der Mitte 4 schwarze Federn, die nur weiße Wurzeln und Spitzen haben, an den übrigen achten zur Seite wird das Weiße immer breiter, so daß an der äußersten auf jeder Seite das Schwarze nur noch auf der Mitte des Schaftes zu sehen ist. — Das Weibchen ist heller auf dem Rücken, und an der Brust mit deutlichen hellkreisförmigen blaßbraunen Linien bezeichnet, und etwas schmutziger.

Dieser Würger hat vielen Muth und Unerschrockenheit, und jagt daher den stärksten Falken von seinem Reviere weg, sogar benachrichtiget er aus Nahrungsneid die kleinen Vögel durch ein scharfes Geschrei: Trui, trui! von der Gegenwart eines Habichts, Sperbers und Falken, woher er auch der Wächter genannt wird. Seines Fluges und Schwanzes halber heißt er auch Bergelster. Bewundernswürdig ist es, daß die kleinen Vögel, deren Feind er ist, nicht vor ihm, wie vor andern Raubvögeln fliehen; denn wäre dieß, so würde ihm nie einer seiner schwachen Füße und seines langsamen Fulges halber zu Theil werden. Er läßt sich leicht, sowohl alt als jung zähmen und zu Lustjagden auf Vögel abrichten.

Sommer und Winter bleibt er bei uns. Zur Zeit seiner Fortpflanzung lebt er in den Gärten, Vorhölzern, Feldhölzern und auf den einzelnen Bäumen, die in den angränzenden, freien Gegenden stehen. Von der Mauserzeit bis zu Anfang des Winters zieht er mit seiner Familie in den Umkreis von 1 bis 2 Stunden herum; alsdann sucht jedes Glied derselben allein sich einen Platz aus, wo es den Winter über seine Nahrung finden kann. Diese besteht im Winter aus Feldmäusen, die sie von der Spitze eines Baums aus ihren Löchern schlüpfen sehen, oder aus Goldammern, Stieglitzen und Feldsperlingen. Sie fangen allen ihren Raub, wegen der Schwäche ihrer Füße, mit dem Schnabel, treten mit den Füßen auf ihn, doch ergreifen sie ihn auch wohl mit der

Füßen, wenn sie verscheucht werden, und tragen ihn fort. Sie zerfleischen und zerreissen ihn in kleine Bißchen, ehe sie ihn verschlucken. Im Frühjahr und Herbst gehen sie auch die Finken, Zeisige und Lerchen an. Vorzüglich fangen sie von den größern Insekten, Hirschkäfer, Roßkäfer, Heuschrecken, Maulwurfsgrillen, und nähren damit auch ihre Jungen. Ausserdem ist ihre Sommernahrung Eidechsen, Blindschleichen und junge Vögel, die kaum das Nest verlassen haben. Im Winter sind sie verwegen genug, auf größere Vögel, als Rebhühner, Krammetsvögel, Seidenschwänze und dergl. zu fallen; müssen aber mehrentheils unverrichteter Sache wieder abziehen; und nur kann er diese Vögel erhalten, wenn sie in Schlingen gefangen sind. Er wird sehr zahm.

Er horstet in Wäldern und gebirgigen Gegenden auf hohen Bäumen, auf einzelnen Obstbäumen im Felde, und zwar auf den untersten Zweigen derselben; auch im Feldgesträuche. Sein unregelmäßiges Nest ist groß, und das Weibchen legt 5 bis 7 Eier, welche blaßblau und am obern Ende, wie mit einer Krone, dichte mit bräunlichen Flecken besetzt sind. In 15 Tagen sind sie ausgebrütet. Die Jungen sehen in ihren Stoppelfedern grünlich aus, werden aber bald nachher am Rücken schmutzig aschgrau und am Bauch schmutzig weiß und grau gewellt. Sie ziehen des Jahrs zwei Gehecke auf, und es fallen auch zuweilen weiße aus. — Wenn er zuweilen einen Falken oder Sperber neckt, so ergreifen diese ihn, fallen mit ihm auf die Erde, und erwürgen ihn.

Mit dem Schießgewehr kann man nicht leicht an diese Vögel kommen, so scheu sind sie. Dem Jäger werden die Fänger ausgelöst und bezahlt. Da es nicht ungewöhnlich ist, daß sie im Frühjahr zuweilen auf den Leimspindeln, wenn sie auf dem Vogelfange nach den Lockvögeln, die in Bauern sind, fliegen, gefangen werden, so bekömmt man sie gewiß in seine Gewalt, wenn man einen kleinen Vogel auf einen Busch mit Leimspindeln bindet, und diese in ihrer Nähe aufstellt.

Sie nützen dadurch, daß sie manche schädliche Feldmaus und manches schädliche Insekt tödten. — Da sie fast alle Raubvögel verfolgen, so gewöhnt man die zahmen so, daß sie diejenigen Falken, welche man zur Baize abrichten

will, wenn sie im Herbste streichen, zum Fang herbei bringen. — Schaden thun sie den Vogelstellern, indem sie theils auf die Läufer im Heerde stoßen, theils über die Vogelbauer herfallen, und wenn sie die Lockvögel darin auch nicht in ihre Gewalt bekommen, doch so scheu machen, daß sie weder mehr locken, noch singen, theils aber auch die großen und kleinen Vögel, die sich auf dem Heerde fangen wollen, wenn sie auf sie losfliegen, verscheuchen. Ueberhaupt thun sie unter den kleinen Vögeln großen Schaden.

Der zweite ist der kleine graue Würger, lat. Lanius minor, Linn. Fr. la Pie-griecke d'Italie, Buff, auch genannt: der kleine aschgraue Neuntödter, der kleine Bergelster. Als Kennzeichen seiner Art ist der Körper aschgrau, die Stirn schwarz, und durch die Augen geht ein schwarzer Strich. Dieser, dem großen so ähnliche Würger, ist nicht selten, und bewohnt außer Deutschland, noch Italien, Spanien, England und Rußland, ist 9 Zoll lang, wovon der Schwanz 3 Zoll 10 Linien, und die Flügelbreite 14 Zoll. Zusammengelegt reichen die Flügel bis auf ein Drittheil des Schwanzes.

Der Schnabel ist 8 Linien lang, sehr stark, mit einem großen Zahn, aber kleinen Haken am Oberkiefer, glänzend schwarz, die Nasenlöcher sind rundlich, die Augen koffeebraun, die Füße schwärzlich, die Beine 1 und einen halben Zoll hoch, die Krallen schwarz und nicht so scharf, aber gekrümmter, als bei den andern Würgern, die mittlere Zehe 10 und die hintere 8 Linien lang.

Die Stirn ist schwarz; ein breiter schwarzer Strich geht durch jedes Auge; der Kopf, Nacken, Hintertheil und die Seiten des Halses, der Rücken und die obern Deckfedern des Schwanzes sind aschgrau; der ganze Unterleib ist weiß, die Brust rosenroth überlaufen, die Deckfedern der Flügel und die Schwungfedern schwarz, letztere fast bis zur Hälfte weiß, daher ein weißer Fleck auf den Flügeln; der Schwanz ist keilförmig, die zwei äußersten Federn weiß, mit einem schwarzen Schafte; die übrigen sind schwarz, doch hat die dritte und vierte eine weiße Spitze, und ist von der Wurzel an bis auf die Hälfte weiß, die fünfte und sechste ist ganz schwarz; die untern Deckfedern der Flügel sind theils weiß, theils grau, auch zuweilen schwärzlich ge-

fleckt. — Das Weibchen ist ein wenig kleiner, hat einen kürzern und etwas schmälern schwarzen Backenstreifen, und nur eine einzige weiße Seitenfeder am Schwanze; die andern sind alle mehr schwarz, als beim Männchen.

Er ist von bewundernswürdiger Gelehrigkeit, indem er nicht nur einzelne Strophen aus den Liedern anderer Singvögel, sondern die ganzen Gesänge ohne Zusatz bis zur größten Täuschung nachahmt. So gelehrig er aber ist, so beißig und zänkisch ist er auch; besonders lebt er mit den Elstern im Kriege, die es bisweilen wagen, seine Eier oder Jungen zu holen. Beide Gatten jagen und verfolgen die Feinde unter einem steten ängstlichen Geschrei: Gäck, gäck, gäck! ihre Lockstimme hingegen ist: Quäbä! Er fliegt äußerst sanft und schön, und schwimmt so leicht, wie ein Falke in der Luft. Als Zugvogel geht er im Anfange des Septembers fort, und kömmt im Anfange des Mais wieder. Am Fuße der Wälder hält er sich in den Gärten auf, die an die Aecker stoßen, und sitzt immer auf den Gipfeln der Bäume.

Er nährt sich vermuthlich mehrentheils von Mai- Mist- Erd- und andern Käfern; wenigstens sieht man ihn nicht so häufig, wie den großen grauen Würger, nach den Vögeln stoßen. Nur die jungen Vögel verfolgt er bei Regenwetter, daher ihm alsdann auch die Bachstelzen, die sonst friedlich neben ihm wohnen, mit Geschrei nachfliegen.

Sein großes und unregelmäßiges Nest steht meistentheils in Gärten auf einem Apfel- oder Birnbaum, und man findet darin 6 rundliche, grünlichweiße, violet und braungefleckte Eier, welche beide Gatten wechselsweise in 15 bis 16 Tagen ausbrüten. Die Jungen wachsen sehr geschwind heran, sind bald flügge, und die Alten können das meistemal zwei Bruten machen. Die Jungen werden mit lauter Aas- Raub- Mist- und Erdkäfern ernährt. Bis zum ersten Mausern fehlt ihnen die schwarze Stirnbinde gänzlich, der Oberleib ist dunkelaschgrau, der Unterleib weiß, an der Brust gelblich überlaufen und an den Seiten röthlich gewellt.

Man kann sie leicht fangen, wenn man auf den Feldbusch, wo sie sich immer hinsetzen, Leimruthen legt, und vor der Flinte sind sie vollends gar nicht scheu. — Sie

nützen, daß sie wohl manches schädliche Insekt tödten, und sind auch gut zu essen.

Graufink, Lat. Fringilla petronia, Fr. la Soulcie, Buff. Engl. the Ring-Sparrow, Lath. auch Waldfink und Ringsperling genannt. Gehört unter die Ordnung der Singvögel, und ist eine Art von der Gattung der Finken. Als Kennzeichen seiner Art ist er grau, hat einen weißen Streifen über den Augen und einen gelben Fleck an der Gurgel. In Europa trifft man ihn in den Wäldern an, in Deutschland hin und wieder, auch einzeln in Thüringen. An Größe und Farbe ist er dem Weibchen eines Golbammers sehr ähnlich, der Schnabel aber macht ihn kenntlich.

Er ist 6 und 3 Viertel Zoll lang und 12 Zoll breit. Der Schwanz mißt 2 und ein Viertel Zoll, ist etwas gespalten, und die gefalteten Flügel bedecken drei Viertheile des Schwanzes. Der Schnabel ist 6 Linien lang, an der Wurzel dick und nach der Spitze spitzig zulaufend, die Schärfe etwas eingekantet, oben graubraun, unten weiß, die geschilderten Füße sind graubraun, die Beine 10 Linien hoch, die mittlere Zehe 8, und die hintere 6 Linien lang, die Nägel hornbraun.

Der Kopf ist bis zum Nacken röthlich aschgrau, dunkelbraun gefleckt, rund um den Kopf läuft von den Augen an ein schmutzig weißer Ring, der Rücken ist braun und graugefleckt, der Steiß und die Seiten sind graubraun, der Unterleib röthlichgrau und weiß gemischt, der Vorderhals gelb, an den Seiten aschgrau, die Flügel graubraun, die großen Deckfedern mit weißen Spitzen, die vordern Schwungfedern inwendig weiß, die Schwanzfedern graubraun, an den Spitzen der äußern Fahne weiß, die letzte auswendig weiß gerändet. — Das Weibchen ist mehr grau auf dem Oberleibe, und hat einen kleinern blaßgelbern Fleck am Vorderhalse.

Man sagt, daß dieser Vogel keinen Laut oder Singstimme von sich gebe. In kältern Gegenden soll er wandern, in wärmern aber nicht. Zu Ende des Julius sammelt er sich in Heerden und bleibt so bis ins Frühjahr. Er ist zärtlich, und man hat ihn daher schon in hohlen Bäumen erfroren gefunden. In diese nistet er auch, und brütet 4 bis 5 Eier aus. Er frißt Körner, Sämereien und Insek-

ten, liebt die Gesellschaft seines Gleichen, und es ruft einer dem andern zu, wenn sie Nahrungsmittel im Ueberfluß antreffen. Da sie in manchen Gegenden in großen Haufen fliegen, so hält man sie auf frisch besäeten Feldern für schädlich. Es ist ist auch schwer, sie zu verjagen und auszurotten, da sie so mißtrauisch wie die Sperlinge sind, und die Leimruthen und Schlingen kennen. Doch werden sie in Netzen gefangen.

Grauspecht, s. Spechtmeise und Wendehals.

Greifen, s. Gegriffen.

Griffe; werden auch die Klauen oder Fänger der Raubvögel genannt.

Grimmen, s. Burgstall.

Grinitz, s. Kreuzschnabel.

Grobjährig, Fr. les Cercles de l'arbre sont grosses, Wird genannt, wenn die Jahresringe im Holz weit aus einander stehen. So viele Jahre nämlich ein Baum alt ist, so viele Ringe oder Jahrwüchse setzt er am Holze an, und dieses wird man gewahr, wenn man einen Baum quer abschneidet, und die Ringe auf den offenen Enden des Stammes zählt (s. unter Baum). Einige Holzarten, z. B. die Fichte, setzet alle Jahre vieles Holz oder starke Ringe an, und dieses nennt man daher grobjährig; andere setzen kleine Ringe an, als der Lerchenbaum und die Weißtanne, und dieses nennt man im Gegentheil kleinjährig.

Großer Habicht, s. Stockfalke.

Großer Reiher, Lat. Ardea major, Linn. Fr. Heron hupé. Buff. Engl. Common Heron, Penn. Gehört unter die Ordnung der Sumpfvögel, und unter die Gattung der Reiher. Kennzeichen seiner Art sind: weißer Vorderkopf, langer schwarzer Federbusch am Hinterkopf, von dem Mittelrücken laufen lange silberweiße Federn über die Flügel herab, und die Seiten des Leibes sind sammetschwarz.

Er ist 3 Fuß 7 Zoll lang, und die Breite der ausgespannten Flügel 5 Fuß 9 Zoll. Der Schwanz mißt 6 und 3 Viertel Zoll, und die gefalteten Flügel endigen sich an seiner Spitze, da sie bei dem gemeinen Reiher (s. Reiher) etwas über die Spitze hinaus stehen. Der Schnabel ist 5 und einen halben Zoll lang, wie die nackten Zügel dunkel

goldgdelb, und stärker als am gemeinen Reiher, der Augenstern goldgelb, die vorne geschilderten und hinten netzförmigen Füße sind dunkelbraun, fleischroth überlaufen, der nacktere Theil der Schenkel ziegelroth und 2 und 3 Viertel Zoll hoch; die mittlere Zehe 4 und einen halben Zoll lang, und die hintere 2 Zoll und 2 Linien.

Die Stirn und der Vorderkopf mit seinen großen Federn sind weiß, über den Augen ein schwarzer Streifen, die zugespitzten Straußfedern des Hinterkopfs, die am Nacken herab liegen, sind lang, der Hinterhals ist weiß, ins Graue schillernd, der Rücken aschgrau, von dem Mittelrücken und den Schultern laufen lange zugespitzte silberweiße Federn über die Flügel herab. Die Deckfedern des Schwanzes und der Schwanz selbst, ingleichen die Deckfedern der Flügel sind dunkelaschgrau, der ganze Unterleib weiß, an der Kehle rein weiß, von der Gurgel an aber laufen bis zur Hälfte der Brust herab lange zugespitzte Federn mit schwarzen Flecken, über dem Flügelwinkel steht ein großer weißer Fleck, der Rand der Flügel ist weiß, unter den Achseln fängt ein breiter sammetschwarzer Streifen an, der an den Seiten weg bis zum After läuft, wo er die langen weißen Afterfedern schwarzbunt macht; die Schenkelfedern sind vorn weiß, hinten grau, die vordern Schwungfedern schwarz, blau angelaufen, die hintern dunkelaschgrau, die Deckfedern der Unterflügel grau, weiß verwaschen. — Das Weibchen hat auf dem Kopfe weit kürzere Straußfedern, der Augenstern ist grüngelb und die Füße sind olivenbraun.

Dieser Vogel gleicht in der Lebensart dem gemeinen Reiher (s. unter Fischreiher), nährt sich auch, wie jener, von Fischen und Amphibien, doch frißt er wohl auch, wie der Storch, Maulwürfe, gemeine und andere Spitz- und Feldmäuse.

Großer Schwarzbacken, siehe unter Baumfalke.

Großes Weidewerk, Fr. gros gibier. Heißt beim hirschgerechten Jäger alles, was zur hohen Jagd gehört.

Grubenkohlen, Fr. menus charbons. Heißen diejenigen Kohlen, welche in einigen Orten von Aesten und Reisig in besondern dazu verfertigten Gruben gemacht, und von Kleinschmieden, als Schlossern u. s. w. verbraucht werden.

Grünfink, s. unter Girlitz und Grünling.

Grünitz, s. Kreuzschnabel.

Grünling, Lat. Loxia Chloris, Linn. Fr. le Verdier, Buff. Engl the Green Grosbeak, Penn. auch genannt: Grünfink, Grünschwanz, Gründling, Zwunsche, Schwunz, Schwanschel, welscher Hänfling, Gelbhänfling, Schwunsche, grüngelber Dickschnäbler, Hirsenfinke, Grünvogel, Rappfinke, Hirsvogel, Kutvogel, grüngelber Finke, grüner Dickschnabel, grüner Hänfling, Schwanzka, Schwanitz, Schwonetz, Grinzling, Tutter. Gehört unter die Ordnung der Singvögel, und ist von der Gattung der Kernbeisser eine Art, deren Kennzeichen in gelblichgrüner Farbe, vielem Gelben der äußern Schwung- und Schwanzfedern, und fleischfarbenen Füßen bestehen.

Er ist 6 und einen halben Zoll lang, der Schwanz fast 2 und einen halben Zoll, und die ausgebreiteten Flügel messen 11 Zoll, und legen sich auf der Mitte des Schwanzes zusammen. Der fleischfarbige Schnabel ist 6 Linien lang, die Augen sind dunkelbraun, die Beine 9 Linien hoch, geschildert, mit den Füßen bräunlich fleischfarbig, die Klauen hornfarbig, die mittlere Zehe 1 Zoll und die hintere 3 Viertel Zoll lang.

Der ganze Oberleib ist olivengrün, an der Stirn, dem Bürzel und den Deckfedern des Schwanzes ins rein Zeisiggrüne übergehend, an den Backen und den Seiten des Halses aschgrau, und am Hinterkopfe und auf dem Rücken bräunlichgrau schattirt, der Unterleib schön grüngelb oder zeisiggrün, die Weichen rothgrau, die Schenkelfedern hellgelb, die kleinen Deckfedern der Flügel zeisiggrün, die größten dunkelaschfarben, die Flügeldecken hochgoldgelb, die Schwungfedern schwärzlich, nach der innern Seite weißlich, und an den Spitzen weißgrau, die Federn der ersten Ordnung an der äußern Fahne hellgelb, die der zweiten nach unten aschgrau und nach der Wurzel zeisiggrün so wie die Afterflügelfedern eingefaßt, die untern Deckfedern der Flügel sehr hellgelb, der Schwanz gespalten, schwärzlich, die vier äußern von der Hälfte an nach der Wurzel hochgelb, die übrigen so wie alle an den Spitzen weißgrau gerändet. — Bei alten Männchen ist die grüngelbe Farbe schön und hoch, bei Jungen undeutlicher und dunkler.

Das Weibchen ist kleiner, und unterscheidet sich d
durch gar merklich vom Männchen, daß der Oberleib me
graubraun, und der Unterleib mehr aschgrau als grünge
ist; an der Brust sind einzelne unordentlich gelbe Flecke
und der Bauch und die untern Deckfedern des Schwanz
mehr weiß als gelb.

Im Freien ist der Grünling scheu und wild, im Zi
mer aber still und zahm, zieht Wasser, und beträgt sic
wenn er immer vollauf zu fressen hat, sehr friedfertig geg
die andern Vögel, die mit ihm in einem Gitter wohn
wenn aber dieß fehlt, so ist er sehr beißig. Er fliegt schw
und schreit dabei immer fast wie ein Hänfling: Jäck, jä
Im Sitzen ist seine Lockstimme: Schwoinz! Sein Gesa
ist nicht unangenehm, und das öftere schnarrende Durchsch
gen eines Akkords zeichnet ihn besonders aus. Er singt
Zimmer und in der Gegend seines Nestes sehr fleißig u
anhaltend, und schweigt nur 4 bis 5 Monate.

Der Grünling ist im südlichen und mittlern Eur
häufig, seltner in dem nördlichen. Als Strichvogel fi
man ihn das ganze Jahr hindurch in Deutschland.
Sommer ist er in Vorhölzern, Feldhölzern, oder auch
viele Weidenbäume sind. Im September zieht er in k
nen Flügen ins Feld seiner Nahrung halber. Im Okto
schlägt er sich in größern Heerden zusammen, und im
cember trifft man ihn oft in Thüringen in Eichwäldern,
einzeln liegen, zu Tausenden an. Er streicht von einem L
zum andern, und zu Ende des Märzes kommt er wi
in seiner eigentlichen Heimath an. Wenn der Winter n
gar zu kalt ist, so sieht man ihn in den meisten Gegen
Deutschlands immer, nur starke Kälte und hoher Sc
treiben ihn weiter südwärts.

Er nährt sich von allerhand Gesäme, Hanf, Lei
men, Leindotter, Rübsaamen, den Kernen aus den W
holderbeeren, Kellerhalssaamen, Saamen von Ri
Disteln, Salat, und vorzüglich von Wolfsmilchsaamen.
Winter nährt er sich von Baumknospen der Saal
Palmweiden, und besonders der Eichen. Im Zimmer
Vogelbauer frißt er Rübsaamen, Leinsaamen, Hanf,
sen, eingeweichte Gerste, und Gerstenschrot mit Milch,
befindet sich viele Jahre wohl, wenn man ihm zum

etwas Grünes, als Salat, Kohl, Brunnenkresse oder Hühnerdarm vorlegt. Er frißt gern Salz, daher er auch nach den Salzkrippen der Schafe fliegt.

Er brütet zweimal des Jahrs 4 bis 6 spitzige hellsilberfarbene mit einzelnen zimmetbraunen und hellvioletten Pünktchen bezeichnete Eier aus. Das Weibchen ist so emsig auf ihre Brut, daß es sich im Neste ergreifen läßt. Dieses besteht auswendig aus Flechten, inwendig aus Würzelchen und einzelnen Härchen, und ist ziemlich gut gebauet. Man findet es auf Bäumen und in Hecken und Gebüschen, vorzüglich in jungen dichten Schlägen von Schwarzholz, nicht hoch, mehrentheils an dem Stamme auf das Ende eines Astes angebaut; auch in hohen Feldhölzern, im freien Felde in dichten Hecken, und auf den alten Köpfen der Weidenbäume. Die Brütezeit dauert 13 Tage, Männchen und Weibchen wechseln, und die Jungen sehen vor dem ersten Mausern mehr grau als grün, fast wie die Weibchen aus. — Mit dem Kanarienvogel erzeugt er große schön gestaltete, aber schlecht singende Bastarde. — Seine Feinde sind die Wieseln und Sperber.

Diese Vögel fängt man bis im December auf dem Vogelheerd, wenn man einige Lockvögel hat, und derselbe nicht so sehr im Dickige ist. Sie fallen nicht plötzlich ein, sondern halten sich lange auf den Nebenbäumen auf, bleiben aber auch desto länger auf dem Heerde sitzen, besonders wenn er mit Wachholderbüschen bedeckt ist. — Da sie auf die Hanfäcker sehr häufig fallen, so setzt man den Hanf so zusammen, daß sich in dem Haufen ein Vogelsteller verbergen kann; dieser breitet ein Schlaggarn vor sich hin, umlegt es mit ausgezogenem Hanf, und kann zuweilen eine große Menge auf einmal rücken. — Im Frühjahr werden sie, wenn man einen Locker hat, auf den Lockbüschen gefangen. — Im Winter lassen sie sich auch in Gesellschaft der Goldammer zuweilen auf den Wegen und Meierhöfen mit kleinen Schlaggarnen und Leimruthen berücken.

Sie nützen durch ihr sehr schmackhaftes Fleisch, und die Männchen werden im Käfig als Singvögel gehalten. — Schaden thun sie in Küchengärten und auf Hanfäckern, und man muß, wenn man zu große Schaaren

en Hanf fliegen sieht, ihn ausziehen und in Haufen
ı lassen.

Abweichungen von ihm sind: 1) der weiße Grünling
. Loxia Chloris candida), welcher ganz weiß ist;
der Bastardgrünling (lat. Loxia Chloris hybrida),
her von einem Grünlingmännchen und Kanarienvogel-
ichen entsteht.

Grünspecht, lat. Picus viridis, Linn. Fr. le Pic
l, Buff. Engl. the green Woodpecker, Penn.
ßt auch Zimmermann und Grasspecht. Gehört unter
Ordnung der Waldvögel, und ist von der Gattung der
echte eine Art, deren Kennzeichen darin bestehen, daß
rün ist, und einen karmoisinrothen Scheitel hat. Die-
Specht ist in Europa bis zur Lappmark hinauf zu Hause,
in Deutschland, besonders im Thüringerwalde ein ge-
nlicher Vogel. Er hat die Größe einer Taube, ist 14
lang, und mit ausgestreckten Flügeln 20 Zoll breit.
Schwanz ist 5 Zoll lang, und die Flügel reichen bis
die Mitte desselben. Der Schnabel ist 1 Zoll 10 Li-
ı lang, stark, am Oberkiefer dreieckig, keilförmig,
rf zugespitzt, dunkelbleifarbig, an der Wurzel der un-
Kinnlade olivenfarbig gelblich, der Augenstern hell-
chfarben mit einer hellbraunen Einfassung um die Pu-
, die Zunge wie beim großen Bundspecht (siehe unter
ndspecht); die Füße sind grünlich bleifarbig, die star-
Klauen schmutzig aschgrau, die Beine 1 Zoll 5 Linien
, vorn unter dem Knie ein wenig befiedert, die äußere
derzehe 1 und einen halben Zoll, die innere 1 Zoll 2
en, die äußere Hinterzehe 1 Zoll 4 Linien und die innere
nien lang.

Der Oberkopf ist bis in den Nacken glänzend karmoi-
oth mit schwärzlich aschgrauem Grund. Die Gegend
die Augen ist schwarz, und verbindet sich mit einem
arzen Strich, der vom Unterkiefer bis in die Mitte des
ses an den Seiten herabläuft. Der Leib ist obenher
zend olivengrün, wird am Steiß glänzend grüngelb
alle Federn sind stark zerschlissen. Die weißliche Kehle
an Hals und Brust ins hellolivengrüne, und der weiß-
Bauch ist mit schwarzen Streifen in die Quere durch-
n, und hie und da auch mit Grün bespritzt. Die

Schwungfedern ſind ſchwärzlich, auf der innern Fahne mit weißen Flecken, die erſtern auf der äußern mit weißgelben Flecken, und die übrigen, ſo wie ihre Deckfedern eben daſelbſt olivengrün ins kupferfarbige glänzend. Die untern Deckfedern der Flügel ſind gelblichweiß mit ſchwärzlichen Wellenlinien. Der Schwanz iſt ſchwärzlichgrün mit graubraunen Querflecken und Spitzen, doch haben die mittlern Federn ganz ſchwarze Spitzen und eine grüngelbe Einfaſſung. — Das Weibchen hat weniger Roth auf dem Kopfe, weniger Schwarz um die Augen, und iſt oben und unten bläſſer, als das Männchen.

Es iſt ein ſcheuer, kecker, luſtiger Vogel, der oft und laut Gäck, gäck! ſchreit. Er fliegt in Abſätzen, ſteigt Anfangs ſchief in die Höhe, und fällt in einem Bogen wieder nieder. Er hat einen hüpfenden Gang. In faule und anbrüchige Bäume hackt er große und tiefe runde Löcher, geht aber keinen geſunden Baum an, und wird daher mit Unrecht von den Jägern als ein ſchädlicher Vogel getödtet. Wenn er ein Loch in einen Baum macht, ſo läuft er alle acht bis zwölf Hiebe um den Stamm herum, um zu ſehen, ob Würmer oder Maden durch ſein Pochen zwiſchen der Schale hervorgekrochen ſind; denn dieſe fürchten ſein Pochen, und ſuchen ſich durch die Flucht zu retten.

Er bleibt im Winter bei uns, hält ſich den Sommer über vorzüglich in großen Eich- und Buchwäldern, doch auch in Feldhölzern auf. Im Auguſt aber fängt er ſchon an einzeln von den Bergen herab in die Gärten, an die mit Bäumen bepflanzten Flüſſe und Bäche zu gehen, und im Winter zieht er ſich noch näher nach den Häuſern. Im März ſucht er ſich ſein Weibchen, und fliegt mit demſelben in ein Gehölz, um ſich fortzupflanzen.

Seine Nahrung beſteht vorzüglich aus Ameiſen, Raupen und Puppen des Goldkäfers. Sonſt hackt er auch die Puppen, Holzwürmer und Inſekten aus faulen Bäumen und unter deren Rinde hervor, die Engerlinge und Regenwürmer aus der Erde, die Puppen und Maden aus den Horniſſenneſtern, und im Winter ſucht er in Städten und Dörfern, unter dem Gebälke, in den Lehmwänden und Strohdächern die Inſektenpuppen und Raupenneſter auf,

und beſchädigt auch die Bienenſtöcke, um zu den Bienen zu gelangen.

Er niſtet in hohle Bäume, und legt ſeine 5 bis 6 grünliche, ſchwarzgefleckte, ſpitzige Eier auf das bloße faule Holz hin. Zur Paarungszeit ſchreit das Männchen aus vollem Halse, daß man es eine halbe Stunde weit hören kann, und ſetzt ſich dazu auf den Gipfel eines hohen Baums. Wenn ihm kein Weibchen antwortet, ſo fliegt er weiter und wiederholt daſſelbe Geſchrei in dem Umfang von einer Meile, bis ihm eins zuruft. Er fliegt demſelben alsdann entgegen; ſie empfangen einander ſehr freundlich, laufen um einen niedrigen Baumſtamm herum, und das Männchen ſingt leiſe ein zärtliches Gi. gi, gi! Gå, gå, gå! und dergl. Sie brüten des Jahrs nur einmal. Die Jungen ſehen, bis ſie ſich mauſern, oben graugrün aus, mit lichtern, verloſchenen, weißlichen Flecken; unten ſind ſie weißlichgrau, grünlich überlaufen mit ſchwarzen Punkten und nach hinten zu mit großen Flecken, haben eine weißliche ſchwarzgeſtreifte Kehle, einen aſchgrauen Kopf mit karmoiſinrothen Punkten und einen ſchwärzlichgrünen Schwanz mit acht dunkeln Querſtreifen. Die weiblichen bleiben das erſte Jahr ohne Roth auf dem Kopfe.

Seine Feinde ſind die Baummarder, Wieſeln, Iltiſſe, wilde Katzen, Eulen und dergleichen Raubthiere, welche alle beſonders ſeiner Brut nachſtellen; dieß iſt auch wohl die Urſache, warum er immer ſelten iſt und bleibt. Auch wird er ſo wie alle Spechte von Läuſen und Milben, beſonders von Zangenmilben, geplagt.

Er iſt ſchon leichter zu erſchleichen, als der Schwarzſpecht, ſollte aber vom Jäger nicht geſchoſſen werden, weil man die Fänge einlöſt, indem er weit mehr nützet, als ſchadet. Man kann ihn übrigens mit Schlingen, die man in der Gegend der Ameiſenhaufen hinſtellt, leicht fangen. — Sonſt reizt man ihn durch Klopfen mit einem Meſſer auf der Flintenkolbe zum Schuß oder lockt ihn mit einer Pfeife, mit welcher man ſein Gäck gäck! ängſtlich nachmacht, auf einen Baum, den man mit Leimruthen beſteckt hat, oder auf die Krähen- und Heherhütte.

Er nützt durch sein sehr gut schmeckendes Fleisch; sonst ist sein übriger Nutzen, so wie sein Schaden aus den Nahrungsmitteln zu erkennen.

Grünzling, s. Goldammer.

Guckguck, s. Kuckuk.

Gurt, Fr. Ceinture. Wird von dem Jäger der Riemen genannt, welcher, ohne Muschel mehrentheils, um den Leib getragen wird, um den Schrotbeutel daran zu hängen und die Hunde daran zu führen.

Güte, Fr. Valeur. Nennt man eigentlich die Feiste und Stärke bei dem Roth- und Schwarzwildpret.

Gut Ansehen, Fr. grand et fort. Ist ein weidmännischer Ausdruck des hirschgerechten Jägers, indem er von einem Hirsche, welcher stark vom Leibe und Gehörne ist, sagt, daß der Hirsch gut aussieht. Denn der edle Hirsch darf niemals schön genannt, oder für schön angesprochen werden, und so auch nicht mager oder dürre, sondern allemal für gut oder geringe.

Gute Bache, s. Starke Bache.

Gute Nase, Fr. Chien de haut nez, qui halène la bête. Spricht der Jäger, wenn der Hund einen starken Geruch hat, indem er die Fährten und Spuren, besonders bei trockenem Wetter, bald annimmt, und gern und richtig darauf fortsuchet.

Guter Bock, s. Starker Bock.

Guter Boden, Fr. la Terre grasse. Ist derjenige Holzboden, wo das Erdreich fein schwarz, und nicht steinigt ist, und die Hölzer in selbigem ein gutes Wachsthum haben; siehe Boden.

Guter Hirsch, Fr. Cerf fort. So nennt man einen Hirsch, wenn er jagdbar, nämlich 10 — 12 und mehr Enden auf dem Kopfe hat, auch feist und stark vom Leibe und Gehörne ist; je nachdem er stark ist, wird er auch wohl ein Kapitalhirsch genannt.

Guter Morgen, Fr. un beau Matin. Heißt ein Morgen, da die Witterung so beschaffen, daß es nicht windig und naß ist, und mithin die Hunde gute Spur haben.

Guter Wind, Fr. être au dessus du vent. Hierunter versteht der Jäger, wenn der Wind von dem Wildpret auf ihn zugehet; wenn aber der Wind von dem Jäger

oder von dem Zeuge auf das Wildpret zugehet, so wird die Jagd niemals gut gehen; daher auch die Jäger, sowohl beim Anstellen, als auch im Birschen gehen, den Wind genau in Obacht nehmen müssen.

Gutes Gehörne, prächtiges Gehörne. Wird ein Geweih genannt, das starke Stangen, hohe und viele Enden, auch oben in der Spitze eine Krone von 4 bis 5 Enden hat; ein schlecht Gehörn im Gegentheil, wenn es schwach, und kurze Stangen, obgleich wohl viele Enden, aber keine Krone hat.

Gut von Leibe. Sagt man von allen wilden Thieren, welche edel sind und zum Verspeisen dienen, besonders aber von den Hirschen, wenn sie recht feiste sind.

Gut werden. Dieses Ausdrucks bedient sich der Jäger bei den Feldhühnern, wenn sie den Schild annehmen, sich sicher weiden, und vertraulich vor dem Hühnerfänger hin auf das Treibzeug losgehen, und sich fangen lassen.

H

Haarfasern, Haarwurzeln, Fr. Filament. Sind die kleinen Fasern oder sogenannten Saugwurzeln an den großen Wurzeln der Bäume (s. unter Baum.)

Haarschnepfe, Lat. Scolopax Gallinula, Linn. Fr. la petite Becassine ou la Sourde, Buff. Engl. the Jack, Penn. auch genannt: stumme Schnepfe, Wasserhühnchen, Rohrschnepfe, Wasserschnepfe, Fledermaus, Haberbock; bei den Jägern Halbschnepfe. Gehört unter die Ordnung der Sumpfvögel, und ist eine Art von der Gattung der Schnepfen, nämlich von der zweiten Familie derselben mit geradem Schnabel. Als Kennzeichen ihrer Art ist der Schnabel gerade, an der Spitze etwas höckerig, die Füße fallen ins Grüne, und über die Augen läuft ein gelber Strich.

Diese kleine Schnepfe, die deswegen, weil sie keinen merklichen Laut von sich giebt, stumme Schnepfe heißt, ist etwas größer als eine Feldlerche und etwas kleiner als eine Rothdrossel, 8 und 3 Viertel Zoll lang, der Schwanz 1 und 3 Viertel Zoll, die ausgespannten Flügel 14 und einen

halben Zoll breit und reichen zuſammengelegt faſt bis auf die Schwanzſpitze. Sie wiegt etwas mehr als 2 Unzen. Der Schnabel iſt 1 und ; Viertel Zoll lang, ſcharf vertieft, vorn platt und höckerig, an der Spitze ſcharf, braun und an der Spitze ſchwarz. Die Füße ſind vorne geſchildert, hinten netzförmig und olivenbraun, die Klauen ſchwarz, die Schenkel 5 Linien weit, nackt, die Beine 1 und 1 Viertel Zoll hoch, die Mittelzehe 14 und die hintere 4 Linien lang, alle Zehen völlig getrennt.

Der Scheitel iſt ſchwarz, roſtfarbig überlaufen; die Wangen ſind ſchwärzlich; vom Schnabel aus läuft um den Kopf herum eine doppelte blaßgelbe Linie; die Zügel ſind dunkelbraun; der übrige Oberleib iſt glänzend purpurröthlichblau und mit einem goldgrünen und violetten Glanze überzogen; vier blaßgelbe Linien laufen vom Halſe an über den Rücken der Länge nach hin; die ziemlich langen obern Deckfedern des Schwanzes haben weiße Spitzen; der Hals iſt weiß, braun und dachziegelroth geſprenkelt; der übrige Unterleib mit den langen Afterfedern iſt weiß. Die ſchmalen Schulterfedern ſind dunkelbraun und röthlichgelb gefleckt, die vordern Schwungfedern dunkelbraun mit weißen Schäften, die hintern hellbraun mit weißen Spitzen und weißem Rand der innern Fahnen; von den 12 Schwanzfedern ſind die zwei mittlern ſchwarz mit hellbraunen Spitzen, die übrigen braun mit gelben Flecken. — Die Federn ſind ſehr fein, und gleichſam haarig (daher der Name Haarſchnepfe), und ihre Farben zieren ſie ohnehin gar ſehr.

Ob ſie gleich ſo ſcheu iſt wie die mehreſten Schnepfen, ſo flieht ſie doch den Jäger nicht von weitem, ſondern verbirgt ſich nur vor ihm in den Binſen- und andern hohen Sumpfpflanzen, läßt ihn ſo nahe kommen, daß er ſie faſt mit dem Fuße berührt, und fliegt alsdann zickzackförmig und ſo blitzſchnell auf, daß er erſchrickt, und nicht hurtig und ſicher genug ſein Gewehr abfeuern kann.

Sie kömmt in Europa, Amerika und Aſien bis nach Sirien vor. In Deutſchland gehört ſie ſchon unter die etwas ſeltnern Vögel. Sie hält ſich in den Sümpfen, und um die Teiche und Seen herum auf.

Sie nährt ſich von allerhand Inſekten und Gewürmen, die ſie im Schilfe, Riedgraſe, in Pfützen und Moräſten

aufsucht; auch findet man Gras und Graswurzeln in ihrem Magen. — Vier bis 5 grüngelbe, dunkelbraun gefleckte Eier findet man von ihr in einem Binsenstrauche.

Da man sie fast immer nur einzein antrifft, so muß man sie durch den Stöberhund am Tage auftreiben, oder des Abends im Mondenscheine, wenn sie aus dem Bruche fliegt, im Fluge erlegen. — Sie nützt durch ihr sehr delikates Fleisch.

Habicht, lat. Falco palumbarius, Linn. Fr. L'Autour, Buff. Engl. the Goshawk, Penn. auch genannt: Tauben- Hühner- oder Gänsehabicht, die aber mehreren Arten zukommen; sonst noch: großer Habicht, Taubenfalke, Taubengeier, Hühnergeier, brauner Taubengeier, Sternfalke, Stockaar, schwärzlicher Falke mit pfeilförmigen Flekken, größter gepfeilter Falke; nach Hrn. Bechstein, Stöckfalke. Gehört als Raubvogel unter die erste Ordnung, und ist eine Art von der Gattung der Falken, und zwar von der zweiten Familie derselben, den eigentlichen Falken. Als Kennzeichen seiner Art läuft über jedes Auge ein weißlicher Strich; der Körper ist tiefbraun und der Schwanz hat blasse Binden.

Dieser schöne Vogel hat viel Aehnlichkeit mit dem Sperber, ob er gleich viel größer ist. Er ist sehr weit verbreitet, wohnt in ganz Europa, in Asien, Afrika und im nördlichen Amerika. In ganz Deutschland ist er sehr gemein. Seine Länge beträgt 2 Fuß 4 Zoll, und die Breite fast 4 Fuß. Die Flügel reichen bis zur Mitte des Schwanzes, welcher 8 Zoll lang ist. Das Männchen ist um ein Drittheil kleiner, hat aber mit dem Weibchen einerlei Farbe.

Der schmutzig bläulichbraune 1 Zoll lange Schnabel hat eine große, scharfe, schwarze Spitze mit einem gelblichen stark ausgeschweiften Zahn; die Wachshaut ist an den Seiten schwärzlichblau, in der Mitte und am Rande gelblichgrün (in der Jugend heller, im Alter dunkler); der Augenstern ist in der Jugend gelb, dann feuerroth, die Füße sind gelb, die starken Klauen schwarz, die Beine 3 Zoll hoch, die Mittelzehe 2 und einen halben Zoll und die hintere 2 Zoll lang, die mittlere und äußere mit einer Haut fast bis zum ersten Gelenke verbunden.

Der Kopf ist tief braun; über jedes Auge läuft ein langer weißlicher Strich, der bis zum Nacken geht und diesen weißbunt macht, der Hintertheil des Halses, der Rücken und die Flügel tief braun, die Kehle weiß dunkelbraun gemischt, der Unterhals, die Brust und der Bauch schneeweiß (am Weibchen gelblich) mit dunkelbraunen Querlinien bis zum After, der rein weiß ist, bezeichnet, die im ersten Jahre senkrecht laufen, die Schwungfedern tief braun, die der zweiten Ordnung an den Spitzen fein weiß gesäumt, der Schwanz aschgraubraun mit 4 bis 5 schwarzen Querstreifen, die Schenkelfedern (Hosen), die einen halben Zoll über die Beine hängen, weiß (am Weibchen gelblichweiß) mit dunkelbraunen feinen Querstrichen, die Unterflügel und Seiten eben so gezeichnet.

Obgleich das Männchen viel kleiner als das Weibchen ist, so ist es doch weit schneller, muthiger, verwegener und tapferer. Beide lassen sich nicht leicht zähmen, und beide Geschlechter zanken mit einander, tödten sich sogar, wenn man sie zusammen in einem Käfig einsperret, und sind so blutdürstig, daß wenn man ihnen in Gesellschaft vieler Falken die Freiheit läßt, sie dieselben alle nach einander erwürgen. Dafür schicken sie sich aber auch unter allen Falken vorzüglich zur Jagd. Wegen seiner kurzen Flügel kann er sich nicht so hoch schwingen als andere Raubvögel. Er schreit unaufhörtich, besonders im Frühjahr, heiser, und sein Geschrei endigt sich allemal mit einigen durchdringend scharfen, sehr unangenehm klingenden Tönen. — Er wandert nicht aus, und hält sich allenthalben, wo Tannen- und Fichtenwälder, und auch andere Holzungen sind, auf, und durchstreicht die Felder.

Er gehört zu den gefährlichsten Feinden des Waldgeflügels, der Rebhühner, Haushühner, jungen Puterhühner, junger Gänse und der Tauben, und holt sie oft vom Hofe weg. Ausserdem stößt er auch auf andere kleine Vögel, und vorzüglich auf allerhand Feldmäuse und auf Spitzmäuse. Im Winter geht er auch aufs Aas. Die erbeuteten Vögel rupft er, und zerreißt sie erst in Stücken, ehe er sie frißt; die Mäuse aber verschluckt er ganz, und speit die Häute derselben mit den Knochen wieder von sich. Gezähmt

frißt er das frische blutige Fleisch lieber, als das gekochte, welches er nur bei großem Hunger anbeißt.

Seinen Horst legt er auf hohen Waldbäumen, besonders Tannen und Fichten an, und legt darein 3 bis 4 rothgelbe Eier mit schwarzen Flecken und Strichen, unter welchen hier und da die weiße Farbe vorschimmert. Die Jungen sehen bis zur 6ten Woche weißgrau aus, und alsdann wird erst der Oberleib allmählich braun. Das Männchen hat übrigens im ersten Jahre auch noch unter der Kehle eine Mischung von röthlicher Farbe, die dem Weibchen fehlt. — Von der Art ihn zu fangen sehe man unter Edler Falke. — Sein Nutzen ergiebt sich vorzüglich aus seiner Nahrung, und daraus, daß er auf Hasen, Kranniche, Gänse, Fasanen und Rebhühner abgerichtet werden kann; s. Falkenjagd. Eben so ist sein Schaden vorzüglich aus seinen Nahrungsmitteln bemerklich, und verdient daher gar keine Schonung.

Eine Abänderung von ihm ist eine große weiße, welche mit Braun und Gelb gemischt und auf den Uralischen Gebirgen zu Hause ist; in Kamtschatka sind diese Vögel ganz weiß. — Der gefleckte Hühnerfalke (Circus major varius Brissonii) ist keine besondere Art oder Abweichung, sondern ein ganz junger Habicht, und der Hühnerfalke (Circus major Briss. und Falco gallinarius, Linn.) ist ein Habicht oder Stockfalke im zweiten Jahre.

Habichtseule, lat. Strix accipitrina, Linn. Fr. la Chouette à longue queue ou Chouette-epervier, Buff. Engl. the little Hawk-Owl, Penn. auch genannt: die kleine Falkeneule, Geiereule, Sperbereule. Gehört unter die erste Ordnung, nämlich die Raubvögel, und ist eine Art von der Gattung der Eulen, und zwar den Eulen ohne Federbüsche, oder Käutzen. Als Kennzeichen ihrer Art ist der Köper braun und weiß gefleckt, der Schwanz lang und keilförmig.

Diese Eule macht mit ihren langen Flügeln und ihrem langen Schwanze, wodurch sie den Falken ähnlich wird, einen schicklichen Uebergang zu diesen Raubvögelarten, wozu noch kömmt, daß sie auch am Tage auf ihren Raub ausfliegt; doch nähert sie sich durch die Form ihres Kopfes und ihrer Füße noch mehr den Eulenarten. Man trifft sie in

Deutschland, auch in und vor dem Thüringerwalde, wiewohl nur selten an. Sonst ist sie in Dännemark, Schweden und Nordamerika ꝛc. sehr gemein. Sie ist 19 Zoll lang, 2 Fuß 4 Zoll breit, der Schwanz 7 und einen halben Zoll lang, und die Flügel legen sich auf der Hälfte desselben zusammen. Sie wiegt 12 Unzen. Der Schnabel hat die Gestalt eines Sperberschnabels, doch ohne Zahn, ist 1 Zoll lang und von glänzender Orangenfarbe, so wie der Augenstern, die Klauen sind sehr spitzig, scharf, krumm und dunkelbraun.

Der Kopf und Oberhals sind schön dunkelbraun und rein weiß gefleckt, der äußere Rand der Ohren schwarz und weiß eingefaßt; den Schnabel decken, wie bei allen Eulen, weißliche borstenartige Federn; der Rücken ist heller mit einigen großen weißen Flecken, die obern Deckfedern des Schwanzes dunkelbraun mit einigen hellen Querstreifen, der Obertheil der Brust weiß, der übrige Unterleib ebenfalls weiß, aber in die Quere braun gestreift, die Beine bis auf die Klauen weich weiß befiedert, und zart braun gestreift, die Deck- und Schwungfedern der Flügel tiefbraun, regelmäßig weiß gefleckt, die Schwanzfedern, wovon die mittlere 2 Zoll länger als die äußerste ist, mit breiten braunen und schmalen weißen Streifen; unten sind die Schwanzfedern aschfarbig, die Deckfedern der Flügel weiß mit braunen Querstreifen, und ihre Schwungfedern dunkelaschfarbig, an beiden Fahnen weiß gefleckt.

Diese Vögel fliegen hoch wie ein Habicht, flattern aber auch über den nächtlichen Feuern wie die Eulen, herum. Sie gehen am hellen Tage auf den Raub der Vögel, besonders der Schnee- und Birkhühner aus, und sind oft so dreiste, daß sie dem Jäger das geschossene Wildpret, z. B. Rebhühner, wegstehlen, ehe er es aufnehmen kann.

Habichtskorb, Fr. Cage, Panier à prendre le faucon. Ist ein einem Tragkorb fast ähnliches Gehäuse, welches im freien Felde auf einem Hügel, an solchen Orten, wo Fasanen- oder Feldhühner- auch Hasengehege sind, aufgerichtet wird, um die Habichte darin wegzufangen. Man gräbt hiezu eine Säule ein, die 10 bis 15 Fuß hoch über der Erde stehet, und einen Fuß ins Gevierte stark ist. Oben auf dieser Säule wird ein bretterner Boden gemacht, welcher 3 und einen halben Fuß breit und lang seyn muß. In jeder

Ecke des Bodens wird ein viereckigtes Säulchen, 3 Zoll stark im Quadrat und 4 Fuß hoch, fest eingezapft. Oben werden die Säulen mit Querriegeln an einander befestiget, und 16 Zoll hoch über den bretternen Boden müssen ebenfalls Querriegel in den Säulen herum seyn.

Hierauf stricke man ein Netz von gleicher Höhe mit den vier Säulen, auch muß es um selbige herum reichen. Das Netz muß spiegelicht gestrickt werden, so, daß mit einer Masche angefangen, und mit einer aufgehört wird, und es also auch oben und unten einen Saum hat. Dieses wird nun fest an die Säulen angemacht, jedoch an einer Ecke so eingerichtet, daß man hineingreifen, und eine Taube hinein thun und heraus holen kann. Noch wird ein viereckigtes Netz gestrickt, welches so weit und lang seyn muß, als die Säulen von einander entfernt sind. Dieses Netz wird an den unter der Mitte befindlichen Querriegeln, so in den Säulen sind, recht feste gemacht, daß es also die Decke oder der Schutz über der Taube ist, weil die Taube auf dem bretternen Boden eingesetzt wird. Wenn diese vier Seiten, wie auch die Decke über der Taube, anstatt eines gestrickten Netzes, von Dratgitter gemacht werden, so ist es desto dauerhafter. Oben an zwei gegen einander überstehenden Seiten neben den Querriegeln, inwendig herüber, werden an jeder Seite ein eisernes rundes Stängelchen gemacht, woran das Zufallnetz mit Rinken leicht auf- und zugehen kann.

Das Zufallnetz wird auch von festem Bindfaden und spiegelicht gestrickt, mit einer Masche angefangen, und mit einer aufgehöret, daß es also auf seinen vier Seiten einen Saum bekommt, dann müssen an zweien Seiten des Garns eiserne oder beinerne Rinken fest angemacht seyn, damit das Netz mit seinen Rinken an den beiden eisernen Stängelchen leicht hin- und hergezogen werden kann. — An einer Seite nun, wo das Garn keine Rinken hat, wird es fest an die Querriegel der Säulen oben angemacht. An der vierten Seite dieses obern Zuggarns wird quer über ein Stängelchen oder Stock, eines Fingers dicke, angemacht, woran denn, und gegen die Mitte ein Schnürlein mit dem Stellholze seyn muß. An beiden Enden dieses erwähnten Stängelchens kömmt wieder eine Schnur, woran Gewichte hängen.

Damit aber die Gewichte leichter und schneller gehen; so können an den zwei Säulen, wo die Gewichte hinunterziehen, kleine Kloben oder Rollen verfertiget seyn, worin die Schnuren mit dem Gewichte gehen.

Zur Stellung braucht man noch von Haseln oder andern Holze eine Spitze, die etwa Fingersdicke ist, und einen oder zwei Seitenäste hat, welche in gerader Linie einander gegenüber und nicht auf allen Seiten, wie ein Quirl, stecken; diese Spitze wird das Trittholz, und reichet quer herüber. Am starken Ende desselben wird eine Kerbe eingeschnitten, und die Spitze von diesem Trittholze mit einem Bindfaden an der andern Seite, am Seitengarn oder Dratgitter angebunden, so, daß es von oben in die Mitte senkrecht hinunterwärts komme; und so ist es zum Aufstellen fertig.

Hierauf setzt man unten auf den brettернen Boden eine Taube hinein, ziehet oben das Garn zurück, nimmt das daran befindliche Stellholz, und setzt es oben an den Querriegel mit einem Ende, faßt das Trittholz oder die Fallruthe, ziehet sie an, und mit der Kerbe zum Seitennetze heraus, und setzet das andere Ende vom Stellholze auf dieses Trittholz, worauf es denn aufgestellet ist.

Wenn nun der Raubvogel oben hinein nach der Taube schlagen will, und er trifft die Mitte, oder doch ein Seitenästchen des Trittholzes; so fällt es herunter, und das Gewichte ziehet das obere Garn herüber, und ist mithin gefangen. — Dergleichen Körbe können an allen Orten aufgestellt werden; auch kann man die Taube immer darin lassen, nur muß man sie mit dem nöthigen Futter versorgen.

Haderer, s. Hauer.

Hagedorn, s. Weißdorn.

Hagel, Schrot, Fr. Dragée ou Poudre de plomb. Er bestehet aus kleinen, nach Verhältniß der Größe in verschiedene Nummern abgetheilten, bleiernen runden Körnern, welche auf den Bleifabriken verfertiget, und zum Laden der Jagdflinten gebraucht werden. Das Blei wird hiezu geschmolzen, und wenn es flüßig ist, mit Operment (Aurum pigmentum), damit es sich reiniget und gut körnt, vermischt, dann aber mit einem Schmelzlöffel in die Schrotformen, welche von geschmiedetem Eisen sind, den Durch-

schlägen in den Kuchen gleichen, und nach Verschiedenheit der Schrot-Größe kleinere oder größere Löcher und Oefnungen im Boden gaben, gegossen, aus denen es in die unter die Schrotformen gestellten mit Wasser angefüllten Gefäße läuft, wo es sich nach Verhältniß der Formen in große oder kleine Tropfen bildet. Die sich in dem Wasser hin und wieder unförmlich bildenden Körner werden durch ein Sieb abgesondert. Es werden acht verschiedene Nummern gegossen. Für jede Nummer ist eine besondere Form und ein besonderes Sieb. No. 1 ist das stärkste Schrot; dieses wird durch zwei verschiedene Siebe, alles übrige nur einmal gesiebet. Was bei dem ersten Durchsieben zurück bleibt, und dieses sind die größten unförmlichen Körner, wird mit No. 0 bezeichnet. Hierbei kömmt es vorzüglich auf die sorgfältige Absonderung der unförmlichen ungleichen Körner an, daher man auch guten Hagel vorzüglich daran erkennt, wenn die Körner so viel möglich rund und von gleicher Größe sind; dagegen ist er untauglich, wenn die Körner ungleich, wenn sie hohl sind, und Löcher haben.

Unter allen Hagelsorten aber verdient der gemahlene einzig und allein den Vorzug, welcher in England folgendergestalt verfertigt wird: Das Blei wird in einer besondern Maschine in kleine Würfel geschnitten, und diese demnächst in einen großen hohlen Cylinder geschüttet; der Cylinder wird vermittelst einer Winde gedreht, und durch das Reiben der Würfel gegen einander diese letzten rund und eben gemacht.

Jede Gattung von Wildpret erfordert nach Verhältniß der Größe und des Knochenbaues eine andere Schrotsorte, nämlich Nummer; nur sind die Nummern in den Kramläden oftmals verschieden, so daß man sich nicht darnach richten kann, und man daher am besten nach dem Augenschein wählet. Zu Hasen und Füchsen bedient man sich in der Regel No. 1, — zu Enten nach Verschiedenheit der Größe der No. 2, 4 bis 6, — zu Hühnern und Waldschnepfen der No. 5 bis 6; obwohl man diese auch, besonders die Pfuhlschnepfen, wenn sie feist sind, und sehr fest liegen, mit Dunst (der kleinsten Schrotsorte) schießen kann. Man richtet sich aber auch nach der Jahrszeit, weil das Wildpret zu einer Zeit den Jäger näher als zur andern kommen läßt. So

halten die Hühner z. B. im Spatherbst nicht so gut als im August. Der Hase sitzt zu einer Zeit fester als zur andern. Beim Aufgang der Jagd ist sein Haar dünner u. s. w.

Hagen. Wird das Recht genannt, in eines andern Waldung, in welcher einer das Recht zu jagen hat, auch zugleich Aeste, Zweige, Hecken und Gebüsch, so zu Schirmen, Verbrüchen, Stäben, Forkeln, Hesteln und anderm Jagdbedürfniß nöthig ist, abzuhauen. Nicht allezeit aber bestehen beide Rechte mit einander, weil einer wohl das Recht zu jagen, nicht aber auch das Recht zu hagen hat. Wo es aber Statt findet, da kann es die Veranlassung zu mancherlei Streitigkeiten geben, zumal wenn die Jagd von unbillig denkenden Jägern dirigirt wird, die oft mehr aus Leidenschaft gegen den Waldeigenthümer, als aus unentbehrlichem Bedürfniß zum Jagen, die Heger aufrichten, und also ohne Noth großen Schaden verursachen, ja zuweilen unter dieser Maske manche Stelle im Walde verwüsten. Oft hat man auch dem Waldeigenthümer, der Abständigkeit ohngeachtet, ein starkes Aushauen unter dem Vorwande streitig gemacht, daß das Wild dadurch verscheucht, und aus den Forsten vertrieben werde. Hierher gehört auch noch der Schade, welcher Eigenthümern an solchen Orten, wo starke Wildbahnen sind, durch das Ansinnen verursacht wird, des Geäses zur Winterszeit halber, die besten wüchsigen Tannen niederzuhauen.

Hagenwild, Rehhagen, Fr. Vue et montrée de haies. Heißt ein umzäuntes Stück Wald, welches auf den Wegen offen gelassen, und wenn darin gejagt wird, so werden die Oefnungen mit bestellt, und das Wildpret, das durch selbige zu flüchten sucht, daselbst gefangen.

Hägereißer, s. Laßreißer.

Hahn, Fr. le Coq. Wird jederzeit das Männchen vom Federwildpret genannt.

Hahn, Fr. le Chien. Heißt der Theil an den Flinten- und Büchsenschlössern, wo der Stein (s. Flintenstein) eingeschraubt wird.

Haide, ist so viel, als Forst.

Haidenpfeifer, Lat. Charadrius apricarius, Linn. Fr. le Pluvier doré à gorge noire, Buff. Engl. the Alwargrim Plover, Penn. auch genannt: Grillvogel, Feld-

läufer, schwarzgelber Ackervogel, goldgrüner Regenpfeifer. Gehört unter die Ordnung der Sumpfvögel, und ist eine Art von der Gattung der Regenpfeifer. Dunkelbrauner und schön glänzender orangegelb gefleckter Oberleib, schwarze Kehle und Bauch unterscheiden ihn von den übrigen Arten. Er ist 1 Fuß 5 Linien lang, und gleicht an Größe einer Taube. Der Schwanz ist 3 Zoll lang, und die Flügel reichen etwas über seine Spitze hinaus.

Der schwarze Schnabel ist 1 Zoll 2 Linien lang, gegen die Mitte zu ein wenig kelbig, die großen Augen haben einen braunen Regenbogen; die Füße sind dunkelaschgrau, die Schenkel 8 Linien hoch, nackt, die Beine netzförmig und 2 Zoll hoch, die Mittelzehe 1 Zoll 2 Linien lang, und die äußere und mittlere Zehe hängen durch eine kleine Haut bis zum ersten Gelenke zusammen.

Die Stirn ist weiß; aus jedem Winkel derselben geht eine weiße Linie über die Augen weg, fällt an den Seiten des Halses etwas bauchig herab, und beide laufen an der Brust zusammen; der von ihnen eingeschlossene Raum, die Brust, der Bauch, die Seiten, die Schenkel und der After sind schwarz, nur letzterer hat einige rundliche weißliche Flecken; der Scheitel, Hintertheil des Halses, die Schultern, der Rücken, wie auch die Deckfedern der Flügel und des Schwanzes dunkelbraun, sehr schön glänzend orangengelb gefleckt, die vordern Schwungfedern spitzig, dunkelbraun, in der Mitte an der einen Fahne weiß, aschgrau eingefaßt, die hintern stumpfer, schwarz und dunkelbraun quergestreift mit weißen Spitzen, die 12 Schwanzfedern zugerundet, schwarz und dunkelbraun gestreift, ihre Ränder zu beiden Seiten (fast immer) mit 8 gelben Flecken geziert. — Das Weibchen hat dunkelbraune Schläfe.

Er bewohnt das nördliche Europa, Asien und Amerika. In Deutschland ist er als einheimisch bloß in den nördlichsten Gegenden z. B. in Pommern, anzutreffen, in südlichen nur zuweilen als Zugvogel, und hält sich meistens in dürren, offenen Feldern auf. Im October sammelt er sich in ungeheure Heerden und zieht in südlichere Gegenden, und im Mai kehrt er wieder zurück. — Im Frühjahr und Herbst nährt er sich von Insekten, Schnecken und andern Würmern, und sucht deshalb die Aecker ab. Sonst frißt

er auch Heidelbeeren. — Sein Nest baut er auf den Anhöhen bei Sümpfen, und legt seine bunten Eier ohne alle Unterlage hin. — Man findet eine Laus auf ihm, die man deshalb Haidenpfeiferlaus nennt. — Er nützt durch sein Fleisch sowohl als seine Eier, indem beides für ein wohlschmeckendes Essen gehalten wird.

Hainbuche, s. Hornbaum.

Haken, Fr. Croc. Werden die 4 Fuß langen und unten zugespitzten Stangen genannt, worauf die Reh- und Hasennetze, ingleichen die Tuchlappen aufgenommen und aufgesteckt werden. Einige lassen sie am andern Ende mit einem breiten eisernen Ringe beschlagen, welches zwar dauerhaft ist, zumal wenn man den Haken unten mit der Spitze fest in die Erde schlagen will, jedoch bei den Netzen vielfältige Versäumniß und den Verdruß macht, daß sie an dem eisernen Ringe gar oft hängen bleiben, wenn man sie zum Stellen hurtig ablaufen lassen will.

Ha là lit! ist der Zuruf der Piquirs an die Meute, wenn sie im Anschießen auf den gejagten und zerwirkten Hirsch ist, um solchen zu fressen; s. Hepfneisch.

Halbe Mast, s. unter Mast.

Halbe Rüdenhörner, s. Hiefhörner.

Halbe Tücher, Halbtücher, Fr. petites toiles. Werden solche Tücher zu einem Jagdzeug genannt, welche 200 Schritte stellen, und 3 Ellen hoch sind, und daher sehr bequem fortgeschafft werden können. Sie kosten nicht allzu viel, und sind zu allerhand Jagen nützlich, besonders zu den Sau- Wolfs- Reh- Hasen- und Fuchsjagen bequemer, und der Geschwindigkeit halber besser, als die hohen Tücher, zu gebrauchen. Im Nothfall kann man sie auch zur Hirschjagd mitnehmen.

Halb Knappholz. Ist ein Stück gespaltenes Eichenholz 6 und einen halben Rheinische Schuh lang und 11 Zoll hoch. Sechs halbe Knapphölzer gelten so viel als 1 Wagenschuß, oder ein Stück. S. auch gespaltenes Holz.

Halbschnepfe, s. Haarschnepfe.

Halbthill, s. Ausschußthill.

Halbweihe, lat. Falco Pygargus, Linn. Fr. la Soubuse et l'oiseau St. Martin, Buff. Engl. the Ring-tail, Penn. auch genannt: Ringelfalke, Ringelgaier,

Ringschwanz, Falke mit einem Ringe um den Schwanz, weißschwänzige Falke, Kornvogel; bei den Jägern Milane; kleine Weihe, Hühnerfalke (Feldhühnerfalke); fälschlich Bleifalke und Lerchengeier, weil dieß Namen von andern Raubvögeln sind. Gehört als Raubvogel unter die erste Ordnung, und zwar unter die Gattung der Falken, von deren zweiten Familie, den eigentlichen Falken, er eine Art ist, deren Kennzeichen sind: gelbe Wachshaut und Füße, und der Kopf ist, wie bei den Eulen, mit einem Kragen (Schleier) umgeben. In Sachsen und Thüringen gehört dieser Vogel unter die gewöhnlichen Raubvögel, und geht in Europa nicht hoch nach Norden hinauf.

Das Männchen ist 1 Fuß 7 und 3 Viertel Zoll lang, die Flügelbreite 3 Fuß 9 Zoll, der Schwanz 9 und einen halben Zoll lang, und wird von den Flügeln nicht weit über die Hälfte bedeckt. Der Schnabel ist kurz, 1 Zoll lang, von der Wurzel an gleich stark übergekrümmt, dunkelbraun, die Wachshaut gelb, aber von steifen Borsten fast ganz bedeckt, der Stern gelb, die langen dünnen Füße gelb, die Nägel dunkelbraun, die Beine 3 Zoll hoch, die Mittelzehe 1 und einen halben Zoll und die hintere 1 Zoll lang.

Dieser Raubvogel ist schon von weitem durch seine helle graue Farbe von andern zu unterscheiden; in der Nähe hat er einen eulenähnlichen Kopf (besonders das Weibchen); beim Männchen sind Kopf, Hals, Rücken, Deckfedern der Flügel, die Kehle und der obere Theil der Brust dunkelaschgrau, doch fällt der Scheitel und Rücken allezeit ins Braune, und bei sehr alten ist er ganz hellbraun. Der Hinterkopf, so wie der Schleier, ist weiß und hellbraun gefleckt, bei sehr alten grau. Die Augen liegen in einem weißen Kreise, welcher sich bis an die Kehle zieht, und an der Wurzel des Unterschnabels steht ein kleiner Bart von schwarzen steifen Borsten. Der untere Theil der Brust, der Bauch, After, die Schenkelfedern sind weiß; bei jüngern mit rostfarbenen oder röthlichen Flecken; bei alten ist der Bauch mit bräunlichen Querbändern besetzt, und bei sehr alten ist der ganze Unterleib weiß. Der Steiß ist allezeit weiß. Der Rand des vordern Flügelgelenkes und die untern Deckfedern der Flügel sind weiß, die sechs ersten

Schwungfedern schwarz, die übrigen aschgrau mit hellbraunen Spitzen und weißen Rändern, die 3 äußersten Schwanzfedern weiß mit aschgrauen Querbinden, die 4te und 5te aschgrau mit schwarzen Querbinden, und die 2 mittelsten aschgrau.

Das Weibchen, welches wegen seines großen Unterschiedes sonst für eine eigene Art ausgegeben wurde, ist 1 Fuß 10 und 3 Viertel Zoll lang, und der Kopf hat das natürliche Ansehen eines Eulenkopfes. Der Kopf, Hals, Schleier, die Brust, der Bauch und After sind gelblich mit dunkelbraunen Flecken. Die Schenkelfedern sind rostgelb mit dunkelbraunen, der Länge nach laufenden Strichen, die Deckfedern der Flügel dunkelbraun mit rostfarbenen Rändern, die sechs ersten Schwungfedern braun, die übrigen dunkelbraun mit weißlichen Rändern. Auf der untersten Seite sind die ersten Schwungfedern weiß mit schwarzen Querbinden, die übrigen braun. Die drei äußersten Schwungfedern sind rostgelb mit braunen Querbinden, die übrigen braun, die Spitzen aller rostgelb. Alles übrige ist wie beim Männchen.

Dieser Falke ändert bis ins vierte Jahr seine Farbe sehr merklich, und hat daher mit Unrecht einigen Raubvögelarten sein Daseyn gegeben. Wenn man daher Männchen sieht, bei welchen das Aschgraue mehr ins Graue oder Braune fällt, oder Weibchen, die fast ganz braun, oder braun und weiß gefleckt sind, so haben sie noch nicht 4 Jahre erlangt. So sahe auch Herr Bechstein einen Vogel dieser Art, welcher auf dem Rücken schmutzig hellblau, am Bauche weiß, und an der Schwanzspitze 2 Zoll breit schwärzlich aschgrau war.

Nach den Jahren verhält sich der Farbenwechsel folgendergestalt: Im ersten Jahre ist er röthlichgrau gewässert, und hat am Unterleibe auf schmutzigweißem Grund bräunliche verloschene Streifen; in dieser Kleidung heißt er bei den Jägern Tersch. Im zweiten Jahre wird der Grund am Unterleibe lichter, und die Streifen werden bräuner, und heißt alsdenn St. Martin, blauer Habicht (lat. Falco cyaneus, Linn. Fr. l'Oiseau St. Martin, Buff. Engl. the Hen-harrier, Penn.), auch weiße Weihe, blauer Falke, Bleifalke genannt, unter welchem Namen

er vormals für eine eigene Art gehalten wurde. Im dritten Jahre bekömmt er eine blaugraue Farbe und am Unterleibe braune Querbänder.

In gelinden Wintern bleibt er das ganze Jahr bei uns; bei zu hohem Schnee aber muß er aus Mangel an Nahrung südlichere Gegenden besuchen. Er hält sich in der Nähe der Felder auf. Er ist das Schrecken der Feldhühner, die, wenn sie ihn erblicken, ein gräßliches Geschrei erheben, und die Flucht ergreifen, auch so lange sie fliegen können, sicher sind, nicht von ihm gefangen zu werden; aber sobald sie stille sitzen, in seine Klauen fallen. Er kann nichts im Fluge erhaschen, muß daher beständig langsam und niedrig über die Oberfläche der Erde hinschwimmen und genau zusehen, ob er nicht etwa einen Vogel, eine Maus, einen Maulwurf, eine Eidechse, oder einen Frosch auf der Erde sitzend antrifft. Die Rabenkrähen fällt er zuweilen an, doch ist dieß mehr Kampf als Raubbegierde.

Er baut ein großes Reißigneſt (Horst) in die Feld- oder Vorhölzer auf dichtbewachsene Bäume, und legt 3 bis 4 Eier hinein, die so groß wie Fasaneneier, schmutzigweiß ins Grünliche fallend, und mit einigen graubraunen Flekken, die sich abwaschen lassen, gewölkt sind. — Auf einem Feldbaume, wo er Mittags schläft, kann er oft mit der Flinte erschlichen werden.

Halbwüchsig, Fr. qui n'a que la moitié de son accroissement. Werden die jungen Hasen genannt, wenn sie bereits ein ziemliches Wachsthum erreicht haben, so daß sie zu verspeisen dienen.

Halsbraten, s. Kehlbraten.

Halsung, Fr. Collier de cuir en plate longe. Heißt das breite lederne Halsband an dem Hängeseile, welches mit Dachsschwarten oder weichem Leder gefüttert ist, und dem Hunde um den Hals gemacht wird; oben ist es mit einem Wirbel versehen, in welchen das Hängseil eingeknüpft wird.

Halte machen, Fr. faire halte. Heißt so viel als stille stehen, und dieses müssen die Jagdleute thun, wenn bei einem Jagen im Treiben etwas losbricht, und rege wird; hierauf muß man sie ganz machen und genau beobachten, daß durch die Jagdleute nichts zurücke geht.

Hamen, Fr. Tonnelle. Ist ein langer spiegelicht gestrickter Garnsack, welcher zum Hühnerfang gebraucht und auf folgende Art verfertiget wird: Man fängt den Hamen mit 24 Maschen, jede von einem Knoten zum andern 1 und einen halben Zoll weit an; bei der letzten Masche wirft man die Maschen vom Strickholze ab, und faßt die letzte Masche zu der ersten, auf dem dritten Theil der Länge derselben Masche, strickt dann so fort, immer rund herum, bis man auf 2 Klaftern gestrickt, worauf man anfängt abzunehmen, nämlich nach 3 bis 4maligem Herumstricken eine Masche, die man entweder fallen läßt, oder zwei Maschen zusammen nimmt, und nun strickt man bis zur Länge von 8 bis 9 Klaftern, und der Sack hinten hinaus durch das Abnehmen spitziger zuläuft.

Hierein muß man aber auch 1 bis 2 Einkehlen, wie bei einem Fischer-Garnsack, stricken. Da, wo die Einkehle werden soll, muß man an jeder Masche eine nehmen, und also einmal herumstricken. Im zweitenmale Herumstricken läßt man allemal eine Masche fallen, und strickt so eine Masche um die andere den Hamen fort. Wenn nun die Einkehlen gemacht werden sollen, so strickt man an den Maschen, die stehen geblieben, rund herum fort, nimmt aber dabei ab, daß die Einkehle enger werde, und die Hühner, wenn sie hinein gelaufen, nicht wieder zurück hinaus können. Hinten werden die Maschen an ein Leinchen gefaßt und angereihet, und an diesem Leinchen muß ein Heftel etwa Spannen lang seyn.

In diesem Hamen müssen ferner 2 Ellen weit aus einander Reifen, und zwar die vordersten weiter, hinten hinaus etwas kleiner seyn. Die Reifen müssen an die Maschen eingebunden, die Einkehle aber muß mit 4 Bindfaden inwendig an den äußersten Hamen angeheftet seyn, damit sie steif und gerade stehen. Vor den Hamen muß auch ein Stücke Garn seyn mit einer Decke, welches der Himmel genannt, und nach Gefallen schmal, jedoch besser breiter also gemacht wird.

Der Himmel kann mit 8 Maschen an dem Hamen angefangen, und alsdenn auf beiden Seiten zugenommen werden. Will man solchen vorne hinaus weit haben, so wird er auch etwas lang. Mit der Länge von 2 Klaftern wird er vollkommen lang und breit. An den Seiten wird ein Ge-

leiter gestrickt, dieses mit einer Masche, von einem Knoten zum andern 1 und ein Viertel Zoll weit angefangen, und so zu beiden Seiten bis zu 12 Maschen zugenommen; alsdenn werden die 12 Maschen fortgestricket, und auf einer Seite zu- und auf der andern abgenommen, daß also die Seitenwände am Himmel spiegelicht stehen, und zu beiden Seiten so lang werden, als der Himmel ist.

Diese Geleiter werden an Spindeln eingebunden, allemal 2 Ellen weit aus einander, und daß das Geleiter straff wie eine Wand stehet. Zu den Spindeln sind weißdornene Stecken, von der Stärke eines kleinen Fingers, wovon die Rinde im Feuer abgebähet ist, die besten.

Wenn man die Geleiter einbinden will, so bohret man oben am Ende 1 und einen halben Zoll herunter ein klein Loch so groß, daß feiner Bindfaden nur etlichemal durchgestochen werden kann. An dieser Spindel und gegen das Loch bindet man den obern Saum von dem Geleiter-Garne an, und zieht alsdann das Garn straff Fadengleich an; und wo unten der Saum hinan reicht, daselbst wird wieder ein solches kleines Loch gebohret, und der untere Saum angebunden, da denn an der Spindel unten vollends eine Spitze zum Einstecken ist. Auf diese Art werden auch die andern Spindeln angemacht.

Hierauf wird die Decke oben auf den Geleitern feste angemacht, und mit Zwirn verstricket, alsdenn aber auch der Himmel mit dem Geleiter an dem vordersten Bügel oder Reifen des Hamens befestiget. Hiezu müssen nun noch besonders mehrere Geleiter gemacht werden, ebenfalls, wie die vorigen, 12 Maschen hoch. Ein jedes kann 6 bis 7 Klaftern seyn, und man macht deren noch 5 bis 6 Stücke, welche als Flügel von dem Treibezeuge an, und sofort hinausgesteckt werden; s. Rebhühnerfang.

Ferner macht man auch auf diese Art ein Treibezeug. Dieses fängt man mit einer Masche von obiger Weite an, und nimmt alsdenn auf jeder Seite allemal eine Masche zu, bis man 40 Maschen hat. Alsdann strickt man gleich fort, nimmt allezeit auf einer Seite ab, und auf der andern wieder eine zu. Wenn man nun 1 oder 1 und eine halbe Klafter fortgestricket hat, so läßt man an der Seite eine Masche auf die andere fallen, da es denn schmäler wird, und so

stricket man noch 10 Maschen fort, worauf man den gestrickten Strich zusammen schlägt, und beide Säume zusammen strickt.

Die 49 Maschen theilt man in vier Theile, so, daß es recht viereckig wird, und bindet sodann erst vorne auf jeder Seite eine feine starke Spindel, und so fort an den Hamen zu beiden Seiten Spindeln auf 2 Ellen weit an. Hinten müssen die letzten Maschen mit einem Leinchen zusammen gereihet, und ein Heftel einer Spannen lang daran befestiget werden. So hätte man nun den Hamen.

Hieran wird auch ein Himmel, wie bei dem vorigen, gestrickt. Dieser Hamen stellt sich recht viereckigt, und weil er so platt auf dem Boden liegt, laufen die Hühner bequem hinein. Bei der andern Spindel des Hamens wird eine Brücke hineingestrickt. Unten an die 10 Maschen nämlich wird wieder zu stricken angefangen, und 8 bis 10 Maschen gerade fortgestrickt, welches Stückchen Garn mit einem durchgezogenen Bindfaden an beiden Seiten und etwas vom Boden erhaben, straff angebunden wird. Auf diese Art wird es wie eine Brücke, damit die Hühner, wenn sie über selbige in den Hamen hineingelaufen sind, und wieder umkehren und herauslaufen wollen, an die Brücke mit der Brust anstoßen, mithin aufgehalten werden, und sich bequemen wieder zurück zu laufen und im Hamen zu bleiben, bis der Jäger kömmt, und hinter ihnen zubindet, sie so nach Hause trägt und nachmals auslöset.

Handgehörne, Fr. Empaumure. Heißt ein Hirschgeweih, welches am Gipfel der Stangen breit, und an den Seiten mit mehreren Enden versehen ist.

Hänfling, Lat. Fringilla Cannabina et Linota, Linn. Fr. la Linotte et grande Linotte des Vignes, Buff. Engl. the Linnet and greater Redpole, Lath. auch genannt: gemeiner und Bluthänfling, Braunhänfling, Leinfink, Artsche, Flachsfink, Krauthänfling, rother Hänfling, Rothhänfling, blutrother Brüstling, Hanefferl, Hämpfling, Hanffink, Karminhänfling. Gehört unter die Ordnung der Singvögel, und macht von der zweiten Familie der Gattung der Finken eine Art aus, bei welcher als Kennzeichen die vordern Schwungfedern und die Schwanzfedern schwarz, an beiden Rändern weiß sind.

Er ist 6 Zoll lang, der Schwanz 2 und einen halben Zoll, und die Flügelbreite 10 und einen halben Zoll, die Flügel bedecken 3 Viertheil des Schwanzes. Der Schnabel ist einen halben Zoll lang, an der Wurzel dick, vorne spitzig, beide Kinnladen gleich lang, am Rande einegefügt, im Sommer schmutzigblau, im Winter weißgrau mit einer braunen Spitze, der Augenstern dunkelkastanienbraun, die geschilderten Beine 3 Viertel Zoll hoch, mit den Zehen schwarzbraun, die Nägel schwarz, die mittlere Zehe 8 und die hintere 7 Linien lang.

Die Farbe der Hänflingsmännchen ist nach Alter und Jahreszeit sehr auffallend verschieden. Ein altes, wenigstens 3jähriges Männchen, unter dem Namen des Bluthänflings, hat im Frühjahr blutrothe Stirn, der übrige Kopf ist röthlichaschgrau, auf dem Scheitel mit schwärzlichen Flecken, an den Wangen, den Seiten des Halses, um die Augen herum ein röthlichweißer Flecken, der Oberrücken rostbraun und die Schulterfedern mit hellern Federrändern, der Unterrücken weiß und grau gemischt, die Deckfedern des Schwanzes schwarz und röthlichweiß eingefaßt, bei sehr alten auch wohl blutroth bespritzt, die Kehle und der Unterhals gelblichweiß mit einzeln röthlichgrauen Längsflecken, die Seiten der Brust blutroth, die Weichen hellrostfarben, der übrige Unterleib röthlichweiß, die Deckfedern der ersten Ordnung der Schwungfedern schwarz mit röthlichweißer Einfassung, die übrigen rostbraun, die Schwungfedern schwarz mit schmuzzigweißen Spitzen, der Schwanz gabelförmig, schwarz, die vier äußersten Federn stark weiß eingefaßt, die beiden mittlern schmäler, und röthlichweiß. — Nach dem Mausern im Herbste sieht man die blutrothe Stirn fast gar nicht, und die Brust glänzt auch nicht so schön roth; der Winter mahlt erst alle diese Farben gehörig aus.

Die einjährigen Männchen haben auf dem Kopf gar nichts Rothes, mehr schwärzliche Flecken; die Brust ist hellrostfarben, hell und dunkel gewässert, der innere sonst rothe Theil der Brustfedern hat nämlich entweder eine röthlich graubraune oder eine röthlich grünbraune glänzende Farbe, welche bald mehr bald weniger vorsticht; die Ränder derselben sind aber allemal röthlichweiß. Der rostfarbene Rücken hat einzelne dunkelbraune und röthlichweiße Flecken.

Dieß sind die sogenannten grauen Hänflinge (Weißhänflinge, Mehlhänflinge).

Nach dem zweiten Mausern spürt man an der Stirn, wenn man die röthlichaschgrauen Federn aufhebt, blutrothe Pünktchen, und die rothe Brust wird nur noch durch die großen gelblichweißen Federränder verdeckt. Dieß sind die gelben Hänflinge, oder Steinhänflinge. Es giebt aber auch Hänflinge, die statt des Roths an der Brust und auf der Stirn daselbst glänzend röthlichgelb sind, wie zuweilen die rothe Farbe in der Stube abschießt. Auch diese werden Gelbhänflinge genannt. — Ausser diesen drei Hauptunterschieden giebt es noch verschiedene Abstufungen in der Farbenzeichnung, die das höhere Alter und der Herbst und der Frühling verursachen. Je älter sie z. B. werden, desto mehr Roth bekommen sie auf dem Kopfe.

An dem Weibchen bemerkt man keinen Farbenwechsel. Es ist etwas kleiner als das Männchen; der ganze Oberleib grau schwarzbraun und gelblichweiß gefleckt, am Unterrücken und Steiß röthlichweiß und schwarzbraun, der Unterleib röthlichweiß und graubraun gefleckt, auf der Brust am stärksten, die Deckfedern der Flügel schmutzig rostbraun. Es zeichnet sich schon im Neste durch seine mehr graue als braune Rückenfarbe, und durch seine stark gesprenkelte Brust, die fast wie eine Lerchenbrust aussieht, vor dem Männchen aus.

Der Hänfling hat einen sehr angenehmen, lauten und flötenartigen Gesang, der desto schöner ist, je öfterer einige hellrauschende Töne, die man sein Krähen nennt, vorkommen, weil sie mit dem Hahnengeschrei Aehnlichkeit haben. Er singt Sommer und Winter — die Mauserzeit allein ausgenommen — im Fluge und auf den Bäumen sitzend. Diese vorzügliche Eigenschaft hat ihn auch zu einem Stubenvogel gemacht, ob er gleich, wenn man ihn erwachsen gezähmt, nicht so kirre, wie andere Vögel wird. Wenn man ihn aus dem Neste nimmt, und mit eingeweichtem Rübsaamen und Semmel auffüttert, so lernt er nicht nur den Gesang aller Vögel, die er im Zimmer hört, z. B. der Nachtigallen, Lerchen, Finken rc. sondern auch, wenn er allein hängt, Melodien von Arien und Tänzen, die man ihm vorpfeift, nachahmen; ja er lernt sogar Worte nachsprechen. Die Weibchen

singen nicht, lernen es auch gewöhnlich nicht, und können nur die verschiedenen gemeinschaftlichen Locktöne, vorzüglich: Gäcker, gäcker, gäcker! hervorbringen. Ihr Gang ist hüpfend und schwerledig, ihr Flug sehr schnell, und in einer Linie gerade fort, ohne sich wechselsweise zu heben oder zu senken. Im Zimmer kann man sie 8 ja wohl 10 Jahre am Leben erhalten.

Man findet sie in ganz Europa bis Drontheim hinauf, in Rußland, Nordamerika und in Deutschland in Menge. Wenn zu Ende des Augusts die Jungen erzogen und die Federn ausgemausert sind, so fliegen die Hänflinge in großen Schaaren aus den Vorhölzern, wo sie sich vorzüglich im Sommer aufhalten, nach den Feldern, und lagern sich am Tage in die Stoppeläcker, des Nachts aber auf die Feldbäume. Sie sind nur Strichvögel; denn so lange kein hoher Schnee liegt, findet man sie allenthalben in den Stoppel- und Brachäckern; sobald aber keine bloßen Plätze mehr sind, so verschwinden sie augenblicklich, sind aber auch eben so geschwind wieder da, wenn der Schnee schmilzt. Man trifft sie fast allezeit in der Gesellschaft ihres Gleichen an; sie setzen sich alle auf einmal nieder, und fliegen alle auf einmal wieder auf, singen, wenn sie sitzen, gemeinschaftlich, und locken, wenn sie fliegen, ebenfalls alle zusammen. Des Nachts schlafen sie im Winter in Feldhölzern, in den dicken noch mit trockenem Laube versehenen Eichen- und Buchenbüschen. — Im Zimmer setzt man sie entweder in Glockenbauer oder in viereckigte kleine Finkenbauer; in letztern singen sie noch besser.

Ihre Nahrung besteht aus Sämereien, die sie aushülsen und im Kropfe weichen, ehe sie in den Magen gelangen. Im Sommer holen sie allerhand Gras- und Kräutergesäme, fliegen auf Rübsaamen- Hanf- Flachs- und Kanariensaamenäcker, fressen Rüben- Kohl- Mohn- Leindottersaamen, und im Herbst besuchen sie vorzüglich die Rübsaamen- Flachs- und Hanfäcker. Im Winter suchen sie in den Stoppel- und Brachäckern ihren Unterhalt, beißen aber auch die Eichen- und Pappelknospen an. Im Zimmer bedürfen sie weiter nichts als Sommerrübsaamen; der Hanf schadet ihnen. Im Käfig darf man sie nicht zu stark füttern, sonst werden sie zu fett und ersticken. Salz lieben sie vorzüglich; daher

finden sie sich immer bei den Krippen ein, worin die Schäfer auf dem Felde die Schafe Salz lecken lassen, und bei den Salzlecken im Walde, die für das Rothwild angelegt sind. Im Zimmer ist es ihnen sehr gesund. Sie baden sich in Sand und Wasser, wie die Sperlinge. Ins Wasser aber stecken sie bloß den Schnabel, und besprengen den Körper damit.

Sie brüten des Jahrs zweimal 4 bis 6 recht ovale bläulichweiße mit klaren fleischfarbenen Punkten und Strichelchen überall bestreute Eier aus, und legen im April zum erstenmal. In gebirgigten Gegenden bauen sie in kleine dichtstehende Tannen und Fichten in ebenen Gegenden in die Hekken, besonders in die der Hasel- Schwarz- und Weißdornbüsche. In andern Ländern sollen sie in anderes Buschholz, in die Johannisbeer- und Wachholderbüsche, in junge Kiefern, in Weinstöcke ꝛc. nisten. Die gut gebauten Nester bestehen aus zarten Wurzeln und Moos, oder aus lauter dürren Stengeln von Katzenpfötchen (Gnaphalium dioicum, Linn.), und sind inwendig mit Wolle und Haaren ausgefüttert. Die Eier werden 14 Tage von beiden Gatten wechselsweise bebrütet. Die Alten füttern die Jungen aus dem Kropfe mit eingeweichten Sämereien, vorzüglich mit Löwenzahn und äzen sie auch dann noch, wenn man sie mit Leimruthen auf dem Neste fängt, und mit samt den Jungen in einem Vogelbauer steckt. Will man die Jungen einen fremden Gesang lehren, so muß man sie aus dem Neste nehmen, so bald sie nur Kiele haben. Mit den Kanarienvögeln zeugen sie Bastarden.

Im Käfig sind sie der Verstopfung, Engbrüstigkeit, fallenden Sucht und Darre unterworfen. — Als Feind verfolgt sie der Sperber vorzüglich im Winter, im Sommer aber sucht das große Wiesel ihre Brut auf.

Als scheue Vögel lassen sie sich schwer fangen, und sind also auf dem Heerde, ob man gleich Läufer und Locker hat, nur einzeln zu bekommen. Im Frühjahr fängt man sie, ehe sie sich begatten, auf den Lockbüschen, die mit Leimruthen besteckt sind, wenn man einen guten Locker im Käfig hat. Wenn man im Herbste bemerkt, daß sie sich gern auf die reifgewordenen Salatstauden setzen, so darf man sie nur mit Sprenkeln behängen oder mit Leimruthen bestecken. Größere Anstalten zu ihrem Fange zu machen, verlohnt sich der Mühe

nicht. — Nutzen schaffen sie durch ihren angenehmen Gesang, und ihr leicht verdauliches, gesundes Fleisch; aber der Schaden, den sie zuweilen in Schaaren in den Küchengärten an den Saamen thun, ist oft auch beträchtlich genug.

Als Abänderungen unterscheidet man: 1) den grauen Hänfling (Berghänfling, lat. Fringilla montana, Linn. Fr. la Linotte de montagne, Buff. Engl the mountain Linnot, Lath.), den man auch den Steinhänfling nennt. 2) Den gelben Hänfling (lat. Fringilla montana, Linn. Fr. la Linotte de montagne, Buff. Engl. the mountain Linner, Lath.), in Thüringen Steinhänfling, wozu die Spielart mit orangengelber Brust gehört. 3) Den Straßburgischen Hänfling oder Gyntel (Fr. la Gyntel de Strasbourg, Buff.). 4) Den weißen Hänfling (lat. Fring. Cannabina candida); ist ein Naturspiel. 5) Den weißköpfigen Hänfling (lat. Fring. Cannab. leucocephalus). 6) Den schwarzen Hänfling (lat. Fring. Canab. nigra), und 7) den Bastardhänfling (lat. Fring. Canab. hybrida).

Hängedohnen, Fr. Lacet pendant. Sind Dohnen oder Schlingen, welche aus einem von weidenen Ruthen gebogenen Triangel bestehen, der unten 6 Zoll breit, aber fast dreimal so hoch ist, an der Grundlinie die Vogelbeeren, an beiden Seiten aber zwei Schleifen hat. Sie sind in einer Schneuse sehr gut an Bäume, in Hecken und Gesträuche anzubringen, und werden mit der Spitze an einen Zweig angebunden; s. Dohnen.

Hängeseil, Fr. Trait, Plate longe. Heißt das Seil, welches, wenn der Jäger mit dem Hunde ausziehet, demselben an den Hals gemacht wird, und aus dem Leder (s. Halsung) und einem Seile bestehet. Das eigentliche Seil ist entweder ein lederner Riemen, oder eine Fingersdicke Leine. Letztere wird entweder halb von Pferdehaaren und gutem Hanfe, oder auch wohl von lauter Haaren, am besten von Bockshaaren, gemacht. — Hängeseil heißt bei den Jägern aber eigentlich dasjenige Seil, welches bei den Leithunden gebraucht wird. Bei andern Jagdhunden heißt es ein Birschriemen oder Fangstrick.

Harn. So nennt man lange Stricke, von Pferdehaaren und Hanf gemacht, an welchen die Jägerbursche und Hundejungen die jungen Parforcehunde ausführen, um sie kuppelbändig zu machen.

Harte Hunde, Fr. Chiens forts. Sind solche Jagdhunde, welche wegen Ungehorsam derbe Schläge und andere Strapatzen vertragen und ausstehen können, dennoch aber nicht verdrossen oder leinisch werden, sondern nach den Schlägen allemal wieder munter sind, und das ihrige thun; im Gegentheil werden diejenigen Hunde, welche feige und leinisch sind, und nach den Schlägen nicht gern wieder zum Herrn wollen, auch keine Caressen annehmen, weichliche Hunde genannt.

Harte Laubhölzer, Fr. Bois de feuilles dures. Sind die harten Hölzer, welche Blätter tragen und immergrünend sind; s. Holzarten.

Hartes Holz, Fr. Bois dur. Heißt alles Holz, welches den schneidenden Werkzeugen sehr widersteht, auch als Feuerholz mehr Brennbarkeit besitzt, und also ein sehr festes Gewebe hat, z. B. der Buchsbaum, die Buche, Eiche u. s. w.

Hartriegel, Lat. Cornus sanguinea, Linn. Fr. le Bois-Punais, ou le Cornouiller sanguin, Engl. The red stalk'd Dogwood; auch genannt: wilder Kornelbaum, Beinholz, Hartwiede, Hartstrauch, Hartbaum, Härten, Röthern, Hartröthern, Rothgerten, Rothbeinholz, Heckenbaum, Heckenstrauch, Hundsbeerstrauch, Teufelsbeere, Teufelsmettern, Hartreder, wilde Dürlitze, Scheißbeeren. Ist ein sommergrünes Laubholz, und gehört unter die ganzen Sträucher. Es wächst überall in frischem guten Boden, und wird häufig in den Feld- und Waldhecken gefunden; an den Rändern der Wiesen, Dämmen und dergl. wächst er als gemeiner Strauch ziemlich schnell und stark auf.

Er treibt flache, 1 Fuß tief und 6 Fuß in die Weite gehende Wurzeln, und wuchert sehr stark mit Wurzellohden. Die Rinde ist am jungen Holze im Sommer grün, im Herbst und Winter aber glatt blutroth; an ältern Zweigen und Stämmen ist sie weißgrau und glatt. Innerlich hat sie einen Rettiggeruch. Die Blätter stehen an den Zweigen einander gegenüber, sind eiförmig länglich zugespitzt, ungezahnt, die Oberfläche ist hellgrün, die untere aber blasser, mit feinen weißen Haaren besetzt; sie werden im Herbst blutroth. Die Blattstiele sind glatt, oben gefurcht. Die Zwitterblüthen erscheinen im Junius; bei warmen fruchtbaren Sommern aber noch einmal im Herbst. Die kleine

Blumendecke ist vierzahnig und weißgrünlich, die vier Blumenblätter, und vier auch fünf Staubfäden sind weiß, die Staubhülsen blaßgelb, die Fruchtröhre (Staubweg) ist weißlich, die Narbe grün. Die Beeren sind von der Größe einer Erbse, ganz rund, Anfangs grün, bei ihrer Reife im September schwarz, uneßbar, und enthalten in einem grünen Fleisch einen runden, harten, weißen gestreiften Kern oder Stein.

Der Saame (diese Steine) wird in jedes Erdreich, das aber weder zu naß noch zu trocken ist, sogleich im Herbst einen halben Zoll tief eingelegt; im folgenden Frühjahr geht er auf; der junge Stamm kann schon im zweiten Jahre verpflanzt werden. Ableger und bewurzelte Brut dienen auch zur Fortpflanzung, Steckreißer aber nicht. Da indeß dieser Strauch mit unter dem Treibebusch vorkömmt, und sich von selbst vermehrt, so wird er in den Forsten eben nicht durch Kunst angebaut.

Der Hartriegel ist gegen das funfzehnte bis zwanzigste Jahr reif, und wird dann im Frühjahr gefällt. Das Holz ist weiß, wie hornbaumenes, hart und zähe, bricht und spaltet nicht, und läßt sich gut bearbeiten. Es ist zu allerhand mittlern und kleinen Nutzholz brauchbar, giebt kleine Speichen und Kämme zu kleinem Räderwerk, wie auch gute dauerhafte Speiler für die Schlächter. Die sehr langen und geraden Schosse werden auf allerhand Art, z. B. von den Büchsenschäftern zu Ladestöcken gebraucht, besonders zu Tobacksröhren oft viele Meilen weit herbeigeholt. Die feinen jungen Schüsse dienen den Winzern statt der Bandwieden, die stärkern Zweige zu kleinen Reifen; auch sind sie zu Zaunstöcken dauerhaft genug. In manchen Gegenden soll man aus den Saamenkernen der reifen Beere, vermittelst des Kochens in Wasser und nachherigen Auspressens derselben, ein Brennöl für die Lampen bereiten.

Harz, Fr. la Résine. Ist der Saft der Nadelhölzer, welcher aus ihren Wunden schwitzt.

Harzen, s. Harzscharren.

Harzfloß. Heißt ein Floß Bauholz, auf welchen Harz zur Oblast geladen wird. Wenn das Holz recht leicht und flott ist, so können 2- 3- bis 400 Centner auf ein solches Floß geladen werden.

Harzgalle, Fr. Dépot de résine. Entsteht im Nadelholze, wenn der Stamm entweder durch Verwahrlosung, oder durch einen andern Zufall eine Wunde bekömmt, in welcher sich, da sie nicht wieder zuwächst, das Harz sammelt, das Holz aber um dasselbe wächst. Dergleichen harzgallige Bäume taugen nicht viel zu Bauholz.

Harzgriesen, s. unter Harzkuchen.

Harzigtes Holz, Fr. Arbre résineux. Wird alles Nadelholz genannt, weil es einen harzigten Saft bei sich führet. Dergleichen Hölzer sind: die Tanne, Kiefer, Fichte und der Lerchenbaum.

Harzkuchen. Werden die großen Ballen genannt, welche von dem gescharrten und in den Pechhütten ausgesottenen Harz als Ueberrest oder Trebern (in manchen Orten Harzgriesen genannt) zurückbleiben, und zum Kienrußbrennen angewendet werden.

Harzmesser, Fr. Couteau à ramasser la résine. Ist ein krumm gebogenes und hohl geschmiedetes Eisen, mit einer Hülse, in welche ein 2 Ellen langer Stiel kömmt, und mit diesen Messern wird von den Harzscharrern das Harz aus den Furchen der Fichten (Lachen) herausgeschabet.

Harzmeste, Fr. Cornet d'écorce pour ramasser la résine. Ist ein von Fichtenrinde gefertigtes Gefäß, welches unten spitzig und oben weit, an einem Theile breit, übrigens rund ist, wovon der breite Theil von den Harzscharrern an den Baum gelegt, die Rundung aber zwischen die Kniee genommen, und so das Harz hineingeschabt wird.

Harzreisen, s. Harzscharren.

Harzscharren, Harzen, Harzreisen, Fr. ramasser la résine, retirer le suc résineux du pin. Ist eine Nebennutzung aus fichtenen Wäldern, da das in den an den Fichten gemachten Lachen ausgeschwitzte Harz, vermittelst besonderer Harzmesser, von eigenen Arbeitern, den sogenannten Harzscharrern, herausgeschabet oder gescharret, und aus diesem Harz in den Pechhütten das Pech bereitet wird.

In den ältern Zeiten, wo Holz in Ueberfluß vorhanden war, und in manchen Gegenden fast gar nicht abgesetzt werden konnte, wurden von hohen Landesherrschaften Privatpersonen, gegen ein sehr billiges Lehngeld und einen ge-

ringen Erbzins, mit der Erlaubniß beliehen, ganze Reviere oder einzelne Districkte derselben zu Harzwäldern vorzurichten, um nur einigen Nutzen aus ihren Waldungen zu nehmen. Damals wurde auch nicht auf die Art und Weise, wie man das Harzen betreiben möchte, geachtet, mithin den damit beliehenen Personen keine Ordnung hierin vorgeschrieben, sondern ihnen überlassen, wie sie diese Erlaubniß nur irgend zu ihrem Vortheil benutzen wollten und konnten. Daher entstanden denn viele Mißbräuche, welche den Waldungen großen Nachtheil verursachten, der aber nicht eher berücksichtiget wurde, als bis er für die stehende Waldung nicht mehr abzuwenden war.

In neuern Zeiten, da Hütten- und Hammerwerke, und allerhand sonstige holzfressende Fabriken sich vermehrten, und die Bevölkerung der Länder zugleich mit dem Luxus stieg, mithin ungleich mehr Holz, als ehemals, erfordert wurde, und der Preis der Hölzer von Zeit zu Zeit stieg; so war man endlich bei den Veranstaltungen, die Waldungen in Aufnahme zu bringen, um dem einreissenden Holzmangel vorzukommen, auch dazu gleichsam genöthiget, die schädlichen Folgen des Harzens zu beherzigen, und sowohl den Nutzen als den Schaden desselben in ernstliche Betrachtung zu ziehen.

Auf der einen Seite ist das Pech, wenn man auch nicht auf den Nutzen sehen wollte, welcher dem Forsteigenthümer durch das Harzen zukömmt, ein unentbehrliches Produkt, mithin schon in letzterer Rücksicht nöthig, so viel Pech wenigstens zu verschaffen, als in einem Lande verbraucht wird. Ausser dem Pech können auch die Harzgriesen und der Fluß zum Kienrußbrennen benutzt werden, welches als eine Fabrike zu betrachten ist, wodurch eine nicht unbeträchtliche Geldsumme aus entfernten Ländern herbeigezogen, und den Waldbewohnern Nahrung verschafft wird.

Auf der andern Seit ist es hingegen auch ausgemachte Wahrheit, daß durch die Entziehung des Harzes das Wachsthum der Bäume gehemmt, und zu früh angefangen und öfters wiederholt, die Fäulniß des Holzes veranlaßt wird. Sache des Forstmanns ist es demnach, hierin eine schickliche Auskunft zu treffen, nämlich das Harzscharren in einer dazu schicklichen Waldung nach einer auf gute

Grundſätze gebauten Behandlung und Einſchränkung zu veranſtalten, um weder dieſe Forſtnebennutzung verlohren gehen zu laſſen, noch auch dadurch der Waldung zu ſchaden. Ueber dieſen Gegenſtand verdient beſonders die Abhandlung des Herrn Forſtmeiſters Oettelt *) nachgeleſen zu werden.

Wenn alſo zu einer guten Forſtpflege gehört, daß das Harzen nur mit gehöriger Einſchränkung geſtattet werden darf; ſo muß der Forſtbediente genaue Aufſicht haben, daß es auch bloß unter den nothwendigen Einſchränkungen geſchieht. So dürfen junge Hölzer gar nicht angeriſſen werden, ausgewachſene und ſchlagbare nur, wenn ſie zu Brenn- und Kohlholz beſtimmt ſind. Kein Baum darf eher, als 8, 10, höchſtens bis 12 Jahre vor dem Abtrieb, auch nie zwei Jahre nach einander geharzet werden. Denn durch das öftere, ununterbrochen fortgeſetzte Harzen wird wenig Harz gewonnen, der Baum ſehr geſchwächt, und ſein Verderben beſchleuniget. Wenn ſonach die Zeit des Abtriebs das Harzen beſtimmt, ſo verſteht ſichs von ſelbſt, daß es nur in ordentlichen Schlägen geſtattet werden darf. Schläge, die drei- bis viermal geharzet worden, müſſen alsdenn abgetrieben werden, weil das Holz nachher an Güte abnimmt, ſo daß man es alſo nicht länger ſtehen laſſen darf. In Jahren, wo die Bäume häufig geblühet haben, ſollte das Harzen gänzlich unterlaſſen werden; denn ohne dieſe Vorſicht wird ſowohl an Menge, als Güte der Saamen verloren.

Hat der Forſtmann fichtene Hölzer auf ſeinem Reviere, welche von kurzem Wuchſe ſind, und unter Kiefern und Birken vermiſcht ſtehen, und die niemals zu guten Bauſtämmen erwachſen, ſo kann er dieſe allerdings zum Harzen benutzen, zumal auch ſolche einzeln ſtehende Fichten, wenn ſie ihre gehörige Zeit zum Harzen, etwa 60 bis 70 Jahre, erreicht haben, weit mehr Ausbeute an Harz geben, als auf einem Waldforſt, wo ſie geſchloſſen ſtehen. Immer jedoch muß es nur unter obiger Einſchränkung, nämlich 10 bis 12 Jahre vor dem Abtrieb, geſchehen, damit die Fichten nicht anbrüchig und zu Feuerhölzern untauglich werden. Auf

*) Etwas über die Harzgeſchichte oder die Pechnutzung fichtener Waldungen ꝛc. Eiſenach, 1789. 8.

gleiche Art können auf einem Waldforſt in ſolchen Gegenden, wo die meiſten Hölzer nur zu Brenn- und Kohlhölzern, aber wegen der weiten und beſchwerlichen Abfuhre nie zu Bauhölzern anzubringen ſind, ſelbige 10 bis 12 Jahre vor dem Abtrieb zur Pechnutzung geharzet werden; denn als Brennholz verliert unter ſolchen Umſtänden das geharzte Holz nichts von ſeiner Güte.

Auf den Vorhölzern eines Waldforſtes hingegen, die meiſtentheils aus Fichten, Tannen und Buchen beſtehen, und wo die Hölzer zu Bau- und Werkhölzern angenehm, auch ſonſt zur Flöße und der Abfuhre gelegen, und daher in einem höhern Preiſe abzuſetzen ſind, darf das Harzen niemals ſtatt finden, indem es da allen forſtmäßigen Grundſätzen zuwider iſt.

Das Harzſcharren ſelbſt geſchieht auf folgende Weiſe: Im Anfange des Frühlings, wenn der Saft in Bewegung gekommen, und die Schaale abgehet, im Mai und Junius, werden an den Bäumen auf einer oder zweien Seiten, je nachdem ſie dick ſind, mit einem krummen Schneidmeſſer (Harzmeſſer) zwei parallele Einſchnitte, einer von dem andern 1 bis 1 und einen halben Zoll entfernt, bis auf den Splint, von 3 Fuß Länge und 2 Fuß über der Erde hoch, gemacht. Die ſchmalen Rindeſtreiſen zwiſchen den parallelen Einſchnitten werden von oben bis unten los gemacht und abgeſchälet. Dieſe Riſſe (Lachen) bleiben ſo 2 Jahre ſtehen, und dann wird aus ſelbigen, während dem Sommer bis in Auguſt, das darin ſich angeſammelte Harz herausgeſcharret, und Pech daraus bereitet. Wenn der Wald wieder zwei Jahre geſtanden hat, wird er abermals geſcharret; hierauf werden die Ecken in den Lachen friſch ausgeſchnitten, und das Harz, welches auf die Erde herunter geſloſſen, wird ſobald mit nachgeſcharret, welches letztere der Fluß genannt wird. Bei dem zweiten und dritten Harzen wird abermals eine neue Lage gemacht, und höher als 3 darf die Anzahl der Lagen nicht ſteigen, weil dem Baume ſonſt zu viel brennbare Theile entzogen werden.

Das Scharren des Fluſſes indeſſen iſt an und für ſich immer ſehr nachtheilig, beſonders wenn es eine Zeitlang nach dem Harzſcharren, gegen den Herbſt, geſchiehet, und zwar ſchadet es ſowohl dem Waldeigenthümer, indem die

Wunden vor Eintritt der Kälte nicht verheilen können, mithin Fäulniß in den Bäumen erregen; als auch dem Eigenthümer des Harzes, weil er in der Folge am neu angesetzten Pech leidet, indem es mit unter den Fluß gescharret wird. Aus diesen Gründen ist daher das Flußscharren an einigen Orten gänzlich eingestellt und abgeschafft worden, und sollte von Rechtswegen überall geschehen.

Das nun gesammelte Harz wird von den Harzscharrern in große runde Ballen gebracht, und diese mit Fichtenrinde umgeben, damit es bequem transportiret werden kann; da es aber sehr unrein und noch nicht Kaufmannswaare ist, wird es durch Kochen von den fremden Theilen geschieden, und zu Pech bereitet. Die Scheidung geschieht auf zweierlei Art. Man schmelzet das Harz in irdenen trichterförmigen Häfen mit durchlöcherten Böden, die in den beiden äussern Abtheilungen eines dreitheiligen, parallelepipedförmigen Ofens, oben in der Decke, eingemauert sind, von dem Flammenfeuer, das in der mittlern mit Rost, Schür- und Aschenloch versehenen Abtheilung unterhalten wird, zwar erhitzt, aber nicht unmittelbar berührt werden können, und sammelt das ausfließende Harz durch eine untergelegte eiserne Rinne in hölzernen Stützen. Ehe das Harz in die Häfen gebracht wird, so legt man zuvor in den Grund ein eisernes Kreuz, statt Rost, und über dieses ein Nest von dürrem Fichtenreisig, damit der Unrath zurück bleibt und das Pech reine abfließen kann. Statt der eisernen Rinnen werden auch hölzerne eingelegt.

Oder man siedet das Harz mit 1 Viertel Wasser in einem eisernen Kessel, bei mittelmäßig starkem, gleichförmigen Feuer, unter beständigem Umrühren, gießt es in einen Filtrirsack und preßt es aus. Das auf diese Art gereinigte Harz wird in einem Kessel zu einer harten und trockenen Masse, die Pech genannt wird, eingekocht.

Harzscharrer, Harzschaber, Fr. Ouvrier qui ramasse la résine du pin, ou Ramasseur de résine. Sind gewisse im Harzscharren unterrichtete und dazu bestellte Arbeiter, welche das Harz zu gehöriger Zeit, nachdem sie sich zuvor bei dem Forstbedienten angemeldet, sowohl scharren, als auch nachher das Pech davon verfertigen. Der Ordnung halber ist es nöthig, daß dergleichen Leute mit einer beson-

dern Anweisung, wie sie bei dem Harzscharren verfahren sollen, versehen, und auf diese vereidiget werden.

Hase, lat. Lepus. Macht eine Gattung der Säugthiere aus, bei welcher man, als Kennzeichen, in beiden Kinnladen 2 Vorderzähne findet, doch sind die obern doppelt, so daß hinter den äußern größern noch 2 kleinere liegen. An den Vorderfüßen sind 5, und an den Hinterfüßen 4 Zehen. Die Thiere dieser Gattung sollen einen natürlichen Uebergang von den nagenden zu den wiederkäuenden machen, weil man ihnen ein Wiederkäuen zuschreibt. Zu dieser Gattung gehören 2 Arten: der gemeine Hase, von welchem jetzt gesagt wird, und das Kaninchen.

Der gemeine Hase, lat. Lepus timidus, Linn. Fr. le Liévre, Bouquet. Buff. Engl. the Hare, Penn. Als Kennzeichen seiner Art sind die Ohren länger als der Kopf und an der Seite schwarz; der kurze Schwanz hat eine schwarze Oberseite. Er bewohnt alle Gegenden der Erde, die heissesten Zonen ausgenommen, ist in Deutschland und besonders in Sächsischen und Thüringischen Feldern und Wäldern schaarenweise zu finden. Seine Länge ist 1 Fuß 10 Zoll, die Höhe 10 Zoll und der Schwanz (Blume, Federlein) mißt 3 Zoll.

Der Kopf ist länglich, herunterwärts gebogen, nach der Spitze zu schmal und vom Munde bis zu den Ohren abgerundet. Die Schnauze ist dick und groß, mit langen Barthaaren besetzt. Er hat oben 4 Vorderzähne, nämlich 2 vorne, die durch einen Einschnitt getheilt zu seyn scheinen, und 2 hinter denselben, welches bloße Stifte sind; unten befinden sich nur 2 Schneidezähne, oben an jeder Seite 6 und unten 5 schmale Backenzähne, zusammen 22 Zähne. Die Nasenlöcher sehen, wegen der Vertiefung der Nasenscheidewand, wie ein zweiter Mund aus, und wird eine Hasenscharte genannt. Die Augen stehen zur Seite, sind groß, weit hervorragend, schwarz und blöde. Die Ohren (Löffel) sind lang, an der Spitze schwarz, und scheinen sich an ihrem Ursprunge zu berühren. Er hat kein scharfsehendes Auge, dafür aber ein scharfhörendes Ohr und eine feine Nase. Er hat einen starken Hals, eine enge fleischige Brust, einen langgestreckten und überall gleich dicken Leib. Die Vorderfüße (Vorderläufte) sind kurz, dünne und mit 5 Fingern

verſehen, und die Hinterfüße (Sprünge) ſind länger, ohngefähr halb ſo lang als der Körper, und haben 4 Zehen. Beide haben ſchwarze lange, ſpitzige und ausgehöhlte Nägel, und ſogar die Fußſolen ſind mit Haaren dichte beſetzt. Er geht auf dem ganzen Hinterfuß bis zur Ferſe.

Die Farbe ſeines Balges, der mit wolligen Haaren (Wolle) und einzelnen Stachelhaaren dicht beſetzt iſt, iſt oben gelb und ſchwarz geſprengt, zur Seite röthlicher und unten gelb und weiß. Der kurze Schwanz ſteht in die Höhe gekrümmt, und iſt oben ſchwarz und unten weiß.

Der Haſe hat die Augen ſtets offen und ſchläft ſogar mit ganz oder halb offenen Augen, weil ſie ſeine kurzen Augenlider nicht bedecken können, und ihm die Augenwimpern fehlen. Er ſitzt immer auf den Hinterfüßen, welches man ein Männchenmachen nennt, und ſpielt oft mit ſich ſelbſt, mit Feldmäuſen und mit ſeines Gleichen. Seine längern Hinterfüße verwandeln ſeinen Gang in ein ſtetes Hüpfen; daher iſt er auch bergauf ſchneller, als bergunter. — Seine Stimme iſt zur Zeit der Begattung ein dumpfes Murkſen, und in der Noth und Todesſtunde ein lautes ängſtliches Geſchrei, nach Art der ganz kleinen Kinder. — Sein Lebensziel hat er in 8 bis 10 Jahren erreicht.

Beide Geſchlechter, den Haſen (Ramler) und die Häſin (Setzhaſe, Mutterhaſe) kann man noch durch beſondere Kennzeichen von einander unterſcheiden. Der Ramler iſt kürzer gebaut, hat breitere Lenden, einen ſtärkern, rundern, wolligern Kopf, einen längern und ſtärkern Bart, kürzere und breitere Ohren, iſt röther auf den Schultern und Vorderblättern als die Häſin, und mit breitern und weißlichen Ohren, die er oben nahe zuſammen und über dem Rücken neben einander hinhält, verſehen. Der Setzhaſe hingegen iſt größer und langgeſtreckter als der Ramler. Die Wolle iſt auf dem Rücken grau und fällt ins Schwärzliche, die Seitenfarbe lichter, die Blume länger und nicht ſo weiß, und breit, als bei jenem, und er ſperrt die Ohren weiter von einander, und legt ſie an den Seiten hin.

Von Natur iſt der Haſe furchtſam und ſchreckhaft, ſo daß ihn das geringſte Geräuſch, das zuweilen Fröſche, Eidechſen und Schlangen verurſachen, aus ſeinem Lager vertreiben kann. In Gegenden, wo er ſich Sommer und

Winter im Felde aufhalten muß, gräbt er dasselbe mehrentheils auf die Mittelfurche des Ackers in Gestalt eines Ovals, so lang als er selbst ist, und so tief, daß sein Rücken noch etwas hervor sieht, und zwar im Sommer in solchen Gegenden, wo er die Nordluft, und im Winter, wo er die Sonne genießen kann, im Winter also nach Süden und im Sommer nach Norden zu. Er liegt darin wie ein Knaul zusammengedrückt, die Vorderfüße dicht am Kopf angezogen, und die Hinterfüße unter den Leib verkürzt, und man hält ihn ohne die gehörige Kenntniß und Uebung für eine Erdscholle. So lange als das Getraide noch auf dem Halm steht, geht er nicht aus demselben, und bis zum Winter bleibt er in den Stoppeln. Alsdann aber sucht er in Gegenden, wo er Wälder und Feldhölzer in der Nähe hat, dieselben zu seinem Aufenthalte auf. Er steht nicht gern Regen, Hagel, Schnee, stürmische und kalte Winde, große Kälte und außerordentliche Hitze aus, und meidet besonders alle Gegenden, wo ihn im Winter die scharfen Ost- und Nordwinde treffen könnten, und wo er im Sommer der brennenden Sonnenhitze ausgesetzt wäre. — Um in seinem Wohnsitze vor seinen Feinden, besonders den Hunden, sicher zu seyn, hat ihn die Natur gelehrt, ihnen die Spur durch Widergänge uud Absprünge zu verwirren. — Wenn man zuweilen durch das Getraide ganzer Fluren schmale, schöne Wege von 1 Fuß Breite findet, die die abergläubischen Landleute den Bilsenmähern zuschreiben, so sind es Hasenstraßen, auf welchen sie ihrer Nahrung und den Geschäften der Liebe nachgehen.

Die Hasen nähren sich von Getraide, besonders von Hafer, Kohl, Krautblättern und Krautfrüchten, von Wurzeln, Gras und Heu, und lieben besonders die Pflanzen, deren Saft milchartig ist. Im Winter thun sie der unter dem Schnee verborgenen Saat großen Schaden, nagen die Rinde aller jungen Bäume, die Linden und Erlen ausgenommen, und die Spitzen des jungen Schlagholzes, und besonders des Schwarzdorns ab. Junge Gerstensaat, Pappelrinde und Laub, Esparsette und Radischen, welche sie aus der Erde graben, sind ihre Lieblingsspeisen. In sehr harten Wintern werden sie von den Jägern mit Heu und Erbsenstroh gefüttert. — Der Regel nach gehen sie nur mit einbrechen-

der Nacht ihrer Aesung nach; in den längsten Sommertagen aber verlassen sie schon 6 Uhr ihr Lager, und im Winter, wenn zu tiefer Schnee liegt, und ihre Nahrung sparsam ist, gehen sie den ganzen Tag auf die Aesung. Auch die Häsinnen, welche Junge säugen, die sie abzehren, steigen am Mittage auf und befriedigen ihren Hunger ungescheut. — Da diese Thiere ihre Oberlefze stets bewegen, indem sie alles beriechen, so sagt man, sie käueten wieder.

Die Hasen begatten sich (lausen, rammeln) bei warmen Wetter schon im Jänner und Hornung, im März aber sind sie am hitzigsten. Der Ramler ist zu dieser Zeit flüchtig, schwärmt allenthalben herum, wo es Häsinnen giebt, und spürt ihnen durch seinen guten Geruch auf der Erde, wie die Hunde, nach, wenn er sie verliert. Es folgen einer Häsin bei der ersten Begattung zuweilen 3 bis 4 Hasen mit einem steten Knurren nach, und kämpfen sehr heftig um sie, indem sie sich auf die Hinterbeine stellen, und mit den Vorderbeinen nach einander schlagen und beissen. Dem Sieger, oder demjenigen, welcher ihr am besten gefällt, ergiebt sie sich, und dieser hält sich denn mehrentheils den ganzen Sommer hindurch allein zu ihr, und begleitet sie während ihrer Schwangerschaft allenthalben hin. Nach 30 oder 31 Tagen setzt sie das erstemal 1 bis 2, dann aber gewöhnlich 3 Junge im Felde, entweder in ein flach gegrabenes und zuweilen mit ihren Haaren ausgefüttertes Nest, oder in einen Misthaufen, und im Walde in Moos zwischen junge Tannen, oder Sträucher, in abgefallenes Laub oder hohes Haldegras. Die Jungen werden mit offenen Augen gebohren. Wenn sie zuweilen 4 und 5 Junge zur Welt bringt, so erzieht sie doch meist nicht mehr als drei, und läßt die übrigen umkommen. Sie begattet sich den sechsten Tag, nachdem sie gebohren hat, schon wieder, und säugt die Jungen nur 20 Tage, verläßt sie alsdann, und diese müssen sich selbst ihre Nahrung suchen. Wenn sie die Mutter säugen will, so lockt sie dieselben um sich herum, indem sie die langen Löffel zusammen schlägt, welches ein Klappern verursacht. Das Weibchen läßt das Männchen bis in Julius und länger zu, und kann in einem Jahre, wenn das Frühjahr ohne Schnee und der Sommer trocken ist, sehr viele Junge gebähren. Der erste Satz geschieht im März, der zweite

im Mai, der dritte im Julius, und zuweilen ein vierter noch im September. Man glaubt, daß die Häsin wegen des sonderbaren Baues ihrer Geburtsglieder überschwängert werden könnte, und daraus erklären die Jäger die Mißgeburten, die man nicht selten unter den jungen Hasen im Neste antrifft.

Die Jungen sind an der Stirn mit einem weißen sternförmigen Fleck bezeichnet, den sie oft ein ganzes Jahr behalten. Sie verlassen die Gegend nicht, wo sie geboren worden sind, leben aber einsam, und jedes macht sich sein besonderes Lager. Ihr vollkommener Wuchs ist in 15 Monaten vollendet, und sie begatten sich noch in demselben Jahre, da sie gebohren sind.

In der Begattungszeit bekommen die Hasen wegen der übermäßigen Hitze an der Lunge, Leber, dem Herzen, Rükken und den Geburtsgliedern zuweilen Hitzblattern, die unter den Namen Pocken, Finnen und Franzosen bekannt sind, und ihr Fleisch im Sommer ekelhaft machen.

Ihre Feinde sind Raubthiere und Raubvögel; Wölfe, Luchse, Füchse, Hunde, Wiesel, Uhue, Habichte und Raben, welche sie verfolgen und tödten. Die Raben stoßen nur auf junge Hasen. — Im Sommer werden sie von Flöhen sehr geplagt, ingleichen von Bandwürmern, Blasenwürmern, Trichuriden, und den Zwirn- und Egelwürmern.

An den Hasen machen Jäger und Jagdhunde die ersten Versuche. Der junge Märzhase wird schon als ein Leckergericht im Julius und August auf dem Anstand geschossen; die eigentliche Hasenjagd aber fängt in der Mitte des Septembers an, und dauert bis zum Februar, oder bis zu der Zeit, wo sich der Hase wiederum begattet.

Die Fährte aller 4 Füße ist, da er stets, langsam und geschwinde, galloppirt, wie ein Dreieck gestaltet, woran die Grundlinie, oder die Seite, wo die beiden Fährten gerade gegen einander überstehen, dahin weiset, wohin er gelaufen ist, und wovon die zwei Spuren, die hinter einander stehen, die Spitze des Dreiecks bilden. Die zwei vordern gegen einander überstehenden Spuren sind aber nicht von den vordern abgedruckt, sondern von den hintern, und die zwei Vorderfüße machen die Spuren, die nachstehen. Er hebt also, wie die mehresten Thiere, die auf den ganzen Fersen gehen, die zwei Vorderfüße zu gleicher Zeit auf, und

schnellt sie über die vordern weg. Je geschwinder er gallopirt, desto weiter stehen die Spuren und umgekehrt.

Im Herbst wird er im Felde durch Jagdhunde aufgejagt und geschossen. — Man hetzt ihn mit Windhunden, denen er oft durch seine Quersprünge und Wendungen entkömmt, indem er auch mit seinen langen Hinterläuften große Sprünge zu machen und besonders bergan sehr schnell zu laufen im Stande ist. Er steht im Laufen oft still, sieht sich aufgerichtet nach seinem Feinde um, und thut beim Stillstehen allzeit mit einem von seinen Hinterfüßen einen Schlag auf die Erde. Packt ihn sein Gegner, so schnickt und schreit er bloß, ohne andre Gegenwehr.

Man erlegt ihn auf dem Anstand des Abends an Feldhölzern, aus welchen er in der Dämmerung, seine Nahrung im Felde zu suchen, kömmt. — Im Winter wird er vermittelst des Treibjagens (s. auch unter Hasenjagd) und vermittelst des Klapperjagens im Felde geschossen. Hierbei muß aber der Jäger bemerken, daß der Hase, als ein Wetterprophet, schon 24 Stunden vorher das Wetter fühlt, und darnach auch seinen Aufenthalt wählt. Wenn es daher am Tage regnet, so findet man ihn auf trockenen und erhabenen Orten, in Steinbrüchen, an Orten, wo es kleine Distelbüsche giebt, in kleinen Haiden, und allezeit unter dem Winde; in kalten Nächten, bei Schnee und Frost hingegen muß man ihn in dickem Gesträuch aufsuchen.

Man fängt ihn auch in Schlingen, welche aus ausgeglühtem dünnen Drath, wie eine Haarschlinge, gemacht, und in seinem gewöhnlichen Gange, wo er durch eine Hecke oder unter einem Busch wegkriechen muß, aufgestellt werden. — In seinem Lager erschießt man ihn, indem man ihn umgeht. — Er wird auch in Hasennetze getrieben, und wo er selten ist, eingelappt. — Bei großem Schnee kann man ihn mit abgekochtem Kohl, den er sehr weit riecht, hinlocken, wohin man will. — An der Nase und hinter den Ohren ist er am empfindlichsten, und kann an diesen Orten durch einen leichten Schlag getödtet werden.

Der Hase nützet durch sein Fleisch (Wildpret), welches bei jungen zart, leicht verdaulich und nahrhaft ist; auch der alte Hase giebt gute Braten und Gerichte. Will man das Alter eines Hasen erkennen, so zieht man ihm die Ohren

von einander; giebt das Fell nach, so ist er jung, hält es aber fest, so ist er alt; eben so sind die Glieder eines alten Hasen an den Vorderfüßen größer und stärker als an einem jungen. — Der Winterbalg kann gefärbt werden, und dient zu allerhand Pelzwerk. — Aus den Haaren werden schöne Hüte, gesponnene Beinkleider, Handschuhe, Müzzen, Strümpfe und Zeuge verfertigt. — Die Bälge werden mit Nutzen an diejenigen Theile des Körpers gelegt, wo Flüsse sind, und verhindern auch das Wundliegen in langwierigen Krankheiten als Unterlagen. — Auch die Flöhe ziehen sich sehr gern nach dem Hasenfelle. — Die abgehaarten Hasenfelle nutzt der Beutler, Schuhmacher, Siebmacher und Leimkocher. — Die Abgänge bei den Gerbern und Hutmachern geben guten Dünger.

Die Hinterfüße gebrauchen die Goldschmiede zu Glättung des Silbers, die Buchbinder um das Leder mit der Baitze und dem Eiweiß zu überstreichen, die Physiker, wie den Fuchsschwanz, um den Elektrophor damit zu reiben, und jedermann als einen kleinen Besen, um Kleinigkeiten damit abzukehren. — Das Fett braucht man zur Erweichung der Absceſſe und Blutschwären, und zur Vertreibung großer Geschwülste, auch der Kröpfe.

Der Hase schadet der jungen Saat, dem reifen Getraide, den Kohlfeldern und den jungen Bäumen, deren Schalen er abnagt. Wenn man um die Pflanzschulen herum Reife einsteckt, deren untere Seite alle 14 Tage mit Schweinefett und Schießpulver bestrichen wird, so werden sie leicht verscheucht.

Die Jäger theilen die Hasen ein, in Feldhasen, in Berg- Wald- Holz- oder Buschhasen (s. Holzhasen), und in Sumpfhasen. Es sind dieses aber nur verschiedene Benennungen, die den Ort des gewöhnlichen Aufenthalts bezeichnen. — Auf den höchsten Gebirgen des österreichischen Kreises giebt es, wie in der Schweiz auf den hohen Alpen, weiße Hasen, die aber nur im Winter weiß, und im Sommer von der gewöhnlichen Hasenfarbe sind. Nur in den nördlichsten Gegeden, z. B. in Grönland, behalten sie Sommer und Winter die weiße Farbe. — Man hat auch schon oft gehörnte Hasen gefunden, nämlich Hasen, aus deren Stirnknochen ein paar kleine Geweihe gewachsen waren.

Haselhuhn, lat. Tetrao Bonasia, Linn. Fr. la Gelinote, Buff. Engl. the Hasel-Hen, Penn. auch genannt: Haselwildpret, Rothhuhn, Jerpe. Gehört unter die Ordnung der Hausvögel (Gallinae), und ist von der Gattung der Waldhühner eine Art, deren Kennzeichen graue, mit schwarzen Punkten und einer schwarzen Binde besetzte, Schwanzfedern sind, die beiden mittlern ausgenommen.

Es ist 1 Fuß 3 Zoll lang, der Schwanz 5 Zoll, und die Flügelbreite beträgt fast 2 Fuß. Die gefalteten Flügel bedecken kaum den vierten Theil des Schwanzes. Der Schnabel ist kaum 9 Linien lang, cm Oberkiefer stark übergekrümmt, schwarz, unten an der Wurzel gelblich; die rundlichen Nasenlöcher sind so wie die Schnabelwurzeln dicht besiedert, der Augenstern nußbraun, die Beine 2 Zoll hoch, fast halb besiedert, vorn geschuppt, an den Seiten und hinten netzförmig, die Zehen an den Seiten ausgezackt, scharf bewaffnet, klargeschuppt, die Schuppen an den Beinen und Zehen so wie die Krallen schmutzig hellbraun und gelblich gezeichnet; die Mittelzehe 1 Zoll 8 Linien und die hintere 8 Linien lang.

Der Oberkopf, Oberhals und Oberrücken sind rostfarben, mit schönen schwarzen Wellenlinien, der Mittelrücken, Unterrücken und die mittelmäßigen Deckfedern des Schwanzes hellaschgrau und rostfarben gemischt; über den Augen ist ein hochrother warziger Fleck und hinter demselben ein weißer Strich bis in den Nacken; die Wangen sind rostroth, die Kehle schwarz bandförmig eingefaßt, der Unter- und Seitenhals und die Seiten der Brust rothbraun mit schwarzbraunen Wellenlinien und weißen Endsäumen, die Mitte der Brust, des Bauchs und die mittelmäßigen untern Deckfedern des Schwanzes weiß mit schwarzbraunen Flecken, die Seitenfedern rostbraun, weiß und dunkelbraun gefleckt, die Schenkelfedern rostgrau, die Schulterfedern und Deckfedern der Flügel schwarz und rostfarbig gefleckt, dunkelbraun bespritzt und mit weißen Punkten einzeln besetzt, die kurzen einwärts gebogenen Schwungfedern dunkelbraun, die Deckfedern der Unterflügel dunkelbraun mit röthlich weißen Flecken, die Achselfedern weiß mit einzelnen dunkelbrau-

nen Querſtreifen; der aus 16 Federn beſtehende Schwanz iſt zugerundet, etwas erhaben gebogen, die beiden mittlern Federn wie die Deckfedern des Schwanzes, die übrigen hellaſchgrau, dunkelbraun geſtreift, vor dem Ende mit einer ſchwarzen Binde, und an den Spitzen weiß.

Das Weibchen iſt etwas kleiner, der kahle Augenfleck bläſſer, der Oberleib dunkler und ſtärker ſchwarz gefleckt, die Kehle ſtatt ſchwarz, hellroſtgelb und dunkelbraun gefleckt, und ohne weiße Einfaſſung, die Wangen kaſtanienbraun, mit ſchwarzen Strichen, der Unterhals hellroſtfarben und ſchwarzbraun gefleckt, die weiße Farbe des Bauchs unreiner, die Schulterfedern und Deckfedern der Flügel rothbrauner und die weißen Flecken auf denſelben gelblich, die untern Deckfedern des Schwanzes roſtfarben mit dunkelbraunen Querlinien und weißen Spitzen, die vordern Schwungfedern auf der äußern Fahne mit röthlich weißen Kanten.

Die Haſelhühner ſind ſcheu, wild, liegen ſtets verborgen, fliegen niedrig, geſchwind, obgleich mit Anſtrengung und großem Geräuſch, laufen ſehr ſchnell, fürchten die Raubvögel gar ſehr, und ſitzen daher ſtets, mit einem Auge in die Höhe gerichtet, auf den niedrigſten Zweigen der Bäume. Ihre Lockſtimme iſt ein ziſchendes ſtarkes Pfeifen; ſie ſind ſchwer zu zähmen.

Sie finden ſich in allen gebirgigen Waldungen von Europa, und die dichten Tannen- und Fichtengehege im tiefen Gebirge, wo Gründe von Haſelnußſtauden und Birken in der Nähe ſind, machen ihren Lieblingsaufenthalt aus, daher ſie ſehr ſelten in die Vor- und Feldhölzer kommen. Sie bleiben Sommer und Winter an ihrem Wohnorte, ziehen nicht weg, ſondern ſtreichen nur im Herbſte in Menge und im Winter einzeln von einem Berge zum andern. Auſſer dieſer Verſammlungszeit leben ſie, ſogar als Gatten, getrennt und einſam.

Sie haben mit den Auer- und Birkhühnern faſt einerlei Nahrung. Doch lieben ſie die Beeren noch mehr. Im Sommer freſſen ſie allerhand Gewürme und Inſekten, Heidelbeeren, Preiſelbeeren, Bromm- und Himbeeren; im Herbſte Vogelbeeren, rothe Hollunderbeeren, und im Winter Birken- und Haſelkätzchen und Knoſpen, Wachholder-

beeren, Spitzen von Haidekraut, von Fichten, Wachholdern und dergl.

In der letzten Hälfte des Märzes und der ersten des Aprils ist ihre Falzzeit. Die Gatten locken sich einander durch ein starkes Pfeifen, und das Männchen verläßt sein Weibchen gleich nach der Begattung wieder, ob es gleich dasselbe und seinen alten Platz alle Jahre wieder aufsucht. Die Henne verbirgt ihr Nest, das mit vielem Genist umlegt ist, unter dichtes Gebüsch oder Heide- und Farrenkraut, und legt 10 bis 16 hellrostfarbige und dunkler gefleckte Eier, die in 3 Wochen ausgebrütet werden. — Die Jungen bleiben bis zum Winter bei der Henne, alsdann vereinzeln sie sich nach und nach, und bilden im März wiederum neue Familien.

Ihre Feinde sind viele Arten von Raubvögeln und Raubthieren, als Luchse, Füchse, Baummarder, Wieseln, Uhu, Adler und Falken, welche ihnen auflauern, vorzüglich den Hennen und der Brut, so lange sie sich auf der Erde aufhalten müssen. — Daß sie die Eier bedecken, hilft ihnen gewöhnlich nicht viel, und sie müssen, wo ihnen Füchse nahe wohnen, gewöhnlich zweimal brüten.

Die Haselhühner gehören zur niedern Jagd, und werden im Frühling und Herbst gefangen und geschossen. Zum Schuß lockt man sie durch Pfeifen von zweierlei Art herbei. Zur ersten löset man die Knötchen oder Auswüchse, die auf dem büchenen Laube durch den Stich eines Insekts entstehen, vom Blatte so ab, daß sie ganz bleiben und die Schärfe nicht verlieren. Dieses hohle Knötchen faßt man unten bei der flachen Hand zwischen dem Zeige- und Mittelfinger, setzt die Knöchel von den Fingern an den Mund, und pfeifet auf das Knötchen zu, worauf ein dem Locken der Haselhühner ähnlicher Ton entsteht. Im Herbst bedient man sich der frischen, im Frühjahre aber der zum Voraus eingesammelten gedörrten Knötchen.

Dieses Mittel wendet man nicht allein im Frühling zur Falzzeit an, sie in der Morgen- und Abendstunde zum Schuß an sich zu locken, sondern auch im Herbst, wenn sie im Kitt oder Volke liegen. Man geht alsdann an den Ort, wo sie sich aufhalten, und stöbert sie auseinander, setzt sich mit dem genannten Knötchen an einem verborgenen Ort

und pfeift, alsdann kommen sie, besonders die Jungen, setzen sich in der Nähe auf die Bäume, und können so, eins nach dem andern, leicht erlegt werden.

Zur zweiten Art Pfeife nimmt man auch einen groben, an beiden Enden glatt geschnittenen Gänseknochen, oder eine Röhre oben aus den Hasenläuften, und macht sie so zurecht, wie die Röhre an der Wachtelpfeife. Wenn man sie oben bis auf die Hälfte mit einem Finger zuhält und drauf pfeift, so geben sie einen eben so lauten und scharfen Ton von sich, wie die Haselhühner zu rufen pflegen. Das Knöchen ist nur für den Fall, wenn man keine Pfeife bei sich hat.

Man kann sie auch im Herbst in Steckgarnen, die wie bei den Rebhühnern gemacht sind, fangen. Hiebei hat man weiter nichts nöthig, als daß man ihren Stand bemerkt, sie durch Hunde oder Schütze aufzustöbern sucht, und die Steckgarne, wie bei den Rebhühnern, an diesen Ort hinstellt. Wenn sie sich alsdann wieder zusammenrufen und zusammenlaufen, so fangen sie sich. Wenn man sie lebendig haben will, so macht man im Haselgebüsche, wo sie ihrer Nahrung nachgehen, hin und her Steige, schleppt oder kehrt das Laub mit einem Dornbesen weg, besteckt den Ort mit vielen Netzen, etwa mit 40 Stücken, die man so hin und her stellt, daß sie gleichsam Dreiecke und Winkel machen. Wenn die Haselhühner dahin kommen, laufen sie auf den ebenen Wegen fort, gerathen in die Netze, verwirren sich in den Winkeln und fangen sich. — In der Schneuß fängt man im Herbst die mehresten, vorzüglich wenn man große krumme Bügeldohnen macht, viel Vogelbeeren, wornach sie gern gehen, vorhängt, und wo man sie bemerkt, die Wege gerade, lichte und rein hält.

Sie nützen durch ihr Fleisch, welches man gewöhnlich für das gesundeste, zärteste weißeste, und schmackhafteste unter allem Geflügel ausgiebt, und besonders delikat seyn soll, wenn man es vorher in halb Wein und halb Weinessig baitzt. — Aus Vorurtheil brauchten die Alten Fleisch, Federn und Magen zu Menschen- und Thierarzneien. — Ihr Schaden, den sie ihrer Nahrung halber an Bäumen und Stauden thun, ist für gar nichts zu rechnen. Vormals ließ der Aberglaube den Hähnen Eier legen, aus

welchen die Baselisken, wenn sie von Kröten ausgebrütet waren, schlüpften.

Haselstrauch, lat. Corylus Avellana, Fr. le Noisettier sauvage, Engl. the common Hazel, auch genannt: Haselstaude, wilder Haselnußstrauch, Nußstrauch, Waldhaselstaude. Ist ein sommergrünes Laubholz, und in Deutschland die einzige Art des Geschlechts, die in allerlei Boden und Lage einen ansehnlichen und gewiß sehr nutzbaren wilden Strauch ausmacht. Er gehört als ganzer Strauch unter das mastrragende lebendige Busch- und Unterholz, welches vom Wilde und dem Vieh, wegen der rauhen jungen Lohden, und rauhen strengen Blätter, nicht wie das übrige Laubholz, verbissen wird.

Als Zwitterpflanze bringt er männliche und weibliche Blüthen zugleich, aber nicht auf ein und eben denselben Stielen beisammen, sondern aus besondern Augen zum Vorschein. Die männlichen Blüthen sind die langen herabhangenden Kätzchen, die weiblichen aber die runden kurzen Knöspchen. Die Blüthen zeigen sich schon im Herbst, und kommen zu Anfang März ganz zum Vorschein. Die aus der weiblichen Blüthe weiter erfolgenden Nüsse erlangen im Sommer ihre Reife, und dienen zur Vermehrung.

Die Wurzel ist stark, dick und holzig, gehet 1 Fuß tief und 3 Fuß in die Weite, und wuchert mit gerad aufschießenden Wurzellohden. Die Rinde hat am jungen Holze ein glatt bräunliches, im Alter ein glatt graues Oberhäutchen; darunter ist sie grün. Die Blätter sind groß, eirund, spitzig, und der Rand ausgebogen und doppelt gezahnt, weich, auf beiden Flächen behaart, oben dunkel, unten hellgrün, und stehen abwechselnd an haarigen Stielen. In 20 Jahren erreicht er seine Vollkommenheit. Die Früchte stehen theils einzeln, theils traubenförmig. Jede Nuß sitzt in einem hohlen, vielfach gespaltenen Näpfchen, das sie nicht ganz bedeckt. Die Nüsse sind länglich rund, stumpf, etwas plattgedrückt, glatt, einsaamig, da wo sie in dem Näpfchen sitzen, rauh. Der Kern ist weiß, mit einer zimmetfarbigen Haut bekleidet.

Dieser so sehr verkannte, verachtete und doch so nützliche Strauch verdient wirklich eine wirthschaftlichere Behandlung. In deutschen Wäldern kömmt er meistens im

Unterholze vor und nimmt mit dem Schatten anderer Bäume vorlieb, so wie er den aufkeimenden Eichen- und Buchenpflanzen die erste Bedeckung gegen Frost und Hitze giebt. Er kann durch Einstecken der Nüsse einen halben Zoll tief in die Erde, welches gleich im Herbste geschehen muß, fortgepflanzt werden. Die jungen Pflänzchen kommen alsdann im nächsten Vorsommer als kleine Zweige ohne Saamenblätter zum Vorschein, und erlangen in wenig Jahren die Größe, daß sie ins Freie gesetzt werden können, wo sie mit allerlei Boden, nur nicht mit allzu dürrem und ganz nassem vorlieb nehmen.

Er läßt sich zwar auch durch Einlegen, Absenker und Abnehmen der Wurzelsprossen sehr gut vermehren, wird aber doch in den Forsten am besten und leichtesten aus Nüssen erzogen. Aus diesen wachsen sie am schnellsten auf, und erlangen in 8 bis 10 Jahren ihre Höhe und Größe, so daß man ganz steile Oerter und Blößen am baldigsten wieder dadurch in Anwachs bringen, und ihnen damit zu einer künftigen Waldung von noch bessern Holzarten die erste Vorbereitung geben kann. Wo man ihn zu Befriedigungen nimmt, giebt er zwar eine feste Hecke, hat aber wegen seiner stark kriechenden Eigenschaft die größte Aufsicht nöthig.

Sein Holz ist zu verschiedenen Absichten brauchbar; es dient zu Stangen, Korbstücken, Faßreifen, Gabelstielen, Angelruthen, Spazierstöcken; es ist weiß, geschmeidig und weich. Die Wurzel läßt sich besser durch den Hobel bearbeiten als die Stangen. In Gegenden, wo das Faßreifholz guten Absatz hat, ziehet man die Haseln ordentlich zu Reifstangen. Sie geben nebst den Saalweiden auch Sieb- und Korbstöcke, und allerhand kleines Haus- Garten- und Handwerksgeräthe. Von starkem Holze und Wurzeln von etwa 5 bis 6 Zoll werden die besten Kohlen für Kleinschmiede gemacht, welche nicht springen und doch eine starke Hitze sehr lange unterhalten. Sonst macht man auch Zeichenkohlen daraus und wendet auch die Kohlen zu Schießpulver an. Zu Reiß- und Brennholz ist es sehr nützlich. Ein Revier von Haseln Unterbusch kann alle 12 Jahre abgetrieben werden, und schlägt immer sicher wieder aus. Der größte Schaden wird ihnen durch den Sommerhieb zugefügt, wodurch die Stöcke geschwächt und zum Theil ganz getödtet werden.

Die Haselnüsse gehören unten die Mastfrüchte; man kann sie auch als eine gangbare Waare überall verkaufen. Wo man sie in Menge sammeln kann, kann man sie auf Oel benutzen, welches sehr süß und angenehm schmeckend ist, und sich bloß durch den Geruch vom Mandelöle unterscheidet. Drei Pfund reine reife Kerne geben zwei Pfund Oel.

Hasenbaitze, Fr. Vol au lièvre. Ist die Jagd, wenn die Falkenierer mit abgetragenen Falken die Hasen fangen.

Hasenfett, Fr. Graisse de lièvre. Siehe unter Hase.

Hasengarn. Hasennetz, Fr. Filet de chasse de lièvre. Diese Netze brauchen nicht gar stark zu seyn, und werden nur von gewöhnlichem Bindfaden gemacht; da sie aber auch vielfältig zu Einfangung der lebendigen Füchse mit gebraucht werden, so muß man dazu recht gut ausgehechelten Hanf nehmen lassen. Ein solches Netz wird 14 Maschen hoch angefangen, und über ein 3 Zoll breites Holz gestrickt, bis das ganze Netz die Länge von 75 Klaftern hat, da es denn 50 Klaftern oder 100 Waldschritte mit Busen stellet. Oben und unten kömmt durch das Netz eine Leine; diese Leinen müssen nicht völlig eines Fingers stark seyn, und werden auf einen Haken genommen, aufgesteckt und gebunden. Da an einem Ende beide Oberleinen am Haken angebunden sind, wird am andern Ende der Leinen ein Heftel von etwa 16 Zoll Länge, und oben fast Arms stark, fest angemacht, da man denn beim Stellen den Heftel gleich hinein schlägt, und der Haken, welcher auch spitzig ist, am andern Ende den Heftel abgiebt, womit die Leinen angezogen werden.

Hasengehege, Fr. Canton pour les lièvres. Ist ein Revier, wo die Hasen geschonet werden, so daß bei Strafe niemand daselbst etwas schießen oder fangen darf, damit ein Herr immer Gelegenheit hat, sich mit der Jagd derselben, sowohl im Schießen als auch im Hetzen, zu belustigen.

Hasengeier, Lat. Vultur cristatus, Linn. Fr. le Vautour à aigrettes ou hupé, Buff. Engl. the Hare-Vulture, Lath. auch genannt: Aasgeier, Kiebgeier, Roßgeier, Gänseaar. Ist ein Raubvogel, und von der Gattung der Geier eine Art, welche als Kennzeichen röthlichschwarz, an der Brust mehr zum Gelblichen hinneigend ist, mit nackten Beinen und wolligem Kopfe. Zu seinem

Vaterlande giebt man Schlesien an; eigentlich aber bewohnt er die südlichern bewachsenen Gebirge von Europa. Er ist fast so groß als der gemeine Adler, und seine Flügelspitzen stehen 7 Fuß weit von einander. Der Schnabel ist schwarz; die Beine sind gelblich, die Nägel schwärzlich, die Augen häßlich. Der ganze Leib ist von röthlich schwarzer Farbe, die am Unterleibe heller oder gelblicher wird; der Schwanz ist lang und gerade.

Diesen Vogel würde man wegen seines befiederten Kopfs und Halses zu den Falken rechnen, wenn er nicht den geraden an der Spitze nur umgebogenen Schnabel, als das einzige Kennzeichen der Geiergattung hätte.

Wenn er ruhig sitzt, so sträubt er die Kopffedern so in die Höhe, daß sie zwei Hörner zu bilden scheinen, die man aber im Fluge, welcher mit großem Geräusch verbunden ist, nicht bemerkt. Wenn er geht, macht er Schritte von 16 Zoll. Er ist so wild, daß er auf keine Weise gebändiget werden kann.

Er nährt sich sowohl von todten als lebendigen Thieren, und stößt nicht nur im Fluge von der Höhe eines Baums oder Felsens herab, sondern auch im Laufen auf allerhand Vögel, desgleichen auf Hasen, Kaninchen, Hirsch- und Rehkälber, und auf junge Füchse. Auch die Fische im Wasser sind vor seinen Nachstellungen nicht sicher. So gefräßig er aber ist, so kann er doch ohne Lebensgefahr 14 Tage fasten. — Er horstet in den dicksten, und entlegensten Wäldern auf hohen Bäumen, z. B. Eichbäumen.

Hasenjagd, Fr. Chasse du lièvre. Eigentlich wird hierunter ein Jagen nach Hasen und Füchsen mit dem kleinen Zeug verstanden, wozu die halben Tücher sehr bequem sind, wenn man nur einen Wagen mit 6 dergleichen Tüchern beladen hat. In Ermangelung derselben werden dazu die gewöhnlichen Hasennetze genommen.

Vorher verlappt man des Nachts einen Ort Holz, so, daß in den Lappen ein Stück vom Vorholze, worin auch Dickigt ist, mit eingelappt werde. Ferner wird auf beiden Flügeln mit den Federlappen vor Holze fortgelappt, so weit als die Lappen reichen, oder bekannt ist, daß daselbst die Hasen vom Felde gegen Holze des Morgens rücken. Die Lappen müssen frei vor das Holz, wo es sich thun läßt, auf

50 Schritte hinaus gelappet werden, dabei aber ganz niedrig, und nur auf kurzen Furcheln, jedoch daß sie nicht auf dem Boden liegen, und sich bewegen können. An den Lappen muß hie und da ein Mann stehen, damit, wenn die Lappen zu stille liegen, sie selbiger bewege, damit sie hin und her spielen.

Des Morgens früh stellt man die mit eingelappten Holzecken entweder in halben Tüchern oder Hasengarnen ein; an den Garnen aber — weil darin gejagt und geschossen werden soll — muß der Busen ausgezogen, straff oder feste gestellet werden, damit sich kein Hase oder Fuchs fangen kann. Vorn am Holze gegen das Feld zu aber bleibt das Jagen offen.

Wenn dann die Füchse und Hasen des Morgens nach ihrer Gewohnheit zu Holze rücken wollen, und an die Lappen kommen, so laufen sie vor den Lappen hinunter. Finden sie nun den Ort, wo es offen, und ohne Lappen und Zeug ist, so rücken sie daselbst hinein. Jedoch bleiben aber auch viele Hasen im Felde sitzen, so wie auch die Füchse; wo sie Feldbau wissen, kriechen sie da hinein, oder auch in die im Felde liegenden Dornraine.

Es müssen daher auf den ersten Fall die Baue des Tags vorher zugemacht werden, und das, was nun erwähntermaßen noch im Felde sitzen möchte, treibet man mit Treibeleuten aus dem Felde und den Feldbüschen ab, und gegen das Jagen zu. Sobald es hineingetrieben worden, wird zugestellet. Dabei suchet man aber auch einen freien Platz in dem Jagen aus, worauf ein kleiner Schirm von grünem Reißig gemacht wird, damit man aus selbigem heraus um sich herum auf 50 bis 60 Schritte frei schießen kann.

Ist etwa das Jagen noch zu weitläuftig, so thut man noch einen oder zwei Triebe, macht es enger, und untersucht die Zeuge, ob sie unten wohl aufgehaket und recht fest gestellet sind; dann tritt der Herr in den Schirm nebst denen, welchen mit zu schießen erlaubt wird; hierauf löset man etliche Kuppel Jagdhunde ins Jagen, welche die Hasen und Füchse um den Schirm herumjagen, damit sie daselbst geschossen werden. Zuletzt nimmt man die Treibeleute, und treibt alles vollends gegen den Schirm heraus.

Hasenkasten, Fr. Cabane pour les lièvres. Sind Kasten, welche gebraucht werden, um die Hasen, wenn sie in Netzen gefangen worden, lebendig fortzubringen. Sie werden dergestalt gemacht, daß sie die ganze Länge eines Wagens einnehmen, und also 8 Fuß lang und 1 und halben Fuß breit sind. Solchergestalt sind dergleichen Kasten mit acht Unterschieden, und als acht Kasten anzusehen, die ein gemeinschaftliches Unter- und Oberbrett haben. Auf der einen Seite sind die Vorschiebebretter vor jedem Kasten, so wie auch oben auf jedem Kasten an dem Vorschiebebrett, und an dem Brett gegenüber ein Luftloch 2 Zoll lang und 3 Zoll breit angebracht wird. Unter den Kasten sind zwei Latten genagelt, wobei man ihn anfassen und wie an zwei Bäumen forttragen kann. S. Einfangen.

Hasenlager, Fr. Gîte, Forme; siehe unter Hase.

Hasennetze, s. Hasengarn.

Hasensprung, Fr. Astragale de lièvre. Wird der kleine krummgebogene Knochen genannt, welcher sich in den Hinterläuften des Hasens am untersten Gelenke befindet.

Hat Statt, Fr. le rendezvous. Heißt derjenige Ort, wo zwei Jäger, wenn sie mit den Leithunden ziehen, auf einmal oder mit einander einen Ort versichern oder bestätigen wollen, und daher einer rechts und der andere links herum ziehet, alsdann zusammen kommen, und einander benachrichtigen, was sie gehabt, oder was sie angegangen ist.

Hatze, Hatzhunde, Fr. Chiens courants. Nennt man eine Anzahl leichte und schwere Hunde, welche so zusammen rangirt sind, daß sie mit einander auf eine Sau gehetzet werden. Zu einer Hatze nimmt man ein paar Windhunde, welche, da sie sehr flüchtig sind, die Sauen bald einholen, und doch auch packen können; ferner ein paar leichte Zwitter, von Englischen und Windhunden gezogen, welche, wenn sie an ein Schwein kommen, es durch ihr Packen etwas aufhalten können, bis daß die zu der Hatz noch abgerichteten schweren Hunde herbeikommen, deren man etwa 4 bis 6 dazu nimmt. Mit solchen 8 bis 10 Hunden kann man das stärkste Hauptschwein behetzen, und müssen es vollkommen halten können; s. unter Streifjagen.

Hatzhunde, s. Hatze.

Hatzschirm, Fr. Abri pour les chiens de chasse, Sind besondere Schirme für die Hatzhunde bei Saujagen, welche auf dem Lauft da angebracht werden, wo die Krummruthen eingestoßen sind. Siehe Lauft zum Abjagen.

Hau, ist so viel als Gehau.

Haubares Holz, schlagbares Holz, Fr. Bois taillable. Heißt solches Holz, welches so hoch und stark erwachsen ist, daß es mit Nutzen abgetrieben werden kann. So richtig dieses im Allgemeinen gesagt werden darf, so wenig kann es für einen jeden einzeln Fall gelten, und als Richtschnur zum Abtrieb dienen.

Haubar, sagt daher Hr. Hartig weit richtiger und bestimmter, ist ein Wald alsdenn, wenn entweder die Bäume Alters halber nicht mehr beträchtlich zuwachsen, oder wenn die schlechte Beschaffenheit des Bodens keinen merklichen Zuwachs mehr gestattet, oder wenn das Holz eine dem Bedürfniß und der vorzüglichsten Nutzbarkeit entsprechende Stärke erlangt hat. Denn da die Bäume auf schlechtem Boden nicht nur früher aufhören beträchtlich zu wachsen, sondern auch niemals die Höhe und Dicke derjenigen Stämme erlangen, welche auf gutem Boden stehen, und meistentheils früher absterben, als in gutem Erdreich; so ist es natürlich, daß auf schlechtem Boden ein Wald in dieser Rücksicht auch früher haubar wird, als auf gutem Boden, und daß also die Stärke und Höhe der Bäume nicht allein die Haubarkeit eines Waldstrichs bestimmt.

Haube, Fr. le faite de la pile. Wird die ovalrunde Spitze eines Meilers oder Köhlerhaufens genannt, welche die Köhler dadurch bilden, daß sie oben auf den Meiler rund herum kurzes Holz legen.

Haube, siehe Dachshaube, Lerchenhaube und Schneehaube.

Haubendrossel, s. Seidenschwanz.

Haubenente, Lat. Anas Fuligula, Linn. Fr. le Morillon, Buff. Engl. the tufted Duck, Penn. auch genannt: europäische Haubenente, Strausente, Ferseke, kleine Tauchente, Pfeifente, Wollente, kleine Haubenente, rußfarbige Ente. Gehört unter die Ordnung der Wasser,

vögel; und macht von der Gattung der Enten diejenige Art aus, welche als Kennzeichen einen herabhängenden Federbusch auf dem Kopfe, einen schwarzen Körper, und einen weißen Bauch und Spiegel hat.

Sie ist die einzige wilde Ente in Europa, die einen Federbusch auf dem Kopfe hat. Sie lebt gern am Seestrande, und sehr einzeln auf den großen Flüssen und Seen im Lande. In das Innere von Deutschland kömmt sie nur im Herbst und Frühjahr auf ihrem Zuge. Europa und Nordasien ist ihre Heimath, und brütet gewöhnlich in Norden.

Ihre Länge ist 18 Zoll und die Breite 30. Der Schwanz ist 2 und einen halben Zoll lang, die zusammengelegten Flügel reichen zwei Drittheile auf denselben, und das Gewicht ist 2 Pfund. Der Schnabel ist 2 Zoll lang, breit, bläulich, an der Spitze schwarz, die Sterne schön gelb, die Füße bläulichgrau, die Schwimmhaut und Nägel schwärzlich, die Beine 1 und 3 Viertel Zoll hoch, die Mittelzehe 2 Zoll, und die hintere 8 Linien lang, die Schenkel ein wenig kahl.

Der Kopf hat einen dicken, kurzen, nur 1 und 3 Viertel Zoll langen hangenden Federbusch; der Oberleib ist schwarzbraun, zuweilen ganz schwarz, am Kopf, Ober- und Unterhalse glänzend violett, der Unterleib, so wie der kleine Spiegel, silberglänzend weiß; der After und die Schwungfedern glänzend braun, die vordern Schwungfedern dunkelbraun, ein Theil der innern Seite weiß, die hintern weiß mit schwarzen Spitzen. — Das Weibchen ist mehr braun als schwarz; das Weiße auf den Flügeln ist nicht so merklich, der Federbusch niedriger, oder fehlt oft gar.

Diese Enten pfeifen zuweilen so stark, als ein Schäfer auf dem Finger. Sie tauchen ihrer Nahrung halber sehr gut und oft unter, aber nicht so geschwind, wie die andern, wenn nach ihnen geschossen wird. Ueberhaupt kann sie der Jäger eher als andere in seine Gewalt bekommen, weil sie kein so scharfes Gesicht haben. Sie leben vom Meergrase, besonders aber von Fischen, und verschlucken auch kleine Steinchen zur Beförderung der Verdauung. — Man glaubt, die Männchen verließen zu der Zeit, wenn die

Weibchen brüteten, ihr Vaterland. — Ihr Fleisch schmeckt thranig.

Abänderungen von ihr sind: 1) Die braune Haubenente, mit schwarzem Kopf, Schnabel und Füßen. 2) Die schwarze Haubenente, mit braunem Rücken, rothbraunen Kopf und dergleichen Anfang des Halses. 3) Die Haubenente mit weißem Unterleibe, welche einen rothbraunen Kopf und Hals hat.

Haubenlerche, lat. Alauda cristata, Linn. Fr. le Cochevis ou grosse Alouette hupée, Buff. Engl. the crested Lark, Latham; auch genannt: Schopf- Kobel- Häubel- Heide- Wege- Haus- und Sallatlerche, Lürle, der Kothmönch, Töppellerch, Heidlerch. Gehört als Singvogel unter die Gattung der Lerchen, und hat zu Kennzeichen ihrer Art einen spitzigen Federbusch auf dem Kopfe; die Schwanzfedern sind schwarz, die beiden äußern nach außen rostgelb.

Sie hat die Größe der Feldlerche, ist aber etwas stärker; sie ist 7 und 3 Viertel Zoll lang, davon der Schwanz 2 und einen halben Zoll, die Flügel klaftern 12 Zoll und legen sich auf der Mitte des Schwanzes zusammen. Der starke, große Schnabel ist 8 Linien lang, der Oberkiefer gekrümmt, die Farbe bleifarben, an der Spitze hornbraun, die Zunge etwas gespalten, der Augenstern dunkelkastanienbraun, die Augenlider gelblichweiß eingefaßt, die geschilderten Beine 1 Zoll hoch, stark, die Mittelzehe 3 Viertel Zoll lang, die hintere ebenfalls, wovon aber der Sporn über die Hälfte einnimmt; die Füße sind gelblich aschgrau, auf den Gelenken und an den Nägeln hornbraun.

Die Farbe ist im Ganzen wie an der Feldlerche, nur blässer, und die Haubenlerche unterscheidet sich von der Feldlerche dadurch, daß die Flecken und Streifen der Federn nicht so abstechend sind, weil die dunkelbraunen Federn heller und ihre Ränder mehr grau sind. Auch sind die Flekken oben und an der Brust breiter. Der Schwanz ist kurz, schwärzlich, am Rande rostfarbig. — Das Weibchen hat einen weniger hohen Federbusch und eine mit mehrern und rundern schwarzen Flecken besetzte Brust.

Sie hält sich fast immer auf der Erde auf, fliegt selten auf einen Baum, und fliegt überhaupt sehr wenig. In

ihrem Fluge gleicht sie der Baumlerche. Wenn sie aufgejagt wird, so setzt sie sich gleich wieder nieder; setzt sich aber auch auf Zäune und Dächer. Man erkennt sie in der Ferne schon an dem kurzen Schwanze, ihrem Fluge und der Haube, die sie nicht ganz glatt niederlegen kann, wie andere Lerchen.

Ihr Gesang ist ungemein angenehm und abwechselnd. Sie ist auch sehr gelehrig und ahmt die Gesänge der Vögel in der Jugend nach, und soll sogar kurze Lieder pfeifen können. Sie läßt oft ganze Nächte ihren Gesang hören. Ihre Lockstimme ist: Hoi, hoi, Didiqui! Bei ihrem öftern Gezänke singt sie. Die Kopfhaube kann sie nach Gefallen aufheben und niedersenken, und läuft außerordentlich geschwind mit aufgerichtetem Kopf und Haube. Im Zimmer braucht sie keine sorgfältigere Wartung als die Feldlerche, und ist sehr dauerhaft.

Nur im Herbst und Winter trifft man sie in den Städten und Dörfern, auf den Landstraßen, Miststätten, vor den Ställen und Scheunen unter den Sperlingen und Goldammern, einzeln und in Menge an. Im Sommer besucht sie das nördliche Deutschland, Dänemark, Schweden, Rußland, Frankreich und Italien. Sie bewohnt die Gebüsche und Holzungen, die den Feldern nahe sind, die Heerstraßen in den Waldungen und selbst die Dörfer, die hoch liegen, und an das Feld stoßen. — Sie nährt sich von kleinen Insekten, kleinem Gesäme und Hafer.

Ihr Nest legt sie auf der Erde unter vertrocknetem Gebüsche, und unter Erdschollen, in Gärten unter die Gartengewächse oder auf die Leimwände an. Ja sie baut auch wohl auf die Strohdächer. Sie legt 4 bis 5 weißgrau rostgrau gewölbte und oben dunkelbraun gefleckte Eier, und der Aberglaube sagt, daß sie Kröten ausbrüteten.

Sie hat mit der Baumlerche gleiche Feinde, auch gleiche Krankheiten. — Im Winter fängt man sie mit Leimruthen, aufgestellten Garnen und Sieben, und streut als Kirrung Hafer und Mohn hin. An Orten, wo sie öfters herum läuft und ihre Nahrung sucht, kann man nur eine Nachtigallsfalle aufstellen, und sie so leicht fangen. — Ihr Fleisch ist zwar schmackhaft, allein doch weniger als das der Feldlerche.

Haubenmeise, lat. Parus cristatus, Linn. Fr. la Mesange hupée, Buff. Engl. the crested Titmouse, Penn. auch genannt: Kupp- Kupf- Schopf- Kobel- Strauß- Haubel- Heidenmeise; in Thüringen Hörnermeise. Ist ein Singvogel und von der Gattung der Meisen diejenige Art, welche zu ihren Kennzeichen einen Federbusch auf dem Kopfe, und um den Hals einen schwarzen Ring hat. Sie ist 5 Zoll lang, davon der Schwanz 1 und 3 Viertel Zoll, und ist 8 und 1 Viertel Zoll breit. Zusammengelegt bedecken die Flügel über die Hälfte des Schwanzes. Der Schnabel ist 4 Linien lang, kurz, spitzig, und schwarz, der Augenstern dunkelbraun, die geschilderten Füße bleifarbig, ihre Krallen grau, die Beine 7 Linien hoch, die mittlere Zehe 8 und die hintere 6 Linien lang.

Der Kopf ist mit einem fast Zoll langen, spitzig zulaufenden Federbusch versehen, der aus stufenweisen grössern schwarzen Federn mit weißen Kanten besteht; die Stirn ist weiß und schwarz geschuppt; die Wangen sind hellaschgrau; von der Schnabelecke läuft ein breiter röthlichweißer Streifen bis zum Nacken; im Nacken befindet sich ein schwarzer Fleck, der wie ein Halsband den Hals einschließt und sich vorne an der Brust mit dem schwarzen Vorderhals und der schwazen Kehle vereinigt; der Rücken und die Schultern sind röthlichgrau, die Brust und der Bauch weißlich. die Seiten röthlich, die Flügel und der gerade Schwanz graubraun, die vordern Schwungfedern mit weißlicher Kante, die Schwanzfedern röthlichgrau eingefaßt. — Das Weibchen zeichnet sich vom Männchen nur durch die weniger hohe Haube aus.

Sie hat eine ganz eigene, schnurrend klingende Lockstimme: Görrrky; sonst singt sie auch noch einige unmelodische Töne. — Gezähmt ist sie zärtlicher als die andern Arten ihrer Gattung. Sie trägt den Schwanz etwas erhaben.

Diese seltene Meise findet sich fast in ganz Europa, die kältesten Zonen ausgenommen. In der Normandie und den thüringischen Schwarzwäldern ist sie noch am häufigsten. Die Schwarzwälder verläßt sie nie, und zieht nur ausser der Begattungszeit von einem Berge zum andern; nie erstreckt sich ihre Gesellschaft über vier, welche gewöhnlich die Anführer von einer Cohorte Tannenmeisen oder Goldhähn

chen sind. Sie kriecht immer in den niedrigsten Aesten und Gebüsch herum; daher sie auch die Gegenden, wo viele Wachholderbüsche sind, allen andern vorzieht. — Sie nährt sich von Raupen, Insekten, Insekteneiern, von Tannen- Fichten- und Kiefernsaamen ꝛc. fast wie die Tannenmeise.

Ihr Nest bestehet aus Baummoos, und ist mit Wolle und Haaren ausgefüttert. Man findet es des Jahrs zweimal in hohlen Bäumen und Stöcken, in Steinritzen, in alten Mauern, auch in verlassenen Elster- und Eichhornnestern. Die 8 bis 10 Eier sind schneeweiß, und oben mit blutrothen Flecken bezeichnet. Die Jungen werden mehrentheils mit Raupen aufgefüttert.

Ihre Feinde sind die aller Meisen. — Allein läßt sie sich schwer zum Fang locken, leichter in Gesellschaft der Tannenmeisen. — Ihr Nutzen ergiebt sich aus ihrer Nahrung, und Schaden verursacht sie gar nicht.

Haubentaucher. Unter diesem Namen sind zwei Arten Wasservögel bekannt, welches Arten von der Gattung der Taucher, und von deren dritten Familie, mit vier lappigen Füßen und kleinem Schwanze sind, nämlich der große und der graukehlige Haubentaucher.

Der große Haubentaucher, lat. Colymbus cristatus, Linn. Fr. le Grebe hupé, Buff. Engl. the great crested Grebe, Penn. auch genannt: der große gehaubte Taucher, der große Kobeltaucher, der Steißfuß, der große Arschfuß, der große Haubensteißfuß, der Schlaghahn, die Greve, der Merch, Straußtaucher, Meerrachen, Zorch. Kennzeichen seiner Art sind: lappige Füße, brauner geschopfter Kopf, und weiße hintere Schwungfedern.

Diesen am Kopfe sehr wunderbar gestalteten Vogel trifft man allenthalben in Europa bis nach Island hinauf an den Meeresufern, und besonders auf allen schilfreichen Landseen an; des Winters verfliegt er sich auch auf Teiche und Flüsse. In Deutschland und in dem nördlichen Asien ist er nicht selten. An Größe gleicht er einer Hausente. Seine Länge beträgt 2 Fuß, die Flügelbreite 2 und ein Drittel Fuß, und sein Gewicht 2 und ein halbes Pfund. Die zusammengelegten Flügel berühren die obern Deckfedern des Schwanzes.

Der Schnabel ist zwei und einen halben Zoll lang, gedrückt spitzig, mit einem scharfen Rücken versehen. Der Oberkiefer schwarzbraun, an den Seiten röthlich, der Unterkiefer röthlich und gegen die Spitze zu weiß, die Zunge lang, dreieckig und spitzig, wie eine Degenklinge gestaltet. Der Stern hochgelb, die Beine 2 und einen halben Zoll hoch, die Mittelzehe 2 und einen halben Zoll, die hintere 8 Linien lang. Den sonderbaren Fortsatz am Knochen des Dickbeins, den alle Taucher haben, bemerkt man an dieser Art sehr genau. Die Füße sind stark belappt, die Aussenseite dunkelbraun, die innere grünlich, an Jungen röthlich.

Der Oberkopf ist schwärzlich, an den Seiten und an der Kehle fahl, der Augenkreis weiß, die Gegend von dem Mundwinkel bis zu den Augen nackt, die Wangen und Kehle mit einem langen glänzend hellbraunen Kragen nach dem Hinterkopf zu umgeben, auf dem Kopf ein großer dunkelbrauner in zwei Theile getheilter Federbusch, der aufgerichtet und niedergelegt werden kann. Der Hintertheil des Halses, der Rücken, der Steiß und die sehr langen Achselfedern schwarzbraun, die Brust und der Bauch glänzend silberweiß, die vordern Schwungfedern dunkelbraun, die hinteren weiß und einige der letztern weiß und schwarz gefleckt, der Flügelrand silberweiß. — Das Weibchen ist kleiner und hat einen dünnern Kopf, weil die Halskrause und der Federbusch nicht so groß und stark sind. Vom Schnabel bis zu den Augen läuft eine schmale, von Federn entblößte Linie, über dieser eine andere von weißen Federchen, und unter dieser noch eine braune, die sich bei den Augen in zwei Linien zertheilt. Der Scheitel ist schwarzbraun; an der Stirn haben die Federn weißliche Endigungen. Auf dem Hinterkopf steht eine kleine Haube. Da wo sich der Kopf an den Hals anschließt, steht an jeder Seite des Halses ein Büschel langer weißer Haare. Der Rücken, der Schwanz und die sehr langen Achselfedern sind glänzend schwarzbraun. Ein schmaler Streif auf dem Rücken des Halses ist braun. Die Deckfedern der Flügelgelenke und einige von den kürzern Achselfedern sind weiß. Die erste Reihe der Deckfedern des Flügels ist ganz schwärzlich, die zweite schwärzlich mit röthlichen Endigungen. Die vordern Schwungfedern sind schwärzlich, die mittelsten weiß und

nur an der Wurzel schwärzlich, einige der folgenden weiß und schwarz gefleckt; alle übrige Gegenden sind weiß mit einem schönen Silberglanze. An den Seiten des Leibes verläuft sich das Braune des Rückens ins Gelbliche. Der After ist weißgrau; die Füße sind auswendig schwärzlich, übrigens gelbgrün; die Ränder der Zehen sind roth.

Er ist sehr schüchtern und scheu, und entfernt sich, wenn er einen Menschen gewahr wird, sogleich 2 = bis 300 Schritte, weiß es aber sehr genau, wenn man ihn nicht mehr mit dem Gewehr erreichen kann; denn in dieser Entfernung geht er wieder sicher, obgleich noch behutsam genug, seinen Geschäften nach. Er kann zwar sehr schnell untertauchen, bleibt aber nicht so lange unter dem Wasser als die andern Taucher. Er giebt oft, besonders in Gefahr, ein helles Geschrei von sich.

In Deutschland ist er ein Zugvogel, der wärmere europäische Seen im Winter besucht. Sonst bewohnt er allenthalben nur schilfreiche Gewässer, weil er diese zu seiner Nistung und Nahrung nöthig hat. Letztere besteht in kleinen Fischen, verschiedenen Wasserinsekten und Wasserkräutern. Vielleicht, daß er auch die Nester der kleinen Vögel, die ins Schilf nisten, als der Rohrammern, Bartmeisen ꝛc. ausnimmt.

Er nistet im Schilf, und legt sein großes und unkünstliches, aus allerhand Sumpf= und Seekräutern ꝛc. bestehendes Nest da an, wo er eine etwas trockne Unterlage hat, oder läßt es auch schwimmen. Die 3 bis 4 Eier sind weiß, und den großen Taubeneiern gleich. Wenn das Weibchen 150 Schritte weit von dem Neste einen Kahn mit Menschen bemerkt, so steigt es schon von den Eiern auf, bedeckt sie mit den Materialien des Nestes, schwimmt in die See und geht nicht eher wieder drüber, als bis die Gefahr erst etliche 100 Schritte weit entfernt ist, alsdann schwimmt es wieder mit der größten Geschwindigkeit hin. Auch benachrichtiget es das Männchen, das immer in der Nähe des Nestes sich aufhält, durch ein lautes ängstliches Geschrei. Es brütet 3 Wochen, und die haarigen Jungen schwimmen sogleich, nachdem sie ausgekrochen sind, mit ihm auf das Wasser nahe an dem Schilf, und in demselben herum, damit sie sich sogleich, wenn es nöthig ist, verstecken können. Wenn

Wenn es Sturm giebt, so nimmt sie das Weibchen auch auf den Rücken, und schwimmt mit ihnen an einen sichern Ort.

Seine Feinde sind die Rabenkrähen, welche die Eier wegtragen, wobei oft blutige Kriege vorfallen, die Mutter aber mehrentheils weichen, und derselben ein Ei nehmen lassen; und hat sie erst einmal nachgegeben, so ist es um ihre Brut geschehen; denn sie holt sie alsdann alle weg. Auch andere Raubvögel stoßen auf die junge Brut; die Alten aber sind, wegen ihrer Geschwindigkeit im Untertauchen, sicher genug.

Sie werden zwar hinterschlichen und geschossen; man muß aber die Entzündung des Schießgewehrs zu verbergen suchen, sonst tauchen sie unter, ehe das Blei zu ihnen gelangt. Man stellet ihnen auch unter dem Wasser versteckte Garne in ausgeschnittene Schilfgänge, durch die man sie oft schwimmen sieht.

Es ist ein sehr fetter Vogel, aber sein Fleisch hat einen thranigen, unangenehmen Geschmack und ist schwarz. — Aus der Bauchhaut, deren Federn eine sehr schöne, perlfarbige und prächtige silberglänzende Farbe haben, weich und dabei doch dicht, fest und stark sind, werden sehr kostbare Damenmüffe gemacht, Mützen, Besetzungen der Kleider und andere zum Damenputz gehörige Dinge. — Ihr Schaden ergiebt sich aus ihrer Nahrung.

Die Abweichungen, die man gewöhnlich aufzählt, rühren alle vom Alter her, da diese Vögel erst im dritten Jahre die beschriebene bleibende Farbe bekommen.

Hauend Schwein, s. Hauptschwein.

Hauer, s. wildes Schwein.

Hauhechel, Lat. Ononis spinosa, Fr. l'Arrête beuf épineux, Engl. the thorned Rest-harrow, or Cammock or Pettywin; auch genannt: Pflugsterz, Heuhechel, Stallkraut, Harnkraut, Ochsenbruch, Hauhachel, Ackerhauhechel, Hechelkraut, Haickelkraut, Hartelchen, Heuschel, Katzenbeere, Katzenspeer, Questenkraut, Schmelzhefen, Stachelkraut, Stuhlkraut, Weiberling, Weifen, Aglarkraut. Ist ein sommergrünes Laubholz, und ein kleiner niedriger dornigter Erdstrauch, der auf den wüsten Feldern und um die Vorhölzer in allerlei trocknem unfruchtbaren Boden ge-

funden wird, und in 5 Jahren seine Vollkommenheit erreicht. Er treibt flache, 1 Fuß in die Tiefe und 3 Fuß in die Weite gehende Wurzeln, daher er auch beim Pflügen der damit bewachsenen Aecker sehr hinderlich wird.

Die Rinde ist an jungen Strengeln haarig grün, und an alten glatt rothbraun. Ihre kleine Nebenzweige endigen sich in Stacheln. Die stiellosen Blätter stehen einzeln oder zu drei, sind eirund, am Rande scharf gezahnt, auf beiden Flächen behaart. Das Holz ist weißlich, sehr schwach, mittelmäßig hart und nicht dauerhaft. Im Sommer bringt er fruchtbare Zwitterblüthen, die mit 5 zusammen verwachsenen Staubfäden und mit einfachen Staubhülsen versehen sind. Die Frucht ist eine braune Hülse, die einige nierenförmige braune, rauche Erbsen, als Saamen, enthält, welche im September reif werden und im nächsten Frühlinge aufgehen.

Dieser Erdstrauch ist ein gemeines Forstunkraut, aber ein ganz vorzügliches Farbengewächs. Unvorbereiteteres Tuch erhält in dem Absude von 6 Loth frischen Zweigen mit Blättern eine ziemlich gute aber nicht ganz reine Paillefarbe, alauntes Tuch eine schwefelgelbe Farbe, in Pottasche geweichtes, eine hohe, etwas ins Grünliche fallende pommeranzengelbe Farbe, mit Eisenvitriol vorbereitetes Tuch, eine bouteillengrüne Farbe.

Haupt, Krone, Zopf, Kopf, in Thüringen Giebel. Heißt der obere Theil eines Baums, oder oben alle seine Zweige zusammen.

Hauptbaum, Oberbaum, Fr. Arbre capital. Ist ein vollkommen ausgewachsener überständiger Baum, der haubar ist.

Hauptdickigt, s. Dickigt.

Hauptgestelle, Fr. Têtière. Werden im Preußischen diejenigen Gestelle genannt, welche den größten Theil eines Forstes durchschneiden,

Hauptgränze, Fr. Confies. Wird die Gränze genannt, wo zwei Herrschaften mit ihren Landen zusammenstoßen, und ist mithin so viel als Landesgränze.

Hauptjagen, Fr. Chasse générale. Ist ein solches Jagen, wobei jagdbare Hirsche und Hauptschweine befindlich sind, auch das Jagen in Kammern und einen ordentli-

chen Laufe gestellet und gerichtet ist. Zuweilen wird dazu ein ganzer Wald oder Haide auf etliche Stunden oder Meilen zusammen getrieben, zuweilen noch weiter, je nachdem das Jagen stark werden soll.

Bei der Vorrichtung eines dergleichen Jagens ist es sehr gut, wenn der Chef den ganzen Wald auf einem Risse hat, um desto leichter befehlen zu können, wie die Treiben gehen sollen. Ehe aber etwas geschiehet, müssen die Jäger das Waldrevier mit den Leithunden besuchen, um zu sehen, wie viel an guten und jagdbaren Hirschen und Sauen da ist, indem diese ausser vielen andern schlechten (geringen) Hirschen oder Sauen das Jagen ansehnlich machen müssen, auch in deren Ermangelung kein so großes Jagen gemacht wird.

Ferner werden die umliegenden Feldhölzer oder kleinen Wälder rege gemacht und abgetrieben, sodann um den Wald die Zeuge gestellet, und gleich auf zwei Flügeln angebunden. Wenn aber der Wald genau auf dem Risse vorhanden oder abgeschritten ist, so kann an zwei Orten aus einander gebunden, und also vier Flügel zugleich gestellet werden. Jedoch müssen die hohen Zeuge zusammen reichen, und wo sie dieses nicht thun, so braucht man Lappen, und verlappt den Ort vollends zu; s. Jagdwagen, hohe Tücher, Tuch- und Federlappen, Zeugstellen und Verlappen.

An den Lappen müssen des Nachts Feuer gemacht, und gute Wache dabei gehalten werden; an den Tüchern muß des Nachts ebenfalls visitiret werden, nur macht man keine Feuer daran, ausser wo Landstraßen durchgehen, wohin zugleich Wache gelegt werden muß, um die Reisenden durchpassiren zu lassen, und diese Wache muß auch so lange, als das Jagen über der Straße stehet, Tag und Nacht daselbst bleiben. Von dieser Wache muß an den Zeugen herum nachgesehen werden, ob sie noch feste stehen, auch müssen sie bei Regenwetter die Ober- und Windleinen etwas nachlassen, weil sonst dieselben sehr leicht springen.

Bei dem Stellen sowohl, als Treiben, wird die Jägerei eingetheilet, und jeder bekömmt seine Nummer mit der Anweisung seiner Verrichtung; siehe auch unter Zeugstellen.

Der Chef führet den rechten Flügel, und der im Range ihm folgende den linken.

Die erste Nacht, wenn das Jagen nicht im Gangen, sondern noch weit in den Lappen steht, bleiben die Jäger nebst den Jagd- oder Treibeleuten haussen bei den Lappen und Zeuge. Des andern Tages wird mit einem Jagdhorne der Ruf geblasen, worauf sich die Jägerei mit ihren Leuten versammelt, und also Befehl gegeben, wo das erste Treiben angelegt werden soll. Dieses wird von den Lappen zuerst genommen, so wie überhaupt die ersten Treiben groß genommen werden können. Die Jäger theilen sich nach ihren Nummern zwischen den Treibeleuten ein. Auf jedem Flügel ist ein Jäger mit dem Flügelhorn, desgleichen auch in der Mitte einer oder zwei, je nach der Größe des Jagens, damit sie einander mit dem Horne vollkommen hören können, da denn gemeiniglich ein Ober- oder Hofjäger, nämlich der erste im Range, den rechten Flügel, der zweite dem Range nach den linken, und der dritte die Mitte führen. Wenn das Treiben angehen soll, so bläset der auf dem rechten Flügel das Treiben an; sogleich folgt der auf dem linken, wie auch der in der Mitte, und sodann geht das Treiben vor sich, wobei darauf gesehen wird, daß die Leute gerade durchgehen, und nicht auf einen Haufen laufen, oder neben den Dikkigten sich herum ziehen, weil das Durchgehen derselben am nöthigsten ist. Bricht nun etwas los, oder begehret wohl gar durch die Treibeleute zurück zu fliehen, so wird sogleich Halt gemacht, die Leute neben einander hergestellet, bis das Wildpret von den Leuten weggewichen, und sodann geht das Treiben weiter fort. Kömmt man auf einen Weg oder Stellflügel, so werden die Leute angehalten, daß sie wieder gerade bei einander kommen (s. Ganz machen).

Ist man nun auf dem Stellwege, wo wieder durchgestellet werden soll, so wird längst des rechten Flügels von einem Jäger zum andern gerufen: Was zurücke ho! bis zum linken Flügel. Ist nun nichts zurück, so wird wieder zurück gerufen: Nichts zurücke ho! Sodann wird beordert: Stell her, stell her! alsdann wird aufs geschwindeste auf dem Stellwege hergestellet. Sind aber Lappen vorräthig, so wird sogleich verlappet.

Die Treibeleute bleiben ausserhalb des Jagens an den Lappen stehen. Wären aber noch keine Tücher losgetrieben, so wird doppelt verlappt, und alsdann die Leute zum Treiben wieder in Ordnung an den Lappen gestellet, und also das andere Treiben angeordnet, wie beim ersten geschehen, und so die Treiben fortgesetzt, bis man im ganzen oder zu den Tüchern gekommen. Nach diesem werden die äußersten Treiben vorgenommen. Wenn man nun die äußersten Treiben abgetrieben, so muß man sich nachher nach den Dikkigten richten, und die lichten Holzungen zuerst nehmen, damit sich das Wildpret in die Dickigte retirire. Ist nun das meiste vom Walde abgetrieben, und stehet denn auch schon ziemlich enger in den Tüchern, so beobachtet man den Platz, wo der Lauft hinkommen kann.

Wenn das Jagen im Ganzen oder in den Tüchern steht, so brauchen des Nachts nicht alle Jäger und Jagdleute, sondern nur etliche bei dem Jagen zu bleiben; diese machen ausser dem Zeuge um das Jagen Feuer, müssen dabei munter seyn, und die Zeuge die Nacht hindurch wohl visitiren; die, welche des Nachts sowohl, als des Tages über die Zeuge umgehen, müssen allemal Hebegabeln, Schlägel, Heftel und Windleinen bei sich haben, damit, wenn etwas fehlet, oder wohl gar ein Tuch umfallen will, wie bei Sturmwinden und nassem Wetter leicht geschehen kann, daß die Ober- und Windleinen reissen, oder etwa Heftel heraus springen, man sogleich wieder abhelfen kann.

Da die übrigen Jäger und Jagdleute in den umliegenden Oertschaften einquartiret liegen, so wird allemal des Morgens der Ruf geblasen, worauf sich alles an dem des Abends vorher bestimmten Orte wieder einfinden muß. Ein jeder Jäger liest aus seiner Rolle seine Mannschaft ab, welches auch des Abends geschehen muß, und wenn sie wieder bei einander ist, wird das Treiben sogleich wieder angelegt.

Die Treiben können nun entweder von beiden Seiten, oder aber auch alle erst von einer Seite herein gethan werden; überhaupt muß man auch allemal, wenn die ersten vier Treiben nicht viel Dickung haben, und die meisten Dickungen in den folgenden Treiben ausser dem Abjagen sind, mit dem Treiben sich eines Theils nach den Dickungen,

und sodann auch darnach, wo das Wildpret seinen Wechsel gern hin hat, richten. Nach diesem wird das fünfte Treiben angelegt, und so ferner die Treiben vom sechsten bis zum eilften, wie die ersteren, abgetrieben.

Jedesmal, wenn ein Treiben durch ist, bleiben die Treibeleute alle am Stellflügel in guter Ordnung stehen, die Lappen müssen auf beiden Flügeln bereit liegen, und sogleich wird von beiden Flügeln herein verlappt; auch werden die Tücher von dem letztern Treiben, nicht vorher abgeworfen oder gehoben, ob es gleich zuvor durch verlappt ist, sondern man muß die Tücher von vorhergehenden Treiben auf beiden Flügeln schon bereit stehen haben, und sobald ein Treiben durch ist, wird auch sogleich von beiden Flügeln mit den Lappen vorher gelaufen, und sofort mit dem Zeuge nachgestellet.

So wie oben gesagt worden, daß allemal, wenn das Treiben heraus, und auf dem verlangten Stellflügel ist, längs des rechten Flügels hinunter bis zum linken gerufen wird: Was zurücke ho! so wird, in so fern etwas zurück gegangen, sofort gerufen: zurück, zurück! und auch mit dem Flügelhorn zurück geblasen; die Treibeleute werden sofort in der Mitte getheilet, und auf beiden Flügeln wieder zurück genommen, und das Treiben von neuem wieder angelegt. Solches geschieht auch, wenn in währendem Treiben etwas zurück gehet, so wird sogleich zurück gerufen und geblasen, und die Leute von beiden Flügeln heraus und zurück gezogen.

Wenn man bis an das 11te Treiben gekommen, so sind nun die Beitreiben alle weg, und stehet also das Wildpret in dem wirklichen Abjagen. Ehe dieses aber vorgehen kann, so gehören noch zu den wesentlichsten Umständen bei einem Hauptjagen: die gehörige Anlegung des Laufftes, des Leibschirms für die Herrschaft, eines Schirms für die Hunde, ingleichen eines Verbergeschirms.

An beiden Flügeln vom Laufte werden auf die Tücher, dem herrschaftlichen Schirm gegenüber, Brüche von grünen belaubten Baumästen um deswillen gehängt, daß zwischen diesen Brüchen sich niemand unterstehen darf, hinzugehen, weil der Ausschuß dahin gehet; überdies müssen sich auch die Schützen darnach zu richten wissen, daß sie nicht eher schieß-

sen, als bis das Wildpret zwischen diesen Brüchen ist. Würde jemand während dem Abjagen zwischen den Brüchen ausserhalb des Tuches gehen, und verwundet oder wohl gar todt geschossen, so kann es dem, der ihn geschossen, nicht zur Last gelegt werden, weil er ihn nicht sehen können, und Anweisung dahin zu schießen gehabt. Geschieht aber mit Schießen ausser dem mit Brüchen bezeichneten Raume ein Unglück, so hat der, welcher geschossen, allerdings darüber Verantwortung.

Je nachdem es ein Hauptjagen ist, da öfters in solchen Jagen wohl etliche hundert Stücke Wildpret sind, so muß es die Länge von 4 Tüchern haben, damit es Raum darin hat. Die Jagensrundung ist 1 und ein halbes Tuch breit, und so wird zuerst die Rundung oder das Hinterjagen in das Zwangtreiben getrieben.

Das Zwangtreiben ist 1 und ein halbes Tuch lang. In die Länge durch das Zwangtreiben muß noch ein Stellflügel gemacht seyn, damit, wenn Rothwildpret und Sauen zugleich im Jagen sind, und beides vorgejagt werden soll, es vorher geschieden werde, so daß das Rothwildpret in dem einen und das Schwarzwildpret in dem andern Theile zu stehen komme, und also eins nach dem andern auf den Lauft gebracht werden kann. Dieses Auseinanderscheiden des Wildprets muß des Tags vorher, ehe abgejagt werden soll, geschehen; s. unter Saujagen.

Wenn die Beitreiben in das wirkliche Jagen ab- und hinein gebracht sind, so muß das ganze Jagen herum mit Nezzen dupliret werden. Bei einem Saujagen kommen die Netze inwendig an die Tücher; bei einem Hirschjagen aber müssen die Netze auswendig an den Tüchern dupliret werden. Der Lauft und Schirm muß des Tags vorher völlig fertig seyn. Der Lauft ist in der Rundung 525 Schritte lang, und von einer Krummruthe an dem Hinterjagen bis zur andern 225 Schritte breit, an dem Schirme aber 50 Schritte von einer Krummruthe bis zur andern gegenüber stehenden, daß also nach Abzug des Schirmes 70 Schritte weit zu schießen ist. Es könnte zwar mit den Krummruthen besser nach dem Schirme hinein gefahren werden; wenn es aber ein Hauptjagen ist, und mithin viel Wildpret darin seyn muß, so will es auch Platz haben.

Die Kammer hat die Länge von 1 und einem halben Tuche, und ist 180 Schritte breit, wodurch aber auch noch ein Stellflügel läuft, damit, wenn ja zuletzt das Wildpret nicht recht heraus wollte, die Kammer auf diesem Flügel noch einmal durchgeschnitten und durchgestellet werden kann. Den Tag, da das Abjagen gehalten werden soll, wird des Morgens früh das Theil aus dem Zwangtreiben in die Kammer getrieben.

Wenn es ein Hirschjagen ist, werden die Hirsche und das Rothwildpret zuerst vorgejagt und die Sauen zuletzt; heißt es aber ein Saujagen, so müssen erst die Sauen heraus, und die Hirsche bleiben bis zuletzt.

Wenn nun das Zwangtreiben in die Kammer hinein gebracht worden, so wird während dessen am Laufte ein Thor gemacht, wo die Herrschaften hinein fahren können, nämlich so, daß das Tuch und die Netze von unten nach der Oberleine hinauf auf Stellstangen mit den Unterleinen gebracht werden, damit sie drunter weg fahren können. Wenn sie bei dem Leibschirm ausgestiegen, werden die Wagen wieder hinaus gebracht, da denn die Zeugknechte das Thor wieder herunterlassen und befestigen. Beim Einfahren der Herrschaften werden sie durch das Anstimmen der Jagdmusikanten bewillkommet, und während dieser Zeit stellt sich die Jägerei in Ordnung, zu Holze zu ziehen; s. unter Abjagen.

Das bisher Gesagte gilt von einem edlen Hirschjagen, und noch ist anzuführen, wie bei einem Haupt-Saujagen verfahren wird. Wenn die Treiben gemacht sind, das Jagen eingerichtet und ins Enge, aus dem Hinterjagen die Sauen in das Zwangtreiben und die Kammern gebracht, und das Quer- und Rolltuch vor das Jagen gestellet werden; so wird alsdann ein zirkelrunder Lauft abgestochen, und in dessen Mitte der Leibschirm angegeben.

Ist der Lauft in seiner Rundung gestellet, so werden die Prellnetze inwendig vor den Tüchern fest gestellet, wozu Strebestangen genommen werden, welche das Tuch und die Prellnetze gegen einander halten müssen (siehe unter Zeugstellen). Alsdann wird der Schirm gemacht, welcher auch rund seyn muß.

Man hat aber auch Schirme zum Saujagen, die viereckigt von Holz sind, und auf zwei Wagen gefahren, auch darauf auf geschlagen werden können, und mit Fenstern und einem Ofen versehen sind. Ein dergleichen Schirm wird von mittelmäßig starkem Holze, gleich einem Häuschen gemacht, aus einander genommen, und so auf zwei Wagen fort geschafft. Wenn derselbe gebraucht wird, so werden die zwei Wagen neben einander geruckt, die Stücke zum Schirme hinunter gelegt, worauf man wieder anfängt, von unten an aufzuschlagen, da denn alles genau in einander passen und mit Schrauben befestiget werden muß. Ein solcher Schirm, da er von der Erde erhaben stehet, ist sehr bequem für die Damen, weil sie, ohne von den Sauen beschädiget zu werden, in Sicherheit stehen, auch wegen der bei der Sauhazzeit gewöhnlichen kalten und unfreundlichen Witterung vor Frost sich verwahren können. Die Schirme werden in der Rundung des Laufts herum dicht an die Zeuge gebracht. Vom übrigen sehe man ebenfalls unter Abjagen.

Hauptleine, Fr. Corde superieure. Ist die Ober- und Unterleine an einem hohen Jagdtuche.

Hauptschwein, hauend Schwein Fr. grand vieux sanglier. Wird gemeiniglich ein wildes Schwein genannt, wenn es 6 Jahre alt und drüber ist.

Haupttreiben, Fr. Battue. Heißt ein solches Treiben, wenn in einem großen Reviere das Wild zusammen, und nach dem Abjagen zu getrieben, auch mit Zeugen zugleich gestellet wird.

Hauptwände, Fr. Panneaux principales. Werden die Wände an einem solchen Lerchenfange genannt, der mit 4 Seitenwänden gestellet und mit einem darzu gestrickten Himmel überzogen wird.

Hauptzeichen, Fr. Signes cardinaux. Sind die untrüglichen Kennzeichen, nach welchen man einen Hirsch von einem Thiere unterscheiden und ohnfehlbar ansprechen kann.

Hausrothschwänzchen, s. Wistling.

Hausschwalbe, s. unter Schwalbe.

Hausvögel, Hühnervögel, Lat. Gallinae, Fr. Oiseaux domestiques. Sind die hühnerartigen Vögel, welche mehrentheils alle, vermittelst ihres Fleisches, ihrer

Eier und Federn einen wichtigen Artikel in der Haushaltung ausmachen, leicht zahm werden, und die Gesellschaft der Menschen lieben.

Die Vögel dieser Ordnung haben einen erhabenen Schnabel, und die obere Kinnlade ist so gewölbt, daß ihr Rand über die untere herstehet. Die Nasenlöcher sind mit einer erhabenen, knorpelartigen Haut halb bedeckt. Die Füße haben meist 4 Zehen, wovon die drei vordern an dem ersten Gelenke mit einander verbunden sind, und unten Hervorragungen haben. Bei den meisten hat das Männchen auch hinten am Schienbein einen Sporn. Die Flügel sind kurz und legen sich unten oder neben dem Schwanze zusammen: daher auch einige nicht weit fliegen können. Der Schwanz hat mehr als 12 Federn. Ihr Leib ist reinlich und mit Fett überzogen; ihr Fleisch daher wohlschmeckend und härter alsan andern Vögeln.

Die Nahrung der Hausvögel besteht in Saamen der Pflanzen, die sie in ihrem Kropfe einweichen, und verschiedenen Arten von Insekten und Gewürmen, ohne welche sie sich nicht wohl befinden, und sie baden sich im Sande. Sie werden mit den wiederkäuenden Thieren unter den Säugethieren verglichen.

Für den Jäger sind von dieser Ordnung folgende Gattungen bemerkbar: Der Trappe, der Fasan, das Perlhuhn und das Waldhuhn.

Haut, Fr. Peau. So werden bei allen wilden Thieren, die Bären ausgenommen, die behaarten Felle genannt, welche auf dem Bauche aufgeschärft, und aus der Haut gewürket werden, als beim Roth- und Schwarzwildpret; diejenigen aber, so nicht aufgeschärft, sondern ganz über den Kopf gestreift werden, wie bei den Hasen und den meisten Raubthieren geschiehet, heissen Bälge.

Hauung, Hieb, Fr. Taillis, Abattis. Wird in Schwarzwäldern ein leer abgetriebener Platz so lange genannt, bis er wieder in Anflug stehet und bewachsen ist, da er sodann ein Dickigt heißt.

Hebebäume, Hebeknittel. Sind Bäume, womit Lasten aufgehoben, oder Bäume umgewalzet werden, und die, je wozu sie gebraucht werden sollen, von der Dicke eines Arms, auch stärker oder schwächer seyn können.

Hebegabel, Fr. Fourche pour lever les toiles. Bestehet aus einem 6 Fuß langen Stabe, an welchem oben eine eiserne Gabel befindlich ist, die auf einer Seite einen etwas kürzern und flach gebogenen Zinken haben; auf der andern Seite aber muß der Zinken höher und die Spitze auswärts krumm gebogen seyn. Man hat sie bei Aufstellung des hohen Zeuges nöthig, und braucht ihrer 16 dazu.

Heckenkirschenstrauch, lat. Lonicera Xylosteum, Fr. le Chamaecérisier des Haies, Engl. the Fly Honey-Suckle; auch genannt: Hundsbeerstrauch, Hundskirsche, Hundsbaum, Walpurgisstrauch, Wolpermai, Wolbermai, Wolbertmai, Welbertmai, Walpurgismaie, Zäunling, Purgierkirsche, Teufelskirsche, rothe Vogelkirsche, Flühkirsche, Ahlkirsche, Beinholz, Zweckholz, Beinröhrholz, Teufelsholz, Metternholz, Mutterholz, Marterholz, Seelenholz, Sellenholz, Söllenholz, Röhrholz, Tobaksröhrenholz, Jospiepen, Brechweide, falsche Schießbeere, Sprözern, Strözern, Ahlbaum, Läusebaum, Tunkirsch, Fiedelrümpschen.

Ist unter den sommergrünen Laubhölzern ein harter Strauch, der mit dem wilden Geisblatt ein Geschlecht ausmacht, und in den Vorhölzern als Unterholz, dergleichen in Hecken wild wächst, bald als ein 5 = 6 = bis 8füßiger dauerhafter, öfters auch nur als ein niedriger Strauch mit sehr geraden aufrecht wachsenden Schossen erscheint. Er erreicht in 15 Jahren seine Vollkommenheit, wird aber übrigens über 30 Jahre alt. Er treibt flache, 1 Fuß tief und 2 Fuß weit gehende Wurzeln, die holzig, hart, lebhaft und dauerhaft sind. Die Rinde ist an jungen Stämmen röthlich und glatt, an ältern Stämmen weißlichgrau und zerrissen. Die Blätter sind eirund, ungezahnt, weich, auf beiden Seiten wollig, gestielt, und stehen paarweise einander gegenüber. Die Zwitterblüthe erscheint im Mai, darauf folgen kleine rothe Beeren, je zwei und zwei beisammen, die eine kleiner als die andere; sie werden im Julius und August reif, und enthalten 6 gelbe Kerne. — Es giebt aber auch eine Abänderung dieses Strauchs, die kohlschwarze Beeren zum Vorschein bringt.

Man säet den Saamen am vortheilhaftesten im Herbst, in einen schattigten, kühlen, feuchten und guten Grund in

Rinnen, und bedeckt ihn mit 1 Viertel-Zoll lockerer Erde. Im ersten Sommer, nach 10 Monaten, erscheinen die jungen Pflanzen. Im 8ten bis 10ten Jahre versetzt man sie zu Hecken, wozu jeder Boden gut ist, der nicht zu dürre ist. Das Wachsthum aus den Saamen geschieht indeß etwas langsam, daher die künstliche Vermehrung weit geschwinder durch Ableger, Schößlinge und Stöcklinge geschieht. Die Wurzel schlägt zu Schlagholz aus.

Die Blüthen enthalten viel Honigstoff, daher ihnen die Bienen nachfliegen. Den Beeren ziehen die großen Waldvögel nach. Das harte zähe Holz dient zu Reiß- und Brennholz, und giebt gute Asche. Man verfertigt daraus Weberkämme, Rechenzähne, Schuhzwecken und andere kleine Waaren. Die langen Zweige geben gute Tobaksröhre. Besonders dient es zu sehr schönen Ladestöcken, weshalb die geraden Stammlohden von den Büchsenschäftern und Jägern sehr geschätzt werden. In Gärten dient dieser Strauch zur Abwechselung in Hecken, grünen Wänden; aber in den Forsten wird er nicht kunstmäßig angezogen, da er sich von selbst hinlänglich vermehrt.

Heckenschmatzer, s. unter Grasmücke.

Heerd, s. Vogelheerd.

Heermännchen, Lat. Mustela vulgaris, Linn. Fr. la Belette, Buff. Engl. the common Weesel, Penn. auch genannt: das kleine Wiesel, Hauswiesel, Speicherwiesel. Gehört unter die Raubthiere, und ist als Säugthier von der Gattung der Marder eine Art, bei welcher als Kennzeichen der Schwanz mit dem Oberleibe einfarbig und ohne Haarbüschel ist. Die Gestalt dieses Thieres, das sich vorzüglich über den kalten und gemäßigten Theil der Erde verbreitet, und in Sachsen, Thüringen rc. nicht selten ist; unterscheidet sich von dem großen Wiesel (s. Wiesel) bloß in Ansehung der Größe, und Form und Kürze des Schwanzes merklich. Es ist 7 Zoll lang, der Schwanz 1 und 3 Viertel Zoll, und die Höhe 1 und einen halben Zoll.

Der halbzolllange Kopf hat mit dem Halse und Leibe fast einerlei Dicke und ist breit gedruckt. Der Mund hat ein scharfes Gebiß, nämlich in beiden Kinnladen vorne 6 Schneidezähne, 4 Eckzähne, oben 4 Backenzähne auf jeder Seite, in der untern Kinnlade 5 Backenzähne. Die kur-

zen, breiten, abgerundeten Ohren stehen tief, in der Mitte des Kopfes und weit entfernt von den kleinen schwarzen blizzenden Augen. Der Hals ist lang und dick. Der Leib läuft gerade aus. Der Schwanz ist kurz, und wird von der Wurzel an immer spitziger. Die Beine sind kurz und dünne, die Füßchen zart mit scharfen Nägeln bewaffnet. Unter dem After befinden sich zwei Drüschen, die einen starken Bisamgeruch von sich geben.

Der ganze Oberleib mit den Beinen und Füßen ist graubraun, im Sommer etwas heller oder röther. Die Grundfarbe ist röthlichaschgrau. Vom Rande des Oberkiefers an bis zu den Hinterschenkeln ist der Unterleib schneeweiß. Hinter jedem Mundwinkel steht ein kleiner eirunder Fleck im Weißen, der die Farbe des Rückens hat, und dergleichen Punkte finden sich auch oft am Bauche. Die Bartharre, die am Rande der obern Kinnlade und vor und über den Augen stehen, sind gemischt weiß und braun. — Das Weibchen hat 8 Säugwarzen, und ist übrigens nicht vom Männchen unterschieden.

Diese Thierchen sind sehr munter und flüchtig. Bei ihrem schnellen Laufe ist der Kopf beständig in Bewegung nach allen Seiten hin. Sie klettern und schwimmen geschickt, durchkriechen und durchsuchen alle Winkel und Löcher. In der Angst lassen sie einen heisern, quickſenden Ton von sich hören. Sie sollen kein höheres Alter als von 6 Jahren erreichen. Ihr Aufenthalt ist mehrentheils in den Klüften der alten Mauern, auf den Böden zwischen den Wänden, in Kellern, Scheunen und Ställen. Sie werden aber auch nahe an Dörfern und Städten in Steinhaufen, Steinbrüchen, unter holen Ufern, unter hohlliegenden Baumwurzeln, in hohlen Baumstämmen, und in Gärten in den Maulwurfshöhlen angetroffen. Im Winter liegeben sie sich mehrentheils alle nach den Wohnungen der Menschen, und beziehen alsdenn gern die Abzüge der Häuser.

In Ansehung der Nahrung ist dieses kleine Wiesel ein vorzüglich gefährlicher Feind für die alten und jungen Tauben und Küchlein. Die jungen Tauben, Hühner und andere Vögel trägt es mit sich fort, wenn es dieselben todt gebissen hat, den alten saugt es mehrentheils nur das Blut aus, und läßt sie alsdenn liegen. Es säuft nicht allein den

Hühnern und Tauben, ſondern auch allen Vögeln, zu deren Neſt es gelangen kann, die Eier aus. Die kleinern trägt es einzeln fort in ſeine Höhle, und von den größern ſättigt es ſich auf der Stelle. Haus Wald- und Feldmäuſe, Waſſerratten, Maulwürfe, Wander- und Hausrattenköpfe ſind ſeine vorzüglichſten Speiſen. Es ſoll auch die Bruchſchlangen (Blindſchleichen), Eidechſen und Fröſche gern freſſen. Es geht vorzüglich des Nachts ſeinem Raube nach.

Sie begatten ſich in der letzten Hälfte des Märzes. Das Weibchen trägt ohngefähr 5 Wochen, und bringt auf einem Bette von Heu, Laub, Moos ꝛc. in einem unzugänglichen Winkel mehrentheils 5 blinde Junge zur Welt. Sie trägt dieſelben am Halſe, wenn ſie Gefahr ahndet, aus einem Winkel in den andern, ſäugt ſie lange, und ernährt ſie alsdenn noch etliche Monate mit Mäuſen, die ſie ihnen lebendig bringt. Sie ſehen mehr grau als roth aus, und können gezähmt werden.

Ihre Feinde ſind Katzen und Hunde, von welchen ſie verfolgt werden — Man fängt ſie in den kleinen eiſernen Mäuſefallen mit Biegeln, an welche man eine Maus, einen Vogel, oder eine abgekochte gewelkte Pflaume heftet. Da ſie auſſer ihrer Begattungszeit ſelten am Tage ausgehen, ſo kann man ſie auch nur während derſelben mit der Flinte erlauern.

Sie nützen am meiſten durch die Vertilgung der verſchiedenen Mäuſearten und der Maulwürfe. Auſſerdem wird nur ihr Fleiſch von den Mexikanern genoſſen, und den Balg benutzt kaum der Kürſchner zu Unterfutter; ſonſt wird nichts von ihnen gebraucht. — Der Schaden, welcher aus ihren Nahrungsmitteln erkannt wird, wird durch ihren Nutzen ſehr weit überwogen. Um ſie von den Hühnerneſtern abzuhalten, empfiehlt man Raute um dieſelben zu legen. — Sie ſollen auch die Kühe in die Euter beiſſen, und dadurch eine giftige Geſchwulſt daran verurſachen.

Heerſchnepfe, lat. Scolopax Gallinago, Linn. Fr. la Becaſſine, Buff. Engl. the common Snipe, Penn. auch genannt: Bekaſſine, Heerdſchnepfe, Waſſerſchnepfe, Sumpfſchnepfe, Riedſchnepfe, Dobbelſchnepfe, Grasſchnepfe, Mooſchnepfe, Waſſerhühnchen, Bruchſchnepfe,

Himmelsgeis, Schnibbe, das Haarekenblatt, der Haberbock, das Haberlämmchen, Schnepfchen, kleine Pfuhlſchnepfe, Ketſchnepfe, Himmelsziege. Gehört unter die Ordnung der Sumpfvögel, und iſt eine Art von der Gattung der Schnepfen, die als Kennzeichen geraden und mit Erhabenheiten beſetzten Schnabel, auf dem Kopfe einige ſchwarze Linien und braungrüne Füße hat.

Sie hat ohngefähr die Größe einer Wachtel, iſt 12 Zoll lang, der Schwanz 2 und 3 Viertel Zoll und die Breite der Flügel 18 und einen halben Zoll. Sie wiegt 6 Unzen. Der Schnabel iſt 3 Zoll lang, gerade, dünne, und 1 Zoll lang mit lauter eckigen Knötchen beſetzt, der Oberkiefer rund ablaufend und etwas vorragend, von unten an zwei Drittheile weit grüngelb, das übrige gegen die Spitze hinaus ſchwarz, der Augenſtern nußbraun, die Beine 1 und einen halben Zoll hoch, der Schenkel einen halben Zoll lang nackt, die Mittelzehe 1 und einen halben Zoll und die Hinterzehe 5 Linien, die Zehen ganz geſpalten, die ganzen Füße braun ins Grünliche fallend und die Nägel ſchwarz.

Der kleine Kopf hat nicht bei allen einerlei Zeichnung; bei einigen iſt der Scheitel ſchwarz, roſtfarben überlaufen; in der Mitte dieſes Grundes läuft eine roſtgelbliche Linie der Länge nach hin, über die Augen ein roſtgelber Strich, vom Schnabel bis zu den Augen oben eine weiße breite und unten eine ſchwarzbraune Linie; andere haben einen ſchwarzen Scheitel, zu beiden Seiten einen roſtfarbenen Streifen, der unter den Augen durch einen dazwiſchen hinlaufenden durchſchnitten wird, und von den Naſenlöchern geht durch die Augen weg wieder ein ſchwarzer Streif, wodurch alſo der Kopf durch 5 ſchwarze Bandſtreifen geziert wird, und dieß ſind die alten Männchen. Auch iſt bei einigen der Kopf mit 3 ſchwärzlichen oder dunkelbraunen und 3 ſchmutzig roſtbraunen Längsſtreifen beſetzt, und dieß ſcheinen die einjährigen Männchen zu ſeyn. Die Wangen und das Kinn ſind weiß, erſtere mit einzelnen ſchwarzen Punkten, der Oberhals dunkelbraun, die Kehle und der Unterhals ſchwarz und roſtgelb gefleckt; die Bruſt und der Bauch ſind weiß, der Rücken und die Schultern dunkelbraun, die obern Deckfedern des Schwanzes grau, und ſo lang, daß die Schwanzfedern nur

einen halben Zoll vorſtehen, die Seitenfedern weiß mit dunkelbraunen Querbinden, die Schenkelfedern grau, der After dunkelbraun, die größern Deckfedern und vordern Schwungfedern ſchwärzlich, die letzten Schwungfedern dunkelbraun, mit weißlichen und gelben Streifen, die kleinern Deckfedern dunkelbraun mit röthlichen Spitzen, die Unterflügel weiß und ſchwarz geſprenkelt, die 14 Schwanzfedern an der Wurzel ſchwarz, nach der Spitze zu orangengelb mit zwei dunkelbraunen Streifen. — Das Weibchen ſieht am Kopfe und Unterleibe etwas heller aus, und ſcheint immer etwas größer zu ſeyn.

Dieſe Schnepfe iſt ſehr ſcheu, und dabei auch liſtig. Sie bleibt ſo lange als möglich in ihrem Stande im Graſe auf der Erde niedergeduckt, und wenn man ihr zu nahe kömmt, ſo fliegt ſie blitzſchnell auf, ſchwingt ſich hoch in die Luft und fliegt ſehr weit, ehe ſie ſich wieder wie ein Pfeil gerade herab auf die Erde ſtürzt, und ſchreit dabei unaufhörlich: Mäckerä! und Ket, Ket! daher der Name Ketſchnepfe. Bei anhaltender ſchöner Witterung ſteigt ſie oft ſehr hoch, daß man ſie kaum mehr ſehen kann, wälzet und taumelt ſich im Fliegen herum, und macht alsdenn das erwähnte traurige Geſchrei, als wenn eine Ziege mit grober Stimme meckere; daher der Name Himmelsziege (Capella coeleſtis), welcher bei den Alten allerlei Aberglauben veranlaßt hat. Das Weibchen ſitzt alsdann mehrentheils in der Gegend auf der Erde, wo ſich das Männchen in der Luft herum taumelt, und dieſes fällt hierauf zu ihm herunter und zwar ſo ſchnell, daß man es deutlich hören, aber kaum ſehen kann.

Sie bewohnt Europa bis Island hinauf, das nördliche Amerika, geht ſogar bis Grönland hinauf, und iſt in ganz Rußland und Sibirien bekannt. In Deutſchland iſt ſie beſonders im Frühjahr und Herbſte gemein. Als Zugvogel zieht ſie im Auguſt und September ihrer Nahrung halber von einem Orte zum andern und im Oktober ganz weg, und kömmt zu Anfang des Aprils wieder. Aſien ſoll ihr Winteraufenthalt ſeyn; doch hält ſie ſich auch den Winter über in England auf. Am Tage liegt ſie in ſumpfigen Wieſen im Graſe hinter den Binſenhügeln gemeiniglich ganz ſtille; des Nachts aber beſuchet ſie offene Pfützen und Teiche. In

moorigen, sumpfigen Gegenden ist sie also sehr gemein, wenn sie besonders mit Gebüschen bewachsen, oder Holzungen in der Nähe sind.

Ihre liebste Nahrung sind Regenwürmer, Schnecken, Insekten und Insektenlarven, doch fressen sie auch Getraide, zumal Hafer (daher der Name Haberoock) und weiche Sumpfgraswurzeln.

Das Weibchen legt in ausgespülte Erdhöhlen, auf einige Gras- und Strohhalmen, im April oder Mai 4 bis 5 schmutzig olivengrüne, mit braunen Flecken besetzte Eier, und brütet sie allein in 3 Wochen aus. Die Jungen laufen aus dem Ei davon, und werden von der Mutter in sumpfige Wiesen geführt und ihre Nahrung selbst zu suchen angewiesen. Vor der ersten Mauser sind die Streifen am Kopfe noch nicht deutlich, auch oft in der Anzahl verschieden.

Feinde der jungen Brut sind die Kolkraben, Krähen und Elstern, und die Alten werden von Habichten und Falken verfolgt. Auch sind sie von der gemeinen Hühnerlaus oft ganz bedeckt.

Sie sind schwer zu schießen. Doch stellen sich die Jäger auf ihrem Wegzuge im Herbst an solchen Orten, wo sie im Sumpfe liegen, oder wo sie vorbei ziehen, des Abends an, und schießen sie, weil sie alsdenn nicht in die Höhe steigen, im Fluge. — Da, wo sie ihre gewissen Gänge in Binsen haben, stellt man ihnen Schlingen hin und im Grase Stecknetze. — Wenn man des Abends kleine Schlagnetze an die Grabenufer legt, und mit frischem Schlamm bedeckt, so kommen sie in der Morgendämmerung, suchen ihre Nahrung, Würmer und dergl. in demselben, und können leicht gefangen werden. Diese Schlagnetze sind eben so gemacht, wie die zum Entenfange (s. B. I. Seite 512.), aber nur den vierten Theil so groß und mit engern Maschen.

Sie nützen durch ihr delikates Fleisch; man macht sie auch, wie die Waldschnepfen, unausgenommen zurecht. — Ihre meckernden Ziegentöne sollen Veränderung des Wetters andeuten, so wie man auch auf ihr Pfeifen Ket, Ket anhaltendes gutes Wetter erwartet.

Heftel, Fr. le Piquet. Sind Pfähle von Buchen, Eichen, Rüstern, Fliegenbaum, Arlsbeeren, Masholder und dergl. festem Holze, welche bei Aufstellung der Jagd-

zeuge in die Erde geschlagen werden, um die Tücher damit fest zu halten, wenn keine Bäume mit den Leinen erreicht werden können.

Hegereuter, Fr. Garde-bois, Garde-forêt, Garde-Chasse, Surgarde. Ist ein unterer Jagdbedienter, welcher gemeiniglich zu Besorgung der Feldjagden angestellet ist, zuweilen aber auch Holzungen, besonders Feldhölzer, unter seiner Aufsicht mit hat.

Hegewisch, Fr. Bouchon ou Marque de défends. Sind Bündelchen von Stroh oder grünem Reißig, welche an die Büsche gehangen, oder auf schwache Stangen in die jungen Schläge und Hiebe, auch in die verbotenen Wege gestecket werden, um dadurch zu warnen, daß weder der Hirte dahin hüten, noch sonst jemand die jungen Schläge betreten und darin grasen, oder auch die verbotenen Wege fahren darf. Diese Hegewische werden besonders bei abgehauenen Unterholzrevieren oder Plätzen, welche vor dem Vieh verheget werden sollen, gebraucht, wenn man sie nicht mit Graben einschließen kann.

Hegezeit, Schonzeit, Fr. Temps bien sec. Ist diejenige Jahreszeit, wo das große und kleine Wildpret allerhand Gattung, zu seiner Satz- Brut- und Heckzeit nicht beunruhiget, mithin binnen dieser Zeit weder gefangen noch sonst geschossen oder gejaget werden darf. Diese Zeit fällt besonders im Mai, wenn das Wildpret setzt, und nach Egidy hin, wenn die Brunftzeit ist, wo auch 4 Wochen lang niemand in die Waldung darf. Ferner, wo Vasallen an herrschaftliche Gehege stoßen, und die hohe und niedree Jagd haben, so ist bei der hohen Jagd von Andreas bis Trinitatis, und bei der Niederjagd von Fastnacht bis Bartholomäi, die Schon- oder Hegezeit.

Hegung, Zuschlag, Fr. Champ fermé d'une haie, Défense. Hierunter verstehet man überhaupt gewisse Distrikte in Forsten, die mit Gräben und andern Befriedigungen so verwahret sind, daß das junge Holz ungestört darin heranwachsen kann. Daher sagt man: einen Wald, einen Hau oder Schlag in Hegung bringen oder in Zuschlag thun.

Die Hegung an und für sich ist fast das kräftigste Mittel zu Erhaltung und Vervollkommung der Waldungen,

weil ohne dieselbe die bestmöglichste forstmäßige Behandlung derselben vergebens, und alle Holzsaat und Pflanzung fruchtlos seyn würde. Sie ist aber auch von großem Umfange, und begränzt sich bei weitem nicht allein auf Huth und Weide, sondern auch auf mehrere wichtige Gegenstände. Denn so ist ausser der Huthung eine übermäßig starke Wildbahn der Hegung äusserst nachtheilig, und wohl der Beweis überflüßig, daß bei selbiger die Hegung nicht statt finden kann, und die Waldungen einem großen Verderben ausgesetzt sind. In einem solchen Fall ist kein anderes Mittel, als daß die Ansaaten und Anpflanzungen verzäunet werden.

Ferner gehört zur Hegung, daß das im Sommer zum bessern Aufkommen des jungen Holzes auf jungen Schlägen ausgezeichnete Waldrecht, im Winter beim Schnee gefället, und sogleich weggeschafft werde. Auch muß das auf den Schlägen sich ergebende Klafter- Nutz- Bau- und Wellenholz, gleich nach der Fällung, aufgeklaftert, aufgebunden und abgezählet, und der Schlag, wo möglich, davon befreiet werden, ehe der Anflug und Stockausschlag grünet; oder wo Umstände dieses verhindern, muß solches Holz, so viel es thunlich ist, an Wege, Felder oder ungehegte Walddistrikte aufgesetzet werden, damit der junge Schlag so wenig als möglich von den Fuhren beunruhiget, mithin so wenig Holz als möglich ist, verderbt werden möge.

So dient auch zur Hegung, daß man im Forst so wenig Nebenwege als möglich gestatte, diejenigen unentbehrlichen Wege aber, besonders da, wo dieselben über junge Hegungen gehen, zu beiden Seiten mit Gräben und beim Ein- und Ausgang mit Quergraben begleite und beschütze. — Das hie und da gewöhnliche verderbliche Ernd- und Wellen- Wied- Schneiden, das meist in jungen Dickungen geschiehet, muß abgestellet werden. — Das noch an verschiedenen Orten gewöhnliche, äuserst schädliche Laubstreifeln, zur Nahrung der Schafe und Ziegen, ist gänzlich abzustellen, weil eine jede Pflanze, da es nur an jungem Holze geschehen kann, dadurch verdorben wird.

Ein Haupthegungsmittel ist, daß das Grasen in den jungen Schlägen gänzlich unterlassen werde. — Durch das dürre Laubrechen zum Streuen wird oft ein beträchtlicher Schaden angerichtet, wenn solches an allen Plätzen des

Forstes ohne Unterschied verstattet wird. Wenn solches nicht schädlich seyn soll, darf es nur an solchen Orten verstattet werden, wo haubare Waldungen sich befinden, welche nach 4, 5, 6 und mehreren Jahren abgetrieben werden, oder auch da, wo in Stangenhölzern in tiefen Graben oder Thälern das Laub oft mehrere Schuh hoch auf einander liegt; in ganz jungen Waldungen aber ist selbiges durchaus nicht zu gestatten. Eben so verhält sichs auch mit dem Moosrechen in Nadelholzwaldungen, welches nur auf ganz holzleeren Blößen junger Dickungen, oder in solchen haubaren Waldungen, die nach einigen Jahren abgetrieben werden sollen, verstattet werden kann, wenn es schlechterdings nicht zu entbehren ist.

Das eigenmächtige Heidehacken zur Streuung für das Vieh, oder gar das Heidebrennen zur Vieh- besonders zur Schafweide muß aufs schärfste untersagt werden. Das Heidehacken darf nur auf solchen Plätzen erlaubt werden, wo gar kein junges Holz sich befindet, und welche allenfalls zur Holzsaat zubereitet werden sollen; das Heidebrennen aber ist in Waldungen durchaus nicht zu gestatten. — Nicht minder ist das sogenannte Plaggenhauen in Waldungen gänzlich zu untersagen.

Weiter muß der Forstmann der Hegung halber scharfe Aufsicht haben, damit die Arbeit aller, hie und da einträglicher Forstnützungen, des Kohlen- Asche- Kalch- und Pechbrennens, wie auch des Harzscharrens und Kienhauens, an lauter den Waldungen unschädlichen Plätzen verrichtet werden möge, wie auch, daß Hirten, Holzmacher oder andere Leute nicht zur Unzeit, bei warmen Tagen, oder bei Dürrung, auf Plätzen, wo durch Feuer-Ausbruch großer Schaden geschehen könnte, Feuer zum Wärmen anmachen.

Auch kann als ein Hegungsstück hierher gerechnet werden, daß der Forstmann die tiefen Löcher, welche durch Ausgraben der Stöcke in Laub- und Nadelhölzern gemacht werden, jederzeit wieder ausebnen und mit Holzsaamen besäen lasse. — Endlich ist ein Haupthegungsmittel, daß alle hohe und niedere Forstbediente, sonderlich jeder in seinem Forst, aller Holzmauserei, und überhaupt allen im Forst zu treibenden unerlaubten Dingen, durch fleißiges auch zuweilen nächtliches Begehen des Forstes, durch

scharfe Aufsicht, steten Fleiß, Nachforschen rc. möglichen Einhalt und Abbruch zu thun, sich äusserst bemühe, die betroffenen Frevler aber, nach Maasgabe des verübten Frevels, zur nachdrücklichen Bestrafung anzeige.

Heide, lat. Erica. Von diesem Geschlechte kommen in deutschen Forsten nur zweierlei Arten vor, die gemeine Heide und die Sumpfheide, und diese sind sehr gemeine, niedrige, immergrünende Erdhölzer, von verschiedner Gestalt, Höhe und Stärke. Sie bringen sämmtlich fruchtbare Zwitterblüthen mit 8 Staubfäden hervor. Der Saamenstock ist rundlich, der Staubweg fadenförmig, länger als die Fäden, die Narbe viereckig, vierspaltig. Das Fruchtbehältniß ist eine rundliche, viereckige braune Kapsel; der darin befindliche Saame besteht aus vielen kleinen Körnern.

Die gemeine Heide, lat. Erica vulgaris, Linn. Fr. la Bruyere commune, Engl. the common Heath or Ling; auch genannt: glatter Heidestrauch, Heide, Heidekraut, rothe Heide, Hede. Ist ein sehr gemeines immergrünes Erdholz, welches in ausgelichteten Wäldern, und auf trocknen, rauhen, sandigen, unfruchtbaren Blößen häufig vorkommt, und diesen den Namen Heide (Ericetum) giebt. Der Stamm ist niedrig auf der Erde hingestreckt, treibt mehrere harte, aufgerichtete, theils abwechselnd, theils einander gegenüber stehende braunrothe Zweige. Sie erreicht in 15 Jahren ihre Vollkommenheit, treibt Pfahl- und flache Wurzel, die 1 Fuß tief und 2 Fuß in die Weite gehen, und sind zähe und braunroth; die Rinde ist am jungen Holze röthlich, und am alten braun; die vielen zarten Aestchen sind mit kleinen lanzenförmigen, glänzendgrünen Blättern, die einander gegenüber stehen, häufig besetzt; die röthlichweißen Blumen kommen im Herbst hervor; der Saame wird im December reif, fällt gegen den Frühling aus, und liegt über ein Jahr in der Erde, ehe er aufgeht.

Die Sumpfheide, lat. Erica Tetralix, Linn. Fr. la Bruyere des marais, Engl. the fir-leaved Heath, Croſs-leaved Heath; auch genannt: Winterheide, braunrothe Heide, Besenheide, ungarische Heide, brabanter Heide, fichtenblättrige Heide, rothschwärzliche Heide. Diese Heide kömmt in 10 Jahren zu ihrer Vollkommenheit, und wird

nur in Niederungen und Brüchen gefunden. Bei dieser Art sind die Stengel und Zweige kürzer und dünner, und höchstens 1 Fuß hoch. Die dicken, schmalen und sehr spitzigen Blätter lassen sich mit den Nadeln der Rothtanne vergleichen. Auch sind hier die röthlichen Blüthen größer, und der Saame wird im Oktober reif; übrigens kömmt sie in allem mit der gemeinen Heide überein.

Sowohl die gemeine als die Sumpfheide pflanzen sich durch den Saamen und die Wurzeln in dem allerschlechtesten kaltgrundigen, rauhen, steinigten, und in dem brennend heissen, sandigen Grunde und selbst im Flugsande fort. Hingegen können sie kein gedüngtes fettes Land, wenn es noch dazu bearbeitet wird, vertragen, und werden durch die Bearbeitung und Düngung bald ausgerottet, eben so wie sie wieder im Gegentheil in einem verwilderten ungebauten Boden stark überhand nehmen, alles neben sich vertreiben, und dem Anflug des Holzes ganz und gar zuwider sind. Hieraus ist es klar, daß das Daseyn der Heide mehr als ein Beweis übelgeführter Wirthschaft in einem schlechten Boden, als ein dem Holzwuchs schädliches Gewächs anzusehen sey.

Indeß muß doch die Heide, wo sie einmal ist, wo sie zum Anpflanzen des Gehölzes ausgerottet wird, oder wo die Forsten so groß sind, daß ohnehin Holz genug da ist, ordentlich wirthschaftlich benutzt werden. Wo das Reißholz selten, ist die Heide zum Brennen gut; sie giebt Hitze genug, zumal in derben Bündeln, und dabei eine gute scharfe und viele Asche. Die junge weiche Heide hackt man mit scharfen Hacken wie Rasenschollen ab, und streuet sie mit Nutzen dem Vieh unter; auch giebt die Heide für die Schafe, wie die Heideschmacken beweisen, eine gute Weide, nur muß sie jung seyn, wenn sie nähren soll; daher die Schäfer die alte Heide öfters zur Ungebühr sehr gern abbrennen, welches aber der Feuersgefahr wegen nicht, wenigstens nicht ohne Aufsicht, gestattet werden darf. Aus den Heiden zieht auch die Bienenzucht zur Zeit der Blüthe ungemeine Vortheile. Die höhern Sträucher dienen zu Besen; man füllt damit statt der Faschinen Löcher und Tiefen in den Wegen aus. Die Heide kann man auch zu Spinnhütten beim Seidenbau gebrauchen. In England nimmt man sie, nach Plot, zum Bierbrauen statt des Hopfens; auch statt des Strohes zu

Bettsäcken. Man hackt auch die Heideplatzen, fährt sie auf Haufen zusammen, läßt sie mit dem andern Miste modern, und bringt sie hiernächst aufs Feld. Der mit Heide zubereitete Mist ist kräftig und sehr gut für bindende Felder.

Nach Suckows und Dambourneys Versuchen ist die Heide eins der wichtigsten Farbengewächse. Drei und ein halbes Loth etwas getrocknete Stengel mit Blüthen gaben eine sehr feurige gelbrothe klare Brühe. Aufgelöste Pottasche machte sie dunkel und feurigrothbraun, Kochsalzsäure röthlichgelb und etwas trübe, aufgelöstes Kochsalz unten gelb, oben feurig rothgelb ohne Niederschlag, Alaun gelbröthlich ins Grünliche spielend ohne etwas zu fällen, Eisenvitriol schwarzgrün und durchsichtig mit gleichfarbigem Niederschlag, Zinkvitriol eben so, Zuckersäure blaßröthlich mit vielem weißem Niederschlag. Unvorbereitetes Tuch erhielt in dem Absud eine lederbraune Farbe, Seide eine gute Fleischfarbe, alauntes Tuch eine sehr gesättigte, hohe und schöne pomeranzengelbe Farbe, Seide eine röthlichbraune. Mit Eisenvitriol vorbereitetes Tuch bekam eine satte schöne schwarzbraune Farbe, Seide eine grauliche in das Rothbraune fallende Farbe. Der Absud mit 1 Viertel gleichviel gesättigter Pottaschen- und Alaunsolution vermischt, gab einem mit Eisenvitriol vorbereiteten Tuche eine nußbraune, der eben so zubereiteten Seide eine röthlichbraune Farbe. Die mit 1 Viertel gesättigter Kochsalzsolution vermischte Brühe gab alauntem Tuche eine gesättigte, aber nicht ganz reine schwefelgelbe Farbe, und der alaunten Seide eine braungelbe.

Heidelbeere, Lat. Vaccinium. Hievon giebt es in Deutschland vier verschiedene Hauptarten, welche wegen der großen Uebereinstimmung ihres natürlichen Charakters in den Blumen und Früchten, ein Geschlecht unter sich ausmachen. Diese sind: der Trunkelbeerstrauch, die Heidelbeere, die Moosbeere und die Preußelbeere.

Die eigentliche Heidelbeere, Lat. Vaccinium Myrtillus, Linn. Fr. les Airelles, le Bleuet, Engl. the black Whorts, the Whortle-berries, or Billberries; auch genannt: schwarze Preußelbeere, schwarze Beere, schwarze Heidelbeere, schwarzer Heidelbeerstrauch, Rosbeere, Staudelbeere, Bickbeere, Pickbeere, Blaubeere, blaue Heidelbeere, Heidel, Heidelstaude, Heidelstrauch, Besige, Be-

singe, schwarzer Besingstrauch, Bickelbeere, Pückelbeere, Pickelbeerstrauch, Waldbeerstrauch, Kuthecken.

Dieser kleine Erdstrauch gehört unter die sommergrünen Laubhölzer, und ist eins der dauerhaftesten wuchernden Gewächse, in allen unfruchtbaren und kalten Heideboden, und welches die Blößen in Fichten- Birken- und Buchenwaldungen, in platten und bergigten, auch in den höchsten Gebirgen und steinigten, moosigten, wüsten Gegenden bald überzieht, und da es aus solchen sehr schwer zu vertilgen, dem jungen Aufschlag des Holzes ungemein schädlich ist.

Sie kommt in 10 Jahren zu ihrer Vollkommenheit, und wird auf den höchsten, rauhesten Gebirgen am ansehnlichsten bis 2 Fuß hoch. Die Wurzel ist kriechend, holzig, dünn, zähe, und läuft oben in der Dammerde fort, wo sie häufige Wurzelsprossen treibt. Die Rinde ist am jungen Holze glatt grün, und am alten unterwärts nach der Wurzel hin glatt bräunlich. Die Blätter sind grün, klein und eirund, stehen abwechselnd auf kurzen Stielen, brechen in der Mitte des Maies aus, und fallen zu Ende des Oktobers ab. Das Holz ist weißlich, hart und wenig dauerhaft. Die fruchtbaren weißlichen Zwitterblüthen brechen zu Ende des Maies hervor; darauf erfolgen die Früchte, die bekannten schwarzblauen Heidelbeeren, auf welchen die Blumendecke einen Nabel bildet; diese werden im Julius und August reif, und enthalten viele kleine Körner als Saamen in sich, der im Sommer seine Reife erlangt. Die Körner liegen ein, auch zwei Jahre, und sind, ausser im Moose, schwer zu erziehen. Auch kann man den Strauch verpflanzen, wenn man ihn mit seiner Erde aushebt, und ihn in einen ähnlichen Boden versetzt.

Ob zwar der Heidelbeerstrauch kein Gegenstand der Fortpflanzung in den Forsten ist, so hat er dennoch mannichfaltigen Nutzen. Der Strauch giebt eine gute Asche, und kann auch zu manchen Arten Gerbereien gebraucht werden. Die Blüthen werden von den Bienen emsig aufgesucht, daher auch manche ihre Bienenstöcke zur Blüthezeit an diejenigen Gegenden wo dieses Erdholz in Menge wächst, bringen lassen. Die Beeren werden theils roh, theils mit Milch und Zucker als eine heilsame Sommerkur genossen, und zu mancherlei Backwerk und an andere Gerichte genommen. In

Schottland nimmt man den Saft zu Punsch. Frisch giebt er mit Alaun eine schöne Violettfarbe, womit man in Schweden Strümpfe färbt. Setzt man noch Kupferschlag bei, so wird ungekochte Wolle blau, nimmt man aber Galläpfel, schwarz. Mit lebendigem Kalche, Grünspan und Salmiak eingekocht, erhält man eine Purpurfarbe für die Mahler. Man nimmt auch die Beere zur Färbung der Weine, zur Bereitung des künstlichen Pontaks. Getrocknet sind sie ein gelind zusammenziehendes Mittel in anhaltenden Durchfällen. Auch dienen sie zu Mus (Rob myrtillorum), indem man ihrer eine Menge mit einer hölzerner Keule in einem steinernen Mörser stößt, sie in einem irdenen Gefäße auf einige Tage in Keller setzt, dann durch Leinwand drückt, den vierten Theil Zucker hinzuthut, und die Mischung in einem irdenen Gefäße unter beständigem Umrühren zur Honigdicke einkocht. Wo sie in Menge zu haben sind, wird auch Branntwein daraus bereitet. Endlich sind sie eine Nahrung für verschiedene Arten kleiner Waldvögel.

Heidelerche, s. Pieplerche.

Heidelhahn, s. Birkhuhn.

Heidereiter. Heißt ein Forstbedienter in solchen Gegenden, wo die Forste und Reviere Heiden genennet werden.

Heiliger Wald. War bei den alten Deutschen ein mit unzähligen Bäumen bewachsener finsterer Ort, woselbst man unter den schattigen Zweigen den Göttern opferte. Der Ursprung solcher Art göttlicher Verehrung rührte wahrscheinlich von den Erzählungen der Alten her, daß sich Gott den Vorfahren oft unter schattigen Bäumen und auf Höhen geoffenbaret habe, ihm auch daselbst geopfert worden, daher sie auf die Gedanken fielen, es klebe den Bäumen und deren Schatten eine besondere Gottheit an. Je älter und düsterer nun solche Oerter gefunden wurden, je größere Vermuthung hatte man von einer sich daselbst befindlichen Gottheit.

In mehreren heiligen Wäldern verehrten die alten Deutschen eine unsichtbare Gottheit, wovon Tacitus uns die Nachricht hinterlassen hat. Den Anfang ihres Gottesdienstes machten sie damit, daß sie öffentlich einen Menschen schlachteten. Niemand durfte anders als gefesselt hinein gehen, und wenn er ohngefähr niederfiel, sich nicht aufhel-

sen lassen, sondern muste sich auf der Erde hinaus wälzen. So haben auch die Schweden und Preussen die zum Opfer bestimmten Körper der Menschen und Hunde in dem Walde nächst an dem Tempel aufgehangen, auch nicht allein den Wald selbst, sondern auch alle Bäume wegen des Opferblutes heilig gehalten, ja sogar solche Heiligkeit auf alle Aeste der Bäume gezogen. Am meisten ist zu verwundern, daß sie auch den darin sich aufhaltenden Vögeln und wilden Thieren eine Heiligkeit zugeeignet, und deshalb solche zu tödten sehr hart verboten haben.

In den folgenden Zeiten blieb man nicht allein bei der Verehrung gewisser Waldörter, sondern man fieng auch an einzelne Bäume für heilig zu halten, und endlich gar ungestaltete Götter zu bilden. Unter andern schrieb man den Eichen, vorzüglich den ältesten, eine besondere Heiligkeit zu. Nicht allein aber geschahe den Eichen dergleichen Ehre, sondern man erwies auch solche den Linden. Nächst diesen eignete man auch den Göttern einen Sitz unter den Hollunderbäumen zu, und hielte daher dieselben für heilig. Ja es gieng die Verblendung sogar dahin, daß man die Eichen im Walde und Feldern den Schlangen heiligte; absonderlich aber besuchten solche die Weiber zum öftern, brachten den Schlangen Milch, und baten sie, ihren Männern Kraft zu geben, daß sie von ihnen schwanger würden. Uebrigens ist es erst nach eingeführtem Christenthum gelungen, das Volk von diesem Aberglauben abzubringen.

Heister, Fr. Plantard. Heißt bei dem Laubholz ein aufgeschossener aus dem Saamen gezogener Baum, der über 2 Zoll, aber nicht über einen halben Fuß dick ist. Einige brauchen das Wort bei jungen Eichen, welche zum Verpflanzen tüchtig sind, unter dem Namen Pflanzheister. Andere unterscheiden ihn mit dem Namen Vorständer, angehenden Baum, Hauptbaum oder Bauholzstamm, Mühlenwelle, Schlußbaum, Hammerwelle ꝛc.

Heisterwald, hoher Wald. Hierunter werden solche Waldungen verstanden, so aus dem Saamen gezogen sind, und die man, wenn alle gesunde Bäume 4 und 6spaltig werden sollen, wohl 150 und mehr Jahre muß stehen lassen.

Hela. Heißt ein Leithund weiblichen Geschlechts.

Helle. Ist so viel, als Auslichten.

Herbststand, Fr. la Démeure du cerf automnale. Werden diejenigen Oerter genannt, wo zur Herbstzeit die Hirsche und das Wildpret ihren Aufenthalt sich gern wählen.

Herrenbreiter, s. unter Brett.

Herzbein, s. Hirschbein.

Herzkammer, Fr. Cavité du coeur. Nennt der Jäger bei allen Thieren den Ort zwischen dem Vorderlauft und dem Buge, wo die Ribben enge zusammen treten, und worin das Geräusche, als Herz, Lunge und Leber, befindlich ist.

Herzreis. Ist bei dem Aufschlag das mittlere oder eigentliche Stämmchen.

Herzwurzel, Fr. Pivot. Ist die eigentliche Hauptwurzel, unmittelbar am Stamme, wovon die andern Wurzeln gleichsam Aeste sind.

Hessen, Fr. couper les jarrets. Heißt nach Jägersprache, wenn dem Hirsche die Flechsen an den Hinterläuften entzwei geschnitten oder gehauen werden, daß das Thier nicht mehr auf den Läuften stehen kann. Es geschiehet dieses bei Parforcejagden, um den Herrn vor Beschädigungen zu sichern, wenn er den gejagten Hirsch abfangen will; s. unter Parforcejagd.

Hetzen, Fr. Chasser avec les chiens. Heißt überhaupt, wenn man die Jagdhunde an etwas bringt, solches fangen und würgen läßt. So hetzt man die Sauen mit großen Hatzhunden, ingleichen die Hasen mit Windhunden. Desgleichen wird auch ein angeschossenes Stück Wildpret mit dem Schweißhunde gehetzet und verfolgt.

Hetzenreiten, Fr. Course de gibier. Ist, wenn man mit Windhunden ins Feld reitet, um Hasen zu hetzen und zu fangen, und dieses ist für die Liebhaber des Reitens und der Jagd, die angenehmste Art Hasen zu fangen, die auch mit den wenigsten Umständen verknüpfet ist, wenn nur die Hunde gut laufen, und Hasen vorhanden sind. Da aber durch keine Art von Jagd die Hasen-Gehege so ruinirt werden, als durch das Hetzen, so sollte man nur so oft hetzen, als man Stricke Hunde mit nimmt, damit jeder Hund in der Uebung bleibt, und deswegen lieber ein paar Stricke auf einmal laufen lassen, als mehr wie 2, höchstens 3 Hasen zu fangen. Bei tiefem Schnee sollte man mit den Wind-

welchem ein Hase herausfährt, rufet dem andern, welcher die Hunde bei sich hat, das Hetzlos zu.

Hetzriemen, Fr. Lesse ou Accouple à conduire les chiens. Sind die langen Riemen, woran die Windhetzer ihre Windhunde führen, besonders wenn sie zu Pferde sind. An dem einen Ende hat ein solcher Riemen ein Oehr, um ihn in oder über der Hand feste machen zu können; das andere Ende, das durch die Rinken der Halsbänder gestochen ist, haben sie in der Hand, damit, wenn ein Hase heraus fährt, oder bei einem Strick Hunde das vorbenannte Hetzlos gerufen wird, sie selbiges sogleich fahren lassen können.

Heulen, Fr. hurler, faire hurlemens. Heißt die Stimme des Wolfs, womit er sich mehrentheils zur Winterszeit, besonders des Nachts hören läßt.

Heuschreckenbaum, s. Acacienbaum.

Heuschuppe, Wildschuppe, Fr. Hangard. Sind Schuppen oder Scheuern, welche in den Waldungen hie und da aufgeführet werden, um sowohl das Heu darin troken zu verwahren und aufzubehalten, als auch das Wildpret daselbst zu füttern. Sie machen sich in solchen Gegenden nöthig, wo das Wildpret des Winters über gefüttert wird, damit es nicht wegen Mangel an Aesung wegzieht, oder gar krepirt.

Hieb, s. Hauung.

Hiefhorn, Fr. Cor, Cornet de Chasseur. Sind lange Jagdhörner, wovon es dreierlei Gattungen giebt, als Zinken, Mittelhörner, und ganze und halbe Rüdenhörner; von letztern trägt man heutzutage mehrentheils halbe, weil die ganzen Rüdenhörner gar zu groß und unbequem sind.

Alle diese verschiedenen Arten von Hiefhörnern werden von eigenen Meistern von Büffelshörnern gemacht, weich gekocht, in ein Loch, das in einen Kloß gebohret ist, hineingezwungen, das behörige Loch durchbohret, herausgenommen, und äusserlich um das Mundstück abgedrechselt. Hierauf wird es vorn am Schallhorn mit rothem Wachse gepüffet, vom Riemer eingebunden, und an das Hornfessel mit gehörigen Schnallen und Beschlag angefesselt, wozu noch ein bocks- oder kameelhaarener Hornsack und eine grüne Bandschleife kömmt. Das Hiefhorn dient, um bei Treibejagen oder

auch bei eingestellten Jagen, durch drei Hiefen das Zeichen zu geben, ferner, einen jagdbaren Hirsch nach Anzahl der Enden mit eben so viel Hiefen anzumelden, und endlich auch das Jagen abzustoßen, mit nach einander folgenden kurzen Hiefen reinlich geblasen, und zuletzt mit einem langen Hief ohne Rundung oder Triller.

Hilo. Ist der Zuruf der Falkenier an ihre abgetragenen Vögel, wenn sie, um selbige aus der Luft wieder an sich zu locken, einen ledernen Ball mit zwei Taubenflügeln, den sie deshalb bei sich tragen, unter diesem Ruf in die Höhe werfen, da die Vögel sodann wieder zu ihnen kommen.

Himmel, Fr. Dais, Poile. Werden Garne genannt, welche spiegelicht gestricket, aber nicht zum Fangen, sondern lediglich zum Abhalten als Decken angebracht sind, dergleichen man bei dem großen Lerchenfange, an den Treibzeugen, und auch an der Schneehaube bei dem Hühnerfange hat.

Himmelsgegend, Fr. la Région du ciel. Hierunter verstehet man einen Ort am Horizonte, dessen Benennung und Lage von irgend einem angenommenen festen Punkte am Himmel bestimmt worden ist. Man mag sich auf dem Meere oder auf der Erde befinden wo man will, (gebirgigte Gegenden ausgenommen, wo die Berge die freie Aussicht verhindern), so siehet es immer aus, als ob man sich in dem Mittelpunkte einer kreisförmigen Ebene befände, auf welcher der Himmel wie eine hohle Halbkugel rings herum aufliegt, und diese kreisförmige Ebene heißt der Horizont. Verändert man seinen Ort, so verändert sich dieser zugleich mit, und zwar so, daß man von weit entlegenen Dingen zuerst die Spitze, nach und nach aber immer mehr siehet, je näher man ihnen kömmt; diese Erscheinung beweist, daß die Erde eine große Kugel ist.

Demjenigen, der sich auf dem Meere oder auf einem Berge befindet, erscheint die Sonne bei ihrem Aufgange und Untergange allezeit in der Oberfläche des Meeres, oder am Ende des Horizonts; da aber beide horizontal sind, so folgt daraus, daß die Sonne, wenn sie an einem Orte der Erde auf- oder untergehet, sich allezeit in der horizontalen Ebene desselben Orts befindet.

Nach ihrem Aufgange erhebt sich die Sonne nach und nach immer höher über jene Ebene, und senkt sich dann wieder allmählich bis sie sich bei ihrem Untergange wieder in der horizontalen Ebene verlieret. Sie muß also einmal am Himmel am höchsten stehen, dieses geschieht zu der Zeit, welche wir Mittag nennen, und zwar immer in einer und eben derselben Gegend.

Die Höhe der Sonne ist etwas ganz anders, als die Höhe eines Gegenstandes auf der Erde. Letztere wird durch eine vertikale Linie gemessen, aber die Höhe der Sonne und der Gestirne nicht; diese ist keine Linie, sondern nur ein Winkel, den eine nach dem Gestirne gehende gerade Linie mit der horizontalen Ebene macht. Diese Höhe der Sonne läßt sich auf eine leichte Art messen. Die Schatten der Körper nämlich sind beim Auf- und Untergange der Sonne am längsten, werden aber immer kürzer, je höher die Sonne über den Horizont heraufsteigt. Wenn man also auf einem horizontalen Brette einen dünnen vertikalen Stift befestiget, und die Länge des Schattens des Stifts von Zeit zu Zeit mißt, so kann man schließen, daß es Mittag ist, wenn dieser Schatten am kürzesten ist. Hat man nun diesen Punkt bemerkt, und ziehet durch ihn eine gerade Linie an dem Stift, so hat man eine Mittagslinie, und bei unverrücktem Brette wird der kürzeste Schatten immer auf selbige fallen. — Unter dem Artikel Mittagslinie werden aber genauere Methoden beschrieben werden, um sie zu finden.

Jede Mittagslinie gehet von einer Seite gerade nach Süden, oder nach der Gegend, wo die Sonne zu Mittage stehet; die entgegengesetzte Gegend aber nennt man Norden oder Mitternacht. Schneidet man diese Linie unter einem rechten Winkel durch eine andre gerade Linie, so gehet diese von Osten (Morgen) nach Westen (Abend), oder von Sonnen Aufgang nach Sonnen Untergang. Kehrt man das Gesicht nach Norden, so hat man Osten zur Rechten, Westen zur Linken und Süden hinter sich. Auf diese Art kann man sich in einer unbekannten Gegend leicht orientiren, wenn man nur eine Himmelsgegend weiß. Auf den Landkarten ist allezeit Norden oben, und nach dem K. Preußischen Ingenieur-Reglement d. d. Berlin d. 10 April 1787. muß nicht allein in allen Forstkarten die Lage auch so genommen,

sondern auch zu Rectifizirung der Boussolen die wahre Mittagslinie mit aufgetragen werden.

Die übrigen Himmelsgegenden werden bestimmt, wenn die vier rechten Winkel zwischen Norden, Osten, Süden und Westen in mehrere gleiche Theile getheilt werden. Diese heissen Nebengegenden, die aber keine besondere Namen erhalten, sondern nach der Uebereinkunft der Seefahrer, aus den Namen der vier Hauptgegenden, ihre Benennungen bekommen, und zwar auf eine regelmäßige und merkwürdige Art. Unter den vier Hauptgegenden sind Norden und Süden die vornehmsten, weil sie der Grund der ganzen Eintheilung sind. Um also den Namen einer Nebengegend zu erhalten, werden die Namen der zwei nächstanliegenden Himmelsgegenden zusammengesetzt, aber so, daß der Name der vornehmsten Gegend immer voran stehet. Theilet man z. B. die rechten Winkel zwischen Norden und Osten in zwei gleiche Theile, so heißt die neue Gegend, N. O. oder Nord Ost, nicht aber Ost Nord, weil Nord und Süd die vornehmsten Hauptgegenden sind. Eben so bekömmt man weiter S. O. oder SüdOst, S. W. oder Süd West, und N. W. oder Nord West. Fährt man aufs neue fort jeden Winkel in zwei gleiche Theile zu theilen, so fällt zwischen N und N. O. N. N. O. oder Nord Nord Ost, zwischen N. O. und O. fällt O. N. O. oder Ost Nord Ost, zwischen O. und S. O. fällt O. S. O. oder Ost Sud Ost, zwischen S. O. und S. fällt S. S. O. oder Süd Süd Ost u. s. w. wie die unten folgende Figur zeiget. Man nennt eine solche Figur eine Windrose, weil sie hauptsächlich den Seefahrern dient, um die Richtung der Winde darnach zu bestimmen.

Aber auch dem Forstmann ist sie nothwendig und bei Anlegung der Schläge in gebirgigten Revieren unentbehrlich. Aus S. W. und S. kommen gewöhnlich die heftigsten Stürme, und die Thäler und Schlufter, welche nach diesen Gegenden geöffnet sind, oder dahin auslaufen, sind ihren Wirkungen am ersten ausgesetzt. Sodann geben aber auch vorliegende Berge oder Neben-Thäler, den Winden öfters einen Abschlag oder geänderte Richtung, und hauptsächlich ist ihre Wirkung da am heftigsten, wo am Ende ei-

nes Thales ein Rücken quer vorläuft, jenseits desselben aber wieder eine Tiefung ist. So lange die Waldung in solchen Gegenden noch geschlossen stehet, so lange kann auch der Sturmwind nicht eindringen, wenigstens keinen beträchtlichen Schaden anrichten; so wie aber ein einziger Schlag nach einer falschen Richtung, oder auch zu groß angeleget wird, so entstehet eine Lücke, in welche die Stürme sogleich eindringen, und sich gewöhnlich einen Weg durchreissen.

In Revieren, wo der Wiederwuchs auf der natürlichen Besaamung, oder auf dem Saamenanflug beruhet, ist es eben so wenig einerlei, nach welcher Richtung oder Himmelsgegend ein Schlag angelegt wird: denn wenn der Vorstand auf der Morgen- oder Mitternachts-Seite bleibt, so wird der ausfliegende Saame nimmermehr auf den abgetriebenen Schlag, sondern in das lange Holz kommen; der Schlag wird also in der Kultur zurückbleiben, und nur mit vieler Mühe und Kosten wieder nachgebracht werden können.

Es ist also durchaus nothwendig, daß auf der Forstcharte an der Nordlinie wenigstens die vier Haupt- und die ersten vier Nebenwinde mit etwas langen Linien aufgezeichnet werden. Von diesen kann man alsdenn mittelst Winkel und Lineal die Richtung der verlangten Himmelsgegend zu Anlegung eines Schlages, oder wozu es sonst nöthig ist, auf jedem Distrikt mit leichter Mühe abschieben.

Es kömmt oft der Fall vor, daß man in Ermangelung einer Charte oder eines Kompasses, in einer unbekannten Gegend, die Himmelsgegend nicht genau finden, oder sich nicht orientiren kann. Hier muß man einige natürliche Erscheinungen und Erfahrungen zu Hülfe nehmen, welche allgemein in folgenden bestehen:

Die Sonne stehet alle Mittage in der vertikalen Fläche der Mittagslinie, oder in der Mittagsebene, daher ist es Mittag, wenn die Sonne am höchsten stehet, und hinter ihr gerade Süden. Es kömmt also darauf an, den höchsten Stand der Sonne beurtheilen zu können, und unter den Landleuten trifft man oft welche an, welche ihn ziemlich genau zu schätzen wissen.

Hat man einige Kenntniß in der mathematischen Geographie und kann sich die Breite der Ecliptik denken, so wird man aus der Jahreszeit und dem Orte des Auf- oder Untergangs der Sonne, den Morgen- oder Abendpunkt ebenfalls ermäßigen können.

Wenn aber trübes Wetter ist, so fallen diese Beobachtungen an der Sonne natürlich weg, und man muß sich auf andere Art zu helfen suchen.

An den Bäumen ist gewöhnlich an einer Seite die Rinde rauher als an der andern, und auch mit Moos bedeckt; dieses bezeichnet die Mitternachtsseite, wo nicht ganz genau, doch im Allgemeinen.

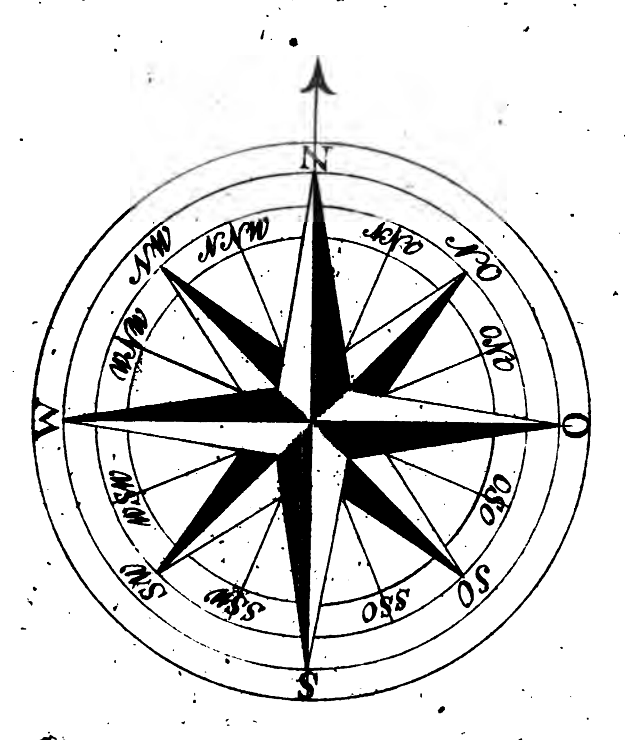
Wenn man einen Stock in der Nähe hat, wovon der Stamm mit der Säge abgeschnitten ist, daß die Jahresringe sichtbar sind, so wird man gewöhnlich finden, daß sie an einer Seite enger an einander liegen als an der andern; und dieses bezeichnet wieder die Mitternachtsseite; denn an der Sommer- oder vielmehr an der Sonnenseite verursacht die Wärme, daß sie sich mehr ausdehnen und breiter werden.

Wer einige Beobachtung über die Bildung der Thäler gemacht hat, der wird auch die Hauptthäler von den Nebenthälern unterscheiden können und wissen, daß letztere, wo nicht immer rechtwinklicht, doch allgemein unter weniger Abweichung vom rechten Winkel in erstere fallen. Weiß man nun z. B. daß das Hauptthal sein Streichen von Süden nach Norden hat, und man weiß ferner, daß man sich in oder an einem Nebenthale befindet, welches unmittelbar in jenes fällt, so kann man auch allgemein schließen, daß dieses von Morgen nach Abend streicht, mithin auch wissen, wo Morgen oder Abend ist.

Kann man sich auf die Kenntnisse des Försters verlassen, und man trifft einen neuen oder jungen Schlag an, so wird man aus der Anlage desselben auch ziemlichermaßen abnehmen können, wo Morgen oder Abend ist.

Ob es wohl dergleichen Folgerungen noch mehrere geben mag, die sich aus dieser oder jener Erfahrung abstrahiren lassen; so wird man aber doch leicht einsehen, daß sie

zu irgend einer allgemeinen Angabe dienen können, aber ohne eine bekannte Mittagslinie keinesweges hinlängliche Bestimmtheit haben. Man sehe auch: Mittagslinie und Sonnenuhr.



Himmelsgeis, s. Heerschnepfe.

Himmelsspur, s. unter Schlagen.

Himmelszeichen, Wenden, Fr. Connoissance des Portées. Dient vorzüglich bei hartem Boden als Zeichen einen Hirsch anzusprechen. Wenn nämlich der Hirsch zu Holze zieht, so streicht er mit seinem Gehörne oben an die belaubten Aeste an, so daß sich das Laub umkehrt, und so umgewendet hängt, auch bricht er wohl kleine Reißer mit dem Gehörne ab.

Himmelsziege, s. Heerschnepfe.

Hindin, s. Hirschkuh.

Hinterfährte, Nachfährte, Fr. Menée, Foulées. Sagt man von dem Gange des Thieres, wo es hinaus ge-

kommen, oder hingewechselt ist; Rückfährte heißt es im Gegentheil, wo das Thier hergekommen ist.

Hinterlassen, zurücke bleiben, die Erfüllung, Fr. Allure irrégulière, courte du cerf qui le fait se méjuger. Wird genannt, wenn alte und feiste Hirsche mit den Hinterschalen 2 bis 3 Finger breit gerade hinter der Fährte der vordern Schale zurück bleiben, und also den vordern Tritt mit den hintern Läuften nicht erreichen können. An dergleichen Fährte erkennt man mehrentheils einen alten und guten Hirsch, weil diesem die Sehnen steifer und kürzer werden.

Hirsch, lat. Cervus. Gehört zu den wiederkäuenden Thieren, die nach dem Natursystem des Linne' die fünfte Ordnung ausmachen. Als eigene Gattung hat das Hirschgeschlecht 8 Vorderzähne in der untern Kinnlade; auch finden sich bei einigen Arten einzelne Eckzähne in der obern Kinnlade. Die dichten, ästigen, Anfangs mit einer rauhen Haut oder Baste überzogenen Gehörne fallen jährlich ab; dem weiblichen Geschlechte fehlt meistens das Gehörne. Sie leben in Wäldern, sind flüchtig, und es soll ihnen die Gallenblase gänzlich fehlen. Zu dieser Gattung gehören drei Arten: der edle Hirsch, der Damhirsch und das Reh.

Der Hirsch lat. Cervus Elaphas, Linn. Fr. le Cerf, Buff. Engl. the Stag, Hart; hat als Kennzeichen seiner Art, rückwärts gekrümmte und ganz runde Geweihe. Er ist wegen seines schlanken Wuchses, seines großen, leicht beweglichen Körpers, seiner festen, biegsamen Schenkel und wegen seines ansehnlichen Kopfputzes die Zierde der Wälder und der vorzüglichste Gegenstand der Jagdlustbarkeit großer Herren, daher er auch den Beinamen edel in der Jägersprache erhalten hat. Er hält sich unter allen mäßigen Himmelsstrichen auf und ist in Deutschlands Wäldern sehr gemein. In Island und auf Grönland findet er sich nicht. Die in Afrika wohnenden Hirsche sind etwas kleiner. Das Männchen heißt der edle Hirsch, Rothhirsch, auch Hirschbock, Hirschboll, und das Weibchen die Hirschkuh, das Wild, Stückwild, Thier, die Hindin.

Der Körperwuchs des Hirsches ist langgestreckt und hoch. Er wird oft 7 Fuß lang, 4 Fuß hoch, und der kurze Schwanz (Blume, Bürzel) hält gegen 11 Zoll. Der

längliche Kopf ist gegen das Verhältniß zum übrigen Körper klein, das Stirnblatt aber lang und dick. Die beim geringsten Geräusch aufrecht stehenden Ohren (das Gehör) und die gelben im Affekte blitzenden Augen sind groß und stehen weit aus einander. Unter dem Vorderwinkel der Augen sammelt sich in einer mehr als 1 Zoll tiefen länglichen Höhle eine wie Ohrenschmalz gestaltete Materie, die den bekannten Hirschbezoar oder die Hirschthränen giebt. Die Nasenlöcher sind weit und rund. Von den 8 breiten Schneidezähnen in der untern Kinnlade kehren sich 3 etwas nach der rechten und 3 nach der linken Seite, fallen bis ins vierte Jahr einzeln aus, und werden durch neue breitere, festere und bräunere ersetzt; hingegen in der obern Kinnlade stehen 2 krumme stumpfe Eckzähne, und auf jeder Seite der beiden obern Kinnladen 6 scharfe eckige Backenzähne: zusammen also 34 Zähne.

Auf dem Kopfe hat der Hirsch Hörner, nämlich das Gehörn, Geweih oder Gewichte, welches rund, dicht, ästig und mit zurückgebogenen Spitzen (s. Enden) versehen ist. Die Stangen sind die beiden hochaufstehenden Haupttheile des Geweihes, und sitzen auf dem sogenannten Rosenstock fest; der krause Untertheil an jeder Stange wird die Rose genannt und die Knöpfe an dieser und der Stange heissen die Perlen. Die Enden am Gehörne unterscheidet man in Augensprossen, Eissprüssel und die Krone. Alle diese Theile zusammen machen das Gehörne aus, welches, wenn es groß und weit ist, nicht schön, sondern stark, schwer oder prächtig genannt, und alle Jahre gewechselt wird. Der alte (gute) Hirsch pflegt sich dasselbe allemal in den letzten Tagen des Februars abzuschlagen, oder es von sich selbst zu verlieren; die jüngern (schlechten) hingegen erst im März, April und Mai. In den angeführten Monaten nämlich entsteht um den Rosenstock ein Streif oder Wulst von rothem Fleische, wodurch die Trennung entweder von selbst oder durch eine sehr geringe äußere Gewalt verursacht wird.

Nach den ersten 5 Tagen findet man bereits auf dem Rosenstocke die weiche mit einem rauchen Baste oder Haut überzogene Rose, welche nach Verlauf von 14 Tagen eine Stange von einem halben Fuß mit den Augensprossen bil-

det, in den nächsten 14 Tagen die Eisspruſſel getrieben hat, und alsdann in Zeit von 10 bis 14 Wochen bis zur Krone fortwächst. Während dieser Zeit läuft der Hirsch beständig mit niedergebogenem Kopfe herum, um das hervorsprossende Gehörn nicht zu beschädigen, und heißt ein Kolbenhirsch. Nachdem das mit Bast überzogene Gehörn völlig wieder gewachsen ist, und die Enden daran wieder hart werden, sagt man, der Hirsch hat vereckt, welches bei alten Hirschen im Julius und bei jüngern im August erfolgt. Hierauf fängt sich das Bast an abzulösen, und der Hirsch fühlt ein Jucken, welches ihn nöthigt, sich an Bäumen zu reiben, und dadurch das Bast gänzlich abzuschlagen, welches die Jäger das Schlagen, Fegen um die Himmelsspur nennen. Bisweilen feget der Hirsch sein Gehörn in einem Tage und genießt, wenn er nicht gestöhrt wird, den abgeschlagenen Bast selbst, der sonst ein Leckerbissen für die Ameisen ist, auch von den Waldleuten aus Aberglauben sorgfältig aufgesucht, getrocknet und zu allerhand abenteuerlichen Wunderkuren gebraucht wird. Anfänglich sieht das gereinigte Gehörn weiß aus, erhält aber in etlichen Tagen eine gelbe, und in 14 Tagen die gewöhnliche schwarzbraune oder dunkelbraungelbe Farbe, hingegen die Enden desselben macht er durch das öftere Schlagen in die Erde, den Sand und Kies wieder weiß.

Wahrscheinlich entstehet das Gehörne aus den Hauptbestandtheilen des männlichen Saamens, welche, weil sie jetzt an andern Orten des Hirsches entbehrlich sind, durch das Blut in den feinsten Kanälen hierher geführt werden, das alte abtreiben und in einem neuen verhärten. Die Gründe zu dieser Vermuthung sind, weil bei kastrirten Hirschen das Geweih stehen bleibt, wenn es vorhanden ist, und wenn es nicht da ist, auch nicht vollkommen wieder wächst, sondern nur, wenn die Zeit seines Wachsthums eintritt, einen kleinen ungestalteten Knorpel treibt. Eben dieß geschieht bei einer bloß starken Verletzung oder Verwundung der Geschlechtsglieder oder des Kurzwildprets und der Ruthe. Ferner wächst auch dem jungen Hirsche erst alsdann, wenn er anfängt, mannbar zu werden, sein erstes Gehörn, und der alte eilt dann erst zur Begattung, wenn ihm dasselbe völlig vereckt ist, und mithin dieser Saft in dem Kurzwild-

prete zu einem edlern Zwecke entwickelt und verbraucht werden kann.

Die Anzahl und Gestalt der Enden an einem Geweihe ist nach dem Alter, der Nahrung und andern zufälligen Ursachen verschieden. Das Hirschkalb setzt nach dem ersten Jahre bloß zwei Stangen oder Spiesse ohne Enden auf, und heißt daher ein Spießhirsch oder Spiesser; nach dem zweiten Jahre bekömmt er die Augensprossen oder gewöhnlicher zwei Gabeln, und wird alsdann ein Gabelhirsch oder Gabler genannt. Ist der Hirsch dreijährig, so nennt man ihn einen Hirsch vom zweiten Kopfe (Cerf à sa seconde tête), im vierten Jahre einen Hirsch vom dritten Kopfe (Cerf à sa troisiéme tête), und im fünften Jahre vom vierten Kopfe (Cerf à sa quatriéme tête)' im sechsten Jahre einen Hirsch von 10 Enden, oder schlechten jagdbaren Hirsch) un Cerf de dix cors jeunement), und im siebenten Jahre, wenn er mehr als 10 Enden hat, einen guten jagdbaren Hirsch; erlebt er endlich das achte Jahr, so wird er von der Zeit an ein recht guter oder starker, auch wohl ein Capitalhirsch genannt. Die Anzahl der Enden am Gehörne wird dadurch bestimmt, daß man die Enden an derjenigen Stange, wo die meisten sind, doppelt zählt, z. B. es stehen an einer Stange vier und an der andern fünf Enden, so zählt man letztere doppelt und sagt: es ist ein Hirsch von 10 Enden (chevillé de dix cornichons); er heist aber auch ein Hirsch von ungleichen Enden (Cerf mal semé, tête faux marquée). Nach dem achten Jahre ist die Anzahl der Enden gänzlich unbestimmt; doch kennt der Jäger das Alter des Hirsches an der Dicke der Stangen, an der Rose, die jetzt dicht am Kopfe sitzt, an den Perlen, die stärker und durchsichtiger werden, an den breitern und tiefern Rinnen und an der breitern und ausgehöhltern Krone. Man hat Hirsche gejagt, deren Gehörne 66 Enden, 3 Fuß Höhe und 28 bis 30 Pfund Schwere hatten. Eins dergleichen ließ der König von Polen und Churfürst von Sachsen Friedrich August I. zu Morizburg aufbewahren, welches von einem Hirsche war, den Friedrich I. König von Preußen im Jakobsdorfischen zum Amte Fürstenwalde gehörigen Forste 1696 geschossen hatte. So wurden auch für ein auf dem Junkerhofe in Danzig befindliches Hirschge-

weihe von 32 Enden 500 Thaler geboten. Selten weicht die Stellung und Biegung der Enden in der Folge von der Form ab, welche sie im dritten und vierten Aufsatze hatten; und nur Verletzung während der weichen Hervorsprossung können ihm eine andere Richtung geben und Misgewächse verursachen. Ueberdem theilt man das Gehörn in das Kronengehörn, Handgehörn und in das widersinnige Gehörn.

Der Hirsch stößet mit dem Geweihe nicht, sondern er schlägt, und wenn zwei Hirsche mit einander streiten, so kämpfen sie; bringen sie aber einem Menschen oder einem Thiere eine Wunde bei, so nennt man dieß geforkelt.

Hals und Rücken des Hirsches sind lang, ersterer erhaben, über sich hingewandt, und giebt dem Hirsche ein trotziges Ansehen, letzterer hingegen, der vom Zimmer bis auf die Blätter reicht, an den Lenden etwas eingebogen, an den Keulen und Zimmer aber etwas abgerundet. Der dicke Knoten, wo hinten die Zunge an dem Schlunde und der Gurgel ist, heist die Drossel. Der Schwanz heist die Blume und der Theil des Rückens von der Blume über den Keulen bis an die Ribben der Zimmer. Die Oefnung für den Auswurf des Koths heist das Weideloch, und der Koth selbst die Losung oder das Gelöß. Das männliche Geburtsglied nennt man die Ruthe, den Zimmer, Zimmel oder Pinsel, und die Hoden das Kurzwildpret oder Geschröte; das weibliche Glied hingegen das Feigenblatt.

Der Hirsch hat keine Beine oder Füße, sondern Läufte, deren Schenkel hoch, wohlproportionirt, oben stark und nach unten dünne sind. Ueber den vordern Läuften befinden sich die Blätter oder Büge, und über den hintern die Keulen. Die unten an den Läuften befindlichen Theile nennt man die Schalen, über welchen, ohngefähr 3 Querfinger über den Ballen, sich zwei Spitzen, der After, Geäfter oder Oberrücken genannt, befinden, welche ihnen besonders in der Flucht Bergab, durch das Einsetzen derselben gute Dienste leisten. Durch diese untern Theile der Läufte entstehen sowohl im Gange und Trabe, als auch, wenn der Hirsch fliehet oder flüchtig ist, verschiedene Fährten, die man wieder in den Burgstall, den Beitritt, das Hinterlassen, Zurückbleiben oder die Erfüllung und die Uebereilung unterscheidet. Ausser diesem geben auch viele Jäger

noch auf folgende Zeichen acht: auf den Zwang, den Kreuztritt, das Blenden, den Schluß, den Pürzel, das Schrenken, den Schritt, den Abtritt, das Geäster, den Einschlag, das Innsiegel, das Näßlein oder Näschlein, die Stümpfe, das Fädelein, Scheubel, die Ballen, das Reiflein, das Kränzen, das Lecklein, das Beuchel, die reine Fährte, den Schloßtritt, das Ereilen und das Wenden oder Himmelszeichen.

Durch diese mancherlei Kennzeichen muß der Jäger die Fährten, nicht nur im Gange und Trabe, so wie im Fliehen, des Spiessers bis zum Capitalhirsch, durch alle Alter hindurch, kennen lernen, sondern auch die Fährten der alten, trächtigen und gelten Thiere von den Fährten der alten Hirsche zu unterscheiden wissen, ja sogar ihre Schwere anzugeben im Stande seyn. Die Fährte eines jagdbaren männlichen Hirsches ist ohngefähr 3 und einen halben Zoll lang und 2 und einen halben Zoll breit. Seine Schalen sind breiter und stumpfer, als der Hindin ihre, welche schmal und spitzig zulaufen. Seine Ballen sind länger, breiter und stärker, drücken sich tiefer ein, und zwar in Gestalt eines Herzens, da hingegen der Hirschkuh ihre nur gerade und schmal auslaufen, und auch vor den Ballen nicht die gewölbte Erhöhung (den Burgstall) wie jene verursachen. Er tritt beinahe gar nicht in die Vorderfährte, sondern einen Finger breit dahinter, da hingegen das Thier in die Vorderfährte tritt. Wenn der Hirsch fliehet, setzt er die Schalen nicht so fest voraus, sondern stützt sich meist auf die Ballen. — Die Spiesser haben keine scharfe Spitzen an den Klauen, welche gespalten sind, die Afterklauen stehen hoch, und sind sehr spitzig; bei den andern jungen Hirschen wird alles nach und nach stumpfer, und die Afterklauen stehen mit zunehmendem Alter niedriger (sie werden kürzer gefesselt.)

Zur Unterscheidung des Hirsches von dem Thier dienen auch noch folgende Zeichen: Der Hirsch nimmt das Geäse höher, als das Thier; auch nimmt er das junge Korn oder Holz scharf weg, da es ein Thier nur quetscht. Wenn er Rüben geniesset, macht er Gruben in dieselben. In und gegen der Brunft macht er sich einen Brunftplatz, auch macht er mit den Läuften und dem Gehörne den sogenannten

Wimbel. Der Hirsch zieht gern in die alten Wege, weil er wegen des Gehörns die Weite haben muß; ein Thier aber schleicht in den Dickigen herum, von einem Busche zum andern. Wenn der Hirsch beim Wild ist, zieht er gemeiniglich auf der Seite oder hinten her. Man kann den Hirsch zuweilen auch hören kommen, zumal wenn er völlig verecket hat, da er stolz zieht und ihm die läufte knakken, als ob man Stecken zerbricht. Der Hirsch geht mit dem Kopfe aufgerichteter als das Thier, welches den Kopf voraus steckt. Der Hirsch tritt allenthalben fester als das Thier; diesem weichen die Schalen, besonders so es auf hartem Boden geregnet hat. Wenn der Hirsch über langes Gras geht, so zwingt er es herunter, von einem Thiere aber steht es gleich wieder auf. Auch nimmt er das sämmtliche Gras, welches die Schalen ergreifen, mit herunter; von einem Thiere aber steht das Gras zwischen den Schalen gerade in die Höhe. Zähes und nicht gar langes Gras oder Moos will zwar nach dem Auftreten des Hirsches wieder in die Höhe, bleibt aber doch bogenförmig gebogen, bis die Sonne den Thau oder Reif wieder abtrocknet. Der edle Hirsch ergreift mit der hintern Schale die vordere bis in die Hälfte (s. Ereilen.). Im Schnee und tiefen Sande macht der Hirsch ein breiteres und tieferes Geschleppe, als das Thier. Im weichen Schnee findet man den Burgstall und andere Zeichen. Der Hirsch nässet zwischen den Fährten, ein Thier aber in die Fährten. Wenn der Hirsch in eine Furche auf dem Acker kömmt, besonders wenn er zu Holze ziehen will, zieht er gern gerade darin fort, auch so im Holze, wo er die Weite haben kann. Ein Thier aber taumelt hin und her über die Ackerfurchen und im Holze von einem Busche zum andern. Der Hirsch setzt auch die Schalen auswärts, daran man auch beobachten muß, welches der rechte oder linke Fuß gewesen ist. Sieht man nämlich, welches der rechte lauft gewesen, und gedenkt an den Schritt und Schrank, so kann man alsdann auch die andern Fährten weiter finden, und daselbst suchen, wo nach dem Schranke die Fährte wieder stehen muß. Ueberhaupt lassen sich im Schnee, Sand, Thon, Thau und Gras die Fährten immer beobachten. Endlich zählt man noch unter die Hauptzeichen eines Hirsches die Losung (s. Hirschgeloß).

Das Herz, die Lunge und Leber heist das Geräusch, Gelünge oder Lunze, das Gedärme aber das Gescheide, um welches das Netz schließt, und der große Theil daran der Wanst. Die Dünnungen, walche das Gescheide umgeben, heissen die Flanken oder Wammen.

Der Hirsch hat statt Blut, Schweiß, statt Fleisch, Wildpret, und diese Ausdrücke gelten bei allem Weidwerke. Das Fett nennt man Feist, und die zwei Streifen Wildpret am Halse, wo der Schlund und die Gurgel liegen, heissen die Kehlbraten; die über den Nieren und am Rückgrat liegenden zwei Stücken Wildpret aber, die Mehrbraten; der Zimmer, das derbgewachsene Fleisch an den Keulen und Bügen nebst dem Rücken geben die besten Braten; zuletzt kömmt das Kochwildpret, nämlich Hals, Brust und die Seiten oder Krieben, Wümmer und Wände.

Das behaarte Fell wird bei den Hirschen die Haut genannt, welche sich nicht härt, sondern färbt. Seine gewöhnliche Farbe ist vom Maule bis zur Blume fahlroth, daher der Name Rothwildpret kommt, oder kastanienbraun und am Bauche weißlicht und zur Brunstzeit durch die Schärfe des Saamens schwärzlich oder brandfarbig, welche Farbe aber mit der neuen Verfärbung im Herbste sich wieder verliert; hinten auf den Keulen findet man einen Fleck weißlicher Haare, welchen man den Spiegel nennt. Im April verliert er seine Winterhaare, und bekömmt bei der Verfärbung neue, die entweder gemein roth, braunroth oder gelbroth sind, und sich beim Färben im November mit neuen verdichten, deren Spitzen ins Weiße oder Gelbweiße fallen, und der Haut ein graues Ansehen geben. Uebrigens findet man auch bei den Hirschen mancherlei, jedoch nicht öftere Abänderungen der Farbe, als: ganz weiße; ferner am Kopf und Füßen weiß gezeichnete, roth und weiß gefleckte, und endlich, wiewohl selten, silberfarbene Hirsche; die Alten aber sind stets mehr grau als roth gefärbt.

Ein Hirsch wiegt gemeiniglich von 1 und einem halben bis 2 und einen halben Centner; denn von 3 Centner, in Oberdeutschland wenigstens, werden jetzt wenig mehr angetroffen; und eine noch beträchtlichere Schwere, von welcher man sie ehemals hatte, z. B. von 4, 5, ja 8 Centner, ist

noch seltner. Ueberhaupt hängt seine Grösse und Schwere von dem guten und schlechten Geäse, von der Ruhe in seinem Stande, und von der Nähe der Dickige und Sümpfe in der heissen Sommerszeit ab.

Das Geschrei des Hirsches (Brayement) gleicht dem Brüllen der Kühe, nur ist es anhaltender und heller, sonst aber läßt der Hirsch und die alte Hindin, wenn sie einen Menschen oder sonst etwas auffallendes bemerken, einen klessenden abgebrochenen Laut von sich hören, welches das Schmälen oder Melden genannt wird.

Das höchste Alter des Hirsches erstreckt sich bis ins 30ste Jahr, bei dem Weibchen (Hirschkuh) aber länger, weil es den heftigen und zerrüttenden Affekten des Hirsches nicht unterworfen ist. Wenn der Hirsch zu leben aufhört, so sagt man nicht, er stirbt, sondern der Hirsch endet, hat geendet oder verendet; s. Enden.

Die Hirschkuh unterscheidet sich sehr auffallend vom Hirsch, indem ihr nicht nur das ganze majestätische Ansehen und die Hauptzierde desselben, die Geweihe, sondern auch jener gut proportionirte Körperbau des Männchens fehlt. Sie hat nicht den schön gewölbten Rücken, nicht die dicken, runden Keulen, nicht den starken langbehaarten Hals und trägt den Kopf nicht so erhaben, sondern ist kleiner und dünner gebaut und geht gebückter als der Hirsch.

Der Hirsch ist von Natur sanftmüthig und gesellig und zeigt in seinem Betragen sowohl Großmuth als Adel. Er ist mit einem scharfen Gesichte, leichtem Gehör und überaus feinem Geruch (Witterung) begabt. Seinen Feinden sucht er Anfangs durch die Behendigkeit seiner Füße, und wenn ihm diese den Dienst versagen, durch allerhand listige Schwenkungen zu entgehen; kann er sich auch durch diese nicht befreien, so sucht er seine Feinde theils durch seine Stärke, theils durch die Kraft seiner bewaffneten Stirn zu besiegen. Er ist nicht weniger neugierig als listig: denn wenn man ihm pfeift oder ihn anruft, so bleibt er stehen, besieht Vieh und Wagen, die ihm begegnen, und scheuet die Menschen nicht, wenn sie keine Hunde und Flinten bei sich haben, sondern geht gelassen und stolz vor ihnen vorbei.

Die Hirsche ändern ihren Aufenthaltsort (Stand) öfters. Im Winter, wenn in den hohen Gebirgen der Schnee sehr tief liegt, ziehen sie sich in die Vordergebirge, beim Anfange des Frühlings aber, wenn sie den jungen Saamen geäßet haben, gehen sie wieder zurück. Sobald nun die Hirsche hin und wieder gezogen sind, so sagt man: die Hirsche haben gewechselt; und wenn sie vom Felde zu Holze ziehen: die Hirsche machen den Wiedergang. Ueberhaupt haben sie ihren bestimmten Bezirk, den sie bewohnen, und sich fast immer in einer einsamen Gegend wählen. Aus derselben kann sie nur das Wachsthum ihres Geweihes, die Brunst, der große Hunger, das Holzfällen und harte Verfolgungen verdrängen. Wenn man daher den Hirsch verspüret, sagt man: der Hirsch ist darüber gegangen. So liegt auch derselbe nicht in diesem oder jenem Reviere, sondern er steckt darin (se cacher). Im Winter suchen sie in großen Dickigen, den trocknen Abhang eines Hügels auf, wo sie vor kalten Winden und häufigem Schnee sicher sind, und scharren sich Laub und Gras in ihr Bette, in welchem sich die Hirsche niederthun, und worin bei kalter Witterung ein Hirsch den andern deckt, um sich zu erwärmen. Im Frühjahr hingegen, wenn ihr Geweihe weich ist und wächst, suchen sie niedriges und schwaches Gebüsche auf, wodurch sie ohne Anstoß laufen können. Ausser der Brunftzeit leben sie allezeit in Rudeln oder Truppen von 4, 5, 8 und mehrere Stücken beisammen, wo die alten Hirsche, welche wenigstens 5 Jahre alt seyn müssen, die eine, und die Hindinnen mit den dreijährigen Jungen männlichen und weiblichen Geschlechts die andere, die Hirsche von 3 und 4 Jahren aber die dritte Gesellschaft ausmachen.

Von ihrem Standorte ziehen die Hirsche täglich des Abends bei Sonnenuntergang in einem Trabe oder Trollen auf das Geäse (oder halten den Wechsel, ruser), und bleiben die ganze Nacht daselbst. Mit der Morgendämmerung machen sie den Wiedergang oder Kirchgang sehr langsam, und halten sich dabei, wenn es ungestört geschehen kann, so lange in den Vorhölzern auf, bis die Sonne sowol von ihnen als von den Gebüschen den Morgenthau getrocknet hat. Im Frühjahr suchen sie, sobald der Schnee die Erde entblö-

fet, die junge Saat und Brunnenkresse, dem Winde entgegen, oft eine Meile weit auf, und verschaffen sich dadurch ihre verlornen Kräfte in kurzer Zeit wieder. Nach dem Verluste ihrer Kopfzierde halten sie sich gleichsam aus Schaam einige Tage im Holze verborgen, und genießen blos die ihnen nahestehenden Frühlingskräuter und Knospen. Ueberhaupt halten sie sich, so lange ihr Gehörn noch weich und zart ist, aus Furcht vor einer schmerzhaften Verletzung entweder in hohen lichten Stangenhölzern, oder lieber niedrigen Buschhölzern bis in den Mai auf, und besuchen von da aus die Felder und Wiesen, die jungen Gehaue und Schläge, wo sie sich an dem jungen Sommerwuchse, an den männlichen Blütekätzchen der Weiden, Aspen, Haselsträucher ꝛc. erquicken. Diejenigen, die nicht ruhig in den Vorhölzern leben können, ziehen sich nun in den Hochwald zurück, wo sie alsdenn Gras, Laub und Kräuter genug haben, um sich zu äsen. In Gegenden, wo man die Hirsche heget, suchen sie, sobald ihnen die Wintersaat zu zähe wird, so lange die Sommersaat auf, bis jene reife Körner bekömmt, wo sie sich denn, besonders in Waitzenfeldern, sehr wohl thun, und dem Landmann großen Schaden zufügen. Dies Geäse verlassen sie jedoch freiwillig wieder, wenn der Haber, ihr größter Leckerbissen, und die Flachsknoten reif werden, und entzieht ihnen auch diese der erndtende Landmann, so halten sie sich an seine Grummetwiesen, Kraut- und Rübenfelder, in welchen sie endlich ihre höchste Feistigkeit und diejenige Stärke erlangen, welche ihnen bei ihrer nunmehro eintretenden Brunftzeit so nöthig ist. Wenn sie jenseits eines Flusses gute Nahrung sehen oder wittern, so schwimmen sie alle Nächte dahin.

Sie äsen langsam und wo möglich mit Wahl, und suchen nach der Sättigung allezeit einen Ruheplatz zum Wiederkäuen. Während der Brunftzeit nehmen sie sehr wenig Aesung zu sich, und suchen nur für den höchsten Hunger die nahen Kraut- Rüben- und Erbsenäcker auf; auch genießen sie alsdenn Eierschwämme, (Dotterschwämme, Pfifferlinge, Riechböcke, Agaricus Cantharellus), Fliegenschwämme, (Todtenköpfe, Agaricus muscarius) und Pilze (Boletus bovinus). Bis zum harten Winter bedienen sie sich der Eicheln, des wilden Obstes, absterbenden Grases und der

jungen Sprößlinge der Bäume und Sträucher, alsdann aber müssen sie auch mit Baummoos, besonders von Birken, mit den Spitzen von Heidekraut, mit altem welken Grase, mit junger Aspen- Weiden- Pappel- und Fichtenrinde, mit Buchen- und Birkenknospen, nebst den jungen Lohden von diesen Bäumen, mit Mistel, den sie an Windbrüchen finden, mit Ginster, Brombeerblättern, Epheu, Kresse und andern Wasserpflanzen, wenn sie nicht auf Wildraufen mit Heu und Stroh gefüttert werden, vorlieb nehmen. Zu dieser Jahrszeit wagen sie sich in den Walddörfern auch in die Gärten, schälen die jungen Obstbäume, und lesen wol gar vor den Scheunen und Ställen das verstreute Stroh und Heu auf.

Im Frühjahr und Sommer bereitet man ihnen sowol im Walde als auch in Thiergärten Salzlecken. Im Frühjahr, Herbst und Winter trinken die Hirsche wegen ihrer saftigen und feuchten Nahrung sehr wenig, aber in der Brunftzeit und im heißen Sommer suchen sie die hellen Bäche oft auf. Zu dieser Zeit kühlen und baden (sieblen) sie sich auch in denselben und in flachen Teichen zuweilen und lieben überhaupt in schwülen Tagen die kühlen Oerter sehr. — Der balsamische Duft der Ameisenhaufen muß ihnen ein angenehmer und stärkender Geruch seyn, denn so oft sie einen antreffen, zerscharren sie ihn, stehen stundenlang dabei, und ziehen diesen Balsam mit wollüstigen Mienen in sich (s. Wimbel).

In Forsten, wo die Hirsche geheget werden, also häufig sind, und wo sie gute Aesung haben, trennen sich die alten Hirsche schon zu Ende des Augusts um Bartholomäi, und suchen die Hirschkuh in den Wäldern von der Abendämmerung an bis zur Morgendämmerung, mit gänzlichem Verlust ihrer angebornen Schüchternheit auf. Sie thun dieses mit einem melancholischen Ansehen und mit niederhängendem Kopfe, indem sie wie die Spürhunde auf dem Erdboden immer dem Winde entgegen ziehen, und so sicher ihre Geliebte auffinden. Die Brunftzeit der Hirsche tritt also zu Ende des Augusts oder zu Anfang des Septembers mit Egidi ein; hingegen bei den jüngern Hirschen zeigt sich der Begattungstrieb einen halben oder ganzen Monat später, und die Brunftzeit dauert überhaupt 5 bis 6 Wochen. Den heftigen Drang

ihres Zeugungstriebes kündigen die Hirsche durch das Abschlagen des Laubes und durch Aufscharrung des Bodens mit den Vorderläuften und Augensprossen an, welches man den Blohm- oder Brunstplatz machen heißt, vorzüglich aber durch ihr fürchterliches Geschrei. Letzteres thun aber nur die Alten; denn diejenigen, welche noch nicht ihr viertes Jahr erreicht haben, schreien gar nicht, und die es erreicht haben, geben, wiewol selten, einen holen gebrochenen Laut von sich; s. auch Schreien.

Die Hirsche wissen diejenigen Oerter, wo sie das Jahr vorher die Freuden der Liebe genossen haben, genau wieder zu finden, und bleiben auch denjenigen Thieren, welche sie zuerst antreffen, die ganze Brunstzeit über vorzüglich gewogen; jedoch vermischen sich beide Gatten wechselsweise auch mit andern, und ein starker Hirsch fühlt oft Kräfte genug, 20 Thiere zu beschlagen. Während der Brunstzeit zeigt auch der sonst so sanftmüthige Hirsch den größten Zorn und die stärkste Wuth, wenn er mit einem andern erwachsenen Hirsche zusammentrifft. Denn indem er in seiner heftigen Brunst auf einen Rudel Thiere stößet, so ist sein erstes Geschäfte, alle die bisher in diesem Rudel sich befundenen jungen Männchen zu entfernen, die alsdann nur verstohlnerweise ein Thier beschlagen können, und will sich ein Hirsch nicht gutwillig von ihm verscheuchen lassen, so kömmt es zwischen beiden Nebenbuhlern zum Kampfe. Beide Kämpfer sehen sich erst einander grimmig an, scharren dann die Erde auf, erheben ein entsetzliches Geschrei und beginnen endlich mit ihrem Gehörn unter dem Schall, als wenn starke Stangen zerbrochen würden, die blutigsten Gefechte, wobei sie sich zuweilen mit den scharfen Enden so sehr schlagen, daß einer von beiden verendet, oder sie verwickeln sich so in einander, daß sie nicht wieder aus einander kommen können, und jämmerlich auf dem Kampfplatze für Hunger enden müssen. In diesem Kampfe empfängt auch mancher eine Wunde, die ihn zeitlebens zu einen Kümmerer macht. Diesen Kämpfen sieht das Weibchen allezeit gelassen zu, und überläßt sich nach demselben sogleich dem Sieger (Planhirsch). Nach vollendeter Brunstzeit sucht jedes dieser Thiere seine verlassenen Rudel wieder auf. Große Liebhaber der Jagd pflegen auch Brunstplätze anzulegen, um dem Beschlagen der Hir-

sche zusehen, und sie bequem birschen zu können; s. Brunstplätze.

Das Thier geht 8 und einen halben Monat oder 40 Wochen hochbeschlagen, schleicht sich bei Herannahung seiner Setzzeit von dem Rudel weg, und setzt in der Regel im Monat Mai in jungen Schlägen oder dickem finstern Gehölze auf einem Bette von Moos ein Kalb, selten zwei, welches hier 4 Tage liegen bleibt und betastet werden kann, dann aber mit der Mutter fortläuft. Anfangs geht es ihr nach, wenn es aber stärker geworden ist, geht es vor ihr her. Die Mutter hegt gegen das Kalb, welches sie so lange säugt, bis sie sich wieder hochbeschlagen fühlt, die zärtlichste Liebe, eilt bei dem geringsten Geräusche zu seiner Hülfe herbei, drückt es bei naher Gefahr ins hohe Gras und Gebüsche nieder, und sucht alsdann den Feind auf Abwege zu bringen. Bis zum dritten Monat hat das Kalb eine weißgelbe und braungefleckte Farbe; ist es männlich, so heißt es ein Hirschkalb, ist es aber weiblich ein Wildkalb. Das Wildkalb bekommt von dem Ende des ersten Jahres an bis zu seiner Begattung im zweiten und dritten Jahre den Namen eines Schmalthieres, Altthiers oder Gelthiers, und einer Hindin. Das Hirschkalb aber nach dem ersten Jahre den Namen eines Spießers, dann eines Gablers u. s. w. wovon oben bereits gesagt worden ist.

Die Jungen lassen sich zähmen, wenn man sie sehr jung von der Mutter wegnimmt, sie an einer Kuh saugen läßt oder ihnen Kuhmilch einflößt, und lernen ihren Fütterer bald so gut kennen, daß sie auf seinen Ruf oder bei dem Tone eines Instruments herbeikommen. Hirschkühe werden manchmal deswegen aufgezogen, daß man die wilden Hirsche durch sie zur Brunstzeit auf bestimmte Plätze lockt. Ehedem bedienten sich die römischen Kaiser und die alten Deutschen der zahmgemachten Hirsche zum Zuge; ja zu Anfang dieses Jahrhunderts fuhr August II. König von Polen mit einem Zuge von 8 Hirschen und der jetzt regierende Herzog von Meiningen hatte 1789 noch einen Zug von 6 Hirschen; allein zum Reiten hat man sich derselben nie bedienen können, ausgenommen, daß man ehedem die Menschengefühl empörende Grausamkeit begieng, die Wilddiebe auf Hirsche

zu schmieden, um sie darauf allmählich im Gehölze in Stücken reißen zu lassen.

Außer den Nachstellungen der Menschen und reißenden Raubthiere, enden die Hirsche oft auch vor der Zeit durch mancherlei Krankheiten, wovon die vorzüglichsten folgende sind. Die Knotenkrankheit (das fliegende Feuer, der fliegende Brand), wo an verschiedenen Theilen des Leibes große Knoten entstehen, welche eine gelbe Feuchtigkeit enthalten, zerstört oft wie eine Pest ganze Wildbahnen eines Forstes. Sobald der Jäger diese Krankheit an dem Rothwildpret bemerkt, so kann er weiter nichts thun, als er birschet das gesunde weg, oder jagt es in andere Forste, obschon diese Krankheit nicht anstecken soll, und läßt die hinkenden, weil diese Krankheit meistentheils mit Hinken verbunden ist, durch die Hunde fangen, schneidet ihnen die Knoten aus, und reiniget die Wunden mit Essig und Salz, wodurch die Genesung bewirkt werden kann. Bei den Hirschen soll diese Krankheit durch den Stich der großen Holzwespe (Sirex Gigas) entstehen.

An der Auszehrung, welche durch giftige Thaue unter diesem Wild verursacht wird, verenden öfters viele. — Die Ruhr erfolgt zuweilen, wenn die hungrigen Hirsche nach einem harten und lang anhaltenden Winter bei plötzlich eintretender warmen Frühlingswitterung zu viel junge Knospen von Kräutern und Bäumen fressen. Hieraus erhellet die Nothwendigkeit, die Hirsche im Winter immer mit Heu zu füttern. — Eine zu große Menge Engerlinge über die Gurgel verursacht ihnen ebenfalls oft den Tod, und das Verhalten des Urins macht den männlichen Hirschen, besonders in der Brunstzeit, oft große Schmerzen. — Nicht weniger leiden sie auch zuweilen am Zahnweh, indem ihnen die Eck- und Backenzähne faulen, wodurch die stärksten Hirsche bei der besten Aesung mager, oder gar Kümmerer werden. — In ihrem Magen findet man bisweilen Steine, welche ihnen große Schmerzen verursachen (siehe Hirschsteine).

Die Hirsche haben folgende Feinde: Luchse und Wölfe zerreissen die Hirsche. — Der Afterkriecher ist in der Nase beschwerlich (siehe Afterkriecher), und die Vieh- Ochsen- oder Kuhbremse verursacht die Engerlinge unter der Haut

(siehe Engerlinge). Die Kümmerer werden von einer Laus (siehe Hirschwanze) sehr geplagt; auch findet man in ihnen Blasenwürmer und Egelwürmer.

Die Jagd des Hirsches geschieht auf vielerlei Art. Er verursacht die großen theuren Jagdlustbarkeiten, die Hauptjagen, Wasserjagen, Bestätigungsjagen, Contrajagen, Kesseljagen: sie werden auch von den Jägern geklappert, oder am Anstand gebirschet. Sie werden auch in Hirschnetzen gefangen. Die grausame Gewohnheit, die Hirsche todt zu jagen (siehe Parforcejagd), ist nicht viel mehr üblich; auch martert man sie nicht so oft mehr langsam durch die zerfleischenden Bisse der Hetz- und Jagdhunde todt.

Die guten jagdbaren Hirsche müssen wenigstens 10 Enden haben und 2, 2 und einen halben bis 3 Centner wiegen, vom Mai an bis in die Mitte des Septembers, die Schmalthiere und Kälber aber bis Weihnachten in der Regel gebirschet werden, wenn die Leckerhaftigkeit der Menschen keine Ausnahme macht. Ueberhaupt muß der Jäger bloß nach der Stärke oder Schwäche seines Wildstandes jagen.

Wenn der Hirsch durch einen Schuß getroffen wird, so sagt man: er ist verwundet; schlägt er übern Haufen oder fällt, so sagt man: er stürzt; dann wird er aufgebrochen und zerwirkt oder zerlegt. Fällt hingegen der Hirsch in das Netz oder Garn, so wird er abgefangen oder ihm ein Fang gegeben, damit er verendet; springt er aber darüber, so spricht der Weidmann: der Hirsch fliehet oder fällt über das Zeug.

Der Hirsch nützet durch viele seiner Theile. Das Wildpret (Fleisch) von Hirschkälbern giebt die leckerhaftesten Braten; das von Spiessern ist mittelmäßig und schlechter als das von Schmalthieren, welches schon besser ist; das von 3 bis 4jährigen Hirschen hat den dritten Rang; vom 4ten bis 7ten Jahr ist es schon härter. Ueberhaupt ist das Wildpret vom weiblichen Geschlechte immer milder und besser als vom männlichen. Nur zur Zeit der Hirschfeiste, von Jakobi bis zur Brunftzeit, haben die Hirsche den besten Geschmack; vor derselben aber schmecken sie schlechter, und nach derselben noch schlechter. Werden die Hirsche kurz vor

und in der Brunftzeit gebirschet, so muß man ihnen gleich nach der Erlegung das Kurzwildpret ausschneiden, sonst bekömmt ihr Fleisch einen sehr widerlichen Geschmack. Ausser dem Fleisch werden die Hirschohren wie Nudeln klein geschnitten, und als ein Fricassee zugerichtet, die Läufte aber wie Rinder- und Kälberfüße, oder als Sülzen verspeiset.

Ferner nützet der Hirsch durch seine Haut (s. Hirschhaut); die Haare (s. Hirschhaare), das Geweihe (s. Gehörne), die Kolben (s. Hirschkolben), die Schalen (siehe Hirschschalen), das Mark (s. Hirschmark), das Unschlitt (s. Hirschunschlitt), den Knorpel (siehe Hirschbein), des eingebildeten Nutzens der übrigen Theile, welchem vormals der Aberglaube huldigte, zu geschweigen.

In Gegenden, wo man die Hirsche zu sehr heget, verursachen sie nicht nur dem Landmann auf seinen Feldern, Wiesen und Gärten, sondern auch dem ganzen Saate in den Waldungen einen unbeschreiblichen Schaden, weil sie, in harten Wintern besonders, die Zweige und Gipfel der Mastbuchen und Birken in den jungen Oertern abbeißen. Daher findet man zuweilen eine große Strecke junger Buchen, deren Spitzen so scharf abgebissen sind, wie wenn sie mit dem schärfsten Messer schief abgeschnitten worden wären. Dieses ist eine von den Hauptursachen, daß so wenig Baumholz aufwächst.

Von den Feldern und Kohlgärten kann man sie am besten dadurch abhalten, daß man breite und tiefe Graben, den Aufwurf nach der Feldseite hin, zieht, einen Faßreifen nimmt, die inwendige Seite mit Teufelsdreck in Bergöl zerlassen, bestreicht, und den Reifen in einen halben Cirkel in die Erde steckt. Hierdurch bekommt die bestrichene Seite eine Art von Bedachung, und der Regen kann die Materie nicht abwaschen, sondern der Geruch erhält sich lange Zeit. Die Hirsche wittern diesen ekelhaften Geruch von weitem, und fliehen ihn wie den Hund. Hanfsaamen um die Aecker herum gesäet, sichert den Feldbau ebenfalls, und ein Gemisch von altem Schmeer und Schießpulver, womit man die Krautpflanzen, welche am Rande stehen, bestreicht, soll die Krautfelder beschützen, muß aber öfters erneuert werden.

In Ansehung der verschiedenen Gegenden, welche der Hirsch bewohnt, sind einige Abänderungen entstanden, die nach ihren Standörtern besondere Namen erhalten haben; daher Berghirsche oder Gebirghirsche, Landhirsche und Brandhirsche. — Ehemals redeten die Jäger auch von Pferde- und Bockhirschen.

Hirsch ansprechen, s. Ansprechen.

Hirschbein, Herzbein, Hirschkreuz, Fr. Os du coeur du cerf, Croix de cerf. Ist ein röthliches Beinchen, oder ein gewöhnlich 3 Viertel Zoll langer und einen halben Zoll breiter, aus verhärteten Häuten oder Blut entstehender Knorpel, welchen man in dem Herzen des Hirsches an der linken Seite vor der Oefnung zweier Pulsadern findet, und wie zwei halbe Monde an einander liegt. Ehedem schrieb man diesem Knorpel wundersame Wirkungen zu; besonders wurde er in mancherlei Zufällen der Frauenspersonen gebraucht, und daher immer in den Apotheken gefunden, gehört aber unter die Mittel der Unwissenheit und des Aberglaubens.

Hirschbezoar, s. Hirschsteine.

Hirschbisam, s. Hirschthränen.

Hirschbrunft, Fr. le Rut des cerfs. Ist die Begattungszeit des Hirsches, welche kurz vor Egidi angeht, und bis nach Michaelis dauert; s. unter Hirsch.

Hirsch der Ebenen, s. Landhirsch.

Hirschfänger, Fr. Couteau de chasse. Ist das Seitengewehr eines Jägers, welches vorzüglich dazu dient, um jagdbare, edle Damhirsche, ingleichen alles Schwarzwildpret, durch einen mit demselben angebrachten Stoß hinter dem Blatte, nach dem Herzen hin, zu erlegen; oder auch das Schwarzwildpret an selbigem anlaufen zu lassen.

Es giebt deren verschiedene, die nach dem Geschmack desjenigen, der ihn trägt, oder auch, wo Jagduniformen gewöhnlich sind, und die Form dazu vorgeschrieben wird, eine gerade oder krumme Klinge, so wie einen Heft von einem Stück Hirschgeweihe, Ebenholz, gebeizten Elfenbein, mit oder ohne Bügel haben. In der Hauptsache müssen sie aber alle darin übereinkommen, daß die Klinge einen etwas breiten Rücken habe, die Schneide scharf, und von der Spitze herab 4 Finger breit zweischneidig geschliffen sey, da-

mit sie desto besser eindringe. In der Scheide muß nebst einem guten Messer, das zum Aufbrechen dienen kann, noch ein Genickfänger befindlich seyn.

Hirschfängerkuppel, Fr. Couple pour couteau de chasse. Ist der breite lederne Riemen mit der Muschel, wo der Jäger seinen Hirschfänger hinein steckt, und mittelst eines Schlosses, worauf gemeiniglich das Wappen oder der Name des Dienstherrn, ein Hirschkopf u. s. w. steht, um den Leib befestiget wird.

Hirschfeistzeitjagen, s. Feistzeit.

Hirschgarn, Hirschnetze. Sind Garne, welche zum hohen Jagdzeug gehören, und zum Dupliren der Jagen und Tücher nöthig sind, indem sie, wenn das Wildpret erst in die Enge gebracht ist, sowohl das Durchfallen der Hirsche und Thiere, als auch das Durchfallen der Schweine verhindern und abhalten. Auch werden sie zum lebendigen Einfangen der Hirsche und des Wildes, sonst aber, wo Tücher vorräthig sind, zu weiter nichts gebraucht. Indessen brauchen sie doch Einige, welche die Kosten zu den Tüchern nicht anwenden wollen oder können, zum Jagen, indem sie nicht so viel kosten und leichter fortzubringen sind, auch nicht so viel Mannschaft dazu nöthig ist. Sie richten aber damit nur so viel aus, daß sie dasjenige, was etwa in ihren engen Revieren vorhanden ist, damit habhaft werden.

Ein solches Garn, welches 100 Schritte Busenreich stellet, muß eigentlich 75 Klaftern lang gestricket seyn; auf 1 Klafter werden 2 Waldschritte gerechnet, der dritte Theil, nämlich 25 Klaftern, stellen sich im Busen ein; es hat 21 Maschen Höhe, wird auch gleich mit so viel Maschen angefangen, und so gerade fortgestricket. Das Modell, worüber die Maschen gestrickt werden, ist so stark, daß, wenn man einen Faden von 18 Zoll um selbiges herum schlägt, derselbe zusammen reicht. Wenn nun solches Garn mit völligem Busen gestellet wird, so stellet es 4 Ellen in der Höhe; wird aber der Busen ausgezogen, nämlich da wo man es zum Dupliren nöthig hat, so bekommt es die Länge und Höhe eines hohen Tuches. — Hat man diese Garne nur zum Fangen, so dürfen die Ober- und Unterleinen nicht so lang seyn; sonst aber müssen sie die Länge gleich den hohen Tücherleinen haben, und gehören auch 12 Furcheln dazu.

Hirschgeäse, Fr. Viandis du cerf. Ist, was der Hirsch zu seiner Nahrung zu sich nimmt; s. unter Hirsch.

Hirschgeloß, Fr. Fumées, Formées. Ist der Koth oder die Losung des Hirsches, und eines der vornehmsten Hauptzeichen, um darnach den Hirsch anzusprechen. Die Losung ist indessen nach dem Boden und dem Geäse, so wie der Jahreszeit nach, verschieden, und muß von einem Anfänger gnau beobachtet, und von Monat zu Monat mit der Losung des Thieres verglichen werden, wenn man sich in dieser Kenntniß festsetzen will. Im Mai nämlich fängt die Losung beim Hirsch an, saftiger (feister), stärker und gleichsam breitblättrigt zu werden, fällt Haufenweise und hängt an einander, fast wie bei den Sauen. Nach und nach fängt sie an, sich zu formen, und etwas härter zu werden, so daß sie sich aus einander drücken läßt. Je breiter und größer sie ist, desto mehr zeigt sie einen Hirsch von 10 und mehreren Enden an. Bei einem Thiere zettelt und fällt die Losung einzeln und klein, wie Ziegenlorbern, aus einander.

Im Junius formt sich die Losung des Hirsches rund und lang, am Ende mit Zäpfchen und Schleim, fast wie mit einem Spinnegewebe überzogen, bis in den August, da sie recht feist (saftig) und gelblich aussiehet, ist aber dabei hart und fällt wie Weintrauben gedrungen an einander hängend.

Im September ist sie zwar Anfangs noch gezäpft, wird aber dünner; da hingegen die Losung vom Thiere im Oktober und November besser aussieht, als zu dieser Zeit des Hirsches seine, weil des Thieres Losung schleimicht und zum Theil an einander hängend wird; jedoch aber wird sie nicht so egal geformt, als die schleimichte Losung des Hirsches im Sommer ist, sondern sie bleibt unförmlich, weil die Klümpchen theils groß, theils klein unter einander gemischt sind. Daher muß sich ein Jäger hüten, nach dieser schleimichten Losung des Thieres selbige für die Losung des Hirsches anzusprechen.

Folgende Wintermonate bleibt des Hirsches Losung schlecht und dünne, jedoch ist an dem einen Ende ein Zäpfchen, und an dem andern ein Näpfchen, daß es gleichsam an einander gepasset zusammen hängt. Die Losung vom

Thiere aber fällt ungeformet rund wie Schaflorbern. Ueberhaupt ist des Hirsches Losung allezeit geformter und egaler, als die Losung des Thieres, und wer die Unterscheidungszeichen sich gehörig bekannt macht, wird sich auch in dem Ansprechen gewiß nicht so leicht irren.

Indessen giebt es Fälle, wo nichts ganz gewisses daraus zu schließen ist, und der Hirsch nicht immer dadurch erkannt werden kann, weil die Losung, wenn der Hirsch Unruhe ausgestanden, oder verwundet worden, gern trocken und an einem Ende eckig, vornehmlich zur Fegezeit wird; nachher aber kömmt sie wieder in ihr voriges Wesen. So kann man also auch im September und Oktober durch sie nichts mehr erkennen; jedoch anders ist die späte als die frühe Losung beschaffen; denn die späte ist viel trockner und besser verdauet, als die frühe, weil der Hirsch den Tag über Ruhe und Zeit gehabt, sein Geäse wohl zu käuen und zu verdauen.

Hirschgerechter Jäger, Fr. Chasseur qui est au fait de la chasse du cerf. Ist ein Jäger, welcher in der hohen Jagd wohl geübt und erfahren ist, seinen Leithund gut arbeitet, die Fährten deutlich unterscheidet, richtig im Ansprechen, fertig im Zeugstellen, und bei allen Jagen gut zu gebrauchen, mithin ein tüchtiger sogenannter Weidmann ist.

Hirschgeschrei, s. Schreien.

Hirschgeweihe, s. Gehörne.

Hirschhaare, Fr. Poils de cerf. Sie dienen zum Ausstopfen der Sättel, Stühle, Polster und Kissen, die guten zu Tapezierungen, und die groben zu Fußdecken.

Hirschhase, gehörnter Hase. Ist ein seltenes Naturspiel, da ein Hase mit Hörnern, die eigentlich ordentliche mit Enden versehene Geweihe sind, gebohren wird.

Hirschhaut, Fr. Peau de cerf. Diese, wenn sie durch die Engerlinge nicht zu sehr durchlöchert ist, dient weißgegerbt, zu guten Beinkleidern, Reitkollern, Degenkuppeln, Handschuhen und anderem Riemenwerk; rothgegerbt giebt sie gute Stiefeln, und wird auch als Pelzwerk z. B. zu großen Müffen verarbeitet.

Hirschhorn, Fr. Rapure ou Poudre de corne de cerf. Ist das zu gröblichem Pulver geraspelte Geweihe

des Hirsches, woraus in den Apotheken verschiedene Präparate gemacht werden. S. unter Gehörne.

Hirschhunde, Fr. Chiens de meute. Werden die englischen und französischen Jagdhunde genannt, welche zur Parforcejagd gebraucht werden; s. Parforcehunde.

Hirschjagd, Fr. Chasse du cerf. Die Arten des Hirsches sich zu bemächtigen sind vielerlei, als: die Hauptjagd, die Wasserjagd, die Bestätigungsjagd, das Contrejagen, die Kesseljagd, die Parforcejagd, die Klapperjagd, das Birschen auf dem Anstand. Auch werden sie durch den Hirschruf herbeigelockt, ingleichen in Netzen gefangen.

Hirschkalb, Fr. le Faon. Wird bei dem Rothwildpret das männliche Geschlecht im ersten Jahre, an einigen Orten bis zum folgenden März, an andern nur bis zu Michaelis genannt.

Hirschkasten, Fr. Cabane du cerf. Ist ein Wildpretskasten, welcher zum Fortschaffen eines eingefangenen Hirsches gebraucht wird. Ein solcher Kasten ist 6 Fuß hoch, 6 Fuß lang, oben 3 Fuß, unten aber nur 18 Zoll breit, damit er fester auf dem Wagen stehen, auch der Hirsch sich nicht in demselben umwenden könne. Vorn und hinten sind zwei Aufschubsthieren, die von oben herab zwischen Leisten vorgeschoben werden, und an den beiden Seiten sind zwei Oefnungen 6 Zoll hoch und 8 Zoll breit, die zu Luftlöchern dienen. Oben wird, nahe am Ende, noch ein Schiebthürchen angebracht, dadurch man Haber, grüne Wicken, Gras, Laub, ingleichen auch Wasser ihnen täglich vorgeben kann. Der ganze Kasten ist von halbzölligen Brettern zusammen genagelt und mit Winkeleisen befestiget; auf den vier Ecken sind vier eiserne Ringe, den Kasten auf den Wagen und herab zu heben, auch anzubinden. S. Einfangen.

Zu Damhirschen wird der Kasten auf gleiche Art gemacht, ist aber nur 5 Fuß hoch und 5 Fuß lang, dagegegen mit dem vorigen von gleicher Breite, als unten 18 Zoll und oben 3 Fuß. Er wird auch wie der Hirschkasten mit Winkeleisen und Ringen versehen, und kann auch seiner Größe nach für Rothwildpret dienen.

Hirschkolben, Fr. Bosse crue de cerf. Ist das junge, weiche, mit Bast überzogene Gehörn, welches, nachdem der Hirsch das alte im Frühjahr abgeworfen hat, von

neuem wieder gewachsen ist. Man kann es in Wasser kochen, schälen, mit Baumöl und Essig tränken und wie Sallat essen, oder mit Trüffeln frikassirt, oder mit einer gewürzten Butterbrühe bereitet.

Hirschkreuz, s. Hirschbein.

Hirschkugel, s. Hirschsteine.

Hirschkuh, das Wild, Stückwild, Thier, die Hindin, Fr. la Biche. Ist das Weibchen des Hirschgeschlechts.

Hirschmark, Fr. Moëlle de cerf. Dieses giebt eine gute Salbe, das Eisen vor dem Rost zu bewahren, lindert ausserdem Schmerz, heilet aufgesprungene Hände, und dient in Steifigkeiten der Gelenke.

Hirschnetze, s. Hirschgarn.

Hirschruf, Fr. Cor à contrefaire le cri du cerf. Ist eine sehr angenehme Unterhaltung, besonders zur Brunftzeit, um den Hirsch zum Schuß oder bloß zum Vergnügen herbeizulocken. Einige nehmen dazu Holz, und machen daraus ein Horn, welches an einem Ende so weit ist, daß man eine Faust hineinstecken kann, am andern Ende aber spitzig zugehen muß. In dieses wird an dem spitzigen Ende hinein und gerade auf den Hirsch zu gerufen und zugeschrieen. Andere nehmen ein Gefäß, wie eine Bierkanne gestaltet, und bedienen sich dessen hinein zu schreien.

Der reinste, beste und natürlichste Hirschruf ist folgender: Man nimmt ein Meerschnecken-Gehäuse, welches länglich, an einem Ende spitzig, am andern Ende aber so weit und geräumig ist, daß man eine Faust hinein legen kann. Das spitzige Ende feilet man ab, so weit, daß es ein Loch bekömmt, und daß man einen Finger mit der Spitze hinein stecken kann. Dieses spitzige Ende nimmt man in den Mund, und schreiet hinein, wie ein Hirsch, und zuweilen geschwinde mit unter, als wie derselbe, wenn er hinter dem Thiere her ist, und es zum Beschlage forciret oder herum jaget. Wenn man nun so geschwinde, wie ein Hirsch, anstößet, muß man auch ein oder zweimal in den Ruf schreien, als wie das Thier, wenn es vom Hirsche gejaget wird, welches einen kurzen und nicht zu lauten Ruf thut.

Wenn man sich so anstellet, und ein Hirsch allein kömmt, und den Ruf höret, so eilet und kömmt er bald nach

dem Rufe, daß er sich demselben auch ganz nähert, da man ihn dann nach Gefallen birschen, oder doch denselben, wenn man ihn nicht haben will, genau beobachten kann. Und wenn auch ein Hirsch bei den Thieren ist, ziehet er doch, wenn er den Ruf vernimmt, gern von den Thieren, in der Meinung, als ob ein anderer Galan um seine Braut werbe, daher er demselben entgegen gehen, und ihn abtreiben will, welche Kühnheit ihm aber zuweilen übel belohnet, und er oft selbst gefället wird. Jedoch macht er sich nicht gern weit von den Thieren. Es ist also nur darum zu thun, wenn er dem Schützen nicht nahe genug ist, daß er etwas näher komme.

Wenn man auch vermuthet, daß Hirsche im Holze oder in der Dickung stehen, und sie sich nicht hören noch sehen lassen, so stößet man zweimal in den Ruf, da sie sich bald melden und antworten werden; jedoch muß man hier nicht allzuviel Lärm machen, weil sie sonst bald inne werden, daß es nicht recht ist.

Manchmal kommen die Hirsche in fast voller Flucht dem Rufe zu, welches sehr angenehm und vergnügend zu sehen ist; und dieses geschiehet besonders, wo viele Hirsche, aber nicht übrig viel Thiere sind, und wenn sie unter dem Rufe, den Ruf des Thieres mit hören.

Hirschschalen, Fr. Pinces du cerf. Sind die unten an den Läuften der Hirsche stehende schwarzfarbige, glänzende, hornige Theile, auf welchen sie gehen. Von diesen sieht man im nassen Sande und in lockerer guter Erde die Wände in der Fährte stehen; von einem Thiere aber nicht, sondern von diesem ist es fast wie bei einer Sau gerade hineingeschliffen. — Sie werden von den Drechslern zu Ringen und andern Sachen verarbeitet.

Hirschschweiß, s. Schweiß.

Hirschsteine, Hirschkugel, Hirschbezoar, Fr. Pierre de cerf, Bezoard de cerf. Sind weißgelbe, schalige, kugelartige, dem Bezoarsteine ähnliche Steine, welche man bisweilen in dem Magen des Hirsches findet.

Hirschtalg, s. Hirschunschlitt.

Hirschthränen, Hirschbisam, Fr. Larmes de cerf. Ist die aus Schweiß und andern ausschwitzenden Feuchtigkeiten bestehende, mit Haaren vermischte, anfangs weich wie

Wachs, nach und nach aber an der Luft, wie Horn und Stein, hart werdende, fast wie Ohrenschmalz gestaltete Materie, welche sich bei den Hirschen unter dem Vorderwinkel der Augen in einer mehr als 1 Zoll tiefen länglichten Höle sammelt. Anfänglich riecht diese Masse sehr übel, nach und nach aber wird sie sehr wohlriechend, und die Jäger halten sie als ein Arzneimittel in giftigen Seuchen sehr hoch, wenn sie zuweilen einige finden, die sich der Hirsch, dem sie zur Last geworden, an Bäumen und Sträuchern ausgerieben hat. Aus Aberglauben brauchte man sie sonst auch in der fallenden Sucht. Wenn sie aus den Augenwinkeln hervorkömmt, ist sie rund, glatt, glänzend, gelbbraun und mit schwarzen Aederchen durchzogen.

Hirschunschlitt, Hirschtalg, Fr. Suif de cerf. Es wird zu Wund- und Brandpflastern gebraucht, heilt wundgelegene Theile der Kranken, erfrorne Hände und Füße, dient auf Reisen die müden Füße damit zu bestreichen, und kann auch von den Seifensiedern benutzt werden.

Hirsch von zehn Enden, Fr. Cerf de dix cors. Ist der erste jagdbare Hirsch, denn die weniger Enden aufgesetzet haben, werden nicht für jagdbar angesprochen, wiewohl solche, die zurückgesetzet, aber das Gewicht haben, dem Leibe nach in der Fährte dennoch dafür erkannt und angesprochen werden.

Hirschwanze, Fr. Punaise de cerf. Ist die eigentliche Hirschlaus (Pediculus cervi), welche, weil sie braun und breit ist, so genannt wird; sie plagt vorzüglich die Kümmerer sehr.

Hitzblattern, Fr. Boutons. Sind die häufigen Blattern von der Größe einer Erbse, welche bei den Hasen zur Rammelszeit traubenweise an dem Geräusche hängen; sie sind nicht schädlich, und rühren keinesweges von venerischen Ursachen her, wie einige fälschlich glauben.

Hochbeschlagen, Fr. pleine, prête à mettre bas. Hierunter verstehet man sowohl die ganze Zeit des Trächtigseyns eines Thieres oder Stückes Rothwildpret, welche 40 Wochen dauert, als auch blos die letzte Zeit, da es tragbar ist, und nun bald setzen will.

Hochgarn, Fr. Hallier. Sind ordentliche Klebenetze, welche zum Rebhühnerfang gut zu gebrauchen sind,

und also gemacht werden. Man fängt sie mit 300 Maschen von 3 Zoll Weite an, und kann zuerst mit dünnen Bindfaden dreimal herum gestricket werden. Sodann strickt man mit gutem festen Zwirne fort, bis sie die Höhe von 15 Ellen haben. Unten durch werden sie auch dreimal mit dünnen Bindfaden durchgestricket. Oben fasset man sie an einen starken Bindfaden, und schleift von 10 zu 10 Maschen einen beinernen oder messingenen Ring ein. Hierzu gehört nun eine Fingers starke Hauptleine, woran das Garn mit den Ringen gestochen wird. Unten durch wird auch ein Leinchen, das aber nicht so stark, als das obere, seyn darf, gezogen.

Dergleichen Hochgarne kann man etliche Stücke haben. Wenn man aber den Fang damit einrichten will, beobachtet man in den Feldern, wohin sich die Hühner gerne begeben, wenn sie gesprengt werden, welches entweder nach den Rainen oder Feldbüschen, oder wie sonst die Gelegenheit ist, geschiehet. Dabei muß man aber auch den Wind wohl beobachten, weil es wohl bei sehr starkem Winde auch angehet, aber doch etwas beschwerlich ist; besonders fliegen die Hühner gern gegen den Wind. Doch wenn sie den Busch vor sich haben, nehmen sie den Wind nicht allemal in Acht, und daher ist es am besten, die Garne gegen den Wind und die Raine oder Büsche zu bringen.

Bei der Stellung nimmt man 10 Ellen lange Stangen, und stellet eine Wand von etlichen dieser Hochgarne an die bestimmten Plätze hin, jedoch ein Eckchen von den Büschen weg, daß die Garne die Quere des Zugs zu stehen kommen. Hiezu stößet man mit einem Pfahleisen Löcher, die so weit sind, daß die Stangen leicht aus- und eingesetzet werden können. Die Stangen legt man mit den untern Spitzen an die Löcher, bindet die unterste Leine auf 2 Ellen hoch vom Boden an den Stangen fest an; die Oberleine aber muß 9 Ellen hoch an die Stangen oben ankommen, damit das Garn unten viel Busen hat, und neben der Unterleine hinunter noch auf dem Boden aufliegt. So wird ein Garn am andern an den hohen Stangen angebunden und aufgerichtet, daß also der Ort des Zugs quer vor mit diesem Garne bestellt ist. — Wenn die ganze Wand oder Reihe der Garne stehet, so müssen an beiden Enden, oben an den letzten Stangen, Windleinen angebunden, und an einen Heftel

angezogen und befestiget werden, damit die ganze Wand mit den Oberleinen straff stehet.

Wenn die Garne gestellt sind, so gehen 2 oder 3 Jäger ins Feld und suchen mit den Hunden die Felder gegen die Garne zu ab, nehmen auch wohl, damit es noch besser geht, etliche Leute mit, die in einer Linie neben einander, wie im Treiben gehen, damit sie so die Hühner nach dem Garne zu treiben. Flieget nun ein Volk Hühner in die Garne hinein, so laufen 2 oder 3 Männer, die sich schon vorher dabei hingelegt haben, sogleich auf die Garne, heben die Stangen sofort heraus, werfen das Garn hurtig vollends über die Hühner her, und lösen sie aus, geben auch den Treibern ein Zeichen, daß sie so lange stille stehen bleiben, bis die Garne wieder gerichtet sind, worauf sie wieder fort auf die Garne zu treiben. Der beste Fang ist gegen Abendszeit, und auch bei nebelichtem Wetter. Mit diesen Garnen können sehr viele Hühner, auch die allerscheuesten, die schon oft beschossen sind, gefangen werden. Auch bleiben die Hühner besser und gesünder, verschlagen sich nicht so sehr, als in den Steckgarnen. Ob gleich auch diese Netze etwas kostbarer, als die Steckgarne oder Treibezeuge sind, so bringen sie auch wieder das ihrige reichlich ein, wo viele Hühner sind.

Hochholz, s. Hochwald.

Hochreißer, s. Antritte.

Hochverecket, völlig verecket, Fr. Cerf qui a fait sa tête ou son bois. Wird gesagt, wenn beim Hirsch das neue Geweihe mit seinen Stangen und Enden ganz ausgewachsen hat und völlig reif geworden ist; s. Hirsch und auch Vereckt.

Hochwald, Hochholz, Hochgehölz. Man benennet damit Walddistrikte, welche mit mehrentheils großen Bäumen bewachsen, und aus Saamen erzogen sind.

Hoden, s. Geilen.

Hofjäger, Fr. Chasseur du Prince. Ist eigentlich ein Jäger, der bloß Hofdienste thut, und den Fürsten gewöhnlich auf der Jagd begleitet. Im Range stehen sie verschieden, je nachdem es an einem Hofe eingeführet, oder dem Herrn sonst beliebig ist; allemal aber haben sie den Rang über den Büchsenspanner.

Hofjägermeister, Fr. Maitre de Chasse de la cour. Ist eine adeliche Charge, die vormals mehr gebräuchlich war; und die Besorgung eines solchen Herrn erstreckte sich an großen Höfen bloß auf die Anordnungen der Jagden, welche der Herr verlangte, wobei natürlich das ganze Jagdpersonale unter seinen Befehlen stand. Jetzt ist es in den meisten Ländern bloßer Charakter, und hat mehrentheils ein solcher Herr auch zugleich das Forstwesen in einem gewissen Landesdistrikt unter seiner Aufsicht.

Hohe Jagd, s. unter Jagd.

Hohe Rege, Stangenrege, Fr. Paumille. Ist eine Art die Vögel nach den Vogelheerden zu locken, und besteht darin, daß man 2 Stangen, jede 8 Ellen hoch, nimmt, eine davon 20 Schritte hinter die Hütte, wo der Zug herkommt, in den Erdboden stößet, 30 Schritte weiter hinaus kömmt die andere, und an dieser wird oben am Ende ein langer schwarzer gewächster Faden angebunden, welcher sodann durch den Biegel, der an der andern Stange eingebohrt ist, gezogen, und in die Hütte genommen wird, um den lebendig geblendeten Vogel, so in der Mitte des Fadens angebunden ist, und auf der Erde liegt, damit auf- und nieder zu ziehen und zu regen.

Hohe Tücher, Fr. Toiles élevées ou eminentes. Diese Tücher machen das Vornehmste beim Jagdzeug aus, werden aber an verschiedenen Orten unterschiedlich eingerichtet und verfertiget, wovon die gewöhnlichsten folgende sind:

Ordinaire hohe Tücher müssen 5 Leipziger Ellen hoch stellen, und sind so eingerichtet, daß ein jedes 150 Schritte stellen muß, nach welcher Länge man auch die Ausrechnung und den Ueberschlag sehr leicht machen kann. Denn wenn man 4 dieser Tücher auf einen Wagen ladet, so hat man gerade 600 Schritte, und braucht in Gebirgen oder schlimmen Wege 8 Pferde davor, im platten Lande aber oder gutem Wege hat man nur 6 Pferde vor einen Wagen nöthig.

In Ansehung der Schritte ist ein Waldschritt 1 und eine halbe Elle, oder 3 Fuß nach Leipziger Ellen gerechnet. Ein Mann von mittlerer Größe wird im Schreiten hierin eintreffen; jedoch muß er, wenn es richtig nach diesem Maaße eintreffen soll, im geschwinden Gange bleiben, weil einer, der langsam geht, nicht so weit schreitet. Am besten

thut der Weidmann, wenn er sich in diesem Schritte übet, und die Tücher, so er einmal vor sich hat, fleißig abschreitet, und sich anmerket, wie lang oder weit ein Tuch nach seinem Schritt stellt oder zureicht. Jedoch trifft es meistentheils daß ein guter Schritt 3 Fuß ausmacht.

Zu einem hohen Tuche nimmt man 450 Ellen Leinwand, und 2 Leinen, jede 285 Ellen lang. Die Leinwand muß 2 und eine Viertel Elle breit seyn; die 450 Ellen werden in zwei Theile getheilt, beträgt also des Tuches Länge 225 Ellen. Die Leinwand ist entweder von hänfenem Garne gewebet, welches hiezu die dauerhafteste Leinwand ist, oder sie wird von grobem Garne von nicht viel ausgehechelten Flachse gemacht. Diese beiden Blätter oder Theile werden mit einer tüchtigen Nath zusammen genähet. Oben an diesem Tuche ist auch das Gemäsche, welches nur eine ganze Masche ist, und muß eben auch eine halbe Elle hoch zum Stellen seyn; von einigen wird es über die Bank gestricket, kann aber geschwinder auf folgende Art gemacht werden: Es werden 2 Leinen kaum eines kleinen Fingers stark genommen, welche man an einen starken Haken zugleich anhängt, sie zu gleicher Länge anziehet, und in der linken Hand hält, nimmt die Leine nach der rechten Hand, legt sie unter der andern unten weg, und wieder oben darüber, daß also diese von der an der linken Seite mit jener umgeben oder umgebogen sey, hält mit dem Daumen der linken Hand oben, und mit den Fingern unten gleich feste an, nimmt dann die Leine von der linken Seite, die von der andern umgeben ist, und fährt unter den Fingern mit herum, und steckt sie oben zwischen die beiden neben einander befindlichen Leinen, jedoch von unten hinauf durch, über der umgebenen Leine, und wieder durch sie selbst weg, zieht selbige alsdenn fest zu, da es einen Knoten giebt, als wie in einem Netze, das über die Bank gestrickt wird; von diesem Knoten greift man an beiden Leinen 18 Zoll fort, zieht sie wieder gerade an, und macht 18 Zoll vom ersten Knoten an wieder einen Knoten. Auf diese Art wird fortgefahren, daß die Knoten allemal gleich weit von einander entfernt sind, und so giebt es eine ordentliche ganze Masche, welche 12 Zoll hoch stellt, wenn man es aus einander thut.

Die obern und untern Leinen werden gleich stark und lang gemacht, eine jede 240 Ellen lang, vierfach gesponnen, in jedem 36 Faden von gutem ausgehechelten Hanfe. Die untere Saum- oder Rinkenleine ist 225 Ellen lang, und in der Stärke der Gemäschleine. Die obere Saumleine ist von gleicher Stärke, und 260 Ellen lang. Die 12 Knebel, so der Drechsler macht, sind stärker, als ein Daumen dicke, und 7 Zoll lang. Eine Windleine ist 12 Ellen lang, und Fingers dicke. Die eisernen Ringe sind so weit, daß die untere Leine geräumig darin gehen kann.

Wenn nun die beiden Theile Leinwand auf obige Art zusammen genähet sind, so wird die untere Saumleine eingenähet. Man fängt eine Elle vom Ende an, und nähet die Leinwand unten am Saume um die Leine, daß also die Leinwand die Rinkenleine gänzlich umschließet. Wenn sie 1 und eine halbe Elle fort umnähet ist, so sticht man einen Ring an, daß also die Leine den Ring am Tuche fest hält; der Ring wird an der Saumleine mit umstochen; und so wird weiter die Leine an dem ganzen Tuche unten weg eingenähet, und allemal auf 1 und eine halbe Elle ein eiserner Ring angestochen. Nachdem aber an beiden Enden eine Elle lang unten keine Saumleine eingenähet worden, so wird solches auf 18 Zoll eingeschlagen, daß es also an den Enden so weit doppelt wird; hierin werden 6 Knopflöcher 5 bis 6 Zoll lang geschnitten, und wird die obere Saumleine eingenähet; diese wird an der untern Saumleine angefangen, von derselben an, und 4 Zoll hinaufwärts in das eingeschlagene Tuch hinauf, sodann wird ein Knebel eingeschleifet, doch gleich dem Knopfloche, und alsdann wird die Leine zurückgezogen und um das Knopfloch gelegt, die Saumleine feste eingenähet, zugleich das Knopfloch recht gut bestochen, und also mit der Saumleine fortgefahren, daß sie in das Tuch eingenähet, der Knebel aber allemal dem Knopfloche gleich eingeschleifet und bestochen werde, und zwar an der ganzen Breite des Tuches hinauf, da denn an der Ecke nach der Länge zu das Gemäsche mit in das Tuch und an der Saumleine eingestochen wird. Weiter wird fortgefahren, oben nach der Länge des Tuches die Saumleine einzunähen.

Wenn nun eine halbe Elle lang eingenähet ist, so muß die Saumleine durch eine Masche von dem Gemäsche gestochen werden, alsdann wird die Saumleine und die Masche zugleich am Tuche fein bestochen, und so wird am ganzen Tuche, alle halbe Ellen weit, fortgefahren; am andern Ende des Tuches wird mit der Saumleine wieder hinunter, auch mit den Knebeln und Knopflöchern also verfahren, wie am ersten Ende hinaufwärts geschehen ist.

Um mehrerer Genauigkeit willen können auch sogleich die Oerter, wo die Windleinen hinkommen sollen, mit Zahlen bezeichnet, und zwar die Nummern oben unter dem Gemäsche in das Tuch mit Zwirn eingenähet werden; nämlich an jedem Ende (das der Wechsel genannt wird) kömmt eine Windleine, die andern 10 Windleinen aber paarweise, daß also ein paar Windleinen gerade in die Mitte des Tuches kommen. Auch gehört es sehr zur Ordnung, wenn sowohl die Tücher, als der Wagen, mit einerlei Zeichen bezeichnet werden. Man läßt daher, wenn ein Tuch fertig, kleine runde Scheiben, 4, 5 bis 6 Zoll breit, von wollenem und gefärbtem Tuche oben auf jedem Tuche an beiden Wechseln gleich nahe bei dem ersten Knopfloche aufnähen, und zwar so, daß die 4 Tücher, welche auf einen Wagen gehören, eins wie das andere wird. Ein jeder Wagen Tücher führt alsdenn seine besondere Farbe, grün, roth, blau u. s. w.

Wie nun die 4 Tücher auf einerlei Art bezeichnet sind, so wird auch vorne und zu beiden Seiten an ihrem Wagen eben dergleichen Tuchscheibchen angenagelt, bei dem Aufladen des Zeuges aber werden die Tücher jederzeit auf ihren Wagen gebracht, da denn die Zeugwärter Register darüber führen, und wissen können, wenn der Zeug gemacht worden ist; besonders weiß man sich bei Jagen darnach zu richten, und die Wagen mit den alten Tüchern so einzutheilen, daß sie nicht zu den Abjagungs-Flügeln, der Kammer, dem Zwangtreiben, oder gar auf den Lauft kommen. Eben so kann man auch den Bauer anweisen, wo er mit diesem und jenem Wagen Tücher hinfahren soll.

Wenn nun ein Tuch so weit fertig genähet und bezeichnet worden ist, so ziehet man alsdenn die obere Leine in das Gemäsche, und die untere Leine in die Ringe, macht die Windleinen paarweise an, wo die Nummern im Tuche ste-

hen, an beiden Wechseln aber kömmt nur eine Windleine. Was übrigens noch zu einem vollständigen Fuder Zeug gehöret, davon sehe man unter Zeugwagen.

Bei einer andern Art Tücher kömmt ein Gemäsche von 1 und einer halben Masche hoch, und zwar deswegen, daß sie noch höher stellen sollen, als die vorher beschriebenen Tücher, welches denn eine Viertel Elle wegen der halben Masche austrägt. Andere aber wollen das Zeug nicht so hoch haben, und nehmen nur Leinwand, welche zwei Ellen breit ist, und wenn dieses 1 und eine halbe Maschen hohes Gemäsche darauf kömmt, so wird es eine Viertel Elle niedriger, da denn auch an einigen Orten diese Tücher, wegen der Leinwand, um etwas weniges wohlfeiler kommen. An Leinwand dazu werden eben so viel Ellen, wie zu dem vorigen Tuche, erfordert, nicht weniger auch dergleichen Oberleinen, Unter- Saum- Ring- und Windleinen, eiserne Ringe, Knebel, Zwirn, Macherlohn und Wagen; das Gemäsche aber kömmt noch halb so hoch im Preise, und ist auf unterschiedliche Art zu verfertigen.

Man strickt es über die Bank, und fängt nur mit einer Masche an, wirft die eine Masche allemal ab, und strickt also der Länge nach eine Masche fort, so daß es in der Höhe 1 und eine halbe Masche giebt, auch auf diese Art leicht zu stricken ist, außer daß man oft fortrücken muß. — Auf eine andere Art stricken einige, daß sie gleich 450 Maschen anfangen, und nachher noch zweimal durch oder herumstrikken, so daß es 1 und eine halbe Masche giebt. — Man fängt auch mit zwei Leinen, wie bei den vorigen Tüchern, an zu stricken, macht mit den zwei Leinen eine Masche durch fort, als zum Tuche der Länge nach nöthig ist; nachher fasset man die Maschen alle auf und an eine Leine, hängt selbige wieder an den Haken, und strickt sodann über die Bank noch einmal an alle die Maschen durch, so sind gleichfalls die anderthalb Maschen fertig.

Die Saumleine, welche ins Tuch genähet werden muß, woran das Gemäsche hält, hat man gar nicht nöthig, sondern wenn man die Maschen fertig hat, so läßt man das Gemäsche an einer Leine gefaßt und am Haken hängen, alsdenn

strickt man über die Bank zum dritten Theil kleinere Maschen. Diese unten angestrickten Maschen zieht man nun gerade, so giebt solches accurat die Saumleine, und wird alsdenn anstatt derselben in das Tuch eingenähet, bis an die Knoten, welche aber auch fein feste mit am Tuche bestochen werden müssen. Wenn auf diese Art die Saumleine und das Gemäsche in einander gestrickt sind, so hält es in den Knoten besser, und hat eine vollkommene Dauer.

Bei dieser Art Tücher machen unten die Ringe das Tuch dichte an der Erde zu und feste, damit von kleinem Wildpret oder Raubthieren nichts so leicht, als wenn auch ein Gemäsche wäre, durch- und fortkommen kann; das Gemäsche oben aber ist deswegen dienlich, daß es theils gut aussieht, theils wenn die Hirsche überfliehen wollen, sie am Gemäsche antreffen und wieder zurück ins Jagen fallen müssen, oder doch mit dem Gehörn oder den Läuften im Gemäsche hängen bleiben, und Halte machen müssen.

Zu einer dritten Art hoher Tücher werden ebenfalls 450 Ellen Leinwand, von 2 und eine Viertel Elle Breite genommen, auch wird sie in zwei Blatt getheilt, und in der Mitte zusammen genähet, oben und unten wird die Saumleine eingenähet, an beiden Enden (Wechseln) wird die Leinwand auch 3 Viertel Elle eingeschlagen, und also doppelt gemacht, worin die 6 Knopflöcher mit Bindfaden bestochen werden. Zu Befestigung der Knebel nehmen einige, statt der Saumleinen, Gurte und stechen solche, nachdem der Knebel daran fest gemacht ist, mit Bindfaden an das Tuch, oben und unten aber kömmt eine halbe Masche Gemäsche, welches auf folgende Art eingezogen wird.

Es werden von Zwillich 4 Zoll breite und 6 Zoll lange Streifen geschnitten, diese um die Saumleine gebogen, daß auf jeder Seite 3 Zoll lang darüber kömmt, eine halbe Elle weit von einander, und also oben und unten am ganze Tuche fort fest angenähet; nachher werden mit einem runden spitzigen Eisen oder einem Ende von Hirschgehörne durch die Zwillichstreifen Löcher gemacht, und selbige mit Bindfaden gut bestochen. In diesen Löchern wird das Gemäsche eingezogen, wozu man eine Gemäschleine nimmt, sie durch ein

loch ziehet, an dem andern Ende anhält, daß die halbe Masche die Länge, und also 8 Zoll die Höhe im Stellen bekomme, sticht einmal das durchzogene Ende durch die Masche, daß auf der Saumleine ein halber Knoten werde, und so fort am ganzen Tuche. Auf diese Art wird oben und unten eine halbe Masche, und in diese alsdenn die Ober- und Unterleine gezogen.

Da die Ober- und Unterleinen hier etwas stärker sind, und besonders die Oberleinen die Tücher sehr scharf anziehen, daß sie oben so gerade als eine Saite stehen müssen, so gehen also die Leinen leichter im Gemäsche, als in den Ringen; springt auch eine Leine, so kann man sie durch einen Knoten in der Eil zusammen bringen, und der Knoten ist in währendem Anziehen leichter durch das Gemäsche zu führen, wie denn kein Knoten durch die Ringe gehen kann. Denn wollte man auch dem Tuche Busen zurück geben, daß der Knoten nur bis dahin und dem Tuche wieder gleich kommen solle, so ist entweder zu viel Busen zurück, und bleibt alsdenn hinter dem Knoten als ein Beutel hängen; oder es ist dessen zu wenig, der Knoten kömmt an den Ring, und indem die Leine angezogen wird, reisset das ganze Tuch von oben bis unten entzwei. Ausserdem kann man geschwinder damit nachstellen, auch weil die Furcheln oder Stellstangen zwischen der Unterleine und dem Tuche in die Erde gestoßen werden müssen, kann man auch zwischen das Gemäsche geschwinder, als zwischen die Ringe, kommen; auch kann man bei dem untern Befestigen oder Verhaken in dem Gemäsche und über der Unterleine die Haken besser einschlagen, dagegen bei dem Zeuge mit Ringen, wenn das Tuch straff angezogen wird, der Haken zwischen dem Tuche und der Unterleine nicht so geschwinde durchzuschlagen ist, der Haken auch sehr oft das Tuch fasset, und daher vielmals Löcher hineingerissen werden.

Zu diesen Tüchern hat man an einigen Orten zweierlei Stellstangen, eine Sorte, die Tücher völlig hoch zu stellen, die andere Sorte aber auf eine Elle kürzer; letztere werden besonders zu Saujagen genommen, weil da wegen der kurzen Strangen das Tuch unten mit Busen zu liegen kömmt, und die Sauen sich in den Busen nicht so leicht durchschlagen können, als wenn das Tuch straff stehet, und das leichte

Uebersetzen des Rothwildprets zu verhüten, kann im Saujagen ohnedem nicht verlangt werden.

Wirkliche Rinkentücher, welche kein Gemäsche haben, stellen eben so, wie die vorher beschriebenen, 5 Ellen hoch und 150 Schritte lang, und damit diese Höhe heraus kömmt, so nimmt man entweder hiezu dritthalb Blatt 2 Ellen breite Leinwand, oder drei Blatt, 1 und eine halbe Elle und 3 Zoll breite Leinwand, und rechnet alsdenn die Ringe auf 3 Zoll. Die 3 Blatt Leinwand werden zusammen, oben und unten aber die Saumleinen eingenähet, jedoch allemal auf 1 und eine halbe Elle weit von einander ein Ring an die Leine gestochen, der Ring aber auch mit Bindfaden fest am Tuche mit bestochen, an jedem Ende die sechs Knopflöcher auch mit Bindfaden benähet, die Zeichen an den Wechseln, wie auch die Nummern zu den Windleinen (s. oben) eingenähet, auch Ober- und Unter- und Windleinen eingezogen.

Ein dergleichen Fuder Zeug kömmt nicht so hoch, als die hohen Tücher mit Gemäsche, besonders wo die Leinwand wohlfeil ist; die Ringe kosten nicht so viel, als das Gemäsche, auch hängen sie sich nicht so leicht und so oft an die hölzernen Stöcke und Reißer, als ein Gemäsche. Ingleichen setzt das Wild nicht so gern zum Ueberfliehen an, weil es oben höher mit dem Tuche blendet, da hingegen das Gemäsche heller ist; die Ringe unten her halten auch das Tuch besser zu Boden, so daß von Füchsen, Hasen und den kleinen Raubthieren nichts so geschwinde unten weg, und fortkommen kann.

Bei der Auswahl der verschiedenen Arten Tücher kömmt es darauf an, ob alles prächtig angeordnet werden kann, oder mehr auf möglichste Kostenersparniß gesehen werden muß. Da nun die Rinkentücher, zumal von schlechter grober Leinwand, am wohlfeilsten kommen, die Tücher aber mit Gemäsche am zierlichsten, ingleichen dauerhaft sind, besonders wenn man eine mittelmäßige grobe und derbe Leinwand dazu nimmt; so muß man sich, nach gemachter Kostenrechnung, darnach richten, wie viel darauf verwendet werden soll.

Hoher Strauch, Fr. Aire de brouſſailles haute. Heißt der Buſch auf einem hohen Vogelheerd, welcher mit zwei Wänden geſtellet wird; ein niedriger Strauch heißt er hingegen auf einem niedrigen Heerd, wo nur eine Wand gebraucht wird.

Hohes Innſiegel, ſ. Innſiegel.

Hohlkrähe, ſ. Schwarzſpecht.

Hohltaube, ſ. Holztaube.

Holländerbalken. Sind theils Meßbalken, theils Holländer Dickbalken, und beſtehen beide Sorten entweder aus tannen, fichten oder kiefern Holz.

Holländer Dickbalken. Iſt ein zum Holländerholz-Handel beſtimmter Stamm Tannen- oder Fichtenholz, 44 Schuh lang und am dünnen Ende 16 Zoll und drüber dick. Drei Holländer Dickbalken werden im Werth einer Holländer Tanne gleich gerechnet. Man findet auch geringere von 40 Schuh Länge und 14 Zoll am dünnen Ende; ingleichen Kiefern von 42 Schuh Länge und 12 Zoll am dünnen Ende.

Holländer Geſchirrholz, ſ. Jochſtangen.

Holländer Holz. Heißt in der Gegend des Rheins dasjenige Holz, welches zu dem Floßhandel, der auf dem Rhein nach Holland getrieben wird, tauglich iſt. Es beſtehet in ungeſpaltenem und geſpaltenem Eichenholz und in Tannen. Das ungeſpaltene Eichenholz ſind theils Klötzer von verſchiedener Gattung, nämlich Knappholz, Pfeifklotz; theils ganze Eichen (Ruthen): das geſpaltene aber, Wagenſchuß, Pfeifholz, Knappholz, halb Knappholz und Ranzen. Zu dem Tannenholz gehören: die Holländertanne, Meßbalken (Zweifeltanne), Meß Siebenziger, Holländer Dickbalken und Holländer Kreuzbalken. Das Tannenholz iſt bloß der Wagen, auf dem das Eichenholz geführt wird, und die Holzhändler gewinnen daran wenig; ſie können es aber nicht entbehren, weil ſie ohne daſſelbe das Eichenholz nicht fortbringen können. Was hier überhaupt Tannen genannt wird, das ſind Fichten und Weißtannen: Kiefern oder Forlen ſind den Holländern ſelten angenehm, und daher meiſtens im Preis etwas geringer, jedoch die verſchiedenen Sorten in gleichem Verhältniß gegen einander. Das Maas, mit welchem im Herzog-

thum Würtemberg das Holländer Eichen- und Tannenholz gemessen wird, ist der Nürnberger Schuh, sonst ist der Rheinische Schuh gewöhnlich. Das Eichen Holländerholz, das aus dem Würtembergischen verflößet wird, kömmt aus dem Neuenburger- Altenstaiger- und Neuenstätter Oberforst; das letzte wird auf der Achse bis nach Neckarsulm gefahren, und dort erst auf die Flöße geladen. Ehedem wurden an Holländer Eichenholz auch Knappholzpfosten, halbe Knappholzpfosten, Pfeifholzpfosten und Pföstlein gemacht; alle diese Sorten aber werden nicht mehr gesucht, und folglich auch nicht mehr gemacht. Eichenholz wird von oben in Schwaben an, den ganzen Rhein hinunter aus allen Waldungen zum Holländerholz-Handel verkauft; auch kömmt welches den Main herab, das Tannenholz aber, so dazu nöthig ist, kömmt beinahe alles von dem Schwarzwald, und unter diesem wieder das meiste aus dem Würtembergischen Theil desselben, da sich die Ausfuhr aus diesem einigen Herzogthum jährlich wohl auf 10,000 Stämme Tannenholz belaufen kann. Die Preise, in welchen die Calwer Handlungs-Gesellschaft nach einem bis 1787 gehabten Akkord das Holländerholz in den Herzoglichen Cammerwaldungen erhalten hat, sind folgende:

Eichen.

1 Wagenschuß — — — 4 fl.
1 Pfeifholz — — — 2 —
1 Knappholz — — — 1 — 20 kr.

Weißtannen und Fichten.

1 Tanne von 70 bis 100 Schuh — 16 —
1 60ger Tanne — — 14 —
1 70ger Tanne à 15 Zoll — — 12 —
1 Meßbalken — — — 8 —
1 Meß 70ger — — — 4 —
1 Holländer Dickbalken — — 5 —
1 dergl. à 15 Zoll — — — 2 — 40 kr.

Kiefernholz.

1 70ger von 16 Zoll — — 16 —
1 dito von 13 Zoll — — 8 —

1 70ger von 12 Zoll — — 5 fl.
1 44schuhiger von 16 Zoll — — 4 —
1 dito von 12 Zoll — — 2 —
1 Dickbalken von 12 Zoll — — 1 — 20 kr.

Vorspitz-Holz.

1 Dickbalken — — — 45 kr.
1 50ger — — — — 30 kr.
1 40ger — — — — 20 kr.
1 30ger — — — — 4 kr.

Auf dem gespaltenen Eichenholz wird von den Holländerholz-Händlern die Länge des Stücks mit römischen Zahlen angemerkt.

Holländer Kreuzbalken. Ist ein zum Holländerholz-Handel bestimmter Stamm Tannenholz von 44 Schuh lang und am dünnen Ende 14 bis unter 16 Zoll dick. Sechs Kreuzbalken werden im Werth einer Holländer Tanne gleich gerechnet. Er wird an andern Orten auch Kreuz-Dickbalken genannt.

Holländertanne, auch schlechtweg Tanne. Ist eine gehauene Fichte, Weißtanne oder auch Kiefer, die 60, 70, 80 und mehrere Schuh lang, und am dünnen Ende 16 Zoll und drüber dick ist. Im Werth steht eine Tanne, 2 Meßbalken, oder 3 Holländer Dickbalken, 4 Meßsiebziger und 6 Kreuzbalken gleich. Hie und da zahlt die Holländer Kompagnie für 1 Sechziger Tanne eben so viel als für eine Siebziger, welches auf den Akkord ankömmt, nur darf man ihr von den 60ger Tannen nicht zu viel zumuthen, weil dergleichen geringhaltige Tannen den Holländern gar nicht willkommen sind. Sie gehen bis auf 100 Schuh, und das geringste Meß am dünnen Ende ist 14 Zoll.

Höllende, Zopfende. Ist das obere Ende eines Stammes, so wie das untere, das Stammende oder Wurzelende heißt.

Höllreich, s. Gipfelreich.

Hollunderbaum, lat. Sambucus. Hiervon giebt es zwei Arten, als der schwarze und der rothe Hollunder.

Der schwarze Hollunder, lat. Sambucus nigra, Linn. Fr. le Sureau ordinaire à fruit noir, Engl. the common black Elder; auch genannt: Holler, Holder, Hol-

lunderstrauch, Hollunder, schwarzer Hollunderstrauch, Baumholder, gemeiner Hollunder, Rechholder, Flieder, Flidder, Flitter, Blieder, Schiebecken, Schiebücken, Alhern, Alhorn. Ist sommergrünes Laubholz, und ein ganzer harter Strauch, der schnell, hoch und gerade aufwächst, auch sich zu mittelmäßigen Bäumen von 12 bis 15 Fuß Höhe erziehen läßt. Er erreicht in 20 Jahren seine Vollkommenheit, treibt flache, starke, 1 Fuß tief und 3 Fuß weit gehende Wurzeln, die außerordentlich mit vielen Wurzellohden wuchern. Die Rinde hat einen widerlichen Geruch, ist an den jungen Sommerlatten grün, an den ältern Zweigen und am Stamm aschgrau, am Stammende etwas aufgerissen, sonst ist sie runzlich und bedeckt eine grasgrüne Rinde. Das Holz hat an den Zweigen und jungen Lohden eine sehr weite Markröhre, die aber an ältern Stämmen enger wird, und mit der Zeit vergeht, an deren Stelle ein hartes, festes, zähes schön gelbes und schweres brauchbares Nutzholz entstehet. Das Laub ist dunkelgrün, widrig riechend, gefiedert, so daß die eirunden, lanzetförmigen, gezahnten Blätter paarweise an einem Stiele stehen. Er trägt, so wie alle Hollunderarten, fruchtbare Zwitterblüthen, die bei diesem weiß sind, widerlich süß riechen und im Junius erscheinen. Die Krone ist mit 5 Staubfäden und der Fruchtknoten auf dem Staubwege mit 3 stumpfen Narben versehen. Die Beeren stehen auf röthlichen Stielen, sind anfangs grün, und erhalten bei ihrer Reife im September eine ins Schwarze fallende, rothe Farbe; sie haben einen schwarzrothen Saft, und enthalten einen kleinen, länglichen Saamen, der oft von Vögeln weggetragen wird, und auf hohen Mauern und Ruinen aufkeimt. Die Beeren fallen im Oktober ab, und liegen bis zur Keimung 8 Monate in der Erde.

Der Hollunder vermehrt sich von selbst häufig aus dem Saamen und den Wurzellohden; will man ihn aber säen, so muß es gleich nach der Reife der Beeren, in einem guten, etwas feuchten und schattigen Boden geschehen. Er wird einzeln in die Rinnen angezettelt, angegossen, und mit sehr wenig lockerer Erde oder Sand besiebet. Die daraus erwachsenden Pflanzen nehmen in gutem Boden geschwind zu, und zeigen sich schon im ersten Sommer als kleine Hollunderzweige, bringen auch schon im dritten und vierten Jahre

Blüthen und Früchte. Will man eine Pflanzung wegen Benutzung der Beeren unternehmen, so setzt man sie im Herbste 16 Füß weit auseinander, damit sie frei stehen und von der Sonne und Luft getroffen werden. — Er läßt sich auch durch Versetzung der Wurzellohden, aber schwerlich durch Steckreißer fortpflanzen. Der Stock schlägt aus, obgleich der Hollunder als Schlag- und Reißholz keinen sonderlichen Nutzen hat.

Außer in den Wildbahnen gewährt dieser Strauch noch so mancherlei Nutzen, daß er wohl häufigere Anpflanzung verdient. Die Blüthen werden vor ihrem gänzlichen Ausbruch in manchen Haushaltungen wie Gurken eingemacht, und die aufgebrochenen mit Butter gebacken oder mit Milch gekocht, genossen. Die Blüthen (Flores sambuci) werden für die Apotheken ganz und mit ihren Stielen getrocknet, auch wird ein Wasser (Aqua florum sambuci) daraus abgezogen. Die noch unreifen grünen Beere können mit Essig und Salzwasser wie Kapern eingemacht werden. Aus den reifen wird ein Mus (Roob Sambuci) wie das Heidelbeermus, bereitet, welches in manchen Gegenden allein oder mit Zwetschgenmus vermischt, die Abendspeise der Landleute, außerdem aber auch officinell ist. Die Beeren werden von manchen Weinhändlern zur Färbung der Weine gebraucht. Auch soll man Brandtewein daraus brennen können. Aus den Beeren des weißen Hollunders soll man nach Haller mit einem Zusatz von Zucker, Ingwer und Nelken, einen, dem Frontignac ähnlichen Wein bereiten. — Von den Beeren sollen die Hühner krepiren.

Das Holz von alten Hollunderstämmen, welches, wenn es ausgetrocknet, weißgelblich, sehr dicht, hart und zähe ist, wird zu Einfassung mathematischer Instrumente, zu Linealen, Maasstäben, Handgriffen, Fischer- Strick- und groben Filetnadeln, auch andern Drechslerwaaren gebraucht. Die Kunsttischler bedienen sich des Stamm- und Wurzelholzes zu ausgelegten Arbeiten. Es wird besonders mit Nutzen zu Spulen bey Spinn- und Zwirnmaschinen gebraucht, wo sonst andres Holz wegen des schnellen heftigen Umlaufens leicht in Brand geräth. Das Reisigholz ist zur Feuerung gut, auch die Kohlen sind zu kleinen Feuerarbeiten besonders dienlich. Die zweite grüne Rinde be-

sitzt Heilkräfte und wird im Frühjahr gesammelt. Der Absud der Rinde giebt einige brauchbare Farben.

Der rothe Hollunder, lat. Sambucus racemosa, Linn. Fr. le Sureau à fruit écarlat en grappes, Engl. the redberried mountain Elder; auch genannt: scharlachrother Hollunder, rother Holler, rother Flieder, Bergholder, Steinholder, Steinholler, Hirschholder, wilder Holder, Waldholder, Traubenholder, Reske, Roskén, Kelken, Kesken, Schalaster, Schiesgen, Zwitschenstaude, Zwitschenbeerstaude. Ist unter den sommergrünen Laubhölzern ebenfalls ein ganzer harter Strauch, aber kleiner und schwächer, als der vorherbeschriebene schwarze, hat auch eine kürzere Dauer, indem er mit 15 Jahren seine Vollkommenheit erreicht. Er wird etwa 6 bis 8 Fuß hoch, ist etwas härter im Holze, und hat außer der Blüthe und Frucht dennoch mit dem schwarzen Hollunder einiges gemein.

Die Wurzel geht einen halben Fuß in die Tiefe, und 2 Fuß in die Weite. Die Rinde ist wie am schwarzen Hollunder beschaffen, hat aber ihren unangenehmen Geruch nicht. An den jungen Schössen ist sie röthlich. Die Blätter sind kleiner. Die Blüthe kömmt im Mai in entblösten länglichen, dichten, traubigten Büscheln an den äußersten Seitenästen hervor, und hat eine weißgelbliche Farbe. Die Beeren sind eirund, hochroth, wässerig, werden von der Blumendecke gekrönt, und reifen im Julius. Sie liegen 8 Monate in der Erde, enthalten 3 eirunde, kleine, gelbliche Saamen, und werden von den Drosseln begierig gesucht, so wie das Laub von Hirschen. In warmen Herbsten blüht dieser Strauch noch einmal. — Die schwarzen Flecke auf der Befruchtungsnarbe, und die grüngelben Blumenblätter sind, so wie die ovalen Büschel und hochrothen Beeren, wesentliche Unterscheidungszeichen von dem schwarzen Hollunder.

Oekonomischer Gebrauch ist von dieser Staude nicht bekannt; seine Vermehrung aber geschieht wie bei der vorigen Art.

Holz, s. unter Baum.

Holzanweisung, s. Anweisen.

Holzapfelbaum, lat. Pyrus Malus silvestris, Franz. le Pommier sauvage ou de bois, Engl. the Crab-Tree, Wilding or Crap-Apple, Mawe; auch genannt: wilder Apfelbaum, Waldapfelbaum, Sauapfelbaum, Hermeltingbaum, Holzstöckelingbaum, Buschapfel, Buchapfel, Häitgen, Hölkenbaum, Holzströmlingsbaum, Wildling. Ist ein sommergrünes Laubholz, und gehört unter die harten Baumhölzer der zweiten Größe. Er gehört mit den Birnen und Quitten zu einem Geschlechte, das fruchtbare Zwitterblumen bringt. Die Kennzeichen dieses Geschlechts bestehen darin, daß der Kelch oder die Blumendecke nicht abfällt, und mit fünf gleichen und tiefgetheilten Einschnitten versehen ist, daß die Blumenkrone aus 5 rundlich ausgehölten Blättern besteht, auf die 20 männliche Staubfäden zum Vorschein bringen, und daß der weibliche Knopf, der unter der Blumendecke befindlich, 5 fadenförmige und mit den Staubfäden gleich lange Befruchtungsröhren mit einfachen Narben führt.

Der Holzapfelbaum ist ein ansehnlicher, harter, dauerhafter Baum, von einem öfters sehr unregelmäßigen Wachsthum, der jedoch unter günstigen Umständen eine ziemliche Höhe, 18 Fuß und ein hohes Alter erreicht. In niedrigen feuchten Laubhölzern hat er das beste Wachsthum; in den rauhen höhern Gegenden und Gebirgen hingegen wird er, wie der Holzbirnbaum, sehr stark mit Moos und Flechten überzogen, und zeiget eine sehr verworrene, auch zusammengezogene struppige Krone, und überhaupt ein sehr schlechtes Wachsthum. Seine Zweige sind mit harten, langen Dornen versehen, die die zahmen Apfelbäume ablegen.

Seine Pfahlwurzeln gehen 3 Fuß in die Tiefe und 4 Fuß in die Weite, und treiben überall eine häufige Brut. Die Rinde ist am jungen Holze grau und glatt, am alten schwärzlich und rauh. Die Blätter sind eirund zugespitzt, der Rand stumpf gezahnt, oben hellgrün glänzend, unten bleicher und etwas behaart. Das Holz ist bräunlich, hart und mittelmäßig dauerhaft. Die Zwitterblumen kommen im Mai hervor, haben einen angenehmen Geruch und eine röthliche Krone, und sind viel größer als die der wilden Birnen. Staubfäden haben sie gemeiniglich 19 bis 21

an der Zahl. Die Frucht ist ein kleiner überaus herber und saurer Apfel, der weißes Fleisch hat, und braune Kerne als Saamen enthält, die im Oktober reif werden.

Zur Fortpflanzung nimmt man die über Winter in den Früchten gelassene oder in frischem Sand wohlverwahrten Kerne, und weicht sie vor der Aussaat im April 48 Stunden ein; alsdann läßt man die äußere Nässe ablüften, legt sie einzeln in Rinnen, und bedeckt sie mit ein viertel Zoll lockerer Erde. Bis zum Aufgehen, welches im ersten Sommer geschieht, werden sie bei trockenem Wetter in der Baumschule gelinde begossen, welches auch so mit den jungen Pflanzen geschieht. — Die Auspflanzung kann sowohl im Herbste als im Frühling geschehen. Die Steckreißer gedeihen nicht.

Die Früchte sind eine Wildäsung, daher man den Baum in Wildbahnen gerne duldet. Manche füttern sie auch dem zahmen Vieh. Beim Cidermachen werden sie bisweilen unter die Gartenäpfel gemischt. Man preßt auch einen Saft daraus, der in Frankreich unter dem Namen: Picasse, Piquette bekannt ist, und an die gekochten Fische gethan wird. Die frischen und dürren Holzäpfel geben auch ein kühlendes Getränke für die Arbeitsleute. Aus den Blüthen sammeln die Bienen vielen Honigstoff. Die innere Rinde giebt mit Alaun gesotten, eine schöne gelbe Farbe. Stamm und Wurzel geben ein schönes Nutz- und Schirrholz für Schreiner, Dreher, Wagner und Müller. Es werden die besten Hobel, allerhand Handgriffe, Schlittenkufen, Radkämme u. d. gl. daraus verfertiget, und die Abgänge geben ein gutes Brenn- und Kohlholz.

Holzarten, Holzgattungen. Sind diejenigen Gewächse mit kenntlichen Befruchtungswerkzeugen, welche sich durch einen oder mehrere Schafte oder Stängel von holziger Substanz und mehrjähriger Dauer von den Pflanzen und Gräsern unterscheiden. Hierher gehören also alle Bäume, Sträucher und Erdhölzer, sie mögen wild wachsen oder in Gärten erzogen werden. Im engern Sinn versteht der Forstmann unter Holzarten diejenigen Bäume und Sträucher, welche den Bestand der Waldungen ausmachen und eigentliche Gegenstände der Forstwirthschaft sind.

Die mancherlei wilden Holzarten, die in unsern Wäldern angetroffen werden, bestehen sämtlich entweder aus Laubholz oder aus Nadel- oder Tangelholz. Letzteres hat drei besondere Eigenschaften, welche es vom erstern unterscheiden. 1) Bleibt selbiges das ganze Jahr hindurch auch im strengsten Winter, grün, und verliert nur im Frühjahr einen Theil der alten Nadeln, wenn der junge Trieb und die neuen Nadeln sich bereits zeigen: den einzigen Lerchenbaum ausgenommen, der seine Nadeln jährlich im späten Herbst gänzlich fallen läßt, und im Frühjahr wieder von neuem damit bekleidet wird. 2) Schlägt dasselbe, es sei jung oder alt, aus den Stöcken, Stämmen oder Wurzeln nicht wieder aus. 3) Setzt fast alles Nadelholz im Schafte gegen Norden mehr Holz an, als gegen Süden, so daß die Ringe oder Jahre daselbst viel stärker sind, welches man an manchen Orten Spannrücken nennt; hingegen setzt das Laubholz seine Jahre gegen Süden stärker an.

Das Laubholz, welches den Namen von seinen Blättern als dem eigentlichen Laube hat, heißt auch deswegen in manchen Gegenden lebendiges Holz, weil es aus den Stökken und Wurzeln wieder ausschlägt. Man findet in demselben kein Harz, wie bei den Nadelhölzern, sondern einen mehr wässerichten Saft.

Das Laubholz, so wie das Nadel- oder Tangelholz, ist entweder Sommergrün, oder Immergrün (nämlich auch im Winter grün), die Ursache aber, warum einige Bäume ihr Laub auch im Winter behalten, ist noch nicht entschieden.

Die Holzarten werden ferner nach der Größe und verschiedenen Beschaffenheit ihres Wuchses eingetheilt. Dabei nimmt man denjenigen Wuchs als allgemeine Norm an, den sie in einem ihrer Natur gemäßen Boden, Klima, Stand, ohne Beihülfe der Kultur erreichen, und in dieser Absicht giebt es folgende Klassen. 1) Bauholz, 2) Baumholz, 3) ganze Sträuche, 4) halbe Sträuche, 5) Rankengewächse, 6) Erdhölzer.

1) Bauhölzer sind diejenigen einschäftigen Bäume unter den Laub- und Nadelholzarten, welche in ihrem natürlichen Zustande gewöhnlich die ansehnlichste Höhe und Stärke erreichen, und dabei einen ganz geraden und glat-

ten Wuchs haben; man theilt sie in hartes und weiches Holz ein. Hartes Bauholz liefert unter den Laubhölzern: die Traubeneiche, die Stieleiche, die weisse Eiche, die Kastannieneiche, die Scharlacheiche, die rauhe Ulme, die glatte Ulme, die Esche, die Mast- oder Rothbüche, die Eller. Unter den Nadelhölzern: der Lerchenbaum, die Kiefer. — Weiches Bauholz. Laubholz: die Silberpappel, die Zitterpappel, die schwarze Pappel, die weisse Weide. Nadelholz: die Weißtanne, die Fichte.

2) Baumholz gehöret, seiner Haupteigenschaft nach, da es wie das Bauholz einschäftig ist, eigentlich mit diesem unter eine Abtheilung. Da aber bei der höchstmöglichsten Forstbenutzung alles auf die mögliche Höhe, Stärke und Güte des Holzes ankömmt, so unterscheiden sich die natürlich am höchsten wachsenden Bauhölzer von den übrigen natürlichen Baumhölzern, aber auch diese wieder, in Rücksicht ihrer verschiedenen Größe, in 3 Klassen.

Baumhölzer der ersten Größe sind nämlich diejenigen, deren reine Schäfte gewöhnlich nicht über 30 Fuß Höhe, und in solcher nur eine, mit der untern unverhältnißmäßig schwächere Zapfendicke erlangen. Unter den Laubhölzern sind davon harte: der Hornbaum oder die Weißbuche, der Ahorn, der Zuckerahorn, der Spitzahorn, die Birke, die weiße Eller, die weiße Eiche, der Vogelkirschenbaum. Weiche sind: die Winterlinde, die Sommerlinde.

Baumhölzer der zweiten Größe, die nur bis 18 Fuß Schaftlänge haben, und zwar harte unter den Laubhölzern, sind: der Elzbeerbaum, der Holzapfelbaum, der Vogelbeerbaum, der Mehlbaum, der kleine deutsche Ahorn, der Eibenbaum (als immergrün). Weiche: die Mandelweide, die Knackweide, die gelbe Bandweide.

Baumhölzer der dritten Größe von 10 Fuß Schaftlänge. Harte unter den Laubhölzern: der Traubenkirschenbaum, der Sauerkirschenbaum, der Kornelkirschenbaum, der Mispelbaum. Unter den Nadelhölzern: der Wacholder. Weiche: Die Saalweide, die Lorbeerweide, die rothe Bandweide, die Hülse oder Stechpalme (immergrünes Laubholz).

Die Sträuche sind solche Holzarten, welche aus einem Saamenkorn oder aus einer Wurzel mehrere kleine Schäfte

treiben. Denn wenn sie auch in der ersten Jugend nur mit einem Stängel gefunden werden, so erscheinen doch in der Folge mehrere, und bilden den Strauch, der gewöhnlich keinen beträchtlichen Hauptstamm macht, und der noch überdem von kurzer Dauer ist. Ob zwar die Kultur und Behandlung gar vieles ändern, nämlich Bäume in Sträuche, und diese in Bäume verwandeln können, wie das erstere bei allen Stammschlaghölzern von wahren Laubbaumarten geschiehet; so darf doch dieses keine Verwirrung veranlassen, weil man zur Unterscheidung wahrer natürlicher Sträuche, von erzwungenen, auf den Hauptstamm und die weit schwächern Nebenstängel sehen, und aus dem Stock selbst beurtheilen muß, ob er noch in seinem natürlichen Zustande, oder schon abgetrieben gewesen sey. Die Sträuche unter sich, und besonders unter den Laubholzarten, zeigen in Absicht ihres Wuchses und ihrer Dauer manche Verschiedenheit, daher sie in ganze, halbe, rankende, und Erdsträuche eingetheilet sind.

3) Ganze Sträuche, welche von unten bis in die Spitze 4 bis 16 Fuß hoch sind, haben im natürlichen Zustande einen bestimmten aufrechten Hauptstamm, mit einigen anschließenden Nebenstengeln auf einem Wurzelstocke. Diese kommen nicht gleich auf der jungen Pflanze hervor; wenn sie aber erschienen sind, so entziehen sie dem Hauptstamm die Nahrung, daher auch diese Sträuche nicht so alt als wie die Bäume werden.

Harte ganze Sträuche sind unter den Laubhölzern: der Haselstrauch, der schwarze Hollunder, der rothe Hollunder, der Kreuzdorn, der gemeine Weißdorn, der Schlingstrauch, der Pimpernußstrauch, der Schlehendorn, der Liguster, das Pfaffenhütchen, der Heckenkirschenstrauch, der weidenblättrige Seekreuzdorn, der Hartriegel, der Berbisbeerstrauch, der wilde Quittenstrauch, der Schwalbenbeerstrauch, der Quittenmispelbaum, die Weinrose, die große rauhe Hagebuttenrose. Weiche: das Pulverholz, die Werftweide, die Korbweide, die gelbe Bachweide, die Rosmarinweide.

4) Halbe Sträuche haben geringere Höhe, von 2 bis 4 Fuß, und viel sperrhafte, noch weniger dauerhafte Nebenstängel, daher auch kein sonderlicher Forstgebrauch von

von ihnen gemacht wird. Ihr Wachsthum in die Höhe hört größtentheils nach gebrachtem Saamen auf. Die in deutschen Forsten vorkommenden gehören sämmtlich unter die Laubhölzer. Harte sind: die Besenpfrieme, die blasse, weiße und gelbe Feldrose, der Straußbeerenstrauch, der schwarze und wilde Johannisbeerstrauch, der wilde Stachelbeerstrauch, der Färberginster. (Der Kühnpost, der hohe Brombeerstrauch, der Mistel, als immergrünende Sträuche). Weiche: die salbeiblättrige Weide, die kleine Sandweide.

5) Die Rankengewächse haben kriechende oder rankende Reben, welche ohne Unterstützung nicht in die Höhe kommen können, sondern auf der Erde fortlaufen. Sie gehören unter die Laubhölzer, und sind: das wilde Geisblatt, die Waldrebe, die Alpranke. (Der Winterepheu, die Ackerbrombeere, die Moosbeere, als immergrünende Ranken).

6) Die Erdhölzer sind in Absicht ihres Holzes die allerunbeträchtlichsten, indem selbiges, obzwar als wahres wirkliches Holz, doch nur aus schwachen niedrigen Rüthchen besteht, deren Wachsthum in die Höhe sich mit dem Saamen endiget. Von den Laubhölzern gehören hierher: die Gärbermyrthe, der Kellerhals, die Hauhechel, die Erdrose, der Trunkelbeerstrauch, die Heidelbeere, der kleine stachlichte Ginster. Immergrün ist: die gemeine Heide, die Sumpfheide, die Bärenbeere, die rosmarienblättrige Andromede, die Preusselbeere, der kriechende Ginster, die Krähenbeeren.

Holzbereitung. Ist die Fertigung des Holzes zu seinem sehr mannigfaltigen Gebrauch, indem es entweder zur Feuerung, oder zur Gewinnung mannichfaltiger Produkte vermittelst des Feuers, oder zu verschiedenen Handwerken angewandt, und nach Verschiedenheit des Gebrauchs, Brennholz, Kunstbrennholz oder Werkholz genannt wird. Alles Holz taugt im Nothfalle zu Brennholz, aber nicht alles zu Kunstbrennholz, und noch weniger zu Werkholz. Hieraus ergiebt sich der verschiedene Werth des Holzes, und die Nothwendigkeit selbiges zu sortiren, da immer eines, wegen seiner Tauglichkeit zu einem Gebrauche, und wegen seiner innern Güte und Seltenheit, mehr gesucht wird,

als das andere. Wie nun die Brauchbarkeit des Holzes verschieden ist, so ist es auch dessen vorläufige Bereitung; jene bestimmt den Werth des Holzes, diese erhöhet ihn noch mehr. Von beiden muß ein Förster gründliche Kenntniß haben, wenn er anders den Werth des Holzes mit Zuverlässigkeit angeben, und aus seinem Forste den möglichst größten Nutzen ziehen soll. In vielen Fällen kann er aber selbst von der Brauchbarkeit kein richtiges Urtheil fällen, wenn er nicht von der Bereitungsart die nöthigsten Kenntnisse besitzt. So ferne es daher die Umstände des Orts und anders näher mit dem Forstwesen verbundene Geschäfte erlauben, darf der Förster die Hölzer nicht im Ganzen abgeben, sondern muß selbst alles Holz zum Gebrauche bereiten lassen. Zufolge der Eintheilung des Holzes in Ansehung seines Gebrauchs zerfällt also die Holzbereitung, in 1) Brennholzbereitung, 2) Kunstbrennholzbereitung und 3) die Werkholzbereitung.

Zum Brennholze ist ein jedes gesundes, mittelmäßig hartes, in mittelmäßig große Scheiter gespaltenes, trockenes oder dürres Holz, das mit dem wenigsten Rauche verbrennt, das tauglichste und beste. Man braucht also auch nur Holz von diesen Eigenschaften zu Brennholz zu wählen, nicht aber, wenn es noch andere Eigenschaften zu Werkholz brauchbar machen; und nur dann kann man Werkholz auch zur Feuerung anwenden, wenn desselben im Ueberflusse vorhanden ist.

Wegen der verschiedenen Güte und Brauchbarkeit des Brennholzes, und da nicht zu allen Feuerungsarten das beste Brennholz erfordert wird; so muß das Nadelholz von dem Laubholz, das harte von dem weichen, und wieder jede Holzart von der andern abgesondert werden, um jeden Käufer befriedigen zu können. Laubhölzer haben überhaupt den Vorzug vor den Nadelhölzern.

Wenn Bäume zum Brennholze bestimmt sind, so werden nach der Fällung die Aeste zunächst an dem Stamm abgehauen, oder, Zeit und Holz zu sparen, mit einer Handsäge abgeschnitten, die Stämme und die starken Aeste aber mit der Schrotsäge in Klötze von der gewöhnlichen Scheitlänge — zu 3, 3 und ein halb, 4, auch 4 und einen halben Fuß, je nach der eingeführten Gewohnheit in einem

Lande — getheilt; die schwächern Aeste, die man mit einem Hiebe durchhauen kann, braucht man nicht zu sägen. Den Gebrauch der Axt überhaupt zu gestatten, ist Zeit und Holz verderbend. Die Klötze werden dann gespalten, und in Scheiter zerschlagen, die ausgemachten, oder von den mit der Wurzel umgeworfenen Stämmen abgetrennten Stöcke zerstücket, und Scheiter und Stöcke in Klaftern gelegt, das Reißig aber und die dünnen Aeste in Bündel gebunden, und auf Haufen gebracht.

Da jedes Brennholz, auch noch in seiner Art verschieden ist, und überhaupt jeder Baum Klafter- Stock- und Wellenholz liefert, so muß es also in diese 3 Sorten, in Klafter, Stöcke, Wellen, bereitet werden.

Das in Klaftern oder Stöße gelegte Brennholz wird entweder als solches abgegeben, oder als Kunstbrennholz, zur Vermehrung des reinen Ertrags, verbraucht, und zu Kohlen, Pottasche oder Theer bereitet. S. Köhlerei, Aschebrennen und Theerschweelen.

Der wichtigste Theil der Forstnützungen aber besteht in der Bereitung des Werkholzes, das in Ansehung seiner allgemeinen und besondern Eigenschaften, vornehmlich aber seiner Größe, zu verschiedenem Gebrauche dient. S. Werkholz und Nutzholz.

Holzbirnbaum, Lat. Pyrus Pyraster, Fr. le Poirier sauvage, Engl. the wild Pear-Tree; auch genannt: wilder Birnbaum, Knötelbaum, Saubirn, Feldbirnbaum, Geisbohnenbaum, Krutschenbaum, de Holtikbeerbom. Ist ein sommergrünes Laubholz, und gehört unter die harten Baumhölzer der zweiten Größe, das unter das Geschlecht der Aepfel und Quitten gehört (siehe unter Holzapfelbaum).

Man findet diesen Baum von verschiedener Größe, in Hölzern und auf Feldern wild; er hat einen langsamen Wuchs, und erreicht ein hohes Alter, wenn ihm Lage und Boden günstig sind. Das Alter seiner Vollkommenheit erreicht er mit 100 Jahren. Seine Wurzel geht 2 Fuß tief und breitet sich 4 Fuß weit aus. Die Rinde ist am jungen Holze glatt, bräunlich, am alten schwärzlichgrau, rauh, aufgesprungen. Das Holz ist rothgelb oder roth, hornfest, zähriffig, schwer und feinfaserig. Die Blätter sind eiför-

mig, spitzig, der Rand fein gezahnt, oben grünglänzend, unten etwas wollig, brechen zu Ende des Maies aus, fallen in der Mitte des Oktobers ab, und hängen an langen, röthlichen dünnen Stielen. Die Zwitterblüthen mit 20 Staubfäden erscheinen im Mai in großen Sträußern; die 5 Blumenblätter werden zuweilen milchweiß, öfters auch weißröthlich gefunden. Die Früchte reifen in der Mitte und gegen das Ende des Septembers, werden weich oder teig, und enthalten 10 schwarze Kerne in sich, die zur Fortpflanzung geschickt sind.

Die aus den Kernen erzeugten Stämme sind die schönsten und dauerhaftesten, und es sollte bei dem seltener werdenden Eichen-Mastholze, mehr Rücksicht und Fleiß auf den Anbau derselben in den leeren Plätzen der Wälder genommen werden, wenigstens würde der Wildstand sehr dabei gewinnen, und dem Landmann weniger beschwerlich und nachtheilig seyn, als er es beim Mangel aller Waldnahrung in den ausgehüteten Forsten wird.

Die Aussaat geschieht am besten, wenn man die über Winter in den Früchten gelassene oder in frischem Sand, wohlverwahrten Birnenkerne 48 Stunden vor der Aussaat im April einweicht, alsdann die äußere Nässe ablüften läßt, und sie einzeln in die Rinnen legt, sie angießt, und mit ein Viertel Zoll lockerer Erde bedeckt. Bis zum Aufgehen, welches im ersten Sommer mit zwei eiförmigen hellgrünen Saamenblättchen geschieht, werden sie bei trockenem Wetter gelinde begossen, welches auch so mit den jungen Pflanzen geschieht. Bei der Auspflanzung, welche sowohl im Herbste als im Frühling geschehen kann, hat man besonders auf einen weitläuftigen Stand, leimigten, mit Sand und etwas Dammerde vermischten, und gemäßigt frischen Boden zu sehen. Die Steckreißer gedeihen nicht. Der Stock schlägt zwar aus, aber nicht zu Schlagholz.

Die Früchte geben einen ganz guten Most; sie dienen Schweinen zur Mast, und dem Roth- und Schwarzwildpret zur Aesung. Man kann auch Essig und Brandwein daraus bereiten. Wenn sie auf dem Lager teig geworden sind; sind sie eine Speise des Landmanns. Der vergohrne Absud der gedörrten oder teig gewordenen Früchte, giebt ein recht labendes Getränke. Das Holz dient zu allerhand me-

chanischen Instrumenten, Druckerformen, beim Tapeten- und Cattundrucken, zu Zuckerbäckerformen, Holzschnitten, Modellen, Vignetten und feinen dauerhaften Drechslerwaaren. Bei jungen Stämmen ist das Stammholz am untern Ende 5 bis 6 Fuß hoch über der Erde, härter als oben oder in den starken Aesten. Bei ausgewachsenen Bäumen ist es durchgängig von gleicher Härte. Es läßt sich schön schwarz beizen, so daß es dem Ebenholze alsdann ähnlich ist. Man nimmt es zu Radkämmen und Rakettenstöcken. Im Unterholze duldet man den wilden Birnbaum gern, weil er gutes Brennholz giebt. Nicht leicht aber werden die alten hohlen Stämme zu Brennholz aufgeschlagen, bevor sie nicht von der Natur abgestorben oder vom Winde umgebrochen sind, weil eben diese die häufigsten Früchte und folglich die reichlichste Mast liefern.

Holzdieb, Fr. Voleur, Larron de bois. Holzdiebstahl ist nach den rohen und falschen Begriffen des gemeinen Mannes kein Laster, und daher kein Wunder, daß dergleichen unmoralisches Vergehen nicht mit der Verachtung, als es bei andern Diebstählen geschiehet, bestrafet wird. Um so ernstlicher muß eine gute Forstpolizei auf Mittel Bedacht nehmen, um Holzdiebstähle möglichst zu verhindern, und wenn dergleichen verübt werden, wie denn dieses leider nur zu häufig geschieht, die Thäter scharf bestrafen. Bei dem Diebstahl selbst sollte nicht sowohl der zeitige Werth des gestohlnen Holzes, sondern mehr der Nachtheil berücksichtiget werden, welcher dem künftigen Zuwachs zugefüget worden ist, mithin muß dem Holzdieb die Strafe nach diesem Verhältniß bestimmt werden. Holzdiebe verdienen überhaupt eine härtere Strafe, als Wilddiebe, weil letztere durch ihren Diebstahl dem Staate keinen so nachtheiligen Schaden zufügen als erstere, deren Diebstahl auch noch der Nachkommenschaft schädlich ist. Im Allgemeinen sollten die Holzdiebe mehr mit Leibes- als mit Geldstrafen beleget werden.

Die Pflicht eines Forstbedienten erfordert daher, seine genaueste Aufmerksamkeit auf Holzdiebe, als die schädlichsten Forstfrevler, zu richten, uud schon aus diesem Grunde ist es durchaus nöthig, tägliche Aufsicht über sein Revier zu halten (siehe Begehen), damit er nicht selbst den Holzdieben Gelegenheit verschafft, Diebstähle ohne Scheu und

ungestraft zu verüben. Bei Entdeckung eines Diebes darf aber der Forstbediente die Strafe sich nicht selbst anmaaßen, sondern kann bloß mehreren Beweises halber den Dieb pfänden, hat ihn aber bei seiner vorgesetzten Instanz anzuzeigen, als welcher die Bestrafung desselben, nach vorliegenden Forstordnungen oder sonstigen landesherrlichen Special-Gesetzen, alleine zustehet.

Hölzer, Holzungen. Hiemit werden die kleinern Theile eines Forstes, Revieres, oder einzelne in solchem gelegene und mit Holz bestandene Berge oder Thäler, aus denen die Reviere und Huthen zusammengesetzt sind, bezeichnet.

Holzersparung, Fr. l'art de menager le bois. Setzt diejenigen Kenntnisse voraus, wie man auf verschiedene Weise die Holzbedürfnisse mit mehrerem Vortheil bestreiten, und dieselben mit einer beträchtlichen Ersparung an Holz gleichwohl hinlänglich befriedigen könne, und diese Kenntniß muß ein Förster allerdings besitzen, wenn er anders für einen forstgerechten Aufseher der Waldungen angesehen seyn will.

Daß vorzüglich eine forstmäßige Behandlung jeder nach der Eintheilung benannten Classe von Waldungen, ferner Ansaaten und Anpflanzungen, so wie Hegungen, als Mittel hiebei zum Grunde gelegt werden müssen, versteht sich schon von selbst. Ein Förster muß daher verstehen, den vorräthigen Holzbestand zu erhalten, und desfalls Windbrüche, Beschädigungen der Bäume, durch welche selbige faul und schadhaft werden, und Feuer in den Waldungen, so wie auch die Verwüstung des Holzes durch den Holzdiebstahl, so viel in seinem Vermögen steht, zu verhüten wissen.

Ferner muß der Forstbediente die Mittel verstehen, durch welche man zu dauerhaftem und tüchtigem Bauholz, ingleichen zu nutzbarem Brennholz gelangen könne. Diese Kenntnisse werden durchaus von ihm gefordert. Von Rechtswegen aber sollte er auch eine Kenntniß der verschiedenen vielfältigen Arten und Gattungen der Holzbedürfnisse besitzen, und einer jeden das abzugeben wissen, welches sich am besten für sie schickt, und welches ihr am nützlichsten ist; er sollte ferner so viel Kenntnisse von der Baukunst haben,

um im Stande zu seyn, die Verbesserungen, so zur Holzersparung bei der zeitherigen Bauart von Zeit zu Zeit verschiedentlich vorgeschlagen worden sind, zu beurtheilen (siehe auch Bauholz); auch sollte er die durch verschiedene Erfindungen nützlicher Einrichtungen bisheriger Stubenöfen, Küchen- Brau- Malz- Brandwein- und übrigen Wirthschaftsfeuerungen rc. zu bewirkenden Arten der Holzersparung sich bekannt machen; und endlich sollte er sich auch eine wirthschaftliche Kenntniß von der Nutzung des Torfs und der Steinkohlen zu verschaffen suchen.

Holzeule, lat. Strix sylvestris, Linn. Gehört unter die erste Ordnung, die Raubvögel, und ist von der zweiten Familie der Gattung der Eulen eine Art, welche als Kennzeichen einen glatten und mit einem niedlichen Haarbusch gezierten Kopf, weiß und braungrau gefleckten Körper und grauen Stern hat. Diese Eule wird im Herzogthum Crain angetroffen, und auch wilde Eule genannt. Sie hat die Größe eines Haushahns. Der Schnabel ist blaßgelb. Von dem einen Ende des Ohrs geht ein weißer dichter Federkreis quer über die Stirne bis an den untern Theil des andern Ohrs. Ob diese Eule eine wirklich verschiedene Art ausmacht, oder bloß Varietät ist, kann nicht mit Gewißheit behauptet werden.

Holzfällung, Fr. Abatage, Coupe, Taille de bois. Ist das Geschäfte der Holzmacher, das angezogene, schlagbare, von dem Forstbedienten ihnen angewiesene Holz niederzumachen, um solches zur Forstnützung veräußern zu können. Von den wichtigsten Regeln der Fällung des Holzes, welche sich auf den Nachwuchs und auf die forstpflegliche Eintheilung beziehen, wird unter Holzschlag und hier bloß davon gesagt werden, wenn und wie das Holz, in Rücksicht der besten Nutzung, gefället werden müsse. Hierbei kömmt es also darauf an, daß man zur Holzfällung die beste Zeit, Ordnung und Art bestimmt.

Die Zeit, zu welcher das Holz gefället wird, hat auf die Güte desselben ohnstreitig einen großen Einfluß; siehe Bauholz und Schlagholz. Ausserdem hat man aber auch bei Bestimmung der besten Fällzeit vornehmlich auf die Holzzucht, auf die Abfuhre und das Ausbringen des Holzes und auf die Holzmacher Rücksicht zu nehmen. Nimmt man

die Fällung im Winter vor, und läßt die abgetriebenen Schläge zeitig genug räumen, so kann noch in demselben Jahre auf selbigen ein frischer Anflug oder Aufschlag erfolgen, oder darauf angesäet werden. Zu dieser Zeit sind auch die Holzmacher leichter und um wohlfeilern Lohn zu bekommen, weil sie da noch keine ländlichen Arbeiten haben. Aus diesen Gründen bleibt immer der Winter die schicklichste Zeit zur Fällung des Holzes, nur findet hierin auf hohen Gebirgen eine Ausnahme statt, weil es auf selbigen der tiefe Schnee und die lang anhaltende Kälte nicht zuläßt, zumal man überhaupt nebst der Jahreszeit auch auf die Witterung mit Rücksicht nehmen muß. Denn so muß man bei starkem Froste oder Winde das Holzfällen unterlassen, weil im ersten Falle die Bäume leicht brechen und reissen, im letztern durch die Gewalt des Windes auf eine Seite geworfen werden können, wo sie theils durch ihren unrechten Fall Schaden nehmen, theils andere stehen bleibende beschädigen können.

In Ansehung der Ordnung bei der Holzfällung muß der Förster zu der zur Fällung bestimmten Zeit die Holzmacher behörig anweisen, und die Gränzlinien des abzutreibenden Schlages, und die einzelnen Stämme, die geschonet oder gefället werden sollen, bezeichnen. An den Gränzlinien geschiehet dieses am besten, daß man die auf selbigen stehenden Bäume entweder anplätzet, oder mit Strohwischen bestecket. Die einzelnen Bäume, die zu Laßreißern, Oberständern und Saamenbäumen stehen bleiben, oder zu Bloch- Bau- und Nutzholz gefället werden sollen, kann man jene mit einer umgebundenen Wiede, diese durch Anschlagung des Waldhammers bezeichnen.

Wenn ein Schlag mit Holz von verschiedener Brauchbarkeit bestanden ist, und stehet auf selbigem Ober- und Unterholz unter einander, so muß man der Ordnung halber mit der Fällung des Unterholzes den Anfang machen, und zwar vorläufig die stärksten, aus dem Saamen gewachsenen Stangen zu künftigen Laßreißern, auch andere von gutem Wuchse zu kleinem Nutzholze auslesen und bezeichnen, damit sie die Holzmacher schonen. Das nach dieser Sortirung übrige Brennholz wird zuerst, und dann auch das bezeichnete kleinere Nutzholz abgetrieben.

Nun kömmt die Reihe an das Oberholz, vor dessen Fällung der Förster aber wieder die besten Bäume zu Bau- und starkem Nutzholz auslesen, und mit dem Waldhammer anschlagen, auch die Oberständer und Saamenbäume, die noch bis zum nächsten Umtrieb stehen bleiben sollen, auf obige Weise bezeichnen muß. Nach dieser Sortirung des bessern Oberholzes wird das übrige schlechte, welches knorrig und übel gewachsen, oder schon abständig ist, und nicht länger, ohne Nachtheil des Nachwuchses, stehen bleiben darf, zu Brennholz abgetrieben, und erst nach demselben auch das angeschlagene Bau- und Nutzholz gefällt.

Da man bei nahe stehendem Holze sich nicht so umsehen kann, um die Stämme nach ihrer Güte und ihren Entfernungen zu vergleichen, so daß man gleich Anfangs die tauglichsten Laßreißer, Oberständer und Saamenbäume in der schicklichsten Entfernung stehen läßt; so muß man anfänglich mehrere Stämme jeder Art, als nothwendig seyn möchten, auf dem Schlage stehen lassen, nach abgetriebenem Brennholze sie mit einander vergleichen, die tauglichsten in Ansehung ihrer Güte und ihres Standes auswählen, und die übrigen nachschlagen lassen.

Im Nadelholze werden die zu Bloch- Bau- und Nutzholz tauglichen Stämme ausgesucht, und mit dem Waldhammer angeschlagen und ausgehauen; die übrigen werden alle zu Brennholz gefällt. Eben so verfährt man auch im hohen Laubholze.

Auch muß man die Holzhauer nach einer gewissen Ordnung, sie nämlich auf der Hauptlinie des Schlages in gleicher Entfernung von einander anstellen, und jeden einen Streif von der Breite, als die Entfernung des einen von dem andern beträgt, gerade durchhauen lassen. In großen Waldungen ist es auch gut, die sämmtlichen Holzhauer in Klassen zu theilen, und von einigen das Brennholz, von andern das Nutzholz, und wieder von andern das Bau- und Blochholz fällen zu lassen, indem bei solcher Ordnung kein Holzhauer dem andern hinderlich ist, der fehlende leichter bemerket, das stehende Holz weniger beschädiget, und allem Unglück am besten vorgebeuget wird.

Was endlich die Art der Holzfällung betrifft, so kann sie geschehen durch Abhauen, Absägen oder durch Ausgraben.

Jede dieser Art hat ihre Unbequemlichkeiten. Man mag aber eine wählen, welche man will, so muß man doch allemal Acht haben, daß weder der zu fällende Baum, noch einer der umstehenden von seinem Falle Schaden nehme. Daher muß man vor der Fällung eines Baums von Werth untersuchen, ob ihm kein anderer nahe stehe, den er durch seinen Fall und durch dessen Gegenwirkung sich selbst beschädigen könnte. Muß dieser letztere mit gefället werden, so fälle man ihn zuerst, im entgegengesetzten Falle haue man von dem erstern einige starke Aeste dichte am Stamme weg, damit er den Hang auf eine andere Seite bekomme.

In Ansehung der Stellung der Bäume können bei der Fällung viererlei Fälle vorkommen. 1) Wenn der Baum senkrecht steht, die Aeste um denselben gleichförmig vertheilt, und im Gleichgewichte sind. 2) Wenn bei einem senkrecht stehenden Baum die Aeste nicht gleichförmig vertheilt, und im Gleichgewichte sind. 3) Wenn der Stamm nach einer Seite sich neiget, und auf eben der Seite die Aeste dicht und stark sind. 4) Wenn der Stamm gegen eine Seite sich neiget, die Aeste aber auf einer andern dichte und stark sind.

Im ersten Falle, und überhaupt, wenn Stamm und Aeste ganz oder nächstens im Gleichgewichte sind, ist es leicht, einen Baum auf eine gegebene Seite zu werfen, wo er nicht, oder am wenigsten schadet. Je mehr aber die letztern drei Fälle von dem ersten abweichen, oder Stamm und Aeste weniger im Gleichgewichte sind, desto vorsichtiger muß man seyn. Man muß sorgfältig untersuchen, welcher von den drei letzten Fällen insbesondere Statt habe, und gegen welche Seite der Baum, wenn nichts seine Bewegung hinderte, von sich selbst, und vermöge des Uebergewichts fallen würde, damit man solche Mittel brauchen möge, durch welche man seinen Zweck erreichen könne.

Soll ein Baum durch die Axt oder Säge gefället werden, so muß es so niedrig an der Erde geschehen als möglich ist, vornehmlich wenn der Stock nicht gerodet, oder ein frischer Ausschlag erwartet wird. Denn durch die hohen Stöcke geht allemal, auch wenn man sie rodet, dem Eigenthümer ein beträchtlicher Schaden zu. Der Werth des Stammes wird in einem größern Verhältnisse vermindert, als der Werth des Stockes vermehrt wird, daher auch einige vor

dem Winter um die starken Blochstämme herum Gruben machen, damit die darin stehenden Holzhauer sie recht tief greifen mögen. S. auch Abhauen, Absägen und Ausgraben.

Holzflösse, s. Flösse.

Holzgefälle, Fr. Revenus de bois, de forêts. Sind alle und jede Einkünfte, welche aus einer Waldung gezogen werden; s. Forstnützung.

Holzgerecht, s. Forstgerecht.

Holzgerechtigkeit, s. Forstgerechtigkeit.

Holzglitsche, s. unter Floßholz.

Holzhase, Berghase, Waldhase, Buschhase. Fr. Lièvre de bois. Sind solche Hasen, die im Holze gesetzet werden, und sich beständig darin aufhalten. Sie sind größer, dicker, haben ein dichteres, bräuneres und schwärzeres Haar, und sind mehr weiß unter dem Halse als die Feldhasen. Da sie im Walde nicht so großen Verfolgungen ausgesetzt sind, wie jene, also ein höheres Alter erreichen, und im Herbste und Winter gute Nahrung von Eicheln und Buchecken haben, so findet man sie oft von einer großen Schwere, zuweilen von 18 Pfunden.

Holzhauer, Holzmacher, Jahnhauer, Fr. Bucheron, Coupeur ou Fendeur de bois, Tailleur d'arbres. Sind diejenigen Waldarbeiter, welche die Hölzer nach der Anweisung des Forstbedienten fällen und niederschlagen, und alsdenn Klaftern, Malter oder Schragen, ingleichen Schocke und Reißigwellen davon aufmachen. Nach einer guten Forstordnung müssen die Holzhauer auf das, was darin in Rücksicht ihrer verordnet ist, verwiesen, ausserdem mit einer besondern Instruktion versehen, und auf selbige vereidiget werden.

Im Allgemeinen müssen die Holzmacher auf alles, was in der Waldung, oder an der Wildbahn, Gräserei und auf andere Weise Schaden bringt, Acht haben, und dafern sie dergleichen ausfindig machen, solches ohne Ansehen der Person dem vorgesetzten Forstbedienten anzeigen, auch demjenigen, was zur Aufnahme der Waldung anbefohlen wird, mit gebührendem Fleiß nachkommen. Ohne vorgängige von dem Forstbedienten geschehene Anweisung dürfen sie nicht einen einzigen Baum abhauen, auch solche weder in Anse-

hung des Ortes, wo der Hieb hinzulegen, noch in dem Quanto des zu machenden Holzes im mindesten überschreiten. Sie dürfen daher auch keine, als die von dem Forstbedienten angepflitschte und ausgezeichnete Bäume fällen. Das angewiesene und darauf gemachte Holz müssen sie entweder wöchentlich oder doch vor der Abzählung, dem Forstbedienten oder dessen Burschen getreulich angeben und zuzählen. Das Holz dürfen sie nicht unnöthiger Weise in die Späne hauen, sondern müssen so weit, als nur möglich, die Säge brauchen. Bei dem Holzschlag müssen sie alles rein aufmachen, was darunter spaltig, oder unter dem Laubholze stark an Knitteln ist, unter das gute und vollgültige Klafter- oder Malterholz, geringe Knittel, Gipfel und Aeste aber in den Afterschlag oder Wellen legen. Das Geniste müssen sie, so viel nur thunlich, in Wellen binden; die Späne aber in Haufen zusammen tragen.

Alles in Klaftern oder Malter geschlagene Holz müssen sie nach der richtigen und vorgeschriebenen Höhe, Weite und Länge machen, und dabei weder den Forsteigenthümer zum Schaden ausser der gewöhnlichen Scheithöhe und Weite, auch Wellenlänge, keine Uebermaaße machen, noch auch im Gegentheil durch betrügliches und vortheilhaftes Legen den Empfängern des Holzes einige Vervortheilung zuziehen. Um daher allen zu besorgenden Unterschleif noch mehr zu vermeiden, so darf keinem Holzmacher erlaubt seyn, sein eigen Holz sich selbst zu machen, auch darf er eigentlich nicht wissen, für wen dieß oder jenes Holz von ihm gemacht wird, sondern diese Austheilung ist lediglich dem Forstamte oder dem Forstbedienten zu überlassen.

Das Werk- und Nutzholz ist auf das sorgfältigste und genaueste unter dem andern Holze auszuschießen, und besonders zu legen; bei starkem Holze ist dahin zu sehen, daß neben demselben alle Bloche fleißig ausgeschnitten und richtig angegeben werden. Die Stöcke sind bei dem Holzfällen von starken Bäumen nicht über 1 und einen halben bis höchstens 2 Schuhe, bei schwächern aber gar keine zu lassen, sondern an der Erde mit der Säge abzuschneiden.

Keiner von den Holzhauern darf ohne Vorwissen der Forstbedienten sich der aufhabenden Pflicht selbst entledigen,

oder von der Arbeit eigenmächtig abgehen, und derjenige, welcher erheblicher Ursachen wegen, die Arbeit ferner zu verrichten, sich außer Stand findet, muß, um davon dispensirt zu werden, sich geziemend melden. Ueberhaupt sind sämtliche Holzhauer die einmal angefangene Arbeit in der Waldung möglichstermaßen zu betreiben, und zu Ende zu bringen, schuldig, und dürfen, ohne erhebliche Ursache, und ohne Vorwissen des Forstbedienten, davon nicht wegbleiben.

Alles Eigennutzes und verbotener Griffe, besonders des Mitnehmens des sogenannten Feierabends oder der Schichtscheite aus der Waldung müssen sie sich gänzlich enthalten; daher weder sie selbst etwas an Aesten, Stöcken und Nutzholz, und dergleichen mit sich zu nehmen haben, noch solches durch die Ihrigen, so ihnen Essen und Trinken bringen, thun lassen dürfen.

Mit dem Feuer in dem Walde müssen sie dergestalt behutsam umgehen, daß sie bei dürrem Wetter und bei Sturmwinden gar keins anmachen, und sich des Tobaksrauchens ohne Deckel auf der Pfeife, ingleichen des Ausklopfens einer brennenden Tobakspfeife in der Waldung gänzlich enthalten, bei kalter und nasser Witterung aber, wo ihnen ein Feuer von dürrem Geniste anzumachen erlaubt ist, müssen sie solches wohl in Acht nehmen, und bei dem Weggehen jedesmal sorgfältig gänzlich wieder auslöschen.

Holzheher, lat. Corvus glandarius, Linn. Fr. le Geay, Buff. Engl. the Jay, Penn. auch genannt: Nußheher, Waldheher, Nußbeisser, Heher, Heyer, Eichelheher; Eichelrabe, Häzler, Hazler, Baumhazel, Jäck, Markolf, Holzschreier, Horrevogel, Hägert, Markwart, Markolfus, Heerholz, Herold, Nußhacker, Bröserter, Eichelkehr; Krainisch: Schoia. Er gehört unter die zweite Ordnung der Vögel, nämlich die Waldvögel, und ist von der Gattung der Raben eine Art, die purpurröthlichaschgrau und gefleckt ist, und blaue, weiß und schwarz gestreifte Deckfedern als Kennzeichen hat.

Diesen Vogel trifft man in Europa und in Asien in allen Zonen an, die den europäischen gleich sind. Er ist 15 und einen halben Zoll lang, und die Breite der Flügel be-

trägt 21 und einen halben Zoll. Der Schwanz ist 7 Zoll lang, ein wenig keilförmig, zugerundet, und die Flügel reichen zusammengelegt bis auf die Mitte desselben. Der starke Schnabel ist gerade, an der Spitze der obern Kinnlade etwas über die untere hergebogen, 1 und ein Viertel Zoll lange und schwarz; am obern Schnabelwinkel liegen lange schwarze Borstenhaare herabwärts, und die runden Nasenlöcher sind mit röthlichweißen Borstenfedern bedeckt, die Augen nußbraun, die Füße bräunlich ins Fleischfarbene fallend, die Nägel lang, krumm und graubraun, die Beine 1 Zoll 10 Linien hoch, die Mittelzehe 1 und einen halben und die hintere 1 Zoll lang.

Er ist einer der schönsten europäischen Vögel. Alle kleine Federn sind dunenartig geschlissen, und wie Seide anzufühlen. Beinahe der ganze Körper fällt ins Purpurröthlichaschgraue; die Kehle ist weißlich, der Bauch röthlichweiß, und After und Steiß weiß. Die langen lockern Federn des Vorderkopfs können wie ein Federbusch aufgerichtet werden, dessen Rand zur Seite weißlich und hellgrau, an der Spitze aber purpurröthlich ist. Von der untersten Kinnlade läuft an jeder Seite ein schwarzer Fleck bis fast zur Hälfte des Halses herab. Die 10 ersten Schwungfedern sind braunschwarz, an der äußern Fahne schmutzig weiß, die 4 folgenden glänzend schwarz, an der äußern Fahne bis einen Zoll von der Spitze schneeweiß, daher ein großer weißer Fleck auf den Flügeln, gegen die Spule zu bläulich, die folgenden glänzend schwarz bis auf die letzte, welche schön kastanienbraun und schwarz gerändet ist. Die Deckfedern der ersten Schwungfedern haben auf ihrer Aussenseite schöne schmale Querstreifen, deren Farben, wie beim Regenbogen, sanft in einander fließen. Die Schwanzfedern sind schwarz, an der Wurzel grau, weiter nach der Spitze zu mit Streifen der schönen Flügeldeckfederfarben bezeichnet, und die beiden äußern auf der untersten Seite schwarzgrau. Die Schwingen sind unten grau, und ihre Deckfedern röthlichgrau. — Das Weibchen ist durch die weniger glänzende Farbenzeichnung und den weniger hohen Federbusch kaum merklich vom Männchen verschieden. Doch fehlen ihm auch die bunten Streifen an der Wurzel der Schwanzfedern.

Er ist ein verschlagener, vorsichtiger, unruhiger und gelehriger Vogel, und ob er gleich nicht so kirre wird, als Raben und Krähen, so lernt er doch leichter, als jene, Worte nachsprechen. Wenn man ihm nahe kömmt, so steigt er mit einem gräßlichen, lauten Geschrei: Gääk, Gääk! fort, doch nicht weit, weil er schwerer als die Elster fliegt. Seine Stimme hat noch mehrere Modulationen, z. B. Krätsch! er ahmt auch wohl den Ruf anderer Vögel nach, und wenn er sitzend schreit, so macht er allezeit eine tiefe Verbeugung dazu. Er sträubt öfters die Federn des Kopfs und Rückens, wirft den Schwanz in die Höhe, hüpft aber sehr ungeschickt auf der Erde und auf den Bäumen.

Er hält sich in den Waldungen der Schwarz- und Laubhölzer auf, sowohl in bergigen als ebenen Gegenden. Als Strichvogel wandert er vom Ende des Oktobers an bis in März zu zweien bis sechsen, wo immer einer hinter dem andern herfliegt, von einem Eichwalde zum andern, und sucht auf und unter den Eichbäumen Eicheln, als seine vorzüglichste Kost, auf. Außerdem frißt er auch allerhand Insekten, Bucheckern, Haselnüsse, Kastanien, Kirschen, Birnen, Ebereschenbeeren, Erbsen, Bohnen, Johannisbeeren, nimmt die Vögel aus den Nestern, aus der Schneuß und vom Heerde weg.

Er nistet auf Eichen, Buchen und Fichten, hoch und niedrig. Sein Nest ist eine offene Halbkugel, aus dürren Reißern und Heidekraut zusammengeflochten und mit zarten Wurzeln ausgefüttert. Die Eier, deren das Weibchen im Mai 5 bis 7 legt, sind aschgrau ins Grüne spielend mit kleinen dunkelbraunen Punkten besprengt. Die Jungen schlüpfen in 16 Tagen aus, werden mit allerhand Insekten, Roßkäfern, Raupen, Maden, jungen Vögeln und dergl. gefüttert, und es fallen oft weiße, weißliche, weißgelbe und bunte aus.

Ihre Feinde sind Baummarder, wilde Katzen und der Uhu, welche ihre Brut zuweilen vernichten. Auch leiden sie von kleinen Milben, Läusen und Bandwürmern.

Sie sind wegen ihres guten Gesichts und feinen Geruchs schwer zu schießen. Weil sie die Vogelbeeren sehr lieben, so fangen sie sich oft in der Schneuß, und werden

auch auf dem Vogelheerde berückt. Sie werden auch zuweilen mit Falken gebaizet. Ein ganz eigner Fang ist noch folgender:

Man wählt im Herbste in einem Walde, wo man Holzheyer bemerkt hat, eine Tanne oder Fichte, die wenigstens 6 bis 8 Schritte rings herum von andern Bäumen abgesondert steht. Von derselbigen hauet man die überflüßigen Aeste ab, und läßt nur einzelne, in Gestalt einer Wendeltreppe, um den Stamm herum stehen, schneidet auch diese so weit von der Spitze ab, daß sie nur 5 bis 6 Spannen lang bleiben. Der erste Ast, welcher gelassen wird, ist ohngefähr 12 Fuß hoch von der Erde, und so folgen dann die andern, immer einer eine Spanne weit von dem andern, rings um den Baum herum, doch bleiben an den Gipfeln 6 bis 10 Fuß hoch die Aeste unbehauen. In diese gestümmelten Aeste werden Kerben geschnitten, und in dieselben die Leimruthen so gesteckt, daß sie nicht ganz auf den Aesten aufliegen, sondern etwas empor stehen, damit sie sich leicht in den Federn verwickeln und aus den Kerben fallen, wenn der Vogel sich aufsetzt. Unten wird auf der Erde um den Stamm herum eine Hütte von dichten Aesten gebauet, die oben dünne belegt wird, damit die Vögel mit den Leimruthen in die Hütte fallen können, wo der Vogelsteller sitzt. Oben auf die Hütte wird entweder eine lebendige Eule angebunden, oder eine ausgestopfte, oder auch nur ein Hasenbalg hinausgesteckt, so daß man vermittelst einer in die Hütte reichenden Leine oder eines Stäbchens die Eule oder den Balg bewegen kann, und die Vögel glauben, die Eule rege sich.

Wenn nun der Baum so zugerichtet ist, so setzt man sich vor Aufgang der Sonne, oder vor Untergang derselben, wenn der Baum schon Schatten hat, damit der Leim nicht fliesset, in die Hütte, und nimmt eine Eulenpfeife (s. Bichtel), womit man wie eine Eule ruft, die Holzheher kommen herbei, schreien, man schreit mit der Pfeife mit, und so versammeln sich eine ganze Menge Heher, setzen sich auf die Leimspindeln, fallen mit denselben in die Hütte und werden gefangen. Auch eine Menge anderer großer und kleiner Vögel kommen durch diesen Ruf herbei, und fangen sich. — Wenn man den Fang des Abends anstellt, so setzt man ihn fort bis es ganz Nacht ist, weil in der Dunkelheit erst die

Schwarzdrosseln und Rothkehlchen, welche bei Tage schwer einfallen, auch öfters Eulen gefangen werden. — Auch will man sie auf eine andere possierliche Art fangen; s. unter Rabenkrähe.

Sie nützen durch ihr Fleisch, welches, wenn man es vor dem Braten absiedet, einen angenehmen Geschmack hat. Sie sind auch Baumpflanzer, indem sie die in die Erde versteckten Haselnüsse und Eicheln oft vergessen, und diese alsdann ausschlagen. Er soll auch durch seine Nahrung, die er an Raupen, Puppen, Eidechsen, Aas, Schlangen und Fröschen nimmt, nutzen, wiewohl fast nicht zu glauben ist, daß er Amphibien und Aas frißt. — Er verräth zuweilen dem Jäger einen Fuchs oder eine große Eule, indem er bei Entdeckung dieser Raubthiere ein lautes und ängstliches Geschrei erhebt. — Ihr Schaden ergiebt sich aus ihrer Nahrung, und ist unrecht, daß die Jäger sie den Raubvögeln gleich achten, und ihnen die Fänger ausgelöset werden.

Abweichungen sind: 1) der weiße Holzheher, lat. Corvus glandarius albus, Fr. le Geay blanc. 2) Der geschäckte Holzheher, lat. Corvus glandarius varius.

Holzkäfer, Holzwurm, lat. Cerambyx. Diese gehören unter die schädlichen Waldinsekten. Manche Gattungen haben ungeheuer lange Fühlhörner, einen ungemein harten Brustschild und Flügeldecken und ein überaus zähes Leben, so daß man angespießte Holzkäfer (auch Holzböcke genannt) noch nach 4 Wochen lebendig gefunden hat. Die Larven leben in und von Holz, haben kürzere Füße, als andere Käferlarven, verwandeln sich meist darin, einige aber auch in der Erde. Sie durchboren allerlei Holz, zerschroten und zerstören es, und thun auch im Stammholze Schaden. — Die Made vom grauen Holzkäfer (Holzbock, Cerambyx nebulosus) wohnt in alten und kranken Tannenbäumen und ihren Wurzelstöcken, wo sie das Holz, gleich andern ihrer Art, durchschrotet.

Holzkultur, Forstkultur, Fr. Culture des bois, des forêts. Ist der Wiederanbau theils öder, theils wegen der Bedürfnisse bereits abgetriebener Holzgegenden. Die Nothwendigkeit des Wiederanbaues der Wälder ist leider aus dem Erfolg der unwirthschaftlichen Behandlung der

Forste fühlbar und einleuchtend geworden; denn die meisten Länder spüren entweder schon den Holzmangel, oder sehen ihm entgegen.

Dieser Wiederanbau, oder die Holzkultur, muß aber aus zweierlei Gesichtspunkten betrachtet und betrieben werden. Einmal bietet die Natur die Hand und leistet das meiste selbst, wenn sie nicht gehindert wird, andern Theils lehret die Naturkenntniß die Kunst ihr nachzuahmen, indem man ihre Wirkungen nach Absicht und Vortheil anwendet, und bloß hierin liegt der Grund des glücklichen Erfolgs der künstlichen Holzkultur.

Es liegt zwar einiger Unterschied darin, ob ein Ort mit Holz angebauet werden soll, wo vorher keins war, oder ob es ein Fleck ist, das vorher schon Holz getragen hat; indessen bleiben für beide Fälle die Hauptregeln immer dieselben, nur daß für den ersten Fall eine genauere Untersuchung des Bodens gehöret, als für den zweiten, wo man an dem vorher da gestandenen Holze schon eine Erfahrung vor sich hat.

Nicht jeder Boden ist zu Erzeugung und hinlänglicher Ernährung aller Holzarten geschickt, sondern die verschiedenen Baumgeschlechter erfordern auch verschiedenen Boden. Natur und Kunst fordern daher beim Holzanbau

I) eine genaue Untersuchung des Bodens, um nach seinen verschiedenen Erdlagen, Bestandtheilen und Mischung seiner Schichten, die neuanzubauenden Holzarten zu wählen; denn es bleibt fast allemal die Schuld des Pflanzers, wenn Mühe und Kosten vergebens sind, ob schon es Mode geworden ist, der Mutter Natur die Sünden ihrer Kinder büßen zu lassen. Es ist sogar bei dem Forstwesen nöthiger, sich nach der Beschaffenheit und Tiefe des Erdreichs zu richten, als bei der Landwirthschaft; bei dieser kann es verbessert werden, bei jener aber nicht; wenn dem Landwirth eine Frucht nicht geräth, so erstrecken sich die Folgen auf ein oder zwei Jahre, bei der Holzkultur aber auf ein halbes Jahrhundert. Vorerst wird also zu untersuchen seyn

1) was das Erdreich überhaupt, und

2) jede Hauptgattung insbesondere für einen Einfluß auf das Wachsthum und die Dauerhaftigkeit der Hölzer habe.

1. Daß das Erdreich überhaupt nicht wenig zum Gedeihen des Holzes beitrage, beweist schon die Erfahrung, da ein Baum in diesem Erdreiche schneller, in einem andern langsamer und in manchem gar nicht wächst. In dem einen wird das Holz mastig und quat, in einem andern fest und zähe; in dem einen fangen die Bäume an zu faulen ehe sie ihr mittelmäßiges Alter erreicht haben, und in einem andern Boden erreichen sie ihr bestimmtes Alter und Stärke ohne ungesund zu seyn. Die Eigenschaften einer guten Erde sind, daß sie

1) dem Baume seine gehörige Festigkeit im Boden gewähret,

2) die demselben nöthigen Nahrungstheile besitzt und abgiebt,

3) den Wurzeln einen freien Durchgang verstattet,

4) Wärme und Luft eindringen läßt, und

5) so tief ist als die Wurzeln Erde nöthig haben.

Wenn die gute Erde nur 1 oder 2 Schuh tief liegt und sodann Felsen oder undurchdringliche Lettenschicht, Wasseradern, oder unterirdische Sümpfe folgen, da wird keine Holzsorte fortkommen, die tiefe Wurzeln schlägt; eine Zeitlang wird das Wachsthum gut seyn, sodann aber Stockung und Fäulniß eintreten. Es ist zwar wahr, ein Boden sey noch so gut oder noch so schlecht, wenn eine Holzsorte einmal Wurzel gefaßt hat, so wächst sie fort, die Wurzeln dringen durch die geringsten Klüfte und Ritzen der Felsen und Mauern; das ist aber kein Beweis, daß dieser Boden einer solchen Holzsorte der angenehmste sey. Es wachsen Fichten, Birken, Aschen ꝛc. auf alten Mauern und Felsen, aber wie? So viel von dem Einfluß der Erde auf die wilden Holzpflanzen überhaupt; wir kommen

2. Auf den Einfluß der Haupt-Erdarten auf die wilden Holzpflanzen insbesondere, und betrachten solche

a) in ihrer natürlichen Gestalt, und

b) wenn sie mit fremden Theilen vermischt sind.

a) Die Erde in ihrer natürlichen Gestalt erscheint,

1) als starke und dichte,

2) " leichte und lockere, oder

3) " alkalische Erde.

1) Die starken und dichten Erden, worunter alle Thon-Arten gehören, haben, wenn sie unvermischt vorkommen, einen sehr nachtheiligen Einfluß auf das Wachsthum der Hölzer; ihr zu genauer Zusammenhang der Theile versagt der Wärme, der Luft, dem Regen und Thau den Eingang fast gänzlich und widerstehet dem Wachsthum der Wurzeln. Der Thon befördert zwar die Feuchtigkeit, aber nur mittelmäßig, und zwar mehr, wenn er mit andern leichten Erdarten vermischt ist, die dem Wasser und den Dünsten den Zugang erlauben. Er hat zwar keine Nahrungstheile ursprünglich bei sich, ist aber dennoch die Mutter der Salze und anderer zur Nahrung der Pflanzen nothwendiger Theile; und wenn er mit andern Erdarten vermischt ist, die ihm theils die fehlenden Nahrungstheile übergeben, theils ihn locker machen, und daß er sie den Pflanzen wieder abgeben kann; so wird er dadurch zu einer Erde, die für die meisten unserer Holzarten sehr zuträglich ist. Grober Sand und alkalische Erde sind die Verbesserungsmittel. Jener, weil er den Thon seiner festen Theile beraubt, diese aber, weil sie nebst dem der Magnet ist, der die Nahrungstheile aus der Luft an sich ziehet. Auf diese Art vermischt, ist er für die meisten unserer Holzarten sehr gut, die Bäume wachsen darin schön, fest und dauerhaft, und sind dem Erfrieren am wenigsten ausgesetzt.

Die vorzüglichsten bei uns vorkommenden Thonarten sind der Letten, der Leim, und gewissermaßen auch der Mergel. Ersterer ist unvermischt mit andern Erdarten, zur Waldkultur untauglich. Da wo er in der Oberfläche liegt, kömmt er selten allein vor, sondern ist mehrentheils mit alkalischer Erde, oder Sand, oder Dammerde vermischt, und in diesem Falle ist er für die Feuchtigkeit liebenden Bäume, wenn er in der Ebene vorkömmt, ziemlich zuträglich; z. B. Erlen, Aschen, Ulmen. Der Leimen, welcher sich am häufigsten zeigt, ist für sich allein noch eher zu Anziehung der Hölzer zu brauchen; besser aber ist es, wenn er auch mit vorerwähnten Erdarten untermischt ist; denn in diesem Falle ist er für alle wilde Hölzer die beste Erdart, z. B. Eichen, Buchen, Ahorn, Birken rc. und man wird auch finden, daß die fruchtbarsten Länder Leimengrund haben. Der Mergel ist dem Wachsthum der Pflanzen und

Bäume in vielen Fällen beförderlich. Er macht den schweren thonigten Boden locker, nimmt die Fettigkeit der Lauberde und anderer Düngungsmittel gern an, und macht sie beständiger, auch hat er etwas von der luftauffassenden Eigenschaft des Gipses.

2) Zu den leichten und lockern Erdarten gehört hauptsächlich der Sand. Dieser, wenn er in seiner natürlichen Gestalt vorkömmt, ist weiter nichts als der Inbegriff kleiner unauflösbarer, glasartiger Steine, von denen nichts in die Mischung der Pflanzen übergehen kann. Er trägt also zum bessern Fortkommen der Gewächse auf keine andere Art etwas bei, als daß er die starken und festen Erdarten locker macht, oder wenn eine — die Feuchtigkeit ungern abgebende — Erde unter oder über ihm liegt, die er durch seine erhitzende Eigenschaft zum Ausdünsten nöthiget.

3) Wir kommen nun zu den alkalischen, absorbirenden Erdarten. Diese brausen mit aufgegossener Säure, und werden, wenn genug aufgegossen wird, gänzlich aufgelöst. Unter allen Erdarten ist keine, welche die öligten, salzigten und wässerigten Theile so begierig einziehet als diese, aber auch keine, die sie so gern wieder abgiebt. Es wird zwar keine Spur irgend einer alkalischen Erde in den Pflanzen angetroffen; doch aber ist zu vermuthen, daß vermittelst des in dieser Erdart befindlichen mineralischen Laugensalzes das in den Pflanzen befindliche feuerbeständige Laugensalz erzeugt werde, daß mithin die alkalische Erde allerdings Einfluß auf die Pflanzen habe. Da sie auch einen großen Grad von Wärme besitzt, so ist sie zu Verbesserung der kalten Böden sehr vortheilhaft; für sich allein ist sie sehr gering, aber in gehöriger Menge, besonders mit Thon oder Sand vermischt, giebt sie eine vortrefliche Erde. Unvermischt wird, außer der Birke und der Wallnuß, nicht leicht ein Baum darin fortkommen.

b) Die zusammengesetzten oder gemischten Erdarten sind:

1) die Dammerde. Diese ist die vorzüglichste, kömmt aber ursprünglich gar nicht vor, sondern ist bloß der Ueberrest verfaulter Thier- und Pflanzentheile, ist aber zugleich unter allen Erdarten die fruchtbarste, weil sie die Bestandtheile, welche allen Erdgewächsen eigen sind, in sich enthält, und vorzüglich alle flüchtige Nahrungstheile aus der Luft an

sich ziehet, und den Pflanzen zuführet. Buchwaldungen sind der Ort, wo sie sich am häufigsten erzeugt, wenn das Laubrechen nicht darin gestattet wird, und dieses sollte nicht, weil die Dammerde als der Dung der Wälder zu betrachten ist. Hierher gehören auch

2) die Gipserden. Diese mit Schwefelsäure gesättigte Kalcherde erstreckt sich, wo sie vorkömmt, sehr tief, und trägt zum Wachsthum unmittelbar nichts bei, ist aber vermögend, die nährenden Theile einzusaugen und zu den Pflanzen zu bringen. Ihre Hauptwirkungen aber sind die luftauffassende Eigenschaft, welche zum Wachsthum äußerst nöthig ist, und welche auch den Aufschluß giebt, daß eine — Nahrungstheile besitzende — mit Gipserde vermischte, oder mit einer solchen Erdschicht abwechselnde Erde, für Waldungen ganz gut sey; wo er sich aber in der Tiefe fortziehet, fällt dieser Vortheil weg. Endlich ist noch zu betrachten

3) die Mischung der Erdarten unter sich selbst oder mit Wasser.

a) Wenn die Erdarten unter sich selbst vermischt sind, so geben sie einen tauglichern Boden zur Holzkultur, als wenn sie allein vorkommen, auch wenn die Vermischung nicht wirklich statt findet, sondern nur die Erdlagen, die das Wachsthum hindern könnten, nicht zu dick liegen, sondern bald wieder mit andern — jene verbessernden, abwechseln. Man hat z. B. oben eine Schicht Sand, 1 Fuß dick, unter dieser eine Schicht Letten 1 und einen halben Fuß dick und unter dieser wieder Sand, und man findet die schönsten Eichen darauf. Ein Beweis, daß auch starke schwer durchdringliche Böden, unter gewissen Umständen zum Wachsthum des Holzes gut seyn können. Bei dem hier angeführten Beispiele liegt der natürliche Grund darin, daß der über und unter dem Letten liegende Sand denselben erwärmet, zum Ausdünsten und zur Abgabe der nährenden Theile nöthiget. Ueberhaupt aber wird nicht leicht eine von den oben beschriebenen Erdarten ganz rein vorkommen, sondern wenn auch nicht mit andern ursprünglichen Böden — doch mit sonstigen fremden Theilen, als Erd-Oelen, salzigen oder mineralischen Theilen durchdrungen seyn, die — wenn sie zu den Wurzeln kommen können, immer zum Wachsthum am meisten mit beitragen.

b) In so ferne eine Erde mit Wasser durchdrungen ist, kann man sie entweder feucht oder naß nennen. Ein gewisser Grad von Feuchtigkeit ist zum Wachsthum immer nothwendig, nur liebt eine Holzart vor der andern mehr oder weniger Feuchtigkeit, und es finden in feuchten Boden mehr Holzarten bessern Unterhalt als in nassem oder ganz trocknem; nur wird die Dauerhaftigkeit des darin wachsenden Holzes in dem Maaße vermindert, als das Wachsthum desselben befördert wird. Das Holz in feuchtem Boden wird weich, leicht, mastig und für Handwerksleute meistens unbrauchbar, mithin nur zur Feuerung tauglich; das in nassem Boden ist wegen unaufhörlichen Beitritts der überflüßigen Feuchtigkeit, der faulenden Gährung unterworfen, und erfriert gern in strenger Kälte.

So viel von Grund und Boden selbst. Es wird nunmehro die Lage des Waldbodens zu erwägen seyn.

So wie nicht alle Erdarten für jede Holzsorte zuträglich sind, eben so ist auch jedes veränderte Klima oder jede veränderte Lage nach der Himmelsgegend, nicht für jede Holzart gleich gedeihlich. Unter Klima kann man jeden Himmelsstrich und die darunter gewöhnliche Witterung, jetzt ohne Rücksicht auf die geographische Breite, bloß nach Beschaffenheit der Ebenen oder der Gebirge, verstehen. Weitläuftige Ebenen haben unter der nämlichen Breite ein milderes Klima, als die darunter befindlichen an einander hangenden hohen und rauhen Gebirge. Gemäßigte Anhöhen oder Vertiefungen hingegen, zeigen in Absicht der Witterung, unter einerlei Breite, keinen merklichen Unterschied gegen die Ebene, und es kömmt hiebei nur auf die Lage der Himmelsgegend an.

In gebirgigten Ländern ist das beste Holz von dem Mittel — bis zu dem hohen Gebirge. Je weiter nach dem Thal hinunter, je mehr nimmt es an Güte ab. In den niedrigen Gegenden wachsen die Bäume zwar schneller und besser gestaltet, aber sie sind nicht so kraftvoll und fest. Die höchsten Ebenen, die Spitzen oder Köpfe der Berge sind gemeiniglich trocken; die niedrigen Theile feucht und sumpfig; die mittlern Abhänge temperirt.

Merkwürdig sind die Beobachtungen über die Gränzen und Stufen der Vegetation, und daß die Berge von

ihrem Fuße bis zum Gipfel genommen, eben die Reihe von Pflanzen darbieten, welche die Oberfläche der Erde, von diesen Gebirgen an bis zum Pole, aufweisen kann; daß die Bäume nur unterhalb dem mittlern Theile dieser Leiter zu finden sind, daß es weiter oben nur Gesträuche giebt, und daß die Moose die äußersten Enden einnehmen; denn nur diese können im ewigen Sommer der heißen Zone, und im ewigen Winter der Polar-Länder ausharren.

Die Region des ewigen Schnees, die für jeden Berg jene dem Pole nahe Breite vorstellet, steckt das Ziel der Pflanzenleiter nicht überall in einer bestimmten Höhe oberhalb der Meeresfläche, sondern in einer bestimmten Höhe unterhalb der Region des Schnees. Wenn man auch annimmt, daß in den Bergen die Verkürzung der Luftsäule einen Einfluß auf diese Stufenleiter habe, so mag er doch nur klein seyn, weil der Regel nach, und ohne auf die Ausnahmen Rücksicht zu nehmen, die Vegetation im Zentraltheile der Alpen und dem — diesem entsprechenden Theile der Pyrenäen in einer Höhe von 1100 Toisen, hingegen in den Andes erst mit 2300 Toisen, von der Meeresfläche an, aufhöret; eine Höhe, wo es noch Heidekraut giebt. Man ist also eher berechtigt zu glauben, daß die Disposition der Pflanzen auf dem Abhange der Berge sich hauptsächlich nach der Temperatur ihrer verschiedenen Zonen richte.

So wird man die Vegetation die äußerste Stufe ihrer Leiter an die untern Gränzen der Eiszone anlegen sehen. Allen zufälligen Ansätzen dieser Zone, welche sich den Jahrszeiten zum Troß verlängern, höhnend, wird sie sich in den Alpen, zwischen den Gletschern bis an die Gränze ihrer rechtmäßigen Herrschaft erheben, und durch die Gegenwart dieser Gletscher keine einzige Sprosse ihrer Leiter verlieren. Am Saume der Ketten, welche durch lokale Ursachen von Witterung von Schnee befreiet sind, und auf der gegenseitigen Grenze, zwischen der Nord- und Mittagsseite, wo ein nakter Kamm auf dem Schauplatze des Krieges zwischen Winter und Sommer, zwischen Blumen und Nachtreif, einen Strich neutrale Erde darbietet, macht im Gefolge der Moose eine gewisse Anzahl vollkommener, ganz eigner wilder Pflanzen, die sich durch keine Behandlung zähmen, und nirgends anders einheimisch machen lassen, den Vortrab

der Vegetation aus. Man nennt sie Alpengewächse (Al-pertus). Zu ihrer Familie gehören vorzüglich der Schweizer Kellerhols mit Rosmarinblättern (Daphne Cneorum), die Herr von Saussüre auf dem Abhange des Montblanc, 1780 Toisen über der Meeresfläche, vorfand, und die reizende Gentiana, die nur einige heitere Tage zwischen der Flucht des Schnees und seiner Rückkehr bedarf, um ihre himmelblaue Blüthe zu öfnen.

Erst nach diesen unbezähmbaren Arten zeigen sich die Gesträuche. An ihrer Spitze ist der Rhododendron (Rosenbaum) gegen 300 Toisen unterhalb der Schneeregion, das ist in den Alpen 800 Toisen über dem Meere. Hier fangen die beständigen Posten an, und das Hauptheer rückt näher.

Die Bäume folgen den Sträuchen auf dem Fuße. Der Taxus und insonderheit die Zirbelnußkiefer (Pinus Cembra) gehen voran. Knotig und gekrümmt stemmen sie sich gegen die Orkane der hohen Region. Das ganze Geschlecht der harzigen Bäume zeigt sich in ihrem Gefolge. Die wilde Fichte verbindet sich mit der Tanne; beide von erstaunlicher Höhe, enge geschlossen, fast ganz von Aesten entblößt und mit wenig Erdreich zufrieden, klammern sich an die nakten Felsen an, und leben an ihrer Oberfläche.

Weiter herabwärts sind andere Anstalten getroffen; die Gebirgspflanzen sind vorüber, die Pflanzen der Ebene schließen sich nun an. Die Natur hat diejenigen auf die Höhen gestellt, die zum Leben blos Wasser und Licht bedürfen, und die aus der Luft selbst den besten Theil ihrer Substanz ziehen. Weiter unten hat sie die zehrenden Pflanzen vermehret, die sich mit den Säften der Erde anfüllen, und der Luft mehr wiedergeben, als sie aus ihr schöpfen.

Die äußerliche Figur und Lage des Waldbodens, und die daher folgende Richtung in Absicht der Himmelsgegend hat nicht weniger Einfluß auf die Beschaffenheit des Bodens als auf das Wachsthum der Hölzer. Gewohnt, an der Mitternachtsseite früher und später in Schnee gehüllt zu seyn, dünstet der Boden nur langsam aus; alle Bewegung der Nahrung gehet später und langsamer von statten, und höret auch eher wieder auf als an der entgegengesetzten Seite, weil die anziehende Kraft der Sonnenstrahlen nur selten un-

mittelbar darauf wirken kann. Daher auch die vorzüglich schädlichen, an dieser Lage gewöhnlichen späten und frühen Schreckfröste.

Eines Theils besser ist die Lage gegen Morgen, weil die Sonne einen guten Theil des Tages darauf wirket. Aber die trocknen Ostwinde zerstreuen auch die Ausdünstung, und die späten Fröste wirken aus der ersten Hand auf die in Bewegung gekommenen Pflanzen.

Die gefährlichste Lage für den Holzanbau, ist die gegen Mittag. Während der größten Hitze ist sie den brennenden und verzehrenden Strahlen der Sonne ausgesetzt, und großer Dürrung unterworfen, wenn der Boden nicht durch öftern Regen oder durch Quellen erfrischet wird. Wenn solche Wände entblößt, oder durch kahles Abtreiben des natürlichen Schattens und Schutzes beraubt werden, so können für die Forstwirthschaft die schlimmsten Folgen daraus entstehen. Da die Pflanzen in dieser Lage frühe anfangen zu treiben, so sind die späten Fröste, hauptsächlich aber der Mangel an Regen im Frühjahre sehr gefährlich.

Die gegen Abend liegenden Forstseiten, an Bergen und in Ebenen, gehören in Absicht auf die Lage mit unter die fruchtbarsten. Wichtig aber sind die Vorsichten, die man beym Betrieb der Forstwirthschaft darin anwenden muß. Die Randbäume oder Vorständer gegen Abend sind von ihrer Jugend an, wegen der heftigen Bewegung des Windes mit vielen und starken Seitenwurzeln versehen worden, um der Gewalt der Stürme widerstehen zu können. Die hinter ihnen geschlossen stehenden Hölzer aber haben diesen Vortheil nicht, und werden zur Beute der Sturmwinde wenn ihre Vormauer gefället wird.

Noch ein andres Uebel folgt daraus, wenn der Boden aus leichten Erdarten, vorzüglich aus Sand bestehet; wenn dieser von der Abendseite von Holze, von Schatten und Feuchtigkeit entblößt wird, so entstehen dürre und fliegende Sandschollen.

II.) Was den Holzanbau selbst betrift, so kömmt es vorerst auf die Wahl der Holzarten an, und zwar:

a) in Rücksicht des Bodens. Wenn vorher schon Holz auf dem anzubauenden Orte gestanden hat, so ist die Wahl der schicklichsten Holzart so schwer nicht, weil man

schon Erfahrungen vor sich hat; wo aber vorher kein Holz war, da ist nichts schwerer als die Beurtheilung, welche Holzart an einem Orte am besten fortkommen werde, wenn man den Grund davon aus der Beschaffenheit des Bodens nehmen will. Es können gewisse den Gewächsen schädliche Materien so unmerklich darin versteckt seyn, daß sie kaum durch chemische Versuche zu entdecken sind. Man muß demnach andere sichere Kennzeichen zu Hülfe nehmen, darnach man einen Ort beurtheilen kann.

Wenn an einem Orte noch etwas Holz stehet, so untersuche man dessen Art, Wachsthum, äußerliche und innerliche Beschaffenheit. Findet sich alles dieses gut, so kann man auch schließen, daß diese Holzart auf diesem Boden auch künftig gut fortkommen werde. Nur muß man sich nicht irre machen lassen, wenn dieses Holz einzeln stehet, und dieserhalb kurz, struppig und mehr in die Seitenäste als Höhe gewachsen ist; eben so wie der Fall eintreten kann, daß ein Holz vor Alter anbrüchig und ungesund werden kann. Ist dieses Holz von ansehnlicher Höhe und Stärke, so zeigt es ein ehemaliges gutes Wachsthum und einen guten Boden dafür an; ist es aber dabei schwach, so giebt es kein gutes Zeichen dafür ab.

Ist kein Holz mehr vorhanden, so suche man genaue und sichere Nachricht einzuziehen, ob und welche Arten ehemals da gestanden haben und wie sie beschaffen gewesen. Sind davon keine Nachrichten zu haben, so muß man untersuchen, was für andere Arten von Gewächsen daselbst vorhanden sind. Ein feines nicht gar zu hohes noch schilfiges Gras, das das Vieh gerne frißt, allerhand frische Kräuter, die keine Wassergewächse sind, dicke Gebüsche von Brom- und Himbeeren, hohe Disteln, Farrenkraut, hohe Weißdornen und andere ganze und halbe Stauden, zeigen einen — für alle Arten von Laubholz vortreflichen Boden an. Gehet aber die Schaaftrifft stark auf so einen Ort, so wird man das eigentliche Wachsthum des Grases nur alsdenn erst beurtheilen können, wenn ein Fleck in Hegung kömmt. Fichten, Tannen und Kiefern, wachsen in solchem Boden auch schnell, aber zum Bauen werden sie nicht dauerhaft. Sehr hohes und schilfiges Gras, welches dabei spröde ist, und das Ansehen wie Getraide hat, zeigt zwar

einen guten aber feuchten Boden an, in dem zwar allerhand Laubholz schnell wächst, aber schwer aus dem Saamen fortzubringen ist, weil die zarten Lohden von dem dicken Gras bald überzogen werden und darunter ersticken. Für Baum- und Stammholz taugt ein solcher Boden nicht, sondern nur für Schlag- und Brennholz. Bruchiger Boden, den die übermäßige Nässe, Binsen und andere Wassergewächse, auch Torf anzeigen, dient zu Ellern, Weiden, und im Nothfalle zu Birken; andere Holzarten wollen nicht darauf fort. Ist der Boden gar zu naß, so schlägt der Saame nur auf kleinen erhabenen Plätzen, oder in trocknen Jahren auf den entwässerten Stellen an, sonst aber — oder wenn das Wasser nicht abgelassen wird, wird der Saame wasserhart und verdirbt; hat aber der Saame nur Zeit, das Stämmchen so hoch zu treiben, daß es im Frühling und Sommer die meiste Zeit über Wasser stehet, so treibt es fort und bleibt. Man muß sich demnach hüten, auf wasserreichen Brüchen den Anwuchs aus den Wurzeln zu verderben. Wo sich mageres, schmales und sprödes Gras von keiner frischen grünen Farbe, kleinblättriges und sprödes Moos, dergleichen man auf alten Mauern findet, zeigt; da hat man sich von dem Holzanwuchse wenig zu versprechen, und nur die Birken und Kiefern, als Holzarten, welchen ihre Struktur die meisten Nahrungstheile aus der Luft zu nehmen erlaubt, dürften darauf einigermaßen gedeihen.

Sodann muß man einen solchen Ort ganz durchgehen weil der Boden oft sehr unterschieden ist, so daß oft nach der Verschiedenheit desselben mehr als eine Holzart darauf anzubringen ist, wobei man jedoch solche Arten wählen muß, die einander nicht hinderlich sind. Ferner muß auch der Boden etwas tiefer im Grunde untersucht werden (s. Erdbohrer) denn die unterliegenden Schichten möchten oft diejenige Holzart nicht haben wollen, die die flache Oberfläche verlangt hat. Ferner sind die schicklichsten Holzarten zu wählen

b) In Rücksicht des Bedürfnisses. Das Holzbedürfniß bestehet, entweder in Bau- und Nutzholze, oder in Feuerholze, und letzteres ist wieder zu unterscheiden,

zum Gebrauch der ökonomischen Feuerung, oder für die Hütten- und Hammerwerke.

Der Fall dürfte wohl schwerlich vorkommen, daß ein Ort, wo noch gar kein Holz war, zu Abhülfe des Bauholzmangels, mit Holz angebauet werden sollte, die Kultur desselben dürfte also auch nur auf bestandenen Orten anzuwenden seyn. An Orten, wo gute Forstwirthschaft ist, und der Umtrieb auf Baumholz geschiehet, wird das Bauholz entweder in den angewiesenen Jahresschlägen vorher ausgehauen, oder es werden diejenigen Distrikte ganz zu Bauholze ausgezogen, welche sich am besten dazu qualificiren, und ihre ganze Behandlungsart darnach eingerichtet. Wird so ein Distrikt abständig oder schadhaft, so wird ein anderer dafür ausgesucht, und jener statt dessen in die Disposition genommen.

Eben so wenig dürfte auch der Fall eintreten, daß zum Bedarf für die Hütten- und Hammerwerke, zeitherige ledige Plätze angebauet werden müßten, weil diese holzfressenden Fabriken an und für sich schon in Waldgegenden liegen, wo der Platz zu neuen und verhältnißmäßig großen Holzansaaten heut zu Tage nicht wohl zu bekommen ist; das Hauptbedürfniß für selbige also, nämlich das Kohlholz, ist auf bereits vorhandenen Waldrevieren, gewöhnlich in Gebirgsforsten, beizuziehen, wovon weiter unten, wo vom Anbau selbst gehandelt werden soll, gesagt werden wird.

Das heutige Hauptbedürfniß bleibt aber immer das Brennholz für Städte, Dörfer, und einige Fabriken. Da die bereits vorhandenen Waldungen nicht recht mehr dazu auslangen wollen, so muß hier und da Anstalt getroffen werden, selbige zu vergrößern. Die erste Regel dabei ist, bei neuen Anlagen auf schnellwachsende Holzarten sein Hauptaugenmerk zu richten, und die schon vorhandenen Hölzer auf den geschwindesten Umtrieb zu bringen. Was im ersten Falle wegen des Grund und Bodens zu beobachten ist, ist bereits abgehandelt worden (s. auch unter Boden); es wird hier allgemein bemerkt, daß das Birkenholz diejenige Holzart ist, die hierzu mit dem größten Vortheil angewendet werden kann, und daß im zweiten Falle der Wiederwuchs auf Stockausschlag gesetzt, mithin der

Umtrieb auf Schlag- und Buschholz, höchstens Stangenholz geschehen muß.

In eben der Maaße als das größte Bedürfniß befriediget werden kann, erwächst auch der größte Nutzen aus dem Befriedigungsmittel. Hat man also die rechten Holzarten in Rücksicht des Bodens und des Bedürfnisses gewählt, so hat man sie auch in Rücksicht des größten Ertrags getroffen, und ist hieraus auch der mehreste Nutzen zu ziehen.

Die Erfahrungen von den Verwandlungen der Holzarten und die Meinungen vom Austragen des Bodens für eine oder die andere Holzart, gehören zwar nicht hierher, doch sind sie mit der Lehre vom Wiederanbau und Fortpflanzung der vorhandenen Waldörter so genau verwandt, daß man ihrer wenigstens erwähnen muß.

Es ist eine gewöhnliche Erscheinung, daß nach dem kahlen Abtriebe andere Holzarten anstatt der vorher dagestandenen empor kommen, und zwar gewöhnlich schlechtere als die vorherigen. Man konnte wohl eingesehen haben, daß der Grund davon in der Behandlung lag, aber man suchte lieber die Ursachen der Natur aufzubürden, um nicht in seiner Gemüthsruhe gestört zu werden. Das Vehikel, dessen man sich zuerst bediente, war die Idee von den spezifiken und eigenthümlichen Nahrungssäften der Gewächse, und daß man sogar den Pflanzen einen Trieb zutrauete ihre Stellen zu verändern, indem sie nach eigener Nahrung strebten. Was davon zu halten ist, wird hernach vorkommen.

Allgemein aber mögen nachstehende Umstände Ursach daran seyn. 1) Das kahle Abtreiben der Oerter, wodurch der Boden entblöst, von den Regengüssen im Frühjahre und Herbste, von den Gewitterregen im Sommer, und von dem Schneewasser im Winter, seiner besten Theile beraubt wird, wodurch die magern und dürren Unterlagen desselben emporkommen, auf welchen die Wurzeln oder der Saame einer guten Holzart niemals anschlagen. 2) Die harten Hölzer lieben von Natur einen lockern etwas feuchten Grund, und ihr Lieblingsort ist der Abhang mäßig hoher Berge, die nicht an der Mittagsseite liegen. Aus schlechter Oekonomie und Mangel am Geströhde, wird das abge-

fallene Laub und mit ihm die von der Natur angewiesene Düngung dem Walde entrissen, der vorher abgefallene Saame seiner Decke beraubt und allem Ungemach Preis gegeben, daß er unmöglich ausschlagen kann. 3) Von den edlern Holzarten geräth der Saame nicht alle Jahre, wird also die künstliche Besaamung vernachlässiget, so schleichen sich unterdessen Schmarotzerpflanzen ein, indem der Wind den Transport ihres gewöhnlich leichten alle Jahre gedeihenden Saamens besorgt. Die Birken, die Aspen und die Saalweiden ꝛc. sind die Wanderer, die mit jeder Herberge vorlieb nehmen, ihre Genügsamkeit macht sie anfangs leidlich, haben sie aber Wurzel gefaßt, so sichert sie ihre Bitterkeit vor den Anfällen des zahmen und wilden Viehes, anstatt daß die jungen Buchen- und Eichenlohden ein angenehmer Fras für beide sind. Da nun noch überdies die weichen Hölzer schneller aufwachsen als die harten, so ist es gar kein Wunder, daß sie letztern im Wachsthume zuvorkommen, und sie unterdrücken. 4) Wenn ein Buchenort in einem Jahre kahl abgetrieben wird, wo der Saamen nicht geräth, so ist das Jahr darauf der Schlag mit schädlichem Gras überwachsen, so daß der abfallende Saamen nun nicht mehr zur Erde gelangen kann. Anderer, z. B. Birkensaamen aber, der alle Jahre geräth, ist vorher schon, vielleicht Stundenweit, darauf angeflogen, mithin kommen die Birken gewiß, die Buchen aber bleiben aus. Es zeigt also allemal eine üble Forstwirthschaft an, wo dergleichen Verwandlungen vorkommen. Umgekehrt hat man aber auch den Fall, daß auf Birken Buchen, oder auf schlechtere Holzarten bessere erfolgen. Wem ist aber unbekannt, daß die Wurzeln der Holzarten, insbesondere der Rothbuchen, sehr lange zum Ausschlagen fähig, in der Erde bleiben können, wenn die verdrungene Gattung von Holz nicht zu alt war, als sie gehauen wurde; und daß die jungen Pflänzchen sich wohl 20, 30 und mehrere Jahre, ohne Sonne und freie Luft, blos im Schatten unter andern Bäumen erhalten, und nach deren Abtriebe freudig empor wachsen? Eben so auch mit dem Saamen. Woher entstünden sonst die unbändigen Gräser und Stauden im ersten und zweiten Jahre auf einem Schlage, wenn deren Saamen oder Wurzeln nicht vorher schon im Boden lagen, und nur auf freie

Luft warteten, um aufgehen zu können. Es ist ein Erfahrungssatz, daß Saamen, der über 1 Fuß tief in die Erde kömmt, nicht aufgehet, aber dennoch seine Keimungskraft ungemein lange und unversehrt erhält; wenn man nun bedenkt, wie vielfältig Waldsaamen verschwemmet und verscharret wird, und wie leicht er wieder Luft bekommen kann, wenn Holzschläge ꝛc. an den Ort kommen; so lassen sich dergleichen Verwandlungen auch leicht erklären.

Es war schon eine alte Idee, daß die Natur diese Veränderungen hervorbringen müsse, weil jeder Gewächsart besondere und nur ihr eigenthümliche Nahrungssäfte angewiesen, und in die Wurzeln eine unterscheidende Kraft, nur die ihrer Gewächsart zugetheilten Nahrungstheilchen einzusaugen, gelegt worden sey, und man glaubte durch die — durch Umwechslung der Getraidearten auf ein und demselben Acker erhöheten Erndten, so wie dadurch, daß die Natur nicht alle Gewächse einer Art neben einander gepflanzt — vielmehr zahlreiche Arten davon auf jedem Bezirk unter einander gemischt habe, überzeugende Beweise dafür zu haben.

Aber vorausgesetzt, daß hier nur von reinen Waldungen die Rede seyn kann, so sind so viele Erfahrungen und sichtbare Beweise vorhanden, daß — wenn man die Natur wirken ließ, oder ihr gehörig zu Hülfe kam, noch eben die Holzart auf demselben Boden fortwächst, die seit Menschengedenken darauf gewachsen ist; und das Beispiel mit dem Getraidebau beweiset nicht nur nichts, sondern gehöret auch schon in die Gartenkultur, welche in der Forstwissenschaft allemal scheitert. Durch Mannichfaltigkeit sucht die Natur ihre Schönheit zu erhöhen, mancherlei Bedürfnisse in einem Bezirke Menschen und Thieren zu verabreichen, und durch die Untermischung mehrerer Holzgattungen keinen Winkel der Fläche öde zu lassen. So stehet die Kiefer neben der Eiche, welche mehrere Nahrungstheile erfordert, als die wenigsten Gegenden abzureichen vermögen, und welcher um deswillen ein hohes Alter vergönnet wurde, um das durch die Länge der Zeit zu bewirken, was in kurzen Perioden nicht geleistet werden konnte; und die Kiefer, oder anderes Nadelholz, wurde neben angestellt, um durch ihre spitzigen Blätter da noch

hinlängliche Nahrung aus der Atmosphäre zu finden, wo die Eiche würde kümmern müssen.

Eben so wechselt der Landwirth mit Getraidearten in seiner Ackerbestellung ab, und unterbricht diese noch durch Gartengewächse, um keine der mancherlei Nahrungskräfte, die seiner Meinung nach, für jede dieser Erzeugnisse besonders im Acker verschlossen liegen, unbenutzt zu lassen, und sucht den Grund hievon in dem Hange der Natur zum stäten Wechsel. Aber wenn einer jeden Gewächsart ein eigner Nahrungssaft in der Erde bereitet würde, so würde kein Unkraut je eine Erndte schmälern, und doch verderben die Unkräuter oft die Früchte, weil sie ein gut Theil der Nahrungstheile vorwegnehmen, welche zum Behuf der Getraideerndte in den Acker gebracht wurden. Ein abgeödeter Acker bringt nach gehöriger Bedüngung und tüchtiger Bearbeitung desselben, nach dem Gutdünken des Landwirths, wohl zwanzigerlei Produkte hervor; lägen nun so mancherlei Nahrungssäfte im Schoos der Erde, als mancherlei Gewächse in demselben vegetiren, und jedes der letztern vermöge seiner innern Struktur davon zu consumiren bestimmt ist; so müsten in einerlei Dung eine große Menge verschiedener Säfte liegen, und der frisch bemistete Acker zwanzigerlei Wechselerndten liefern können, welchem doch die Erfahrung überall widerspricht.

Saugten die Wurzeln der Vegetabilien blos die — ihrem Gewächse angemessenen Nahrungstheilchen ein, so würde alles Pfropfen, Okuliren, Copuliren u. s. w. an den Obstbäumen vergeblich seyn. Da aber die Nahrungssäfte des Gewächsreiches, ohne Rücksicht auf ihre Bestandtheile von den Sauggefäßen der Vegetabilien eingenommen, und blos durch innere Verarbeitung der Substanz der Gewächse angepaßt werden müssen, so kann die Wurzel einer gepfropften Eberesche die eingesaugten Nahrungssäfte immer Quitschermäßig verarbeiten, ohne daß wir Vogelbeere davon zu gewarten haben.

Die Belladonna grünt neben dem Ahorn, die Eiche neben dem Wacholderbusch ꝛc. und alle gedeihen durch Begünstigung der Natur zur Vollkommenheit; dieselben Säfte aus welchen die Tollbeere ihr Gift bereitet, verarbeitet der Ahorn um Zucker fabriziren zu können, der den Menschen

mittelbar darauf wirken kann. Daher auch die vorzüglich schädlichen, an dieser Lage gewöhnlichen späten und frühen Schreckfröste.

Eines Theils besser ist die Lage gegen Morgen, weil die Sonne einen guten Theil des Tages darauf wirket. Aber die trocknen Ostwinde zerstreuen auch die Ausdünstung, und die späten Fröste wirken aus der ersten Hand auf die in Bewegung gekommenen Pflanzen.

Die gefährlichste Lage für den Holzanbau, ist die gegen Mittag. Während der größten Hitze ist sie den brennenden und verzehrenden Strahlen der Sonne ausgesetzt, und großer Dürrung unterworfen, wenn der Boden nicht durch öftern Regen oder durch Quellen erfrischet wird. Wenn solche Wände entblößt, oder durch kahles Abtreiben des natürlichen Schattens und Schutzes beraubt werden, so können für die Forstwirthschaft die schlimmsten Folgen daraus entstehen. Da die Pflanzen in dieser Lage frühe anfangen zu treiben, so sind die späten Fröste, hauptsächlich aber der Mangel an Regen im Frühjahre sehr gefährlich.

Die gegen Abend liegenden Forstseiten, an Bergen und in Ebenen, gehören in Absicht auf die Lage mit unter die fruchtbarsten. Wichtig aber sind die Vorsichten, die man beym Betrieb der Forstwirthschaft darin anwenden muß. Die Randbäume oder Vorstände gegen Abend sind von ihrer Jugend an, wegen der heftigen Bewegung des Windes mit vielen und starken Seitenwurzeln versehen worden, um der Gewalt der Stürme widerstehen zu können. Die hinter ihnen geschlossen stehenden Hölzer aber haben diesen Vortheil nicht, und werden zur Beute der Sturmwinde wenn ihre Vormauer gefället wird.

Noch ein andres Uebel folgt daraus, wenn der Boden aus leichten Erdarten, vorzüglich aus Sand bestehet; wenn dieser von der Abendseite von Holze, von Schatten und Feuchtigkeit entblößt wird, so entstehen dürre und fliegende Sandschollen.

II.) Was den Holzanbau selbst betrift, so kömmt es vorerst auf die Wahl der Holzarten an, und zwar:

a) in Rücksicht des Bodens. Wenn vorher schon Holz auf dem anzubauenden Orte gestanden hat, so ist die Wahl der schicklichsten Holzart so schwer nicht, weil man

schon Erfahrungen vor sich hat; wo aber vorher kein Holz war, da ist nichts schwerer als die Beurtheilung, welche Holzart an einem Orte am besten fortkommen werde, wenn man den Grund davon aus der Beschaffenheit des Bodens nehmen will. Es können gewisse den Gewächsen schädliche Materien so unmerklich darin versteckt seyn, daß sie kaum durch chemische Versuche zu entdecken sind. Man muß demnach andere sichere Kennzeichen zu Hülfe nehmen, darnach man einen Ort beurtheilen kann.

Wenn an einem Orte noch etwas Holz stehet, so untersuche man dessen Art, Wachsthum, äußerliche und innerliche Beschaffenheit. Findet sich alles dieses gut, so kann man auch schliessen, daß diese Holzart auf diesem Boden auch künftig gut fortkommen werde. Nur muß man sich nicht irre machen lassen, wenn dieses Holz einzeln stehet, und dieserhalb kurz, struppig und mehr in die Seitenäste als Höhe gewachsen ist; eben so wie der Fall eintreten kann, daß ein Holz vor Alter anbrüchig und ungesund werden kann. Ist dieses Holz von ansehnlicher Höhe und Stärke, so zeigt es ein ehemaliges gutes Wachsthum und einen guten Boden dafür an; ist es aber dabei schwach, so giebt es kein gutes Zeichen dafür ab.

Ist kein Holz mehr vorhanden, so suche man genaue und sichere Nachricht einzuziehen, ob und welche Arten ehemals da gestanden haben und wie sie beschaffen gewesen. Sind davon keine Nachrichten zu haben, so muß man untersuchen, was für andere Arten von Gewächsen daselbst vorhanden sind. Ein feines nicht gar zu hohes noch schilfiges Gras, das das Vieh gerne frißt, allerhand frische Kräuter, die keine Wassergewächse sind, dicke Gebüsche von Brom- und Himbeeren, hohe Disteln, Farrenkraut, hohe Weißdornen und andere ganze und halbe Stauden, zeigen einen — für alle Arten von Laubholz vortreflichen Boden an. Gehet aber die Schaaftrifft stark auf so einen Ort, so wird man das eigentliche Wachsthum des Grases nur alsdenn erst beurtheilen können, wenn ein Fleck in Hegung kömmt. Fichten, Tannen und Kiefern, wachsen in solchem Boden auch schnell, aber zum Bauen werden sie nicht dauerhaft. Sehr hohes und schilfiges Gras, welches dabei spröde ist, und das Ansehen wie Getraide hat, zeigt zwar

einen guten aber feuchten Boden an, in dem zwar allerhand Laubholz schnell wächst, aber schwer aus dem Saamen fortzubringen ist, weil die zarten Lohden von dem dicken Gras bald überzogen werden und darunter ersticken. Für Baum- und Stammholz taugt ein solcher Boden nicht, sondern nur für Schlag- und Brennholz. Bruchiger Boden, den die übermäßige Nässe, Binsen und andere Wassergewächse, auch Torf anzeigen, dient zu Ellern, Weiden, und im Nothfalle zu Birken; andere Holzarten wollen nicht darauf fort. Ist der Boden gar zu naß, so schlägt der Saame nur auf kleinen erhabenen Plätzen, oder in trocknen Jahren auf den entwässerten Stellen an, sonst aber — oder wenn das Wasser nicht abgelassen wird, wird der Saame wasserhart und verdirbt; hat aber der Saame nur Zeit, das Stämmchen so hoch zu treiben, daß es im Frühling und Sommer die meiste Zeit über Wasser stehet, so treibt es fort und bleibt. Man muß sich demnach hüten, auf wasserreichen Brüchen den Anwuchs aus den Wurzeln zu verderben. Wo sich mageres, schmales und sprödes Gras von keiner frischen grünen Farbe, kleinblättriges und sprödes Moos, dergleichen man auf alten Mauern findet, zeigt; da hat man sich von dem Holzanwuchse wenig zu versprechen, und nur die Birken und Kiefern, als Holzarten, welchen ihre Struktur die meisten Nahrungstheile aus der Luft zu nehmen erlaubt, dürften darauf einigermaßen gedeihen.

Sodann muß man einen solchen Ort ganz durchgehen weil der Boden oft sehr unterschieden ist, so daß oft nach der Verschiedenheit desselben mehr als eine Holzart darauf anzubringen ist, wobei man jedoch solche Arten wählen muß, die einander nicht hinderlich sind. Ferner muß auch der Boden etwas tiefer im Grunde untersucht werden (s. Erdbohrer) denn die unterliegenden Schichten möchten oft diejenige Holzart nicht haben wollen, die die flache Oberfläche verlangt hat. Ferner sind die schicklichsten Holzarten zu wählen

b) In Rücksicht des Bedürfnisses. Das Holzbedürfniß bestehet, entweder in Bau- und Nutzholze, oder in Feuerholze, und letzteres ist wieder zu unterscheiden,

zum Gebrauch der ökonomischen Feuerung, oder für die Hütten- und Hammerwerke.

Der Fall dürfte wohl schwerlich vorkommen, daß ein Ort, wo noch gar kein Holz war, zu Abhülfe des Bauholzmangels, mit Holz angebauet werden sollte, die Kultur desselben dürfte also auch nur auf bestandenen Orten anzuwenden seyn. An Orten, wo gute Forstwirthschaft ist, und der Umtrieb auf Baumholz geschiehet, wird das Bauholz entweder in den angewiesenen Jahresschlägen vorher ausgehauen, oder es werden diejenigen Distrikte ganz zu Bauholze ausgezogen, welche sich am besten dazu qualificiren, und ihre ganze Behandlungsart darnach eingerichtet. Wird so ein Distrikt abständig oder schadhaft, so wird ein anderer dafür ausgesucht, und jener statt dessen in die Disposition genommen.

Eben so wenig dürfte auch der Fall eintreten, daß zum Bedarf für die Hütten- und Hammerwerke, zeitherige ledige Plätze angebauet werden müßten, weil diese holzfressenden Fabriken an und für sich schon in Waldgegenden liegen, wo der Platz zu neuen und verhältnißmäßig großen Holzansaaten heut zu Tage nicht wohl zu bekommen ist; das Hauptbedürfniß für selbige also, nämlich das Kohlholz, ist auf bereits vorhandenen Waldrevieren, gewöhnlich in Gebirgsforsten, beizuziehen, wovon weiter unten, wo vom Anbau selbst gehandelt werden soll, gesagt werden wird.

Das heutige Hauptbedürfniß bleibt aber immer das Brennholz für Städte, Dörfer, und einige Fabriken. Da die bereits vorhandenen Waldungen nicht recht mehr dazu auslangen wollen, so muß hier und da Anstalt getroffen werden, selbige zu vergrößern. Die erste Regel dabei ist, bei neuen Anlagen auf schnellwachsende Holzarten sein Hauptaugenmerk zu richten, und die schon vorhandenen Hölzer auf den geschwindesten Umtrieb zu bringen. Was im ersten Falle wegen des Grund und Bodens zu beobachten ist, ist bereits abgehandelt worden (s. auch unter Boden); es wird hier allgemein bemerkt, daß das Birkenholz diejenige Holzart ist, die hierzu mit dem größten Vortheil angewendet werden kann, und daß im zweiten Falle der Wiederwuchs auf Stockausschlag gesetzt, mithin der

Luft warteten, um aufgehen zu können. Es ist ein Erfahrungssatz, daß Saamen, der über 1 Fuß tief in die Erde kömmt, nicht aufgehet, aber dennoch seine Keimungskraft ungemein lange und unversehrt erhält; wenn man nun bedenkt, wie vielfältig Waldsaamen verschwemmet und verscharret wird, und wie leicht er wieder Luft bekommen kann, wenn Holzschläge rc. an den Ort kommen; so lassen sich dergleichen Verwandlungen auch leicht erklären.

Es war schon eine alte Idee, daß die Natur diese Veränderungen hervorbringen müsse, weil jeder Gewächsart besondere und nur ihr eigenthümliche Nahrungssäfte angewiesen, und in die Wurzeln eine unterscheidende Kraft, nur die ihrer Gewächsart zugetheilten Nahrungstheilchen einzusaugen, gelegt worden sey, und man glaubte durch die — durch Umwechslung der Getraidearten auf ein und demselben Acker erhöheten Erndten, so wie dadurch, daß die Natur nicht alle Gewächse einer Art neben einander gepflanzt — vielmehr zahlreiche Arten davon auf jedem Bezirk unter einander gemischt habe, überzeugende Beweise dafür zu haben.

Aber vorausgesetzt, daß hier nur von reinen Waldungen die Rede seyn kann, so sind so viele Erfahrungen und sichtbare Beweise vorhanden, daß — wenn man die Natur wirken ließ, oder ihr gehörig zu Hülfe kam, noch eben die Holzart auf demselben Boden fortwächst, die seit Menschengedenken darauf gewachsen ist; und das Beispiel mit dem Getraidebau beweiset nicht nur nichts, sondern gehöret auch schon in die Gartenkultur, welche in der Forstwissenschaft allemal scheitert. Durch Mannichfaltigkeit sucht die Natur ihre Schönheit zu erhöhen, mancherlei Bedürfnisse in einem Bezirke Menschen und Thieren zu verabreichen, und durch die Untermischung mehrerer Holzgattungen keinen Winkel der Fläche öde zu lassen. So stehet die Kiefer neben der Eiche, welche mehrere Nahrungstheile erfordert, als die wenigsten Gegenden abzureichen vermögen, und welcher um deswillen ein hohes Alter vergönnet wurde, um das durch die Länge der Zeit zu bewirken, was in kurzen Perioden nicht geleistet werden konnte; und die Kiefer, oder anderes Nadelholz, wurde neben angestellt, um durch ihre spitzigen Blätter da noch

hinlängliche Nahrung aus der Atmosphäre zu finden, wo die Eiche würde kümmern müssen.

Eben so wechselt der Landwirth mit Getraidearten in seiner Ackerbestellung ab, und unterbricht diese noch durch Gartengewächse, um keine der mancherlei Nahrungskräfte, die seiner Meinung nach, für jede dieser Erzeugnisse besonders im Acker verschlossen liegen, unbenutzt zu lassen, und sucht den Grund hievon in dem Hange der Natur zum stäten Wechsel. Aber wenn einer jeden Gewächsart ein eigner Nahrungssaft in der Erde bereitet würde, so würde kein Unkraut je eine Erndte schmälern, und doch verderben die Unkräuter oft die Früchte, weil sie ein gut Theil der Nahrungstheile vorwegnehmen, welche zum Behuf der Getraideerndte in den Acker gebracht wurden. Ein abgeödeter Acker bringt nach gehöriger Bedüngung und tüchtiger Bearbeitung desselben, nach dem Gutdünken des Landwirths, wohl zwanzigerlei Produkte hervor; lägen nun so mancherlei Nahrungssäfte im Schoos der Erde, als mancherlei Gewächse in demselben vegetiren, und jedes der letztern vermöge seiner innern Struktur davon zu consumiren bestimmt ist; so müsten in einerlei Dung eine große Menge verschiedener Säfte liegen, und der frisch bemistete Acker zwanzigerlei Wechselerndten liefern können, welchem doch die Erfahrung überall widerspricht.

Saugten die Wurzeln der Vegetabilien blos die — ihrem Gewächse angemessenen Nahrungstheilchen ein, so würde alles Pfropfen, Oculiren, Copuliren u. s. w. an den Obstbäumen vergeblich seyn. Da aber die Nahrungssäfte des Gewächsreiches, ohne Rücksicht auf ihre Bestandtheile von den Sauggefäßen der Vegetabilien eingenommen, und blos durch innere Verarbeitung der Substanz der Gewächse angepaßt werden müssen, so kann die Wurzel einer gepfropften Eberesche die eingesaugten Nahrungssäfte immer Quittenmäßig verarbeiten, ohne daß wir Vogelbeere davon zu gewarten haben.

Die Belladonna grünt neben dem Ahorn, die Eiche neben dem Wacholderbusch ꝛc. und alle gedeihen durch Begünstigung der Natur zur Vollkommenheit; dieselben Säfte aus welchen die Tollbeere ihr Gift bereitet, verarbeitet der Ahorn um Zucker fabriziren zu können, der den Menschen

heilsam ist, und der Wachholderzwerg consumiret dieselben Säfte, aus welchen die Eiche ihren Riesenkörper formt.

Fünf einfache Erden brachte die Schöpfung in das Innere der Erde. Die Kalk- Schwer- Alaun- Kiesel- und Bittererde, und ließ aus ihnen alle Erden und Steine entstehen, die wir kennen, und die sich alle durch die verschiedenen Mischungen und Verbindung mit mehr oder weniger salzigen, brennbaren oder metallischen Substanzen von einander unterscheiden. Und wie bei den Steinen und durch das ganze Mineralreich, eben so bei dem Thierreiche.

Der Hirsch und der Ochs, die Gans und das Schwein, der Schöps und der Kapaun, die Ziege und die Taube rc. mästen sich alle von Gerste, alle haben dichtes Fleisch und Substanzvolles Fett; aber jedes Fleisch hat einen andern Geschmack, und das Fett ist so verschieden als die Thiere selbst, von denen es kömmt. Nicht weil die Gerste achterlei Kräfte in sich hat, sondern weil sie auf achterlei verschiedene Arten verarbeitet worden; denn durch Modification werden die Nahrungssäfte in der Natur das was sie werden können, und nicht durch das Wesen ihrer Masse. Alles kömmt hier auf die Verarbeitung der Substanzen an, das bloße Material vermag es nicht.

Es ist hier der Ort nicht weitläuftiger hievon zu handeln, aber diese interessante Materie verdient mehr bearbeitet zu werden. Wir kommen wieder zu dem Holzanbau selbst.

Ein Ort kann auf viererlei Art mit Holz in Bestand gesetzt werden:

1) durch Besäen mit Holzsaamen,
2) durch Pflanzung junger Stämme,
3) durch den Stockausschlag, und
4) durch Ableger.

Jede der beiden ersten Arten, nämlich das Säen und das Pflanzen hat seine Vortheile, erstere aber, oder das Säen ist für wilde Bäume ohnstreitig die vorzüglichste. Denn größtentheils ist der Waldboden, vornehmlich in Gebirgen, steinigt und felsigt; die zarten Wurzeln, welche der Saamen treibt, kriechen in weniger Erde so lange fort, bis sie zwischen den Steinen oder Felsen, Klüfte und Oefnungen finden, worin gemeiniglich gute Erde enthalten

ist, und richten sich in ihrem Wachsthum nach diesen Klüften und Zwischenräumen. Sind die Klüfte groß, so werden die Wurzeln darin stark, die kleinen Nebenwurzeln laufen mit ihnen fort, bis sie abermals Oeffnungen antreffen, wo sie mit unzähligen zarten Fäserchen sich hineinschlingen. Solches Holz stehet gegen die Sturmwinde fest, und hat aus den kleinen Wurzeln beständig so viel Nahrung, daß es die widrigste Witterung abhalten kann. Sodann ist bei der natürlichen Besaamung noch der Vortheil, daß der Saame in der Gegend bleibt wo er gezeugt worden, mithin an Boden und Klima gewöhnt ist.

Mit dem Verpflanzen junger Stämme nach der alten gewöhnlichen Art, hat es meistentheils mehr Schwierigkeit. Hebt man eine Pflanze aus und setzt sie in wilden Boden, so muß man entweder eine Grube machen und sie mit guter Erde anfüllen, oder die Wurzeln bleiben lange Zeit hohl liegen, und können keine Nahrung einsaugen; sie vertrocknet im ersten oder zweiten Jahre, oder kömmt doch niemals ins rechte Wachsthum. Oft mußten die Seiten- und Herzwurzeln — mithin verhältnißmäßig auch die Aeste aus Mangel hinlänglicher Nahrung abgeschnitten werden. Nur allein in gutem Boden ist dieses Verpflanzen mit Nutzen anzubringen, wenigstens muß etwas gute Erde den steinigten Boden bedecken, womit die gemachten Gruben, worein die jungen Stämme kommen sollen, ausgefüllet werden können.

Ein anders ist es aber, wenn in großen Revieren sich alte, kahl abgetriebene, verrasete Gehaue befinden; diese wieder anzubauen, behält allemal die Pflanzung, wenn sie nach der unten zu beschreibenden Methode (s. auch Anpflanzen) geschiehet, vor der Saat den Vorzug; denn pflanzen kann man alle Jahre, aber nicht säen, weil oft in einigen Jahren hinter einander kein reiches Saamenjahr einfällt. Und dann ist es immer mißlich, auf großen Blößen, besonders in Gebirgen, die Pflänzchen aus dem Saamen gegen die Witterung empor zu bringen. Auch sind nicht aller Orten Gelegenheiten sich zur Ansaat großer oder vieler Gehaue auf einige Jahre in Saamenvorrath zu setzen.

Der natürliche Anbau behält vor dem künstlichen allemal den Vorzug. Aber wie die Menschen immer von einem

Extrem auf das andere gerathen, so geschiehet es auch in Forstsachen. Unsere Voreltern verspotteten alle Holzkultur, denn von ihnen stammt das Sprüchwort noch her: Holz und Unglück wächst alle Tage; und jetzt ist die Meinung fast allgemein herrschend, daß der kein guter Forstmann seyn könne, der nicht immer die Tasche voll Saamen oder die Hände voll Pflanzen trüge. Mistrauisch gegen die wohlthätige Natur, wollen sie ihr das große Werk der Fortpflanzung gar nicht mehr überlassen, sondern alles durch ihre Hand bewirken. Wenn man aber bedenket, daß es in regula kein Jahr giebt, in welchem nicht einiger Saamen gerathen oder ausfliegen sollte, und daß die Natur allemal zu schicklicherer Zeit säet als der Sämann, ingleichen, daß der natürlich abfallende Saame allemal besser und reifer ist als der eingesammlete; so muß man insbesondere noch bei der künstlichen Saat sein vorzügliches Augenmerk auf den Aufwand richten; denn ein auf die Waldkultur verwendetes Kapital verzinset sich entweder gar nicht oder doch nur schlecht, wenn es zu etwas weitern als zur zweckmäßigen Unterstützung der Wirkungen der Natur angeleget wird; und diese schränken sich überhaupt nur auf zwei Fälle ein, auf Verbesserung eines untragbaren Bodens, oder auf den Anbau einer Gegend mit solchen Holzarten, die ohne Kunst nicht dahin kommen können.

In Ansehung der Zubereitung des Bodens, sind die Forstgelehrten freilich nicht einerlei Meinung. Daß man jede Holzart auf den ihr angemessenen Boden bringen müsse, ist aus dem vorherigen bekannt, und man würde sehr unweise handeln, wenn man etwa schweren Boden mit leichtem, magern mit fettem u. s. f. temperiren wollte. In Forsten ist an so etwas gar nicht zu denken; es sind zwar nützliche Sachen, die aber nur in Gärten und Lustwäldchen anzubringen sind. Weit wichtiger ist die Frage: Ob zur Holzansaat eine Zubereitung des Bodens nöthig und nützlich sey oder nicht?

Ueber diesen Hauptsatz stehen die Meinungen der besten Forstmänner einander häufig gerade zu entgegen, so daß der eine das unbedingt für Hinderniß erkläret, was der andere geradezu als Beförderungsmittel empfiehlt. Es ist also von der größten Wichtigkeit, allgemein darüber nach-

zudenken, und sodann nach richtig erkannten Grundsätzen zu verfahren.

Wenn man die Geschichte der Kultur durchgehet, so findet man, daß überall eher Getraide als Holz gesäet worden ist. Beim Getraidebau lehrte nun die Erfahrung: je folgfältiger das Land bearbeitet würde, um so mehr erreiche man seinen Endzweck. Sehr natürlich war es also, daß man diese Regel auch auf die Holzkultur übertrug, sobald die Nothwendigkeit selbige zum Bedürfniß machte; und man behielt sie auch so lange unangefochten bei, bis einige, die die Natur beobachteten, bemerkten, daß die Sache sich doch doch wohl anders verhalte, und daß die beim ersten Anblick so richtig und natürlich scheinende Schlußfolge vom Getraidebau auf den Holzbau, bei tieferem Nachforschen ganz ungegründet sey, indem beide ihrer Natur nach sehr verschieden und fast in allen Stücken einander entgegengesetzt sind.

Holzanpflanzungen gedeihen am besten, wenn sie von schon erwachsenem angränzenden Holze einen Schutz haben; dem Getraidebau gereicht ein solcher Schutz von der Art zum größten Schaden. Der gewöhnliche Dünger ist dem Getraide nützlich, dem Holze schädlich. Der Getraidesaamen muß unter die Erde gebracht werden, der wenigste Holzsaamen verträgt eine Erdbedeckung. Das Getraide- und Küchengewächse kommen größtentheils in einem Jahre zur Vollkommenheit, die Waldungen erfordern halbe und ganze Jahrhunderte. Wenn ein Wald sich selbst überlassen ist, so erhält er sich und breitet sich immer mehr aus, das Getraide sich selbst überlassen vergehet u. s. w.

Hieraus siehet man, daß man vom Getraidebau nicht auf den Holzbau schließen kann, folglich auch den ersten nicht zur Regel bei letzterm nehmen muß, wenn nicht besondere Gründe eine Veranlassung dazu geben. Es ist aber eine unverwerfliche Thatsache, daß die schönsten Wälder da gefunden werden, wo alle künstliche Hülfsmittel gänzlich gefehlt haben; denn so sind z. B. in den ungeheuern Wäldern in Amerika, wo man kaum einen Fuß breit Land gewinnen kann, gewiß weder Hacke noch Pflug angelegt worden; und so sind gewiß auch ehemals die undurchdringlichen Wälder im alten Deutschland entstanden, und würden noch entste-

hen, wenn die zerstörenden Hände der Menschen nicht dazwischen gekommen wären, und die Wirkungen der Natur nicht gehindert hätten. Da dieses aber wegen der unentbehrlichen Holzbedürfnisse nicht vermieden werden konnte, so ist es auch nothwendig, das dem Walde durch eine angemessene Behandlung wieder zu geben, was ihm durch uns entzogen wird.

Es soll damit nicht behauptet werden, daß alle Hülfe überflüßig sey; denn künstliche Ansaaten sind durchaus nützlich und nothwendig; nur sind die dazu vorgeschlagenen Mittel zu widersprechend, so daß man andere aufsuchen muß, die dem Zwecke angemessener sind, und wozu nur allgemeine Wahrheiten aus der Natur am sichersten genommen werden können.

Döbel sagt: daß man besondes an solchen Orten vielen Anflug fände, wo Heidelbeer- und Farrenkraut stünde, wozu man noch den Ginster setzen kann.

Büffon erzählt: je näher das besäete Land dem Walde lag, desto besser gerieth die Saat, je entfernter, desto schlechter. Land, das mit Dornen und Wachholderbüschen angefüllet war, brachte viele Eichen zum Vorschein; da hingegen auf bearbeitetem Felde, das blos war, mit aller Sorgfalt kaum einige erhalten wurden.

Maurer schreibt: in älteren Zeiten wurde kein anderes Holz zum Verbrennen und Verkohlen genommen, als Scheite. Alles Reißig und Stöcke, blieben auf den Gehauen liegen und stehen. In dieses Reißig fiel der Tannensaamen, gieng darunter auf, hatte die ersten Jahre Schutz wider Frost, Hitze und das Verbeitzen der Thiere, und es bewuchsen auf diese Art die Berge mit Tannen, anstatt daß jetzt auf denen so gar reinlich gehaltenen Gehauen, keine junge Tanne oder Fichte in die Höhe will. Eben derselbe sagt, daß er, theils nicht ganz, doch größtentheils mit kurzem Grase verrasete Gehaue mit Fichten- und etwas Kiefernsaamen angesäet habe, und daß der Erfolg davon gut ausgefallen sey.

Herr Rau sagt: mehrere Versuche haben gezeigt, daß auf frischem, kurz vor der Ansaat umgearbeitetem Boden, der Saamen zwar gut aufgegangen — im Sommer aber wieder abgedorret und eingegangen sey.

In einer K. Preußischen Anweisung zur Kiefernansaat heißt es, wo von der Schädlichkeit des lockern Bodens die Rede ist: sodann tritt auch noch unter andern Uebeln das hauptsächlichste hinzu, daß jeder lockere Boden, in kühlen Frühjahrs- und Herbstnächten, bei Thau und Reif sich hebt, sich aber wieder senket, wenn er von der Sonne erwärmet wird. Bei diesem Senken fällt die Erde oder der Sand von den kleinen Stämmchen ab, und sie liegen oft an einem Morgen ganz bloß mit ihren Wurzeln oben auf der Erde und verdorren. Dieses ist dasjenige, wenn man sagt, der Forst ziehe die Pflanzen aus der Erde; und was man bei allen Holzgattungen befürchten muß, wenn man in zu lockern Boden säet.

Bei Weimar wurde auf großen Strecken leeden, bei feuchter Witterung, Kiefern- und Fichtensaamen, ohne vorherige Zubereitung auf den Rasen gesäet, und einige Triebe mit Schaafen darüber gethan, alsdenn aber geschonet; der Augenschein kann jedermann von dem gewünschtesten Erfolge überzeugen.

Ein Mittelweg scheint dieser zu seyn, daß entweder ganz flache 1 Fuß breite Rinnen, etwa 3 Fuß weit, oder wunde Flecken von 1 Quadratfuß einige Fuß weit von einander gehackt und besäet werden. Das dazwischen stehen bleibende Gras und Unkraut gewähret den jungen Pflanzen Schutz, und Regen und Frost haben auch keinen so schädlichen Einfluß auf selbige. Nur müssen die Rinnen an den Bergen in der Quere gehackt werden (siehe auch unter Ansäen).

Durch diese hier zusammengestellten Beobachtungen ist man schon einigermaßen in den Stand gesetzt, beurtheilen zu können, was die Holzsaaten befördert oder verhindert. Wenn so viele Erfahrungen übereinstimmen, daß an solchen Orten, wo der Boden in seinem Naturstande war, wo er eine Bedeckung von Moos, Heide, Gras, Reißig, Stokken u. s. w. hatte, der Saamen besser aufschlug als in gereinigtem aufgelockertem Boden, so kann man wohl daraus folgern, daß die ebengenannten Dinge nicht nur unschädlich, sondern sogar beförderlich seyn müssen. Ferner ist bekannt, daß der wenigste Holzsaamen eine Erdbedeckung leidet; er muß nur oben aufgestreuet werden. Wenn nun gepflügter

Boden nach einem etwas starken Regen und darauf erfolgter Dürre meist eine harte Kruste bekömmt, so kann der Saame, wenn er oben aufliegt, den Keim so wenig unterwärts — als wenn er darunter liegt, das junge Stämmchen aufwärts durchbringen. Anderer Hindernisse nicht zu gedenken, wenn er auch wirklich gekeimt hat. Der Nachtheil, welcher dadurch entstehen soll, daß der Saamen von der Bedeckung des Bodens aufgefangen würde, ist nicht so groß als er scheinet; denn er ist darum, daß er die Erde nicht unmittelbar berühren kann, noch keinesweges verlohren. Solche Orte erhalten, eben ihrer Dichtigkeit wegen, die Feuchtigkeit lange; zum Keimen des Saamens aber wird nichts weiter erfordert als Feuchtigkeit und angemessene Wärme. Das Moos, Laub, Gras u. s. w. sind vorzüglich geschickt dazu, da sie besonders gleich andern Gewächsen die Eigenschaft haben, so lange sie lebendig sind, den Thau und die Feuchtigkeit durch verschiedene Wege an sich zu ziehen und zu erhalten. Hierdurch wird nun der Saamen vor dem Ausdorren gesichert, welches niemals geschehen kann, wenn er auf reinem unbedeckten Boden liegt; und der Keim eines Saamens, der auf solche Art nur in Moos oder Gras hängt, treibt so lange vor sich, bis er einen ihm zuträglichen Boden findet, wenn dieser nicht allzuentfernt ist. Bekmann sagt, daß sogar auf Stöcken, wenn sie schattigt stehen und die Feuchtigkeit auf der Oberfläche erhalten können, der Saamen keimet und sein Keim über den Stock wegläuft, bis er endlich einen Eingang in die Erde findet.

Nach der Theorie einiger berühmter Forstmänner ist freilich jede Bedeckung der Erde, sie bestehe aus Gras, Moos oder Laub u. s. w. dem Holzanbau sehr nachtheilig. Sie sagen, daß die Saatpflanzen darunter verbutten und absterben; daß das Unkraut mit seinen Wurzeln den Pflanzen die Nahrung entziehe; daß es mit seinem Schatten dieselben erssticke; und daß es hauptsächlich — indem es die Erde bedecke, den Zugang der Nahrung von aussen, durch Regen, Schnee, Luft und Wärme vorenthalte ꝛc. So richtig diese Theorie aber auch für den Feld- und Gartenbau seyn mag, so wenig möchte sie für den Holzanbau geltend seyn. Es müßte aus derselben folgen, daß bei Gegenden, die seit vielen Jahren unabgeräumet und unbearbeitet

gelegen haben, die Fruchtbarkeit sich vermindern müsse. Man findet aber gerade das Gegentheil; alle neugerodete Länder sind fruchtbarer als solche, die immer bearbeitet, aber auch immer bebauet werden.

Die allgemeine Erfahrung, daß die Dammerde und die Fruchtbarkeit des Bodens in dem Maaße sich vermehret, nach welchem er lange Zeit ungestöhret von dichtem Walde bedeckt ist, und eben so wieder abnimmt, je nachdem er vom Walde entblößt wird, beweiset, daß die Nahrungstheile nicht so gut durch Hülfe des eröfneten Bodens herbeigeführet werden, als durch Hülfe der darauf wachsenden Pflanzen. Aber die Feld- und Gartengewächse, welche bei uns nirgends ihr Vaterland haben, verlangen eine freiere, mehr zubereitete, und eben weil sie fremd sind — eine künstlichere Nahrung, als die Waldbäume, und es kann dieserhalb der wilde Boden, ohngeachtet er die nöthigen Nahrungstheile in sich hat, diesen feinern Gewächsen dennoch keine gute Nahrung geben, wenn nicht eine Zubereitung durch ackern, hacken und reinigen vorhergegangen ist. Unsere einheimischen Hölzer aber haben diese geläuterte Nahrung nicht nöthig; es ist schon genug, wenn sie nur vorhanden ist. Wäre dieses nicht, so hätten die noch vorhandenen alten undurchdringlichen Wälder längst ausgehen müssen, weil der Boden so viele hundert Jahre der Einwirkung der Sonne hat entbehren müssen.

Es soll indessen nicht gerade zu behauptet werden, daß alle Bearbeitung des Bodens schlechterdings unnütz sey; es es soll nur dargethan werden, daß die Bearbeitung bei dem Holzbau nicht nothwendig ist, und nur unter gewissen Umständen nützlich werden kann, im Ganzen aber oft mit Nachtheil verknüpfet ist. Es ist nicht zu läugnen, daß das Unkraut in manchem Betracht nachtheilig werden kann, und daß es besser seyn würde, wenn man es vertilgen könnte; wenn man aber die Ursachen dieses Nachtheils aufsucht, so reduziren sie sich allgemein darauf: daß die abgetriebenen Oerter zu spät in Kultur gesetzt wurden, da das Unkraut schon über Hand genommen hatte; und wer wird im Ernste verlangen, daß der Boden bei ordentlichen Wäldern (von Plantagen kann hier die Rede nicht seyn) viele Jahre hindurch offen erhalten werden solle?

Noch ist die Beantwortung der Frage übrig: ist der Schatten den jungen Holzpflanzen nachtheilig? Daß kein Nachtheil davon zu erwarten sey, bestätiget sich schon dadurch, daß man ja selbst die zärtlichen Pflanzen mit Moos, Stroh, Reißig u. s. w. bedeckt, um ihnen Schatten zu geben, eben diese Bedeckung finden sie auf unzubereitetem Boden, und in dem Moose, kurzen Grase, Heide u. s. w. Würden diese letztern Gewächse in gleichen Schritten mit den Holzpflanzen fortwachsen, so würden sie denselben eben so schädlich werden, als sie es dem Getraide sind, mit dem sie oft einerlei Alter und Größe erreichen; allein die Hölzer sind schon weit früher, ehe noch ihr eigentliches Wachsthum angehet, größer und stärker als alles das Unkraut; mithin sind sie auch fähig, dasselbe zu unterdrücken und zu verdrängen. Eben so konnte der Einfall, daß viele Forstmänner, die den schlechten Erfolg ihrer Ansaaten auf wohlzubereitetem Boden sahen, verschiedene Getraidearten mit unter den Holzsaamen säeten, keine andere Absicht haben, als eine Bedeckung gegen Frost und Hitze zu geben. Hierzu aber sind andere Pflanzenarten eben so geschickt, sie mögen Haber, Kartoffeln, Gras oder Moos heissen; denn der Name thut nichts zur Sache; mithin können auch letztere nicht schädlich seyn, da sie in dieser Rücksicht nur dem Namen nach verschieden sind.

Alle Forstschriftsteller und angesehene Forstmänner empfehlen die Nachahmung der Natur; das Ackern und Untereggen aber, eben so wenig als das Entblößen des Waldbodens sind Nachahmung der Natur, mithin kann auch die Befolgung des Gegentheils nie von Nutzen seyn.

Der natürliche Anflug des Holzsaamens ist in allem Betracht besser als die ganz künstliche Saat. Regeln dazu lassen sich freilich nicht geben, aber einige Beobachtungen, wie man der Natur zu Hülfe kommen kann, sind nicht ausser Acht zu lassen.

1) Die Schläge müssen zu einer Zeit abgetrieben werden, daß sie alsdann leer sind, wenn der Holzsaamen derselben Gegend abfällt oder ausflieget. 2) Sie müssen in so einer Richtung angelegt werden, daß der Sturmwind keinen Schaden in dem noch bestandenen Holze thun, der Süd-west- und Westwind aber den reifen zum Ausfliegen bestimmten Saamen über den Schlag führen und besaamen kann. Im Würtembergischen ist verordnet, daß in dem dasigen

Schwarzwalde an jedem Schlage wenigstens 3 Jahre gehauen wird. Nämlich im ersten Jahre nur die stärksten Stämme, oder das Holländer-Holz, im zweiten Jahre das gemeine Bau- und Säge-Holz, und im dritten oder auch erst im 4ten das noch übrige Brennholz. Während dieser Zeit geräth gewiß einmal hinlänglicher Saamen, der in den Schutz der noch stehenden Bäume fallen, keimen und aufgehen kann. 3) Jeder Saamen, der schwer ist, z. B. von Eichen und Buchen fällt vermöge seiner Schwere, gerade unter sich, und kömmt folglich in Schatten zu liegen; aus dieser Ursache darf kein Schlag der Art im ersten Jahre kahl abgetrieben werden, sondern es müssen so viel Hegebäume darauf stehen bleiben, daß sie sich mit den Aesten berühren können. 4) Wenn ein Schlag im ersten Jahre nicht wieder angesäet werden kann, so ist es nützlich, wenn das Vieh auf selbigen getrieben und er dadurch am Vergrasen verhindert wird. 5) Da aller natürlich ausfallende Laubholzsaamen unter das Laub zu liegen kömmt, so darf das Laubrechen nicht gestattet seyn, und aller Saamen dieser Art darf nicht unter die Erde gebracht, sondern nur auf ähnliche Art bedeckt werden. 6) Bei Nadelwaldungen findet man an den Orten, wo es am besten stehet, gewöhnlich vieles Moos, auch Heide und Schwarzbeerkraut; mithin müssen auch die Nadelholzsaamen, auf moosigtes oder mit Heide und Schwarzbeerkraut bewachsenes Land gesäet werden. 7) Bei den reinen Tannen-Orten muß der Schlag auf eben die Art geführet werden, wie bei No. 3. bei den Eichen und Buchen, nämlich dunkel, und man kann überhaupt die Generalregel annehmen: wenn man die Holzart nachziehen will, welche abgetrieben wird, so muß man dunkel hauen. S. auch Anflug und Holzschlag.

Wenn nun zur künstlichen Ansaat geschritten werden soll, und bei ganz neuen Holzanlagen, nach Maasgabe des bereits gesagten, die schicklichsten Holzarten gewählt worden sind, so ist vorerst zu untersuchen

1) Die Güte des Saamens, weil der gute Erfolg einer jeden Aussaat darauf beruhet. Die Eigenschaften eines tüchtigen — zum Aufgehen geschickten Saamens, bestehen allgemein a) in der vollkommenen Ausbildung desselben auf seiner Mutterpflanze. Er muß aus 3 wesentlichen

die stehen gebliebenen Stämmchen sehr an den Wurzeln beschädiget.

Viele Forstschriftsteller rathen an, bei der Auswahl der Pflanzen auf die zukünftige Bestimmung des Holzes zu sehen. Das möchte nun aber wohl zu viel verlangt seyn, weil die Pflanzen zu mancherlei Unfällen ausgesetzt sind, ehe sie ihre Bestimmung erreicht haben. Man wähle überhaupt gesunde und gerade Stämme, so hat man wenigstens seiner Seits nichts verfehlet, wenn mitunter ein Stamm der Erwartung nicht entspricht. Sodann werden noch mancherlei Weitläuftigkeiten empfohlen, z. B. Zubereitung des Bodens, Ausfüllung der Löcher mit guter Erde, Beschneiden der Wurzeln und Aeste, Einsetzen der Pflanzen nach derselben Himmelsgegend, gegen welche sie vorher standen, und wohl gar noch das Begießen u. s. w. Man sieht aber gleich, daß diese Regeln alle aus der Gartenkunst entlehnt sind, daß sie also in Wäldern nicht anwendbar und viel zu Zeit- und Kostspielig sind.

Das einzige Sachmäßige Mittel, wodurch der Endzweck der Baumpflanzung nicht nur am sichersten sondern auch am kürzesten erreicht wird, sind Pflanz- oder Baumschulen. Das Verfahren dabei ist folgendes: In den Revieren werden nicht an einem — sondern nach Maasgabe der verschiedenen Lage und Beschaffenheit des Bodens, verschiedene Flecke ausgesucht, doch aber so, daß sie nicht an zu steilen Abhängen und auch nicht ganz eben, auch nicht gerade an der Mittagsseite liegen. Diese werden dichte umzäunet und vom Holze gereiniget. Alsdenn wird der Rasen in Reihen oder Streifen von etwa 1 Fuß breit, aber nicht tief und mit 1 Fuß Zwischenraum ausgestochen, und der abgestochene Rasen zwischen den Reihen aufgelegt. In diese Rinnen oder Reihen wird nun der Saamen zur gehörigen Zeit gesäet, und wenn das dazwischen stehende Gras nicht genug Schutz und Schatten giebt, mit Reißig bedeckt. Diese Ansaat wird alle Jahre wiederholet, um alle Jahre Pflanzen zu haben, die zum Versetzen tauglich sind.

Wenn sie 3- oder 4jährig sind, werden sie schon verpflanzt, und zwar folgendergestalt: Auf dem Orte, wo sie hinkommen sollen, wird mit einer etwas breiten Hacke eingehauen und der Rasen aufgehoben; die Pflanzen aber wer-

den aus der Pflanzschule mit dem Spaten ausgestochen und so gehoben, daß die Erde daran bleibt. Alsdann bricht oder reißt man eine Parthie solcher ausgestochener Pflanzen, etwa 5 — 10 oder 15 Stück von dem ausgehobenen Stücke los, und setzt sie in das gemachte Loch ein, und zwar so, daß der aufgehackte Rasen wieder darneben gesetzt wird, damit sie feste stehen. Auf diese Weise verpflanzt, kann man sagen, daß die Pflanzen nicht wissen, daß sie versetzt worden, man mag sie hinsetzen wohin man will. Alle Zubereitung des Bodens, alles Beschneiden, alles Richten nach der Himmelsgegend, und was es sonst seyn mag, fällt dabei weg, und mit weit weniger Kosten wird viel mehr ausgerichtet, als wenn man die Pflanzen zu alt werden läßt. Man sehe überhaupt auch hierüber unter Anpflanzen und Baumschule.

Die beste Zeit zum Pflanzen und Versetzen junger Stämme ist der Herbst. Der darauf fallende Regen und Schnee verursachet, daß die Erde sich um die zarten Wurzeln dicht anleget; der Frost treibet die größern Erdklumpen aus einander, welche bei folgendem Thauwetter aus einander fallen, und sich alsdann bei erfolgendem Regen wieder auf einandersetzen, und alle Zwischenräume ausfüllen. Wird im Frühjahre auf trocknen Boden gepflanzt, so sind die jungen Stämme wegen der bald darauf folgenden Wärme und dürren Witterung in Gefahr, noch viel eher zu verdorren, als die Keime und Lohden von aufgehendem Saamen, und zwar weit mehr in Gebirgen, als in Landforsten, weil man wegen länger anhaltenden Schnees und Frostes nicht zeitig genug mit dem Versetzen anfangen kann, und mit der Arbeit in die heißen Monate geräth.

Die zweite Art des Holzanbaues durch Pflanzen geschiehet durch den Wiederausschlag von den Wurzeln und Stöcken. Diese Methode ist aber nicht bei allen Vorfällen in den Forsten, auch nicht bei allen Holzarten, wie das Säen und Pflanzen anzubringen. Bei dem Nadelholze gehet es gar nicht an, weil es nicht wieder vom Stamme und der Wurzel ausschlägt. Nur allein die laubtragenden Arten lassen sich damit fortbringen, jedoch einige leichter, andere schwerer. Ueberhaupt aber ist zu merken, daß aus Holz, welches durch andere Mittel, als Säen und Pflan-

zen, fortgebracht wird, niemals ein Baum wird, dessen Schaft eine beträchtliche Höhe, Stärke und Güte erhält.

Um auf den Stockausschlag rechnen zu können, muß der Abtrieb solcher Holzarten nicht zu weit hinausgesetzt werden. Bei Buchen und Eichen darf man nicht wohl über 40 und bei den weichen Hölzern nicht wohl über 20 Jahre warten, und dann ist auch die Zeit des Abtriebes wohl in Acht zu nehmen. Wird zu früh im Jahre gehauen, so hat man Schaden von Spatfrösten zu befürchten, und geschiehet es zu späte, so ist der beste Trieb vorbei. Jedoch sagen erfahrne Forstmänner, daß der spätere Hieb in der Saftzeit, dem frühern weit vorzuziehen sey.

Endlich lassen sich auch einige laubtragende Holzsorten durch Setzlinge von Reißern und Wurzeln gut fortbringen. Hieher gehören vorzüglich die Pappeln und Weiden. Von letztern werden im Frühlinge die Knüppel von 2 auch 3 Zoll Stärke und 6 bis 8 Fuß Länge (Satzweiden genannt) abgehauen, und gegen Ausgang des Märzes in die Erde gestoßen; jedoch ohne vorher mit dem Pfahleisen ein Loch zu machen, als wodurch die Erde um den Stamm zu dichte und fest wird, daß das Eindringen der zarten Wurzeln und das Einsaugen der Nahrungstheile erschweret oder wohl gar verhindert wird. Eben so können auch von den Weiden sowohl als von den Pappeln dünne Ruthen genommen und in die Erde gesteckt werden, welches vornehmlich zu Bewahrung der Ufer dienlich ist. Die Erlen lassen sich auch durch Stücke von Wurzeln fortpflanzen, wozu aber nicht die starken Haupt- sondern die schwächern Nebenwurzeln genommen werden. Diese werden in Stücke von 3 Fuß lang geschnitten, und in feuchten Boden, einen halben Fuß tief schräg aufwärts gelegt, so daß sie mit einem Ende aus der Erde stehen; sie kommen auf diese Art gern und treiben die Lohden horstweise. Aschen und Ulmen kommen durch Setzlinge noch ziemlich, die übrigen Arten aber nicht so leicht.

Endlich läßt sich keine Holzkultur und kein Widerwuchs von gutem Erfolge denken, wenn nicht alles dasjenige davon abgewendet wird, was den jungen Bäumen Schaden zufügen kann. Hierzu gehöret hauptsächlich alles Vieh und Wildpret, nebst dem Frevel durch Menschen. Es ist also nothwendig, jede Anlage dagegen sowohl durch Schutzmittel als auch durch gute Polizeianstalten zu sichern.

In Revieren, wo wegen des Wildprets nichts zu befürchten ist, kann eine gute Polizei und einige Graben gegen Hirten, Schäfer und deren Vieh genug schützen; da aber, wo es Wildpret giebt, müssen die Verhegungen so beschaffen seyn, daß keins darüber fallen kann, und dieses geschiehet am besten durch Graben, auf deren innerhalb gesetzten Aufwurf ein 5 Fuß hoher Plankenzaun errichtet wird.

So beträchtlich indessen der Aufwand auf die Umzäunung der Schläge ist, so wenig dürfte ihre Nothwendigkeit, bloß des Wildprets wegen, erwiesen seyn. Unsere jetzt vorhandenen — gut bestandenen schlagbaren Hölzer waren gewiß zu einer Zeit jung, wo es nicht weniger Wildpret und Vieh gab als jetzt, und waren gewiß nicht umzäunt. Es kann also hieran wenigstens die Schuld nicht allein liegen, wenn das junge Holz nicht empor will. Und dann siehet man noch jetzt auf Revieren, wo viel Wildpret ist, die jungen Schläge uneingezäunt vortreflich kommen, anstatt daß sie da, wo dessen weit weniger ist, gar nicht gut, nicht einmal immer innerhalb der Zäune gerathen wollen.

Ob das Ausästen und Ausschnitteln nützlich sey? darüber ist viel gestritten worden. Allgemein genommen ist es eine unnütze Operation; denn wenn das junge Holz gehörig geschlossen aufgewachsen ist, so reiniget es sich von selbst von den unnützen Aesten, und unterdrückt die schwächern Stämme; alsdenn ist es genug, und auch rathsam, die Stämme, von denen man siehet, daß sie zurückbleiben und unterdrückt werden, sorgfältig herauszuhauen. Es wird dadurch eine nicht unbeträchtliche Zwischennutzung aus dergleichen Distrikten erhalten, weil diese Stämme, wenn sie absterben und umbrechen, gewöhnlich an den unrechten Herrn kommen.

Die Gartenkultur mag wohl auch die Veranlassung dazu gegeben haben; man kann es daher nicht oft genug wiederholen: Gartenkultur scheitert in der Waldkultur.

Holzkunde. Ist derjenige Theil der Gewächskunde, welcher in einem wissenschaftlichen Zusammenhange die theoretische und angewandte Naturgeschichte der Holzarten enthält. Diese Wissenschaft ist nicht bloß wichtig für den Freund der Natur und für den, der nach praktischen Kenntnissen in den höhern und niedern Forstwissenschaften strebt, sondern überhaupt für den Kameralisten, indem sie unter die

Vorbereitungswissenschaften des Kamerallehrgebäudes gerechnet wird. S. Holzpflanzen, Baum- und Holzarten.

Holzmuschel, s. Feldsperling.

Holzobst. Ist das in Wäldern wilde ungebaute Obst.

Holzpflanzen. Gewächse oder Pflanzen überhaupt sind lebende Naturkörper, die durch eine ordentliche Zeugung entstehen; fast alle keimen aus einem Saamen, sie wachsen bis zu einer ihnen bestimmten Größe, sie sind nicht ganz ohne Gefühl, in ihnen ist die Bewegung oder der Umlauf der Säfte gewiß, sie nähren sich, sie geben Ausdünstung von sich, sie zeugen ihres Gleichen, und sie verwelken oder sterben früher oder später, nachdem ihnen die Zeit gesetzet worden. Dies ist der Begriff vom Gewächs und zugleich die Uebersicht ihrer Lebenskräfte.

Die große Menge der auf unserm Erdball entdeckten Gewächse, hat man unter gewisse willkührliche Ordnungen zu bringen gesucht, und das ganze Gewächsreich in sieben Hauptfamilien abgetheilt. Diese Abtheilungen enthalten nun nach folgender Ordnung ihre eigene Gewächse, als: 1) Die Schwämme, 2) die Flechten, 3) die Moose, 4) die Farrenkräuter, 5) die Gräser, 6) die Palmen, und 7) die Holzpflanzen, oder diejenigen, die wegen der Beständigkeit ihres regelmäßigen Baues, auch übrigen Eigenschaften, unter keine von den vorhergehenden Gewächsen gerechnet werden können.

Die letztere Gewächsfamilie begreift demnach alle die für uns sich schickenden Holzarten in sich, und enthält folglich den Hauptgegenstand der Forstökonomie. Diese siebente Familie hat man zu mehrerer Deutlichkeit und bequemen Uebersicht, wieder in vier Ordnungen abgetheilt, als: 1) in Kräuter, 2) in halbe Sträuche, 3) in ganze Sträuche, und 4) in Bäume.

Die erste Ordnung oder die Kräuter unterscheiden sich von den nachstehenden dadurch, daß sie ihr schnelles Wachsthum nur ein oder zweimal von ihrer Erzeugung aus den Saamen, bis wieder zur künftigen Entwickelung in den Saamen fortsetzen, alsdann aber mit diesen zugleich ihr Wachsthum und Leben endigen. Sie sind also nur einer einzigen Befruchtung fähig; denn die Wurzel ist nicht im

Stande, zu einem künftigen neuen Wachsthume neue Säfte zu sammeln.

Zu der zweiten Ordnung rechnet man noch diejenigen strauchartigen Kräuter oder halbe Sträuche, die zwar beständige, dauerhafte Wurzeln haben, aber ihre Stengel alle Jahre abwerfen, und neue Sprossen von ungewisser Anzahl treiben, die ebenfalls nur ein einzigesmal blühen und Saamen bringen, und nachdem sie sich bis in den reifen Saamen entwickelt haben, langsam absterben, ohne Holz anzusetzen. Hierdurch unterscheiden sie sich sinnlich von den wahren oder ganzen Sträuchern und Bäumen. Diese Kräuter und strauchartigen Gewächse, kommen in der Forstbewirthschaftung nur in so fern in Erwägung, als sie erstlich von den wahren Holzarten unterschieden werden müssen; und sodann als Unkraut in den Schonungen, oder zur Hut und Weide, auch erforderlichen Nahrung des Wildstandes in den Forsten sind.

Die dritte und vierte Ordnung enthält unsere wahre Holzarten; s. Baum.

Holzringe, s. unter Baum.

Holzsaamen, s. Saamen.

Holzsägen, Fr. scier le bois. Verdient den Vorzug vor dem Schroten, weil durch letzteres viele Späne gemacht werden, und mithin ein Holzschlag sehr an dem Betrag verliert; s. Absägen.

Holzschlag, Gehau, Hau, Hauicht, Hauung, Hay, Fr. Abatage. Ist ein Distrikt im Walde, von welchem das darauf stehende Holz abgeschlagen wird. Die Anlegung eines Holzschlags ist nach den geläuterten Grundsätzen der Forstwissenschaft einer der wichtigsten Gegenstände, denn von derselben hängt das meiste, ja in gewisser Rücksicht alles ab, um Holzkultur zu befördern.

Wenn es ausgemachte Sache ist, daß zu einer regelmäßigen Forsteinrichtung zu allererst die Ausmessung der Waldungen gehört, und auf diese eine richtige Eintheilung derselben folgen muß — denn ohne diese Vorbereitungen ist nicht daran zu denken, die Forste auf eine nachhaltige sichere Art zu benutzen — so muß der Forstmann, wenn nun wirklich Holz geschlagen werden soll, seine vorzüglichste

Aufmerksamkeit auf die gute Anlegung seiner Schläge richten.

Nach der Eintheilung weiß der Forstbediente, wie viel Acker Holz auf seinem Forst jährlich geschlagen werden können, und so viel derselben muß er auch genau abmessen; denn auf den Augenschein kann und darf er sich nicht verlassen, wenn anders die beabsichtigte Ordnung durchaus beobachtet, und nicht im geringsten gestöret werden soll. Nächstdem kann der Forstbediente seine Schläge nicht auf bloßes Ohngefähr anlegen, sondern diese müssen in Rücksicht der Zahl, Größe, Breite, Richtung, Ordnung und Anlage gehörig bestimmt seyn; lauter Erfordernisse, woraus man die Geschicklichkeit eines Forstbedienten erkennen kann.

Die Zahl der Schläge hängt ganz allein von der Schlagbarkeit des Holzes ab, indem man nämlich so viel Schläge machen muß, als nöthig ist, um alle Jahre einen derselben mit schlagbarem Holze (s. haubares Holz) bestanden, abtreiben zu können. Viele bestimmen zwar im Allgemeinen ein Holz schlagbar, wenn es seine Vollkommenheit erreicht hat, und nicht länger ohne offenbaren Nachtheil stehen gelassen werden darf; nicht allemal aber läßt sich die Schlagbarkeit nach dem Alter allein bestimmen, sondern öfters muß man zugleich auf den jährlichen Absatz, oder die Abgabe an Unterthanen und Eingeforstete, und auf das Bedürfniß der umliegenden Gegend Rücksicht nehmen. Nach dieser Voraussetzung kann auch unausgewachsenes Holz in gewissen Fällen schlagbar seyn, wenn es nämlich schon als solches sich gut brauchen läßt, und mehr als älteres gleicher Art in einer Gegend gesucht wird.

Um aber mit dem Abtreibe eines Forstes nicht früher fertig zu werden, als wieder haubares Holz von gleicher Menge auf den ersten Schlägen nachgewachsen ist, so muß Alter und Bedürfniß in genauem Verhältnisse mit einander stehen, damit bei dem Umtriebe des Forstes in solchem Alter wieder eben so viel und haubares Holz zuwachse, als die Abgabe beträgt. Dieses ist allerdings nothwendig, wenn der Holzbestand von steter Dauer seyn, und der Forst weder über noch unter dem Ertrage angegriffen werden soll. Daher ist alles Holz dann haubar, wenn es ohne nachthei-

lige Folgen für die Zukunft, nach Beschaffenheit der Umstände jedes Orts, bestens genützet werden kann.

Es versteht sich von selbst, daß man, um die Zahl der Schläge mit Zuverlässigkeit zu bestimmen, von der Beschaffenheit und Lage des Bodens, von dem Wachsthume und jährlichen Zuwachse des Holzes, und dessen jährlicher Abgabe hinlängliche Kenntnisse haben muß, und auch dann noch alle diese Umstände, ohne Beihülfe der Mathematik, nicht wohl mit einander vergleichen kann.

Die Größe der Schläge hängt zwar überhaupt von dem Flächeninhalte, oder dem Holzbestande des einzutheilenden Forstes, und der Zahl der Jahre ab, in welchen derselbe abgetrieben worden soll; indessen können auch andere Umstände zur Bestimmung derselben beitragen. Sind die Schläge zu klein, so wird der hie und da noch unentbehrlichen Weide kein hinlänglicher Platz gelassen; und sind sie zu groß, so wird der junge Anwuchs der Hitze und Kälte zu sehr ausgesetzt. Wenn daher die Schläge zu groß ausfallen, so muß man, um sie zu verkleinern, den Forst an zwei oder drei Orten zugleich angreifen; im entgegengesetzten Falle aber sie um etwas zu vergrößern, indem man ihre Anzahl vermindert, oder die einjährigen Schläge in zwei und dreijährige zu verwandeln, wenn doch die Schläge nach den Heerden, und nicht die Heerden nach den Schlägen eingerichtet werden müssen.

So wenig ein Schlag zu groß seyn soll, eben deswegen dürfen sie auch nicht zu breit seyn. Denn die jungen Pflanzen leiden von der Hitze und Kälte in schmalen Schlägen weniger, als in breiten, und deshalb sind besonders auf Anhöhen und überhaupt in gebirgigen Gegenden breite Schläge zu vermeiden. Daß man dieses nicht beobachtet hat, dadurch sind oft ganze Gegenden und Berge verraset und vom Holze entblöset worden. Die Länge des Schlags ergiebt sich aus der Breite.

Die Breite der Schläge wird in zwei Fällen von der Länge bestimmt. Der erste Fall ist, wenn ein Gehölz nur etwas breiter ist, als die Länge der Schläge beträgt, und nicht zwei Schläge der Länge nach hinter einander liegen können; der zweite, wenn die Breite eines Gehölzes kleiner ist, als die Länge der Schläge. In dem ersten Falle läßt man die Län-

ge der Schläge durch das ganze Gehölz laufen, und macht die Schläge um so viel schmäler, als sie dadurch länger geworden; im zweiten macht man die Schläge breiter, und besäet dann aus der Hand, was die Natur wegen der zu großen Breite unbesäet läßt.

Noch weniger gleichgültig ist die Richtung der Schläge, indem der Anflug der Nadelhölzer, auch einiger Laubhölzer, welche leichte Saamen haben, und selbst das bessere Fortkommen der Saamenlohden großen Theils davon abhängt. Um aber dem Schlage die vortheilhafteste Richtung geben zu können, muß man vorzüglich auf die Himmelsgegenden, in so fern sie dem Gehölz nützlich oder schädlich seyn können, Rücksicht nehmen.

Der Nord- und Ostwind ist die mehreste Zeit des Jahres kälter, als der Süd- und Westwind. Der Nordwind ist besonders kalt, der Südwind besonders warm. Die Westwinde sind oft stürmisch, die Nordwestwinde noch öfter, und verursachen die mehresten Windbrüche. Zwischen Norden und Osten sind die Winde trocken, zwischen Süden und Westen aber feucht. Die West- oder Südwinde befördern das Ausfliegen der leichten Nadelholzsaamen. Die Nadelhölzer und andere, die kriechende und schwache Wurzeln haben, widerstehen den heftigen Sturmwinden nicht so leicht, als die tiefwurzelnden Laubhölzer. Die Nadelhölzer lieben überhaupt trockene, die Laubhölzer aber feuchte Luft, besonders die Saamenlohden.

Hieraus lassen sich nun folgende Regeln für die Richtung der Schläge ziehen. In Nadelhölzern werden die Schläge von Nordost nach Südwest getrieben, jedoch versteht sich dieß nur in niedrigen Gegenden und überhaupt in sanften Klimaten; denn auf hohen Gebirgen, wo man vorzüglich den Duftbruch zu berücksichtigen hat, müssen sie von Südost nach Nordwest geführet werden. — Wenn ein Laubgehölz überständig geworden, und junges aus dem Saamen nachzuziehen ist, so ist es rathsamer die Schläge von Südwest nach Nordost zu führen. — Ein Schlagholz soll man wenigstens von Nord oder Nordwest nicht anhauen, damit der junge Ausschlag gegen die Kälte gesichert werden möge.

Zur Richtung eines Holzschlages gehört aber auch noch dieses, daß die Seiten in möglichst gerader Linie geführet

und keine Ecken und Lücken gemacht werden, damit das Streichen der Winde in gerader Richtung erhalten, und dadurch alles Umbrechen der Bäume vermieden werden könne. Auch wird dadurch der ganze Wald nach und nach in lauter richtig zu übersehende, sich in der Folge deutlich unterscheidende Abschnitte gebracht, und gehört daher zur Ordnung, die bei so weniger Mühe nie unterlassen werden sollte.

In Rücksicht der Ordnung der Schläge muß der Anhieb eines Waldes jederzeit im ältesten oder wenigst wüchsigen Holze zuerst angelegt werden, und zwar, wo möglich, von der äußersten der Abfuhre des Holzes entgegengesetzten Gränze her, damit der Holztransport künftig nicht über die jungen Schläge zu gehen braucht, und daß die Triftberechtigten mit den Viehheerden nicht zu sehr gesperret werden. Ist der abzuholzende Bezirk eine Erhabenheit oder ein Berg, so fängt man mit der Hauung im Thal an, und führt sie überhaupt, wenn es die Umstände erlauben, gegen Abend, um die einzelnen Saamenbäume durch den dicht stehenden Theil des Waldes vor den von dieser Gegend herkommenden heftigen Stürmen, so viel es möglich ist, zu sichern.

Schlagbares, ausgewachsenes oder wipfeldürres Holz, damit es nicht vollends abständig werde, soll man zu den erstern, Stangenholz aber zu den letztern Schlägen wählen. — Laubhölzer, die noch einen frischen Ausschlag versprechen, sind vor den andern abzutreiben, von denen keiner mehr sich hoffen läßt. — Oerter, die mit lauter wohlgewachsenen und gesunden Baustämmen bestanden sind, müssen geschont, und zur Nothdurft aufbewahrt werden, wenn ein Mangel zu befürchten steht. — In großen Wäldern müssen für jede Stadt, für jedes Berg- und Hüttenwerk, u. s. w. besondere Schläge, und so nahe bei selbigen, als es die Umstände erlauben, angelegt werden.

Indem man nun so die Schläge nach dem gegenwärtigen Nutzen ordnet, muß man auch den künftigen nicht außer Augen setzen, und sich der natürlichen Ordnung nach Möglichkeit zu nähern suchen.

Wenn alle Umstände reiflich erwogen und darnach die Schläge bestens geordnet werden, so werden nun an den Ecken der Schläge Steine oder eichene Pfähle gesetzt, und

jeden Theil besonders in Schläge, und treibt einen Abhang und einen Berg nach dem andern ab.

Bei der Eintheilung der Laubhölzer nimmt man gewöhnlich das Brennholz zum Zwecke, und den Ausschlag zum Mittel an. Hieraus erhellet, daß die Laubhölzer binnen der Zeit, wo sie noch vom Stocke ausschlagen, mit Rücksicht auf die Umstände des Orts, gefället werden sollen. Diese Zeit ist so verschieden, so wie die Holzarten, die Güte und Lage des Bodens, oder das von beiden abhängende Wachsthum verschieden sind (s. Schlagholz). Man nimmt gewöhnlich an, daß auf ebenem und gutem Boden, Birken und andere gemischte Holzarten mit 30, die Eichen und Buchen aber spätestens mit 40 Jahren schlagbar sind. In Gebirgsgegenden dauert die Zeit des Ausschlags, wegen des langsamen Wachsthums, 10 bis 20 Jahre länger. Liegen also mehrere Berge hinter einander, so kann man die vordern mit 40 bis 50, die hintern mit 50 bis 60 Jahren abtreiben. Hiernach läßt sich auch die Zahl und Größe der Schläge in Laubgehölzen bestimmen.

Die Breite der Schläge ist willkührlich, die Richtung und Ordnung derselben aber, und überhaupt die gesammte Anlage fordern zu ihrer Bestimmung hier, wie bei den Nadelhölzern, die ganze Aufmerksamkeit eines geübten, und seines Revieres kundigen Forstmanns. Jeder Berg wird besonders eingetheilt; doch kann man zuweilen die Schläge auch von einem Berge zum andern fortführen. Wenn auf den Bergen große Ebenen befindlich sind, werden selbige für sich in Schläge gelegt. An den Abhängen werden die Schläge bald übereinander, bald neben einander, bald vom Thale den Berg hinauf angelegt. Ueberhaupt muß man hier auf die Lage der Berge, und den Zug der Thäler Acht haben, um die Anlage der Schläge so machen zu können, daß das gefällte Holz mit den wenigsten Kosten ausgebracht werden könne. Mit der Behandlung des Schlagholzes in Ebenen kömmt die des Buschholzes in dem Wesentlichen überein; nur geschieht der Umtrieb in viel kürzerer Zeit, in 5, 10, 12, 15 bis 18 Jahren, nach Beschaffenheit des Bodens und der Umstände des Orts.

Obschon auf solche Weise die Schläge nur auf Brennholz angelegt werden, so erhält man dennoch auch starkes

Bau- und Blochholz, wenn man bei jedem Abtriebe eines Schlags einige Bäume, Oberständer und Laßreißer auf demselben stehen läßt. Wenn aber zu vermuthen ist, daß diese letztern mehr in die Aeste, als in den Stamm wachsen, so kann man sich zur Anziehung eines guten Stammholzes in jedem Forst oder Reviere ein Stück Land vorbehalten, oder besser bei jedem Abtriebe eines Schlags eine verhältnißmäßige Anzahl wüchsiger Bäume an der Seite stehen lassen, um durch forstmäßiges Auslautern der reifsten und überständigen Bäume, jährlich eine zureichende Menge Stammholz zu erhalten. Hierzu aber ist nöthig, daß man bei jedem Abtriebe eines Schlags so vielmal mehr Bäume stehen lasse, als man braucht, große und kleine durcheinander gerechnet, als oft die Zahl der Schläge in der Zahl der Jahre enthalten ist, die eine Holzart zu ihrer Vollkommenheit fordert.

Wenn aber in einer Gegend der Absatz meist aus Stammholz besteht, und das Abholz, und die misgewachsenen Bäume das nöthige Brennholz zu liefern hinreichen, so kann man die Wirthschaft auf folgende Weise einrichten. Man taxirt den Bestand eines ganzen Reviers an jungem, wüchsigem, reifem und überständigem Holze; bestimmt aus der Erfahrung, in wie viel Jahren das jetzt reife Holz überständig werde, und theilt die Waldung in so viel Theile (Gehaue), als viele Jahre das reife Holz zur Ueberständigkeit fordert. Die Zahl der Gehaue giebt den Divisor in den Bestand an überständigem Holze, und der gefundene Quotient die jährlich forstmäßig zu hauende Menge Holz. Diese Holzmenge läutert man jährlich auf dem Gehaue aus, wo das älteste Holz steht, bis man in dem ganzen Reviere herumgekommen ist. Ist aber das überständige Holz nicht zureichend den jährlichen Absatz zu bestreiten, so fällt man forstmäßig auch einen Theil von dem reifen Holze.

Nur ist bei dem jährlichen Auslautern des überständigen Holzes große Behutsamkeit nöthig, damit durch dessen Fall nicht das nebenstehende wüchsige oder reife Holz beschädiget werde, und daß die leergewordenen Plätze sogleich besäet oder bepflanzet werden müssen, da die Eicheln und Bucheckern nicht alle Jahre gerathen. — Läßt sich eine

Stammholzart nicht in Gehaue theilen, so bleibt anders nichts zu thun übrig, als daß man die abstehenden Bäume jährlich forstmäßig ausläutere, und durch Säen und Pflanzen den Nachwuchs bewirke.

Wegen der Wichtigkeit der Sache sollen noch folgende Beispiele angeführt werden. Bei Einrichtung eines Holzschlags in einem mit haubarem 100 bis 120 Jahr alten Buchenholz bestandenen Wald auf gutem Boden und ebener Lage, müssen vor allen Dingen zuerst die dürren abständigen, auch krummen Stämme gehauen werden, und überdies auch noch so viel von dem stärksten, gesunden, daß die stehen zu lassende Saamenbäume, wozu man die schönsten und wüchsigsten Stämme von mittlerer Stärke wählen muß, beinah sich mit den äußersten Aesten berühren können, und wo möglich, der Ordnung halber, in gleichweiter Entfernung bleiben. Eine solche Hauung nennt man einen dunkeln oder Besaamungsschlag.

An den Winterseiten der Berge, wo es ohnehin schattigter und feuchter ist, und nach Verhältniß einer schon wirklich erfolgten Besaamung, oder eines zu befürchtenden Forstunkrautüberzugs wird er etwas lichter oder dunkler gestellt. Wenn noch keine taugliche Holzpflänzchen von den letztern Jahren vorhanden sind, so kann man den dunkeln Schlag mit dem Vieh betreiben lassen, damit die lockere Oberfläche des frischen Schlags festgetreten werde. Bei erfolgendem Saamenjahr aber muß man ihn sogleich in die strengste Hegung legen, ja, wo Wildbahnen sind, ist blosse Hegung nicht einmal hinlänglich, sondern es macht sich eine Verzäunung nöthig; denn 2 bis 3 Stück Rehe können in kurzer Zeit die Hoffnung des Aufschlags ganz vereiteln. Einige rathen den schon gesättigten Mastschweinen bei nassem Wetter wöchentlich ungefähr zwei bis dreimal den Durchgang durch dergleichen Schläge zu verstatten, damit der Boden von ihnen umgewühlt und der Saame desto besser in die Erde gebracht werde. So wenig dieses in sehr großen Waldungen zu verwerfen ist, so ist es doch nicht im Allgemeinen anzurathen; denn weit sicherer wird der Aufschlag befördert, wenn man kurz vor dem Abfallen der Saamen den Boden vom Genisste reinigen und zugleich etwas wund machen läßt. So fällt der Saame auf frische Erde, wo er leicht wurzeln kann, und

und erhält auch durch das gleich darauf abfallende Laub eine ſichere Bedeckung. Durch Schweine hingegen wird ein Theil des Saamens zu tief in die Erde gewühlt, der andere Theil wird oben aufgebracht und kann nicht wurzeln, und nur der dritte und geringſte Theil wird allenfalls untergebracht. In dieſer Stellung muß der Schlag ſo lange bleiben, bis er ſich gröſtentheils beſaamet hat, und bis der junge Anwuchs oder Aufſchlag 3 Viertel bis 1 und einen halben Fuß hoch geworden iſt.

Nach Ablauf dieſer Zeit wird derſelbe abermals durchhauen, um den nun ſchon feſter gewordenen Holzpflänzchen beſſeres Fortkommen zu verſchaffen. Man nimmt dann wieder ſo viel Holz, immer wo möglich das ſtärkſte, hinweg, daß hauptſächlich da, wo die Holzpflanzen weniger zum Vorſchein gekommen ſind, und übrigens alle 15 bis 20 Schritte, je nachdem die Bäume höll- oder wipfelreich ſind, ein Stamm zur Nachſaat, zur Beſchattung und zum Schutz der jungen Pflanzen ſtehen bleibt. — In dieſer Stellung heißt der Schlag ein Lichtſchlag.

Da, wo Forſtunkraut gern überhand nimmt, an Sommerſeiten, welche zum Nachtheil des Aufſchlags bald abtrocknen, und in kalten Thälern, wo das junge Holz leicht erfrieret, muß der Lichtſchlag vorerſt etwas dunkler bleiben, als an den Winterſeiten. Uebrigens iſt aber hauptſächlich darauf zu ſehen, daß das geſchlagene Klafter- und ſonſtige Nutzholz vom Schlag baldigſt weggeſchafft werde, damit die umgebeugten jungen Pflanzen ſich wieder aufrichten können. Am beſten wird daher, wenn es thunlich iſt, die Auslichtung bei tiefem Schnee vorgenommen, und das Holz auf Schlitten aus dem Schlag geräumet, und dadurch der Ruin vieler Pflänzchen abgewendet. Hat ſich der Schlag allenthalben hinlänglich beſaamet, und hat das junge Holz, welches ſelten von gleicher Größe ſeyn wird, die Höhe von 2, 3 und 4 Fuß erreicht; dann muß demſelben vollkommen Luft geſchafft und alle Stämme weggehauen werden.

Nur wo es die Umſtände nicht anders erlauben, als daß ein Forſt binnen 90 oder 100 Jahren völlig abgetrieben werden muß, da läßt man, um das allenfalls erforderliche ſehr ſtarke Buchenholz zu erziehen, und um die in manchen Fruchtarmen Ländern ganz unentbehrliche Maſtung zu erhal-

ten, auf einem Acker ungefähr 2 bis 4 Laßbäume an solchen Orten in gleicher Vertheilung stehen, wo sie dem Windstoß nicht besonders ausgesetzt sind, und wo sie den zum sehr starken Wachsthum erforderlichen guten Boden haben.

Wo hingegen die Hauung alle 120 bis 130 Jahre im Forste herumkömmt, da starkes Holz genug erhalten wird, brauchen keine Laßbäume im Schlag stehen zu bleiben, weil sich die künftige Nutzbarkeit mit dem Schaden nur vergleicht, welchen diese einzelne starke Bäume durch ihre Verdämpfung dem jungen Holze zugezogen haben. Wenn indessen doch Laßbäume oder sogenannte Waldrechter stehen bleiben sollen, so müssen sie mittelwüchsig, gesund, gerade, mit wenig Aesten versehen, höchstens 12 bis 14 Zoll im Durchmesser stark seyn, und nur sehr einzeln, wo möglich, an die Wege und an den Saum des Waldes vertheilet werden.

Ueberständige oder stärkere mit großen Aesten versehene Stämme dürfen aber schlechterdings nicht zu Waldrecht bestimmt werden, weil erstere bis zur künftigen ordentlichen Hauung nicht viel mehr zuwachsen und abständig werden, und weil letztere das junge Holz allzusehr verdämpfen. Sollten aber die Stämme nicht stark, doch aber jung und gesund seyn; so nimmt man derselben zu Waldrecht 5 bis 6, schöne von 6 bis 8 Zoll im Durchmesser, welche wegen unbedeutender Verdämpfung und in Rücksicht ihres starken Zuwachses und Mastertrags nützlich werden. — Diese letzte Hauung heißt der Abtriebsschlag.

Hier kann man aber niemals das junge Holz vor dem Abtrieb des alten zu hoch wachsen lassen, sonst wird durch das Fällen der alten, schweren Saamenbäume vieles, was schon Stangenholz geworden ist, zu Grunde gerichtet, welches als geringes Holz sich noch gebeugt haben, wieder aufgestanden und fortgewachsen seyn würde. Auch muß wie beim Ausleichten, alles Holz gleich nach der Fällung entweder auf unschädliche bloße Plätze im Schlag, oder ganz ausser dem Schlag gebracht werden.

Der so erzogene junge Wald bleibt jetzt sich selbst überlassen, muß aufs strengste geheget, und vor aller Beschädigung des Viehes so lange gesichert werden, bis er nach 15 bis 20 Jahren dem Vieh aus dem Maule gewachsen ist. Sollten unter der Hand Aspen, Sohlweiden, Birken und anderes soge-

nanntes unfruchtbares Gehölz im jungen Wald angeflogen seyn; so muß dieses, besonders erstere zwei Sorten von Zeit zu Zeit herausgehauen werden, weil dadurch sonst das bessere Buchenholz unterdrückt und verdämpft wird.

Nach 30 Jahren, wenn das junge Holz, welches die Oberhand behalten, und das weniger wüchsige und weniger gesunde unterdrückt hat, schon starken Mannsarm dick geworden ist, dann kann der angehende Wald, wenn das junge Stangenholz allzu dicht stehen sollte, zum erstenmal durchläutert werden. Bei dieser Durchläuterung aber muß besonders genaue Aufsicht gehalten werden, daß niemals zu viel Holz abgehauen, und der Wald aus seinem gehörigen oberen Schluß gebracht werde. Man muß daher, um sicher zu gehen, lieber zu wenig als zu viel Holz wegnehmen, und auch da, wo es der Schluß des Waldes erfordert, im Nothfall bald unterdrücktes, krummes und unfruchtbares Holz stehen lassen. Man erhält dabei freilich nichts als abgestorbenes Reißerholz und vielleicht etwas an Hopfen- und Bohnenstangen. Dieses trägt indessen, da wo das Holz im Werth ist, schon genug ein; in solchen Gegenden aber, wo das Reißholz nicht anzubringen steht, und wo der Hauerlohn den Holzwerth übersteigt, kann auch zur Noth die Reinigung der Natur und das dürre geringe Gehölz der Fäulniß oder den Leseholzberechtigten überlassen werden.

Nach dieser ersten sehr heilsamen Durchforstung bleibt nun der Wald so lange von der Axt verschont, bis die dicksten Stämme die Stärke eines Beins, auch wohl mit unter die Dicke einer Achse erlangt haben, oder spältig geworden sind, welches vom Keim an gerechnet, auf gutem Boden, bei gehörig dichtem Schluß des Waldes binnen 50 Jahren, auf schlechterem Boden und Lage aber auch erst in 60 bis 70 Jahren geschehen kann. Dann wird der mittelwüchsige Wald zum zweitenmale durchläutert und alles unterdrückte, abgestorbene, krüpplichte und unfruchtbare Holz dergestalt heraus gehauen, daß zwar der Wald oben einen vollkommen dichten Schluß behält, daß aber auch die nun stärker gewordenen Bäume zu ihrem bessern Fortkommen mehrere Nahrung erhalten können.

Wenn bei dieſer Hauung, die man Plänterſchlag nennt, alle 2 bis 3 Schritte der geſundeſte, ſtärkſte und ſchönſte Stamm ſtehen bleibt, ſo iſt der Wald noch geſchloſſen genug, jeder Stamm hat ſo einen angemeſſenen Raum zu ſeiner Nahrung, und man wird bei dieſem Hieb ſchon ein beträchtliches an Knippel - Klafter- und Reißigholz erhalten.

Im 80jährigen Alter muß der Wald ebenfalls durchplänteret, und das seit der vorigen Hauung unterdrückte Holz herausgenommen werden, doch ſo, daß auf einem Acker die beſten 160 Stämme ſtehen bleiben. Im 100 oder 110 Jahre kann man mit der dunkeln Hauung, wie zuvor, den Anfang zur künftigen Holzzucht machen. — Bei ſchlechtem Waldgrund muß, ſtatt der Plänterung im 70ſten oder 80ſten Jahre die dunkele Hauung ꝛc. vorgenommen werden, weil nach Ablauf dieſer Zeit der Holzzuwachs auf dergleichen Boden unbedeutend iſt, oder ganz aufhört.

Ganz anders iſt der Fall, wenn ein aus haubarem und nicht haubarem Buchenholz, nämlich in Rückſicht des Alters vermiſcht beſtandener Wald abgeholzet werden ſoll, und wobei man folgendergeſtalt verfahren muß: Iſt der Unterwuchs noch gering, und in hinlänglicher Menge da, oder ſind die Reidel und Stangen noch nicht unterdrückt, und ebenfalls in ſolcher Quantität vorhanden, daß nach Abzug des nothwendig erfolgten Umſchlags, bei Fällung der ſtarken Bäume, die jungen Stangen ſich noch größtentheils an einander ſchließen, und Wind und Wetter Troz bieten können, ſo kann man die alten Bäume ohne Bedenken, jedoch mit möglichſter Verſchonung des jungen Holzes, ſchlagweis heraushauen, und die jungen Gerten, Stangen oder Reidel ſtehen und fortwachſen laſſen. Wären aber die unter den ſtarken Bäumen aufgewachſenen Stangen ſchon unterdrückt und verkrüppelt, auch nicht in hinlänglicher Menge vorhanden, ſo thut man wohl, den Unterwuchs zuerſt, und zwar zu möglichſter Vermeidung des Wiederausſchlages, im Sommer zu hauen; oder, welches noch beſſer iſt, nach Belieben in der Holzfällungszeit (von Ende Novembers bis in April) mit den Wurzeln auszurotten, den Ort in einen möglichſt regelmäßig dunkeln Schlag zu ſtellen, und ihn zur rechten Zeit auszulichten und abzutreiben. Sollte aber der

Distrikt so viel alte Bäume nicht geben, daß ein dunkler Schlag daraus gebildet werden könnte, so läßt man neben den alten Bäumen noch die stärksten Reidel von dem jüngern Unterwuchs in Form eines Dunkelschlags stehen, wartet die Besaamung aufs neue ab (oder, welches noch sicherer ist, hilft sich durch seine in der Baumschule erzogenen Pflanzen); nimmt die alten Bäume nach erfolgtem Aufschlag, zu gehöriger Zeit weg, und läßt nun die geringern Laßreißer, nach Verhältniß ihrer Stärke, in einer dem jungen Holze unschädlichen Entfernung bis zu dessen künftigen ordentlichen Hauung stehen. Man muß sich aber bei solchem Holz sehr in Acht nehmen, es nie zu licht zu hauen, und immer auf mögliche Unglücksfälle, als heftige Regengüsse, Windstürme, Schnee- und Duftbruch Rücksicht nehmen, als welche in gebirgigen Gegenden und auf fettem lockerm Boden besonders häufig vorkommen.

Bei der Abholzung der Eichen, wenn solche zu Bauholz erwachsen sind, und dazu verwendet werden, kann der Forstwirth nicht willkührlich handeln, sondern er muß die Stämme nach vorgeschriebenem Maas und in bestimmter Zahl fällen lassen. Er ist folglich sehr oft nicht im Stand, demjenigen Distrikt Eichen Baum- oder Bauholz, der sich selbst besaamen soll, nach Erforderniß durch zur rechten Zeit veranstaltete Auslichtung aufzuhelfen.

Indessen handelt man bei der Beholzung eines ordentlichen eichenen Bauwaldes immer am vernünftigsten, wenn man am ältesten Theil desselben anfängt, das Bau- und Nutzholz-Bedürfniß, so viel es thunlich ist, an einem Ort wegnimmt, diesen Ort nach und nach zu einem dunkeln Schlag bereitet, ihn bei entstehender Mast in Hegung legt, nach erhaltenem Aufschlag, so viel möglich und erforderlich ist, auslichtet und so fortfährt.

Bei einer solchen Behandlung wird der Eichenwald neues Holz von jedem Alter aufweisen können, und beständig in gutem Stande bleiben, wenn anders die Abgabe mit dem Zuwachs in Verhältniß steht. Gesetzt aber, der Bauwald wird, wie fast immer geschieht, bei jeder Holzanweisung vom Anfang bis zu Ende durchlaufen, und bald hier bald dort ein Stamm ohne weitere Rücksicht herausgenommen; so kann nothwendig nichts anders erfolgen, als daß der ganze

Wald zuletzt auf einmal licht wird, und daß nur statt eines möglichen, verhältnißmäßig älteren und jüngeren Holzwuchses, ein durchgehends gleicher junger Holzbestand unvermeidlich erscheint, und man mithin auf eine lange Zeit der Bau- und Geschirrholz-Nutzung nothwendig entsagen muß.

Wälder, welche mit Eichen und Buchen vermischt sind, können eben so, wie die jungen Buchwälder behandelt werden. Man stellt nämlich den abzuholzenden Bezirk Anfangs, wo möglich, in einen aus Eichen und Buchen vermischten dunkeln Schlag, legt ihn nach erfolgter Eich- oder Buchmast in Hegung, und läßt den Boden bei feuchtem nassem Wetter durch schon gesättigte Mastschweine brav umwühlen, oder da, wo der Rasen nicht umgewühlet ist, durch Leute umhacken, und die Eicheln und Bucheckern unter die Erde bringen. Ferner lichtet man nach erfolgtem Aufschlag von beiderlei Holzsorten gehörig aus, und treibt endlich den Distrikt so ab, daß anstatt Buchen nun Eichen von der besten Güte und von verschiedenem Alter zu Laßbäumen und zu Laßreideln stehen bleiben. Gewöhnlich haben die zwischen Buchen oder überhaupt die geschlossen aufgewachsenen Eichen keinen großen Astraum, und verbreiten sich auch nachher so geschwind nicht mit ihren Aesten, wie die Buchen. Man kann daher auch ohne zu besorgende starke Verdämpfung auf dem abgetriebenen Bezirk Ackerweis noch halbmal so viel mittelwüchsige Eichen, und auch, wo möglich, 6 bis 8 eichene Reidel, von 4 bis 6 Zoll im Durchmesser, zu Laßbäumen stehen lassen, wenn sie vorzüglich schön seyn sollten. Auf solche Art wird man unter oder zwischen dem Buchenholze sehr gerade und lange, zu allem Bau- und Nutzholz dienliche eichene Stämme erziehen.

In Waldungen, die aus Laub- und Nadelholz vermischt bestehen, kann man sich bei der Eintheilung in Schläge nur nach der vorzüglichern Holzart richten, nach jener nämlich, welche in dem bestimmten Boden besser fortkömmt, häufiger wächst, und in Ansehung der Umstände des Orts von mehrerem Gebrauche ist. Selten ist mit vermischten Waldungen ein so wichtiger Vortheil verbunden, daß sie auch künftig so erhalten zu werden verdienten; vielmehr leidet bei gleicher Behandlung immer eine, oder die andere Holzart. Es ist daher rathsam, daß man mit der Einthei-

lung eines gemiſchten Orts nach der vorzüglichern Holzart noch Anſtalten verbinde, welche die allmäliche Tilgung der andern Holzart zum Ziele haben.

Da in den Forſten gewöhnlich die Tannen mit den Fichten vermiſcht ſtehen, die geſchloſſenen Tannen- und Fichtenörter nicht ganz nach gleichen Regeln in Schläge getheilet werden, und die Tannen eher nach den Fichten, als die Fichten nach den Tannen ſich richten, ſo müſſen die Tannen, ſo fern ſie nicht ſelbſt den beträchtlichſten Theil ausmachen, immer nach den Fichten behandelt werden.

Bei den Holzſchlägen hat der Forſtbediente auch noch zu beobachten, wovon unter Holzhauer, Holzfällung, Bauholz, Schlagholz, Ausroden geſagt iſt.

Holzſchwemme. Wird in Oberſchwaben und einigen andern Gegenden eine Scheiterholzflöße genannt.

Holztag, Fr. Jour à bois. Sind ein oder zwei in der Woche beſtimmte Tage, an welchen den wirklichen Armen und Nothleidenden, die das zu ihrem äußerſten Bedürfniß erforderliche Holz zu erkaufen ſich unvermögend befinden, die Erlaubniß verſtattet wird, ſich eine unſchädliche und billige Selbſtbeholzung zuſammen zu leſen, und nach Hauſe zu ſchaffen. Da aber in Ermangelung guter und genauer Aufſicht, theils von Müſſiggängern und gewinnſüchtigen Leuten, welche mit unerlaubtem Holzhandel ſich zu nähren ſuchen, theils von ſolchen Perſonen, welchen das Sammeln des Leſeholzes, Armuth halber zu ihrer Nothdurft zugelaſſen wird, die Forſte und Hölzer auf das äußerſte angegriffen und beſchädiget werden; ſo iſt nöthig, daß jede Ortsobrigkeit die unter ihr befindlichen wirklich armen und nothleidenden Perſonen pflichtmäßig aufzeichne, worauf unter der Unterſchrift des Chefs der Jägerei und der Obrigkeit gedruckte Erlaubniß-Zettel zum Holzleſen, jeder Perſon, ſo deſſen dürftig erachtet wird, zugeſtellet, ſolche aber alljährlich erneuert werden, dabei aber gedachten Perſonen das Mitnehmen einiger Inſtrumente, als Aexte, Beile, Hacken, Reithauen, großer und kleiner Sägen, Holzſchnitzer und Reishaken aufs ſchärfſte verboten, ſondern ſich mit bloß abgeſtandenem Holz und dürren Aeſten, oder dürrem Geniſte, dann den dürren abfallenden Saamenzapfen

begnügen zu lassen, ernstlich und bei Gefängniß- oder Zuchthausstrafe angedeutet wird.

Diejenigen Personen aber, welchen die Erlaubniß Leseholz zu sammeln, ertheilt wird, haben während der Setz- Hege- und Brutzeit vom 15ten Mai bis zum 15ten Junius, an einigen Orten vom ersten Mai bis den 24sten Junius, ingleichen während der Hirschbrunft vom 15ten September bis zum 15ten Oktober, anderer Orten vom 1ten bis 29sten September sich der Forsten und Wälder und des Holzlesens in selbigen gänzlich zu enthalten. Auch dürfen sie zu keiner andern Zeit, als bloß an den zum Holzsammeln festgesetzten Tagen die Wälder besuchen, und dabei sind sie jederzeit verbunden, ihre erhaltene Erlaubniszeddel zu ihrer Legitimation mit sich zu nehmen, und selbige auf jedesmaliges Verlangen der Forstbedienten, wie solche Namen haben mögen, vorzuzeigen. Wohingegen selbige niemand, so nicht Erlaubniß zum Holzsammeln hat, mit sich in den Wald nehmen oder neben sich dulden, sondern vielmehr dergleichen Personen bei dem Forstbedienten oder Forstamte ganz ohnfehlbar zur Bestrafung anzeigen sollen.

So dürfen sie auch nicht die erhaltenen Erlaubnißzeddel einer andern Person bei Verlust derselben zum Hinauslaufen in die Waldungen mitgeben, sondern müssen sie für sich allein behalten; ingleichen dürfen sie mit dem erlesenen Leseholz durchaus keinen Handel treiben, sondern müssen sich dessen bloß zur eigenen Beholzung bedienen, und übrigens dürfen sie Kinder und Jungen, so mehrentheils die größten Excesse verüben, schlechterdings nicht mit in den Wald nehmen.

Holztaube, lat. Columba Oenas, Linn. Fr. le Biset ou Pigeon sauvage, Buff. Engl. the Stock-Dove, Penn. auch genannt: wilde Taube, Bergtaube, kleine Holztaube, Waldtaube, Felstaube, Lochtaube, Blochtaube, Hohltaube, blaue Holztaube, Blautaube. Sie gehört unter die Ordnung der Singvögel, und ist von der Gattung der Tauben eine Art, welche sich durch folgende Kennzeichen unterscheidet: Sie ist bläulich, der Hals schimmert ins Grüne, das sich nach der Brust mit Purpurroth vermischt, der Unterrücken ist bläulich, auf jedem Flügel befindet sich ein doppelter schwärzlicher Flecken, so wie auch die Spitze des Schwanzes schwärzlich ist.

Ihre Länge beträgt 14 und einen halben Zoll, und die Breite 29 und ein Viertel Zoll. Der Schwanz mißt 4 Zoll und die Flügelspitzen reichen zusammengelegt bis einen Zoll vor das Ende. Der Schnabel ist 1 Zoll lang, weißlich, um die Nasenlöcher herum purpurfarben (im Sommer über und über blaßroth), der Augenstern rothbraun, die Augenränder kahl und blaß fleischfarben, die geschilderten Füße blutroth, die Klauen schwarz, die Beine 1 Zoll hoch, etwas über die Kniee herab befiedert, die mittlere Zehe 1 und einen halben Zoll lang und die hintere 3 Viertel Zoll.

Der Kopf ist bis zum Mittelhalse sehr dunkelaschfarben; Mittel- und Unterhals schimmern purpurroth und goldgrün, die Brust rothgrau; der übrige Unterleib hellaschgrau, der Oberrücken, die Deckfedern der Flügel und die Schulterfedern aschgrau, der Mittelrücken, Steiß, die großen Deckfedern der Flügel hellaschgrau, die 4 äußersten Schwungfedern sind schwärzlich, etwas röthlich gemischt, auf den Flügeln sind zwei große schwärzliche Flecken, die obern und untern Deckfedern des Schwanzes sind mittelmäßig lang; der Schwanz ist bis zur Hälfte schön aschgrau, wird aber von hier aus immer dunkler, so daß er an der Spitze zuletzt ganz schwärzlich ist. — Das Weibchen glänzt auf dem Halse weniger grün und an der Brust weniger purpurfarben, und ist überhaupt schmutzig aschblauer, als das Männchen.

Diese Tauben halten sich in ganz Europa in Wäldern und felsigen Gegenden auf, und sind sehr gesellschaftlich. Im Oktober ziehen sie heerdenweise weg, und kommen zu Anfang des Märzes, auch zuweilen noch zu Ende des Februars wieder bei uns an. Eine Heerde (Flug) besteht gewöhnlich aus 2 bis 5 Familien, die gewöhnlich wieder so ankommen, wie sie abgezogen sind; nur alsdann erst, wenn ihr Fortpflanzungstrieb rege wird, ohngefähr nach 14 Tagen oder 3 Wochen, fangen sie an, sich zu trennen und in der ganzen Gegend zu vertheilen. Sie nehmen ihren Wohnort in den Vorwäldern und Feldhölzern, und zwar sowohl in Nadel- als Laubhölzern, jedoch vorzüglich in vermischten Hölzern. Immer aber müssen sie alte hohle Bäume antreffen, weil sie nicht nur gern in denselben schlafen, sondern

auch ihre Brut darin verrichten; denn nur höchst selten trifft man sie in den Löchern alter verfallener Schlösser und in Felsenritzen der Wälder an.

Ihre Nahrung besteht in Getraide, Roggen, Waizen, Gerste, Hafer, Erbsen, Linsen, Wicken, Lein, in Wolfsmilchsaamen, Tannen- Kiefern und dergl. Im Julius gehen sie auch nach den Heidelbeeren; Hanf aber ist ihre Lieblingskost.

Die Holztaube nistet zweimal des Jahrs. Der Tauber trägt der Täubin in einen hohlen Baum, den sie fast alle Jahre beziehen, seltener in einen Felsenritz, etliche kleine Reißer zu, aus diesen baut sie sich ein unregelmäßiges Nest, und legt jede Brut 2 ovale weiße Eier, höchstselten drei. Die Brutzeit dauert 17 bis 18 Tage, und die Jungen fliegen nach 4 Wochen aus. Der Tauber liebkoset seine Täubin nicht nur durch Schnäbeln, sondern auch mit einem hellen Geschrei, das man Ruckſen oder Rucken nennt. Er löset das Weibchen am Tage im Brüten ab, und hilft ihm auch in Erziehung der Jungen. Diese lassen sich leicht zähmen, und zum Ausfliegen gewöhnen, vermischen sich auf dem Felde auch zuweilen mit den Haustauben, kehren mit ihnen nach Hause, und bleiben im Schlage, wie die zahmen.

Wegen ihres ungemein wohlschmeckenden Fleisches legt man auch in solchen Gegenden, wo sie jährlich nisten, und in alten Eichen, Aspen und Buchen wohnen, Taubengehege an, und gewöhnt sie in eben solchen künstlichen Löchern zu brüten, wie die zahmen in ihren Schlägen. Hiezu werden dicke kernfaule, und hohle Kiefern und Aspen genommen, deren Stücke zu Taubenhöhlen von 2 und einen halben Fuß Länge geschnitten, inwendig gesäubert, so weit gemacht, daß eine Taube bequem darin sitzen kann, ein bretterner Boden und dergleichen Decke so angepaßt, daß kein Regen hinein kommen kann, und neben dem Flugloch ein Stängelchen zum Aufsitzen angebracht. Solcher Höhlungen werden eine Menge auf die alten Eichbäume so fest angenagelt, daß sie der Wind nicht herunter werfen kann. Wenn in der Gegend nicht geschossen wird, die Baummarder weggefangen werden, und eine gute Baize (Sulze, Körrung) hingesetzt wird, so werden sich die wilden Tauben gar bald in diese Höhlen gewöhnen, und die Jungen ausgenommen

werden können. Zur Baize macht man einen Kasten, 2 bis 3 Fuß lang und breit, und 8 Zoll hoch, und schlägt Backofenleimen, der mit Salz, Fenchel, Anis, Honig und Urin oder Heringslacke angemacht ist, in der Mitte wie ein Berg hoch hinein. Einen solchen Kasten, deren man verschiedene nöthig hat, setzt man auf die Erde hin, umgiebt ihn mit Stangen zur Abhaltung der Hut- und Waldthiere, läßt ihn das ganze Jahr stehen, und erneuert nur im Frühjahr die Baize. Im ersten Jahr läßt man in einem solchen Taubengehege alle Jungen ausfliegen; diese kommen im Frühjahr wieder mit den Alten, bleiben auch da, und die Vermehrung wird dadurch nach und nach ansehnlicher.

Ihre Feinde sind die Wiesel und Baummarder, welche der Brut nachstellen, die Alten werden vom Sperber und andern Raubvögeln verfolgt.

Sie gehören zur niedern Jagd, und sind leicht mit der Flinte zu erlegen, besonders wenn man ihren Heerden in einem Feldholze, wo sie sich zur Erndtezeit gern aufhalten, nachgehet. — Mit Wänden und Garnen werden sie am besten an den Baizen, die entweder bei den Taubengehegen oder am Holzacker sind, oder auch auf den Salzlecken, welche man dem Rothwildpret gemacht hat, gefangen. Wo die Tauben häufig sind, und an die Holzecken und in Menge auf die Aecker oder Lehden in der Nähe des Holzes fliegen, da trifft man eigene Fangbaizen an, die gleich so eingerichtet werden, daß man Garne oder Wände bequem auflegen kann. Dieß thut man auch, wo Quellen und davon abfließende Bäche im Walde sind, an welchen sie zu trinken pflegen. Die Garne werden auf folgende Art verfertiget: Man strickt Wände auf eben die Art, wie die Wände zum Krammetsvogelheerde; jedoch die Maschen viel weiter, daß sie auf 3 Zoll weit sind. Man fängt dieselben mit 72 Maschen an, strickt sie 10 Klaftern lang, und an beiden Seiten Zipfel, und verhauptmaschet sie oben und unten mit Bindfaden. Die Garne müssen aus gutem festen und groben Zwirn gemacht und oben und unten recht gute Leinen eingezogen werden. Diese Wände müssen auf eben die Art, wie Krammetsvogelwände eingeschlagen werden, außer daß weder hinten noch vorne Schwertstangen kommen, sondern die Stäbe werden unten mit ihren Lorven, worin sie an

eisernen Bolzen gehen, weit aus einander geschlagen, wenigstens auf ½ Fuß, daß also die Wände mit den Stäben nicht gerade aufstehen bleiben, sondern etwas über einander schlagen müssen. So wie am Krammetsvogelheerde der Strauch in der Mitte ist, so ist es hier die Salzlecke oder Baize; oder sie wird auf eben die Art über die Bäche und Tränken gerichtet. Eben so sind auch einige Stücke Krakeln, Antritt- oder Hackreißer an eine Ecke herumzusetzen, die aber recht hoch seyn müssen.

Hierzu muß man auch Lock- oder Ruhrtauben aufziehen, die man aus ihren Höhlen nimmt, und beim Aufziehen recht zahm zu machen sucht. Auch kann man im Fall der Noth solche zahme Tauben nehmen, die den wilden an Farbe gleich kommen. Von diesen Tauben werden wenigstens zwei in den Heerd gesetzt, und gegen die Zipfel angefesselt, damit sie frei sitzen, auch nicht leicht in die Garne reichen, und sich darin verwickeln können. Zwei von den Locktauben kann man auf die zunächst stehenden Bäume setzen, nachdem vorher daselbst ein Sitzbrett angebracht worden, daß die Taube frei darauf sitzen und sich umsehen kann. Es ist auch nicht unrecht, wenn man die Wände etwas bedeckt, daß sie nicht so gar frei liegen; denn sie scheuen sich doch Anfangs davor. Außerdem kann man bei gutem Wetter die Wände zwar frei, jedoch etliche Tage hinter einander liegen lassen, daß wenn sie gleich Betrug merken sollten, sie es doch endlich gewohnt werden müssen. Das tägliche Futter, das man ihnen an Waizen, Hanf, Wicken, Erbsen und dergl. hinstreut, reizt sie dazu, besonders wenn sie sehen, daß schon eine da sitzt und frißt; wenn sie aber auf die Baizen, Futter oder Quellen auffallen, so werden sie alsdann gerückt.

Man bringt sie auch vielfältig zum Heerde und Fange, wenn einer sie auf dem Felde, wie auch in den Hölzern, doch sehr gemächlich, aufjaget, und sie herbei zu treiben sucht. Denn wenn sie von Ferne oft aufgereget werden, so kömmt ihnen der Hunger zu stark an, daß sie dadurch genöthiget werden, auf die Baize zu fallen. Hierzu müssen etliche Mann seyn, die zu treiben herumgehen; zwei bleiben bei dem Heerde.

Die Hütte muß auch eine ziemliche Ecke von den gerichteten Garnen, und recht wie ein lebendiger Busch bekleidet seyn. Eben so nöthig ist es auch, daß die Wände mit Anschnellstöcken und Schnellern eingerichtet sind, welche sie leicht abziehen, daß also dieselben schnell und hurtiger, als mit dem Rücken, die Wände hinauffahren. — Es ist dieses ein rechtes Vergnügen, darf aber nicht alle Tage in der Woche geschehen, sondern man muß sie auch wieder in Ruhe lassen, damit sie gern wieder auffallen. Die Zeit dieses Fanges geht schon in der Erndte an, sobald die jungen Tauben ausgeflogen sind, und dauert bis nach der Erndte, da sie denn ohnehin auch bald weggehen. — Es ist zwar viele Mühe bei diesem Taubenheerde; indessen kann sie auch in einem oder zwei Rücken, wenn sie gut sind, wohl bezahlt werden. — Auch vor ihren Höhlen kann man sie fangen mit einem Garnsack oder mit Leimruthen.

Ihr Nutzen ist, daß sie ein weit mürberes und schmackhafteres Fleisch, als die zahmen Tauben, haben; nachtheilig sind sie dem Getraide da, wo sie häufig sind. — Nützen sollen sie noch, daß sie auch schädliche Gewürme und Insekten fräßen; allein sie sind ihrer Natur ganz zuwider, und sie rühren sie nicht an.

Als Abänderungen von ihr bestimmt man 1) die Felstaube (Columba saxatilis), und 2) die Bergtaube (Columba livia); beide gehören aber zu der wilden Race der gemeinen Taube.

Holztaxation, Fr. Tarif, Taxe de bois. Außer der nöthigen Wissenschaft eines Forstmanns, ganze Reviere oder Waldungen abzuschätzen (s. Forsttaxation), muß er auch vorzüglich verstehen, einzelne Bäume und Stämme zu taxiren, um sowohl den Forstertrag möglichst hoch zu bringen, als auch den Käufer vor Betrug zu sichern. Es ist weder für Käufer noch Verkäufer sicher, wenn nach der Gewohnheit vieler Förster ganze Bäume nach dem Augenmaaße taxiret werden; ja auch dieses ist noch nicht sicher, wenn man sie nach der Spanne verkauft. Um also weder den Waldeigenthümer noch den Käufer zu beeinträchtigen, so muß der körperliche Gehalt jedes einzelnen Stammes, oder auch jedes einzelnen Stücks Nutz- oder Werkholzes richtig ausgemit-

telt, nämlich nach dem Cubikmaas erforscht, und darnach bestimmt werden; man sehe unter Cubikrechnung.

Im Allgemeinen richtet sich der wirkliche Preis des Holzes, als Waare betrachtet, auf Märkten allerdings nach der kleinern oder grösseren Menge des vorhandenen Holzes, der Größe der nöthigen Consumtion, der Nachfrage, der innerlichen Güte des Holzes, dem bequemen Transport, der Jahreszeit, der Witterung, dem Zusammenflusse der Käufer und Verkäufer u. s. w. Alle diese Umstände, die an diesem oder jenem Orte zu verschiedenen Zeiten obwalten, bestimmen die Größe des Holzpreises. Indessen fordert es die Billigkeit, besonders, wo die Reviere gehörig eingetheilt sind, und Schlagweise abgetrieben werden, und wo auf der Stelle selbst in den Schlägen die Hölzer verkauft werden, damit, wer von der nämlichen Gattung Holz doppelt so viel bekömmt, auch doppelt so viel bezahle, daß man daher die Preise sowohl bei dem Brenn- als Bau- und Nutzholz nach dem Verhältnisse der Quantitäten Holzes, und der Anzahl der Cubikfuße bestimme.

Die Bestimmung des Preises auf das genaueste und aller Orten gleich, ist nicht möglich, da ein jeder von selbst leicht einsehen wird, daß allgemeine Holztaxen nicht wohl gemacht, noch festgesetzt werden können. Wenn man dabei sicher zu Werke gehen und der Sache weder zu viel noch zu wenig thun will; so müssen alle dabei vorkommende Umstände, deren bereits vorher gedacht worden, insbesondere aber die Lage der Forste, die Beschaffenheit und der Zustand derselben in Ansehung sowohl des Holzbestandes überhaupt, als jeder Gattung besonders; ferner die Nähe oder Weite der Anfuhr, und wenn man auch auf den auswärtigen Holzverkauf Rücksicht nimmt, der Preis der Nachbarn, in Betrachtung und Ueberlegung gezogen werden.

Wenn nun dieses geschiehet, so wird sich bald äußern, was man bei dem Brennholz für einen Preis bestimmen könne und müsse. Der Preis nun, den man einer Klafter oder Malter Brennholz gegeben, ist gleichsam der Maasstab, nach welchem man den Werth aller übrigen Holzgattungen ausmessen und berechnen muß. Man muß demnach vor allen Dingen berechnen und ausmachen, wie viel Cubik-

schuh das in jedem Lande eingeführte Klafter- oder Maltermaas wirklich an Holz in sich halte. Weis man dieses, so kann man leicht alle Baustämme, Blöche und andere Stücke von Werkhölzern, wenn derselben körperlicher Inhalt bekannt ist, in Klaftern reduziren.

Hat man, nach den vorkommenden Umständen, den Preis einer Klafter Holz festgesetzt, so rechnet man alsdann aus, wie hoch nach solchem Preise ein Cubikschuh Holz zu stehen kommt. Da aber auch eine Holzgattung immer besser und von größerm Werth ist, als die andere, indem sie gesunderes und wohlgewachsenes Holz erfordert, wie die Werkhölzer; so ist es billig, daß man bei diesen den Cubikschuh Holz etwas höher im Preis setze. Dabei muß man aber auch darauf sehen, ob das Holz nahe oder weit abgelegen und mit wenigern oder mehrern Kosten anzufahren sey, da es billig ist, daß demjenigen, der das Holz aus den entfernten Gegenden mit mehrern Unkosten herbeischaffen muß, solches nicht höher zu stehen komme, als demjenigen, der es mit wenigern Unkosten aus den nahen Gegenden herbeiholen lassen kann.

Ausgesuchte besonders verlangte Holzgattungen, als Hammer- und Mühlwellen etc. können noch höher, als anderes Werkholz angeschlagen werden. Indessen kommen doch auch gewisse Holzgattungen vor, bei denen sich niemals ein gewisses Maas, und folglich auch kein gewisser Preis bestimmen läßt, sondern wobei es lediglich auf die Geschicklichkeit und pflichtmäßige Treue der Forstbedienten ankommt. Dergleichen Holz sind z. E. trockene und von Wurm gestochene Eichen, ungleich groß und [illegible] oder ungeschickt gewachsenes Nutzholz u. s. w. Dergleichen Holz muß ein Forstbedienter zu beurtheilen wissen, ob und wie viel und zu was für einem Gebrauch, noch taugliches Holz darin stecke, um es darnach taxiren zu können, wobei er gleichwohl, nach Beschaffenheit der Umstände, die vorgeschriebene Taxe mit zum Grunde legen kann.

Was sich also etwa im Allgemeinen über die Bestimmung der Holztaxe einigermaßen festsetzen ließe, wäre das Verhältniß der Preise für eine gleiche Menge Cubikfuße

Brenn - Bau- und Nutzholzes. Wenn nach Vierenklee z. B. der Cubikfuß weiches Brennholz 3 Pfennige gilt, und der vom harten 4 Pf., so könnte nach ihm das Bauholz vom weichen 6 Pf. und vom harten 8 Pf. gelten. Wäre es Nutzholz, so glaubt er, den Preis des Cubikfußes vom weichen 9 Pf. vom harten 11 Pf. bis 1 Groschen zu 12 Pf. setzen zu dürfen. Weiches Blochholz aber wäre sodann um 1 Gr., hartes 1 $\frac{1}{3}$ Gr. zu verkaufen, wenn es in der Nähe aus den Waldungen geholt werden kann. Müßte man es aber weit herholen, so glaubt er daß es billig sey, bei dem Werkholz sowohl als Nutz- und Blochholz 1 bis 2 Pf. weniger für den Cubikfuß zu fordern. Dadurch verhielten sich die Preise von einem Cubikfuß Brenn- Bau- Nutz- und Blochholz wie 1 : 2 : 3 : 4. Die Preise eines Cubikfußes weichen und harten Holzes aber wie 3 : 4.

Dividiret man den Preis einer Klafter Brennholz durch die Anzahl der Cubikfuße, welche auf dieselbe gehen, so kennt man den Preis eines Cubikfußes Brennholz. Das Doppelte, Dreifache, Vierfache desselben, sind die Preise eines Cubikfußes Bau- Nutz- und Blochholzes. Z. B. eine Klafter Holz von 6 Fuß Höhe, 6 Fuß Weite und 3 und einem halben Fuß Scheitlänge, enthält 126 Cubikfuß. Wegen der bald größern und bald kleinern Scheite, entstehen aber bald mehrere bald wenigere Zwischenräume, für welche in einer Klafter 14 bis 18 Fuß abgehen, mithin zu einer Klafter bald 108, bald 110, auch wohl 112 Cubikfuß Holz genommen werden. Um aber etwas gewisses zu bestimmen, wie viel Cubikfuß Holz zu einer Klafter von 3 und einem halben Fuß Scheitlänge gehören, so kann man das Mittel zwischen 108 und 112 nehmen, und die Summe 110 zum Grunde setzen, so daß als Norm festgesetzet wird: eine Klafter von 3 und einem halben Fuß Scheitlänge enthält 110 Cubikfuß Holz.

Wenn man nach Herrn Oettelt die Klafter weiches Holz zu 1 Rthlr. 12 Gr. und eine Klafter hartes Holz zu 2 Thlr. annimmt, und eine angenommene Klafter von 3 und einen halben Fuß Scheitlänge 110 Cubikfuß Holz enthält; so folgt, daß ein Cubikfuß weiches Holz 4 Pf. und ein Cubikfuß hartes Holz 5 und einen viertel Pfennig gelte.

Oder die Klafter Scheite wird in einer Gegend für 3 Rthlr. verkauft, da denn der Cubikfuß auf 8 Pf. kömmt. Dasjenige nun, was der Cubikfuß Holz in einer Klafter gilt, setzt man bei der Taxe der Werkhölzer nach obiger Anleitung zum Grunde.

Würde man Holz blos zur Feuerung bedürfen, und dieses der einzige Nutzen seyn, den uns die Wälder leisten, so würde man die Holzpreise nach dem Maaße, als die verschiedenen Holzarten dazu dienen, bestimmen müssen. Z. B. einige halten dafür, daß man mit 14 und einer halben Klafter Buchen- oder Eichenholz eben so viel Wärme in den Zimmern zuwege bringen könne, als mit 17 Klaftern Fichtenholze. Diesem zu Folge müßte der Preis vom erstern zum Preis vom letztern sich wie 17 : 14 und ein halb verhalten, wenn man nur auf die Feuerung Rücksicht nehmen wollte. Allein, da man die Dinge gemeiniglich nach dem Nutzen schätzt, den sie uns gewähren, und man auch Bauholz, Holz zu Geräthschaften für Bötticher, Wagner, Schreiner, Drechsler, Kohlholz für Feuerarbeiter, beim Hüttenwesen, Holz beim Bergbaue, Wasserbaue, zu Maschinen rc. braucht; so kann daher bei dem Preise verschiedener Holzarten auf die Feuerung allein nicht gesehen werden.

Holztechnologie. Ist die einem Forstmann nöthige Kenntniß, nach welcher er weiß, wie die verschiedenen Holzarten seines Forstes sowohl zum ökonomischen als technischen, ingleichen merkantilischen und officinellen Gebrauch angewendet werden, um hiernach zu beurtheilen, wie er jedes Stück Holz gegen höchstmöglichen Preis auf- und ausarbeiten lassen kann. Unter jeder Holzgattung wird das nöthige hievon gesagt; s. auch Forsttechnologie.

Holztrift. Heißt in Baiern die Anstalt auf dem Wasser Holz zu flößen, oder die Adaptirung des Flusses zum Flößen, daher man sagt: man hat auf dem oder jenem Fluß eine Holztrift angelegt.

Holztriften. Werden in Königsberg in Preußen die Flösse genannt, welche aus Litthauen und dem Innern des Landes allda ankommen, und sowohl Schiff- und Stab- als Bau- und Brennholz liefern.

Holzung. s. Hölzer.

Holzverkauf. Fr. Vente de bois. Ist die eigentliche Forsthandlung, nach welcher der Försterwirth alle sowohl rohe, als ganz oder zum Theil zubereitete Holzwaaren gegen baares Geld umsetzt und abliefert, und, wo das auf dem Platze nicht geschehen kann, zum Verkauf aufbewahret. Da man aber nichts verkaufen kann, wovon man nicht sicher weiß, daß man es besitzt, und nichts, was sich mit Vortheil absetzen läßt, liegen lassen soll, auch keine sichern Maasregeln zu Erlangung des möglichgrößten reinen Ertrags zu nehmen fähig ist, wenn man nicht bestimmt angeben kann, was man für eine und dieselbe Sache selbst ausgegeben und wieder eingenommen habe, so folgt, daß man auch Vorrath und Absatz, Ausgaben und Einnahmen genauest wissen muß.

Hierzu gehöret daher, daß der Forstwirth das bei jedem Abtriebe erhaltene, und zu mancherlei Gebrauch bereitete Holz, oder dessen Theile, welches den Vorrath ausmacht, eben so genau aufzeichnen muß, als das bestellte, verkaufte, oder unentgeldlich abgegebene Holz, welches den Absatz ausmacht. Zur leichten Uebersicht des Vorraths und Absatzes muß der Förster alle Artickel des einen und andern in eine gehörig in Rubriken geordnete Tabelle bringen. Diese Tabelle enthält den Grund zur eigentlichen Forstrechnung, und aus dieser Ursache ist deren alljährliche Verfertigung dem Ordnung und Richtigkeit liebenden Förster sehr zu empfehlen, zumal als man hierdurch, nach geendetem ersten Umtriebe, in Stand gesetzt wird, den jährlichen Absatz im Durchschnitte mit vieler Genauigkeit anzugeben.

Diejenigen Hölzer und Waaren, welche keine Bestellung erhalten haben, müssen bis zum Verkaufe an einem sichern, ihrer guten Beschaffenheit unschädlichen und zur Versendung bequemen Orte, und daß man sie leicht finden kann, auch ordentlich, je nach der Verschiedenheit ihrer Gattungen, aufbewahret werden.

Kann das Holz nicht zur Stelle abgesetzet werden, so muß der Forstwirth auf auswärtigen Verkauf denken und die Holzwaaren versenden. Dieses muß aber mit den möglich geringsten Kosten geschehen, und alles sorgfältig vermieden werden, was die Versendung erschweren könne. Aus diesem Grunde muß der Förster alles Holz, welches

seiner Bestimmung nach nicht ganz bleiben darf, in so fern die Stämme oder Klötze sehr schwer, die Wege weit entfernt oder schlecht sind, im Walde selbst trennen, und aus dem Groben verarbeiten lassen, damit es leichter von einem Orte in den andern zu bringen ist. Die Versendung geschieht entweder zu Lande, auf Karren, Wagen rc. zuweilen muß es auch erst von steilen Bergen im Winter auf Riesen und Winterbahnen, im Sommer auf Schmierwegen auf die Ebene geschafft werden; oder zu Wasser auf Fahrzeugen und durchs Flößen.

Oben erwähntes tabellarisches Verzeichniß des Vorraths und Absatzes, oder das Naturalienbuch, ist unter solchen Umständen dem Forstwirthe durchaus nöthig, und es dient ihm dazu, daß er zu jeder Zeit wissen kann, was er von jeder Gattung Holzwaare vorräthig habe. Da es ihm aber auch daran liegt, daß er den Zustand der Casse zu jeder Zeit leicht einsehen könne, so wird noch ein genaues Verzeichniß aller Ausgaben und Einnahmen, oder ein Geld- oder Cassabuch erfordert. Da nun in diesem Buche alle Posten nach der Zeitfolge eingetragen werden, und also die auf eine Person Bezug habenden Posten öfters durch das ganze Buch zerstreuet sind, so muß sich der Förster, um des mühsamen Nachsuchens überhoben zu seyn, noch ein drittes Buch, das Hauptbuch halten.

In vielen Ländern jedoch liegt die Einnahme und Verrechnung dem Forstbedienten nicht ob, weil hiezu besondere Rechnungsführer angestellt, oder auch die Forstrechnungen jeden Amtes oder Bezirkes den gewöhnlichen Rechnungsbeamten mit übertragen sind, mithin fällt in Ansehung der Forstbedienten das Hauptbuch weg; jedoch das Geldbuch sollte er dennoch halten, nicht nur um den Ertrag seines Forstes genau zu wissen, sondern damit auch seine Rechnung des Rechnungsführers seiner, welcher die Forstcasse führet, zur Kontrolle dienen kann.

Holzwespe, lat. Sirex Gigas, Linn. Fr. Guêpe des bois; auch genannt: große Holzwespe; große Schwanzwespe; Riesenwespe. Gehört unter die schädlichen Waldinsekten, und gleicht an Gestalt und Größe der Hornisse. Sie ist oft 1 und einen halben Zoll lang; der Kopf, die haarige Brust und die 3, 4, 5, 6 Bauchringe sind schwarz,

hinter den Augen steht ein großer gelber Fleck. Die Fühlhörner sind gelb und die zwei ersten und drei letztern Bauchringe rothgelb. Am Ende des Hinterleibes befindet sich eine hervorstehende Spitze, die beim Männchen schwarz, beim Weibchen aber rothgelb ist. Letzteres hat auch noch einen schwarzbraunen Bohrstachel, der so lang als der Bauch ist, und wodurch das Insekt am kenntlichsten wird. Er fängt ohngefähr in der Mitte unter dem Bauche an, und liegt dicht an demselben in zwei Futteralen. Diese sind mit der halben Länge am Bauche befestiget, haben an ihrem Anfange einen dicken Knopf, und da, wo sie frei werden, an der Außenseite eine Spitze. Der in der Hölung sich befindende Stachel ist mit Spitzen besetzt, die ihn zu einer Säge machen, und ein Gelenke im Kopfe macht ihn beweglich. Die spindelförmige Spitze am Schwanze ist hohl, und dient zum Kanale, durch welchen die Eier in die durch den Stachel gemachte Oeffnung gelegt werden. Die häutigen Flügel dieses Insekts sind durchsichtig und bräunlichgelb; die Hüften schwarz und die übrigen Füße rothgelb.

Dieses Insekt hält sich blos allein in Schwarzwäldern und am liebsten in solchen auf, die mit Fichten besetzt sind. Hier macht es mit seinem Bohrstachel in anbrüchige Bäume, alte modrige Strünke, Blöche, u. d. gl. kleine Löcher und legt seine Eier hinein; diese werden zu einer blaßokergelben, 2 Zoll langen und runden dicken Larve, die sich vom faulen und tauben Holze nährt, sich Gänge in dasselbe einfrißt, dann zu einer, in ein weißliches Gewebe eingehüllten Puppe wird, und zuletzt ausfliegt, welches gewöhnlich in den wärmsten Monaten, dem Julius und August geschieht. Niemals hat man die Larve in einem frischen Stamme gefunden, allemal war er an einer Stelle, wo die Larve saß, angehauen oder verwundet, und vom Wind und Wetter modrig geworden, und wenn auch die Insekten noch so häufig waren. Es kömmt mir daher die Behauptung ganz ungegründet vor, wodurch die Larven dieser Insekten der Wurmtrockniß der Fichtenwälder beschuldiget werden. Da sie aber doch auch noch stehende Bäume, die eine kleine Beschädigung haben, und nicht blos faule Tannen, Fichten und Kiefern anfressen, so hat der Jäger auf sie zu achten und alle zu tödten, die ihm in Wäldern aufstoßen. Es ist

dies auch nicht schwer, da sie immer an den Stämmen stille sitzen, und sich leicht hinterschleichen lassen.

Noch ungegründeter aber als diese Beschuldigung ist jene, wo sie die Ursache der unter dem Rothwild und auch unter dem Hornvieh wie eine Pest wirkenden Knotenkrankheit (fliegendes Feuer, fliegender Brand) seyn sollen. Diese Krankheit wüthet allezeit im August, und um diese Jahreszeit wird die große Holzwespe auch am häufigsten im Walde gefunden, allein sie setzt sich nie weder ans Vieh noch ans Wild, vielweniger verwundet sie dasselbe mit ihrem Gebiß oder Stachel, die dazu auch gar nicht bestimmt sind. Auch enthält ihr Körper keine solche Säfte, durch welche, wenn sie Thiere unversehens zerquetschten, tödtliche Beulen entstünden. Denn diese Krankheit besteht aus großen Knoten oder Beulen an verschiedenen Theilen des Leibes, die eine gelbe Feuchtigkeit enthalten, und von welchen das Hornvieh oder Wildpret, wenn sie nahe am Kopfe sind, in 8 bis 12 Stunden, und wenn sie weiter davon sind in 24 bis 36 Stunden stirbt. Im August des Jahres 1787 gab es eine sehr große Menge dieser Insekten im Thüringer Walde, und dennoch hörte man weder von der Knotenkrankheit des Rindviehes noch des Wildprets.

Holzwurm, s. Holzkäfer.

Holzzucht, s. Holzkultur.

Hopfenhornbaum, lat. Carpinus ostrya, Fr. le Bois dur, Engl. the Iron-Wood, Hop-Hornbeam; auch genannt; Hopfenhainbuche. Ist ein Baumholz der ersten Größe, und eine Art von Hornbaum, dessen Vaterland eigentlich Nordamerika ist, wo er unter dem kalten Himmelsstrich ziemlich schnell und zu einer Höhe von 50 bis 60 Fuß, und einer Stärke von 2 Fuß und drüber im Durchschnitt erwächst.

Die Stammrinde ist aschgrau; das Holz fest und schwer, die Blätter sind eiförmig zugespitzt, dunkelgrün, am Rande fein gezahnt, und um ein merkliches größer als bei dem deutschen Hornbaum. Männliche und weibliche Blüthen sitzen von einander unterschieden auf einem Baume. Erfahrungen bestätigen, daß der Saame in Deutschland seine Reife erlangt, und diese Holzart sonach unter die nationalisirten zu rechnen ist. Der Saame, welcher im Sep-

tember seine Reife erlangt, sitzt in kleinen aufgeblasenen Beuteln, wovon mehrere beisammen stehen, und das Ansehen eines Hopfenkopfes haben.

Er liebt einen fetten mehr feuchten als zu trocknen Boden an der Abendseite der Berge, und an den Ufern der Bäche und Flüsse. Kultur und Benutzung hat er mit unserm Hornbaum gemein, vor letzterm aber dieses voraus, daß sein Holz eben so gut und sein Wuchs ansehnlicher und schneller ist; und vor dem in Italien wachsenden Hopfenhornbaum, daß er eine kältere und rauhere Himmelsgegend liebt, und daher zum Anbau in Deutschland geschickter ist als dieser.

Hopfenstangen, Fr. Echalas, Perche de houblon. Sind lange schwache Stangen, welche gemeiniglich nach Schocken verkaufet, und zu Hopfenkeimen gestecket werden, damit der Hopfen daran hinauf laufen könne. Wenn sie nicht zum Schaden der Waldungen abgegeben werden sollen, müssen sie blos aus jungen Dickichten der Fichtenwälder ausgehauen werden.

Horbel, s. Wasserhuhn.

Hörlitzenbaum, s. Kornelkirschenbaum.

Hornbaum, Lat. Carpinus Betulus, Linn. Fr. le Charme commun, Engl. the common Hornbeam; auch genannt: Hainbuche, Weißbuche, Steinbuche, Zwergbuche, Heckebuche, Hagebuche, Haubuche, Hachenbuche, Zaunbuche, Rollholz, Flegelholz, Hartholz, Rauchbuche, Hornrauchbuche, Wittbücke. Ist sommergrünes Laubholz, und gehört unter die Baumhölzer der ersten Größe. Vom Hornbaum ist außer den fremden Arten (s. Hopfenhornbaum) nur diese einzige bekannt, welche langsam wächst, zu einem starken, selten runden Stamm von vorzüglicher Härte und Nutzbarkeit und in 140 Jahren seine gehörige Vollkommenheit im Wachsthume erreicht. Die Wurzel ist stark, ästig, geht 3 Fuß in die Tiefe und 6 Fuß in die Weite; die Rinde ist grau und glatt; das Holz weiß, sehr hart und zähe; die Blätter sind 3 Zoll lang und 1 und ein halb Zoll breit, eirund zugespitzt, am Rande sehr scharf und spitzig-gezahnt, mit starken Rippen und Falten, auch unterwärts glätter und hellgrüner als oben. Im Herbst wer-

den sie gelb und dürre, und bleiben zuweilen bis zum Ausbruch des kommenden Laubes im Mai hangen.

Männliche und weibliche Blüten kommen zu Anfang des Frühlings auf einem Stamme hervor, jedoch jede in besondern Kätzchen oder Blumenzapfen, welche sich unter einander befruchten, ohne daß ein anderer Baum dazu erforderlich seyn sollte. Die männliche Blüthe steht in langen walzenförmigen gemeinschaftlichen Blumenzapfen beisammen, welche aus den Blätterknospen hervorbrechen, und lockere Schuppen haben. Unter einer jeden Schuppe ist eine Blüthe mit 10 bis 16 kurzen Staubfäden befindlich. Die weibliche Blume bildet ein viel kleineres Kätzchen mit Schuppen; eine jede Schuppe bedeckt eine Blume, die ein einziges Blättchen mit sechs Einschnitten hat. Das weibliche Kätzchen wird nach der Befruchtung größer, und liefert bei der Reife im Oktober auf dem Grunde einer jeglichen den Blättern ähnlich gewordenen verlängerten Schuppe, eine ovale, eckigte, gerippte, kleine Steinnuß mit einem weißlichen wohlschmeckenden Kern.

Der harte holzige Saame ist mit dem abfallenden Laube so vollkommen zeitig, daß er häufig mit seinen ganzen traubigen Büscheln im Oktober abfällt, zu welcher Zeit er auch gesäet werden muß, wo er dann nach 18 Monaten im Mai aufgeht. In einem Alter von 20 Jahren säet sich der Hornbaum von selbst schon sehr häufig aus. Der im Winter über aufbewahrte Saame verdirbt gern, wenn er nicht im Herbste wohl abgetrocknet, gereiniget und in feuchtem Sand bis zum Frühling aufbewahret worden ist. Der Boden wird vor der Aussaat recht feste getreten, der Saame hierauf in die Rinne gelegt, und mit einem halben Zoll Erde bedeckt, geht aber erst im andern oder dritten Jahre auf. Die jungen Pflanzen werden beim Aufgehen, und nachher immer frisch erhalten, und man verschafft ihnen Schatten gegen die brennenden Sonnenstrahlen.

Der Hornbaum nimmt sowohl mit freiem als auch mit schattigem Stand und mit allerlei Boden vorlieb, wenn eine Schicht Dammerde darauf befindlich, und die Lage nicht hoch und trocken ist. Doch ist sein Wachsthum in einem beständig nassen, oder ganz festen und zähen Boden sehr schlecht. In einem leichten, mäßig feuchten, schattigen

Orte, wird er zu einem ansehnlichen Standbaume, wobei er jedoch, des geraden hohen Schaftes wegen, in dickem Holze stehen muß.

Die jungen Saamenpflanzen zeigen ihre ersten Saamenblätter, fast wie die vom Apfelbaume. Wenn sie eines Fingers lang sind, werden sie im Herbste ausgehoben und am besten gleich dahin verpflanzt, wo sie immer bleiben sollen. Die Weite, in welche sie gepflanzt werden sollen, muß durch die Absicht bestimmt werden, ob man den Hornbaum zu Baumholz, zu Schlagholz, zu Kopfholz, oder zu Hecken erziehen will. Im ersten Falle sind 4 Fuß, im andern 6 Fuß, im dritten 16, und im vierten 1 und ein halber Fuß zu wählen. Beim Stammholze ist es um so nothwendiger, daß die jungen Saamenlohden etwas dicke zusammen und in tiefem Holzgrunde stehen müssen, wenn sie hohe und gerade Stämme geben und nicht struppig und knorrig wachsen sollen.

Unter allen einheimischen Holzarten ist es zum Brennen das härteste und beste, insbesondere von alten ausgerodeten Stämmen und Wurzeln; es giebt die schönsten Kohlen, welche die stärkste Hitze am längsten halten, auch gute Asche. Das schwere, spaltige Nutzholz ist sehr weiß, hart, fest und zähe, und die Zimmerleute suchen es, um es im trocknen zu verarbeiten, nur im Wetter und in der Erde ist seine Dauer nicht sonderlich. Desgleichen verbrauchen es die Müller, Stellmacher, Tischler, zum Mühlen- und Maschinenbau, zu Schrauben und Pressen bei einigen Manufakturen, statt des Apfel- Birn- und Pflaumenbaumholzes zu allerhand festem und dauerhaftem Handwerkszeuge, zu Dielen, Fußböden, Tafelwerk, Tischen, Walzen, Rollen, Oelstampfen, Gestellen, Gerüsten, Lavetten, Schlägeln, Keilen, Kammrädern, Schaufeln, Flachsbrechen, Dreschflegeln, Deichseln, Hebeln, Sätteln, Kummeten, Eimern, Ständern, Kübeln. Der Kern reifer gesunder Stämme, besonders von deren Ende, das schön braun gestreift zu seyn pflegt, kömmt an Härte und in der Art der Bearbeitung dem Ebenholze gleich. Die Rinde könnte vielleicht in der Färberei benutzt werden.

Als 30jähriges Schlagholz ist es eine der nützlichsten Holzarten; denn sie treiben, nach Art der Birke, ungemein

häufige Stammlohden, die sehr schnell aufwachsen, und binnen gedachter Zeit sehr starke Stangen zu Brenn- und Kohlholz aufsetzen. Die Kopfstämme liefern alle 15 bis 16 Jahre gute starke Knüppel und Reisholz.

Hörnereule, oder Horneule, s. unter Ohreule.

Hörnermeise, s. Haubenmeise.

Hornfessel, Fr. Enguichure. Bestehet aus einem doppelten langen Riemen, mehrentheils von schwarzem Corduan, welcher öfters mit silbernen Buckeln oder Tressen besetzt ist, und woran die Jäger ihre Hiefhörner tragen.

Hornung, s. Februar.

Hörseleichen, Horseeichen. Werden die junge Eichen genannt, welche wie junges Buschholz erwachsen; s. Eiche.

Horst, Fr. Aire. Heißt bei allen Raubvögeln das Nest, worin sie brüten.

Hortulan, s. Fettammer.

Hubertus Fest, Fr. la Fête de St. Hubert. Ist ein Fest, welches dem heiligen Hubertus zu Ehren, weil er der Erfinder der Parforcejagd seyn soll, an allen Orten in Europa, wo man diese Jagd hält, allemal den dritten November mit großen Solennitäten gefeiert wird. Von diesem Hubertus sehe man unter Jagdgötter.

An verschiedenen Höfen wurde dieses Fest auf folgende Art gefeiert. Nachdem alle zur Jagdequipage gehörige Jäger und Bediente neue Uniform erhalten haben, und den Pferden die besten Zeuge aufgeleget worden, versammelt sich die ganze Hofstatt bei dem Jagdhaus, die Besuchknechte, welche vorher einen guten Hirsch bestätiget, finden sich ein und bringen Rapport, wo derselbe stehet. Während dessen sind die Officianten von der Küche, Conditor- und Kellerei ohnweit dem Orte, wo der Hirsch angejaget, und Zusammenkunft gehalten werden soll, voraus geschickt, und wenn daselbst kein besonderes Lust- und Jagdhäusgen ist, werden Zelter aufgeschlagen, und auf den darin befindlichen Tafeln die Erfrischungen aufgesetzet. Sodann geht aus dem Jagdhause der Zug folgendergestalt.

Zuerst kommen im ersten Gliede deutsche Jäger mit vorne im Sattel vor sich liegenden Kugelbüchsen, nebst an sich habenden Hirschfängern und Hornfesseln, und diese führen den Zug. Diesen folgen die Hand- und Beipferde

derer vom niedrigsten Range voran, alsdann die andern derer vom ersten Range.

Hernach kommen die Pferde für die Piquirs, hinter welchen der Sattelknecht und Jagdschmid zu Pferde folgen, Sodann kommen die herrschaftlichen Hand- und Beipferde, welche von den Stallmeistern und Bereitern aufgeführet werden. Hierauf folgen die Piquirs und Besuchknechte zu Pferde, nebst der bei sich habenden Meute Hunde, und die Bursche, welche zu den Hunden gehören, nebenher zu Fuß.

Der Chef der Jäger oder Commandant schließet und reitet sonach vor dem Herrn her. Hierauf reitet oder fährt der Herr selbst, von den hohen Jagdbedienten, Ministern, Cavalieren, Jagdjunkern, Jagdpagen, Leibjägern und Leibschützen begleitet. Nach diesen folgen die Jagdchaisen mit den Damen, hinter welchen eine Suite von Hofbedienten beschließet.

Auf diese Art geht der Zug fort bis an den Ort der Zusammenkunft, woselbst mit dem Frühstück, sowohl die Herrschaften, als sämmtliche Suite, sich erfrischen. Nach dem Frühstück wird nach dem Hirsch hingezogen und gejaget. Nach vollendeter Jagd gehen sie zurück nach Hause, woselbst sodann offene Tafel gehalten, und die Jäger dabei wohl traktiret werden. Bisweilen müssen dabei auch die Jäger mit den Parforce-Hörnern die Gesundheiten blasen.

Den andern Tag wird ein Klopf- oder Treibejagen gehalten; den dritten Tag Galla oder Assemblee bei Hofe; den vierten Tag eine Sauhatze oder sonsten ein deutsches Jagen; den fünften eine dem Herrn beliebige Lustbarkeit; den sechsten ein Klopfjagen; der siebente, oder an welchem der Sonntag einfällt, ist ein Ruhetag; der achte Tag wird mit einer Parforcejagd, und also auch die ganze Jagd in diesem Jahre beschlossen. Wurde auch an manchen Höfen dieses Hubertusfest nicht auf die angezeigte Art acht Tage gefeiert, so geschahe es dennoch, daß an allen, wo eine Parforcejagd oder Equipage war, der Hubertustag feierlich begangen wurde.

Hufthörner, s. Hiefhörner.

Huhn, Fr. Poule. Wird das Weibchen von dem Federwildpret genannt, welches einen Hahn zum Männchen

hat, wie bei dem Auer- und Birkwildpret, Fasanen, Hasel- und Feldhühnern, bei den Vögeln aber heißt das Weibchen eine Sicke oder Dusel.

Hühner, s. Huhn.

Hühnerbaize. Ist die Jagd, wenn die Falkonierer die Hühner mit ihren abgetragenen Vögeln fangen; siehe Falkenjagd.

Hühnerfalke, s. Halbweihe.

Hühnerfänger, Tonnelleur. Ist ein kleiner Weidewerksjäger, dergleichen unter diesem Namen an manchen Höfen gehalten, auch wohl auf dem Lande angestellet werden, um die Hühner auf andern Revieren zu fangen.

Hühnergeschrei, Hühnerruf, Fr. Caquet. Ist der Laut, welchen die Hühnerfänger nachahmen, um die Hühner herbei zu locken. Hierzu nehmen sie die Hälfte von einer welschen Nußschaale, machen solche inwendig recht reine, überziehen sie mit Rinds- oder Schweinsblase, stechen ein Pferdehaar durch, machen den Daumen oder Zeigefinger naß, nehmen das Pferdehaar dazwischen, streichen satzweise daran herunter, so giebt es einen ordentlichen Laut, wie die Feldhühner rufen oder schreien; diesen Laut kann man fast eben so gut auf einer messingenen Vogelpfeife machen.

Hühnergeier, s. Gabelweihe.

Hühnerhund, Fr. Chien couchant, Epagneule; auch genannt: vorstehender Hund, Bodenhund, Wachtelhund. Von dieser Art Jagdhunde giebt es verschiedene Racen, welche sich in Absicht auf das äußere, vorzüglich durch Farbe und Haar, durch Körperbau und Suche unterscheiden. Es giebt bekanntlich einfärbige und gefleckte Racen. Die ersten sind entweder weiß, schwarz oder braun. Die andern haben entweder nur hin und wieder einzelne große Flecken, oder sie sind braun, auch wohl schwarz getiegert, oder sie nähern sich mehr den einfärbigen Racen, und haben hiernach, wenn sie braun oder schwarz sind, braune oder schwarze Abzeichen am Kopf und Behäng. Die einfärbigen Racen werden als reine unverfälschte Racen den gefleckten vorgezogen. Unter den einfärbigen pflegt man wieder den schwarzen, und nächst diesem den braunen, in Absicht auf Ausdauer und Lebhaftigkeit, vor den weißen Hühnerhundracen, die man gemeinhin für weichlich und feige

hält, den Vorzug zu geben, dagegen man an den letztern wieder den ihnen vorzugsweise eigenen Gehorsam und ihr gutes, die Dressur erleichterndes Humeur, zu rühmen pflegt. In Absicht auf das Haar hält man insgemein dafür, daß die flock- oder stockhaarigen, und unter diesen vorzüglich die langhaarigen Hühnerhunde, härter und herzhafter als die glatten oder schlichten sind, und daß die ersten besonders mehr und anhaltender im Wasser, Schilf und Rohr arbeiten, aber auch ebenfalls mehr Mühe und Arbeit bei der Dressur verursachen, sich gern dem Jäger zu widersetzen und sich widerspenstig zu bezeugen pflegen.

Ein wohlgestalteter gut gebauter Hühnerhund muß aber folgendes Ansehen haben: Der Oberkopf muß stark, etwas länglich, die Stirn breit und wohl geebnet, das Auge lebhaft, rein und hell, vorliegend, von dunkelbrauner Farbe, die Näse breit, beim Anfühlen nicht trocken, sondern stets feucht, die Nasenlöcher groß und weit geöfnet, die Ohren (der Behang) breit und lang herabhängend seyn. Er muß weiter, besonders die Mutterhündin, lang und breit vom Leibe, die Lenden dick, die Hüften fest und fleischig, die Ruthe lang und von der Wurzel gegen das Ende spitzig zulaufend, der Knochenbau stark, aber nicht plump, die Brust breit; die Kniee müssen gerade, die Füße dürre, nämlich die Knochen nicht fleischig, der Hautüberzug dünne und unter dieser die Muskeln sichtbar seyn. Die Suche gehört unter die angebohrnen Race-Eichenschaften, obwohl ein guter Jäger eine schlechte Suche durch Dressur, wo nicht ganz, doch zum Theil zu verbessern im Stande ist.

Die Dressur des Hühnerhundes zerfällt in zwei Abschnitte, in die sogenannte Stuben-Dressur und in die Feld-Dressur. Daß die erste der letzten vorausgehen muß, und daß beide in genauer Verbindung mit einander stehen, ist sehr begreiflich. Die Schule nimmt aber auf folgende Weise ihren Anfang: Man lernt dem Hunde das Apportiren, sobald er sein gehöriges Alter dazu erreicht hat, welches, nachdem die Race ist, gewöhnlich in einem Jahre erfolgt. Einige können früher dressirt werden als andere; auch kann gemeiniglich eine Hündin etwas früher als ein Hund dressirt werden.

Es giebt zwar auch immer Personen, welche einem jungen Hunde alles mit Spielen und Tändelei in der Jugend beibringen wollen, und die Parforcedressur für ganz und gar überflüßig halten. Allein dieß taugt ganz und gar nichts, weil man nachher, wenn die Arbeit mit Ernst vorgenommen wird, desto mehr Mühe und Arbeit davon hat, auch der Hund leicht tückisch wird. Ueberhaupt sind die Vortheile der Parforcedressur zu entscheidend, als daß selbige, von erfahrnen Jägern wenigstens, noch für unnöthig gehalten werden möchte.

Um das Apportiren selbst zu lehren, macht man einen Apportirbock. Man nimmt etwas langes Stroh, drehet solches einigemal eine Spanne lang zusammen, und giebt selbigem eine solche Dicke, daß es der Hund bequem ins Maul nehmen kann. Dann befestiget man an jedes Ende dieses zusammengedreheten Strohes — in welches man auch ein rundes 1 Zoll dickes Holz stecken kann — zwei Kreuzhölzer von etwa 6 Zoll Länge, so daß der Apportirbock diese Figur X—X erhält, und wenn man ihn hinwirft, er jedesmal von der Erde aufstehet. Dann bewindet man ihn ganz mit Bindfaden, um ihm mehr Festigkeit zu geben, und so ist er zum Gebrauch fertig.

Man nimmt alsdann den Hund zuerst vor sich, giebt ihm den Apportirbock ins Maul, und ruft ihm zu: faß! zugleich aber ergreift man mit der andern Hand das Maul, öfnet selbiges, und giebt ihm den Apportirbock so, daß er selbigen halten muß. Hat er solchen eine Weile gehalten: so nimmt man ihm denselben ab, hält ihn nach einer kurzen Weile wieder vor, mit dem nämlichen Worte. Will er, wie es selten geschieht, nicht fassen, so macht man ihm das Maul wieder auf, giebt den Apportirbock hinein, und läßt ihn wieder ein Weilchen halten, nimmt ihn wieder ab, caressirt den Hund und thut dabei freundlich (dieses muß niemals vergessen werden, daß wenn auch der Hund gestraft worden, er gleich wieder caressirt wird); hiemit verfährt man so lange, bis der Hund von selbst ihn aufnimmt. Thut er dieses, so läßt man ihn ein wenig den Apportirbock tragen, spricht ihm freundlich zu: So recht! Apport! dann nimmt man ihm denselben wieder ab, caressirt wieder, und auf

diese Weise verfährt man so lange, bis er ihn die Zeit hindurch trägt, die man bestimmt hatte.

Hierauf wirft man den Bock mit dem Zuruf: Apport! vor. Will er ihn von selbst nicht aufnehmen, so drückt man ihm mit der einen Hand den Kopf nieder, und macht mit der andern Hand das Maul auf, damit er ihn fassen muß. So verfährt man einigemal; will dieses aber nicht helfen, so schnallt man ihm die Korallen ein. Denn bis hieher hat man die Arbeit mit einer bloßen Leine oder Linie (s. Dressirleine) vorgenommen, um damit mittelst der Knoten beim Anziehen, und wenn man strafen will, einen fühlbaren Eindruck zuwege zu bringen. Findet man aber, daß der Hund zu hart und die Leine für ihn zu schwach ist, so greift man zu den eben erwähnten Korallen (dieß sind kleine hölzerne Kugeln in der Größe einer welschen Nuß, welche um die Rundung mit vier kleinen spitzigen Stacheln versehen sind. Durch diese Kugeln ist ein Loch gebohrt, damit man sie auf eine starke Leine schnüren kann). Man läßt dem Hunde die Korallen etwas empfinden, aber nicht gleich zu hart; denn dieses muß nach und nach geschehen, sonst wird der Hund zu leicht furchtsam gemacht. Will dieses aber nichts helfen, so faßt man mit der einen Hand unter, mit der andern aber über das Maul, drückt ihn so nieder, und faßt so mit aufgeschobenem Maule den Apportirbock, wiederholet solches so oft, bis er ihn von selbst faßt und aufnimmt. Thut der Hund dieß, so hat man schon gewonnen.

Ist er nun so weit gebracht, daß er willig aufnimmt, so läßt man den Hund das Aufgenommene hinter sich hertragen, jedoch im Anfange nicht zu lange, dann drehet man den Hund bald nach dieser bald nach jener Seite, unter dem Zuruf: à droit, oder herum — man merke gleich Anfangs, daß man nur immer ein und dasselbe Wort, nie bald eines bald das andere brauchen darf — ziehet ihn in die Höhe an sich herauf, so daß er mit dem Rücken sich anlehnt, die vordern Füße aber frei von seinem Herrn abhält, und nimmt ihm hierauf das Gebrachte ab. Macht der Hund dieses alles recht gut, so nimmt man andere Sachen und läßt sie apportiren, z. B. einen Handschuh, ein Schnupftuch, ein Stück Holz, dann allmählich Eisen oder Blei, einen Schlüssel, Feuerstahl, dann Geld, dann bald dieses bald jenes,

und wenn er alles willig bringt, endlich Wildpret, und zwar zuerst einen kleinen Vogel, dann eine Wachtel oder Schnepfe, dann einen ausgestopften oder wirklichen Hasen, und zuletzt einen Raubvogel. Im Anfange wird der Hund sich freilich weigern, dieses alles nach und nach zu apportiren; allein desto mehr muß man mit Güte und Strenge wechselsweise ihn dazu gewöhnen. Ueberhaupt ist die Grundlage von allem, daß man sich dem Hunde verständlich zu machen und daß man zu rechter Zeit zu loben und zu strafen verstehe. Das letzte ist gerade die Klippe, an der die mehresten scheitern.

In der ganzen Zwischenzeit des Unterrichts muß der Hund beständig auf den Stall gesperret werden. Alle Tage wird die Uebung zweimal vorgenommen, und zwar in den Frühstunden vor der Abfütterung, und in den Nachmittagsstunden, und sobald die Uebung geendiget, wird der Hund auf den Stall gesperrt. Die erste Uebung dauert etwa 6 bis 8 Minuten, die zweite zwar etwas länger, doch nicht über 10 — 15 Minuten, damit der Hund nicht ungeduldig werde.

Die vorzüglichste Sorgfalt muß auf das Appel oder auf die gute Folgsamkeit des Hundes beim Zurufen gerichtet seyn. Soll der Hund kommen, so ruft man ihn mit dem Worte: ici, oder hieher; kömmt er nicht, so ziehet man die Leine an, die er beständig beim Dressiren an sich hat, läßt ihn die Korallen hart oder schwach empfinden, nachdem der Hund hartnäckig oder weich ist.

Auch ist zu merken, daß man mit dem Hunde, wenn man dressirt, allein seyn muß; denn wenn jemand zum Zusehen dabei stehet, so will der Hund Schutz bei ihm suchen, und verliert die Aufmerksamkeit. Auch muß man den Hund selbst und ganz allein füttern, damit er Zutrauen gewinnt. Hat man nun dieses alles befolgt, apportirt der Hund und befolgt alles genau, und leistet Gehorsam, so nimmt man ihn vor mit dem Haltmachen, und lehrt ihn sich an die Erde zu drücken.

Man nimmt dazu einen ausgestopften Hasenbalg oder Schnupftuch und dergl. legt es auf die Erde, bringt den Hund herbei, drückt ihn an die Erde, so daß er das vorgeworfene oder vorgelegte Ding gerade im Auge, ohngefähr einen Schritt von sich entfernt, vor sich hat, und den Kopf auf beiden vorgestreckten Vorderfüßen ruhen läßt, die Hin-

terfüße aber unter sich an den Leib ziehet. In dieser lauernden Stellung erhält man den Hund eine Weile ganz ruhig, unter dem Zurufe: tout beau! alsdann spricht man ihm freundlich zu mit den gewöhnlichen Worten: So recht! und läßt ihn apportiren. Dieses wiederholt man so lange, bis der Hund allein, ohne gehalten zu werden, sich hinlegt. Thut er dieß, so läßt man ihn etwas länger davor liegen, geht um ihn herum mit dem Zuspruche: So recht! tout beau! Hat er eine Weile davor gelegen, so läßt man ihn wieder apportiren, fährt so lange damit fort, bis er es gut macht und man eine Weile weggehen kann, und er doch liegen bleibt.

Alsdann legt man es 3 oder 4 Schritte weiter hin, faßt den Hund an und ziehet ihn etwas vorwärts, mit dem Zuspruch: avance! Hiemit fährt man so lange fort, bis er die Bedeutung dieses Wortes weis, und alles von selbst macht. Dann wirft man es eine Strecke fort, als wenn er apportiren sollte; indem aber der Hund hinläuft und apportiren will, ruft man ihm zu, ehe er ganz nahe kommt, tout beau! so daß er gleich auf das Wort niederliegt und lauert. Hierauf läßt man ihn avanciren und alsdann apportiren. Hiebei pflegen die Hunde, wenn man ihnen tout beau zuruft, sich umzudrehen und nach ihrem Lehrer zu sehen. Man muß aber dieses ja nicht leiden, sondern jedesmal den Hund wieder umdrehen und in die gehörige Stellung bringen, damit er hinsehe und auf das Vorgeworfene laure. — Bei dieser Uebung werden dem Hunde die Korallen nicht eingeschnallt, weil solche zu sehr incommodiren würden.

Hierauf nimmt man das Verlohrne zu suchen vor. Man wirft ein Schnupftuch oder was man will unvermerkt hinter sich, damit es der Hund nicht siehet. Dann spricht man dem Hunde freundlich zu: cherche! such! und zeigt ihm das, was er suchen soll, und bringt ihn, wenn er es nicht findet, bei das, was er suchen soll; darauf läßt man es apportiren. Dieses thut man so oft, bis er seine Sache recht macht und sucht; alsdann wirft man auch wohl ein Stück Holz ins lange Gras oder Korn, wo solches versteckt liegt, läßt den Hund dann so lange suchen, bis er es findet. Dieses Suchen lernen hat den Nutzen, damit man das Geschossene, wenn solches ins Korn, ins Gras oder in eine

Hecke fällt, vom Hunde gleich kann suchen und finden lassen, und ein Hund muß es auf diese Weise lernen, weil es schwer hält, ihm selbiges auf der Jagd beizubringen.

Wenn der Hund auf diese Art par force dressirt ist, und sowohl apportiren als suchen regelmäßig erlernt hat, so ist die sogenannte Stubendressur geendiget, und nun fängt die Felddressur an. Man gehet nämlich mit demselben ins freie Feld, hält ihn aber bei dem Hinausgehen kurz hinter sich, so daß er dicht hinter seinem Herrn bleibt, und nicht hin und her kreuzt; doch muß man den Hund nicht an der Kuppel oder Linie hinter sich her gehen lassen und führen, es müßten denn besondere Umstände solches erfordern, weil der Hund ohne solchen Zwang willig Gehorsam zu leisten sich gewöhnen muß.

Man geht mit dem Hunde an einen Ort, wo man ihn stets unter den Augen hat, und muntert ihn alsdann mit dem freundlichen Zurufe: allons cherche! zum Suchen an. Der junge Hund pflegt selten im Anfange der Uebung ordentlich zu suchen, weil er noch nicht weiß, was er suchen soll; sobald er aber erst einigemal Gelegenheit gehabt hat, ein Wild aufzujagen, und fortlaufen zu sehen, wird er desto eilfertiger suchen. Doch muß man sich wohl hiebei in Acht nehmen, daß man den Hund nicht zu hitzig macht, und wenn er gar zu sehr und zu flatterhaft arbeitet, so muß man durch Zurufen seine Neigung mäßigen.

Man nehme sich zu dem Ende nur Zeit, gehe täglich und unermüdet mit dem Hunde hinaus, vorzüglich an einen Ort, wo Hasen sind, jage solche auf, daß sie der Hund fortlaufen sieht, lasse aber den Hund, der gleich hinterher laufen will, nicht fort, sondern führe ihn an den Ort, wo der Hase gesessen hat, und lasse seinen Geruch sich mit der Witterung des Hasens bekannt machen, dabei aber muß man den jungen Hund, der hinterher setzen wollte, nicht hart bestrafen, sondern ihn nur bloß zurück rufen und beim Kommen freundlich empfangen. Auf diese Weise gewöhnt der Hund sich bald das Suchen an, und lernt das Revieren gern, welches man ihn auf folgende Art lehrt:

Man geht nämlich nicht immer gerade aus, sondern links und rechts, bald nach der einen bald nach der andern Seite, läßt den Hund aber immer avanciren oder vor sich

hin suchen, nur nicht zu weit, sondern halte ihn kurz an, und rufe ihn gleich, sobald er zu weit geht, wodurch er auch zugleich im Appel geübt wird. Das Hin- und Herrevieren muß man vorzüglich üben, weil der Hund sonst leicht das gerade Hinsuchen annimmt, und dann nicht alles findet und in die Nase bekömmt, was man in der Gegend, wo man sucht, finden will. Findet man nun den Hund tüchtig zum Suchen, und bemerkt an ihm, daß er eine gute Nase hat, so lehrt man ihn das Vorstehen.

Man gehet mit dem Hunde an einen Ort, wo gepaarte Hühner sind, sucht solche mit dem Hunde auf, indem man immer gegen Wind sucht, damit der Hund die Hühner früh genug wittert. Hiebei muß der Hund immer kurz gehalten werden, damit man ihn, wenn er die Hühner in die Nase bekommt, gleich rufen und anhalten kann. So bald nämlich der Hund Wind hat, welches er gleich durch seine Stellung verräth, ruft man ihm gleich tout beau! zu, und läßt ihn fest stehen bleiben, welches er auch, wenn er tüchtig vorher im Hause dressirt worden ist, thun wird.

Alsdann geht man, wenn die Hühner es abhalten, dicht hinter den Hund, spricht ihm freundlich zu, so recht! tout beau! caressirt ihn dabei, gehet mit öfterm Zurufe und mit der Vorsicht, daß man die Hühner nicht aufjagt, um ihn herum, und läßt denselben eine Zeitlang stehen; man habe aber immer Acht auf ihn, daß wenn er ja Miene zum Einspringen machen wollte, man ihm solches gleich verbieten kann, weil es nicht rathsam ist, einen jungen Hund einspringen zu lassen.

Ist aber der Hund erst sicher und mehr geübt, so lasse man ihn zu Zeiten, um den Hund zu ermuntern, mit dem Worte faß! einspringen. Merkt man aber, daß der Hund dadurch zu begierig und erhitzt wird, so lasse man ihn ruhig stehen. Macht er ja Miene von selbst einzuspringen, so muß man ihm lieber zuvorkommen, und läßt ihn mit dem Worte: faß! einspringen; hierdurch lernt er, niemals von selbst und ohne Zuspruch einspringen.

Hat man den Hund eine Zeitlang so bearbeitet, und stehet er gut und fest, so gehet man mit ihm im Frühjahr ins Korn. Man sucht ein solches Kornstück gegen den Wind ab; findet nun der Hund und stehet, so gehet man hinter ihn, ruft ihn

mit dem Worte: ici oder hieher ab. Gehorcht er, so schmeichelt man ihm; alsdann spricht man ihm wieder zu: avance! und läßt ihn anziehen oder vorrücken; dieß übt man so lange, bis er sich allemal abrufen läßt, er mag nahe oder weit seyn.

Findet man Hühner, die vor dem Hunde hinlaufen, so kann man denselben mit öfterm Zuspruch, sachte! langsam nach sich ziehen. Drücken sich die Hühner und liegen fest, so kann man ihn eine Zeitlang davor stehen und auch, wenn es die Umstände und das Temperament des Hundes erlauben, einspringen lassen. Man muß aber niemals vor einem hitzigen Hund etwas schießen, ehe er nicht recht gut und fest stehet, weil er sonst dadurch noch hitziger gemacht wird und nicht fest stehen lernt; schießt man ja etwas für den Hund, so muß man ihm solches öfters vorlegen und ihn tout beau dafür machen lassen, zumal wenn der Hund nicht recht fest stehet, und zuletzt apportiren lassen.

Das Jagen hinter den Hasen muß nie dem Hunde erlaubt, sondern wenn er sich solches einfallen läßt, bestraft werden, aber nicht durch Stoßen oder gar mit Füßen treten, sondern man lege ihm die Korallen um, fasse an die Linie, ziehe ihn an sich, daß er die Korallen etwas empfindet, pfeife und rufe bei dem Anziehen: ici! ici! ici! Man behandle den Hund so lange auf diese Weise als er jagt, und zu dem Ende trage man die Korallen immer bei sich.

Auch muß man niemals, wenn ein junger Hund einen Hasen jaget, solchen schießen; denn dadurch wird der Hund noch hitziger zum Jagen gemacht. Hat man aber nach einem Hasen geschossen, so kann man ihn nachjagen lassen, und ihn niemals darum strafen (wenn anders der Hund nicht zu hitzig ist); denn dadurch lernt der Hund leicht unterscheiden, ob ein Hase getroffen ist oder nicht, wo er im ersten Falle bald umkehren, im letztern aber so lange anhalten wird, bis er denselben erreicht hat. Wollte man einen Hund abhalten, hinter einen Hasen herzulaufen, wornach geschossen ist, so wird der Hund nicht lernen, einem angeschossenen Hasen nachzusetzen und zu apportiren, welches doch nothwendig ist, weil oft derjenige, welchen man nicht für getroffen hält, den-

noch getroffen ist, und in einer langen Strecke erst vom Hunde gegriffen wird.

Der Hund muß so gewöhnt werden, daß wenn es die Umstände erfordern, er vom Jagen sich abrufen läßt. Dieß lernt der Hund dadurch, daß man ihn nicht immer hinter den angeschossenen Hasen herlaufen läßt sondern oft, um seinen Gehorsam zu üben, zurückhält und anruft; überhaupt muß man einen Hund nicht eher jagen lassen, bis man es ihn geheissen hat.

Sucht man bloß auf freiem Felde nach Hasen, so ist es am besten, man läßt den Hund nicht suchen, sondern hält ihn hinter sich, weil der Hase auf freiem Felde selten einen Hund abhält, wenn der Hund auch davor stehen wollte. Sobald ein Hase hervorläuft, muß der Hund keinen Schritt nachjagen. Wollen die Hasen aber auf dem Felde auch nicht einmal den Schützen abhalten, so kann man den Hund immer suchen lassen, wodurch derselbe geübt wird nicht zu jagen, und nicht eher nachzusetzen, bis es ihm geheissen wird.

Suchet man aber nach Hühnern, so verstehet es sich von selbst, daß man alsdann auch auf freiem Felde mit dem Hunde suchen muß. Stehet der Hund vor Lerchen (diese ziehen seine Nase besonders an) oder andern kleinen Vögeln, wie die jungen Hunde gemeiniglich thun, so muß man den Hund unter dem Zuruf: Pfui Lerche! oder Pfui Vogel! jederzeit abrufen, und in seinem Beiseyn nie einen kleinen Vogel schießen. Man muß ihn aber auch nicht darüber strafen, sondern nur abrufen und mit vorbenannten Worten beschämen. Durch solche Behandlung gewöhnt sich der Hund diese kleinen Fehler von selbst ab, und sobald erst Wildpret vor ihm geschossen wird, lernt er den Unterschied ohnehin kennen und achtet den kleinen Vogel nicht weiter.

Schießt man einen Hasen, so muß man den Hund aufmuntern und zeigen, daß er solchen faßt und trägt; er muß nämlich in die Mitte fassen, daß er das Gleichgewicht an beiden Seiten hat, damit wenn er ihn weit tragen muß, er ihn gut fortbringen kann. Auch hat es so ein besseres Ansehen, und man muß niemals leiden, daß er den Hasen an den Lauf oder an die Löffel faßt und schleppt.

Nun muß man die Bearbeitung des jungen Hundes im Wasser vornehmen. Man geht bei warmer Witterung, da das Wasser nicht kalt ist, mit dem Hunde an einen Ort, wo das Wasser nicht zu tief ist, damit der Hund darin gehen kann, wirft zuerst vorn etwas hinein, das er apportiren soll; thut er dieses, so wirft man es weiter, und zuletzt so weit, daß er schwimmen muß. Holet er es nun beim Schwimmen auch heraus, so wird er nichts im Wasser liegen lassen. Man kann sicher etwas vor ihm schießen, und er läßt, so ihn zuvor das Apportiren gut gelehrt ist, gewiß nichts liegen.

Wollte der Hund aber gar nicht ins Wasser, so gehet man hinein, lockt ihn zu sich; wenn er aber nicht folgen will, wählt man einen Ort, wo junge Enten liegen, bringt ihn daran so nahe wie möglich unterm Wind, damit er sie in die Nase kriegt, muntert ihn dann zum Hineingehen auf, will er noch nicht, so macht man ihn hitzig durch Worte und dergl. Will dieses aber alles nicht helfen, so ist kein ander Mittel, als man nimmt eine lebendige zahme oder wilde Ente, bindet solche an eine Linie, schlägt einen Pfahl ins Wasser und befestiget sie daran. Nachher geht man mit dem Hunde dahin, daß er sie siehet, schießt mit bloßem Pulver dahin, daß sie scheu wird und flattert; hier kriegt der Hund gewiß Lust, und gehet hinein, oder der Hund müßte gar kein Feuer haben. Gehet er aber nun hinein, so muß man ihm gleich folgen, damit, wenn er die Ente faßt, man gleich die Linie losschneide und sie ihn alsdann heraustragen lassen kann. Ist er einmal hinein gewesen, se geht er gewiß, wenn er Enten in die Nase kriegt, öfters hinein.

Es finden sich auch Hunde, die gern ins Wasser gehen so weit sie gründen, aber nicht schwimmen können, sondern so bald sie ins tiefe Wasser kommen, hinten zu Grunde gehen, mit den Vorderfüßen platschen und nicht aus der Stelle kommen. Diesen Hunden kann man am besten helfen, wenn man sie zu sich in einen Kahn nimmt. Man thut ihnen eine Leine an, setzet sie sanft ins Wasser und rudert fort, so kommen sie durch das Ziehen hinten in die Höhe. Hat man dieß einigemal probirt, so lernen sie gewiß schwimmen, und nun kann man sie im Wasser gebrauchen. = Hiebei ist aber zu bemerken, daß man nie einen Hund mit Gewalt

ins Wasser jagen oder gar werfen muß; denn dadurch wird er scheu, daß er, wenn er Wasser siehet, weit darum wegläuft und man ihn nie zur Wasserarbeit gebrauchen kann.

Auch muß man den Hund das Stillliegen lehren, daß er nämlich, wenn man einen Holster, Jagdtasche, Schnupftuch und dergl. hinlegt, er sich dabei niederlegt und es nicht verläßt. Man lege daher dergleichen öfters hin, lasse den Hund sich dabei niederlegen, gehe alsdann eine Strecke davon und sehe zu, wie er sich beträgt. Folgt er nach, so muß man ihn bestrafen und wieder dabei bringen, und dieses so oft mit ihm üben, bis er so lange dabei bleibt, wie man es haben will und ihn wieder abholt, sollte es auch eine Stunde, oder ein halber, auch ein ganzer Tag seyn. So kann man ihn auch gewöhnen, daß wenn man im Gehen oder Laufen etwas fallen läßt, er sogleich dabei liegen bleiben muß.

Dieses ist besonders dazu gut, daß wenn man mit ihm im Holze oder sonst wo gehet, in der Ferne etwas stehen steht und darnach schleichen will, man sich aber bei dergleichen sehr in Acht nehmen muß, der Hund gleichwohl sehr hinderlich ist und es leicht verjagt, derselbe bei dem, was man fallen läßt, gleich liegen bleibt, damit er nicht verhindert. Dann kann man ihn auch so gewöhnen, daß wenn man rufet, er das Hingeworfene mitbringen muß, und dadurch kann er einem manchen Weg ersparen.

Hat man einen Hund verschlagen, so bringt man ihn selten wieder zurechte, sondern muß ihn einem Andern zum Umarbeiten überlassen; diesem aber die Art bekannt machen, auf welche der Hund dressirt und wobei er verschlagen ist, damit derselbe seine Maßregeln beim Umdressiren darnach nehmen kann.

Ist er um des Jagens oder Suchens willen verschlagen, welches gemeiniglich der Fall ist, so muß er denselben zuerst recht an sich gewöhnen, und sich bei ihm durch Schmeicheln in Zutrauen setzen; muß fleißig mit ihm hinausgehen und ihm allen Willen lassen, so lange, bis man merkt, daß er wieder Zutrauen gewinnt, dreist geworden ist, und ziemlich vergessen hat, daß er unschuldiger Weise gestraft worden.

Dann nimmt man ihn vor, und dressirt ihn von vorn an, ob er gleich schon dressirt ist. Zunächst geht man mit

ihm wieder hinaus, hält ihn aber vom Jagen ab, lehrt ihn ein gutes Suchen und treibt ihn mit freundlichen Worten dazu an, aber niemals mit Strenge, und besonders wenn der Fall kömmt, wobei er verschlagen ist, darum muß man ihn in langer Zeit nicht strafen. — Ist der Hund beim Dressiren im Hause schon verschlagen, so ist solches nicht so schädlich wie bei der Felddressur, weil ein solcher Hund auf dem Felde noch eher zu gebrauchen ist, wenn er auch das Apportiren und dergl. nicht so gut macht.

Einen gut dressirten Hund kann man auch auf den Schweiß nachzusuchen gewöhnen, wozu sich ein brauner oder gelber Hund vorzüglich schickt, weil man einen Hund von dunkler Farbe besser verbergen und besser mit ihm anschleichen kann. Hat man Jagden, die nicht groß und worin kein Stand-Wildpret ist, sondern nur dann und wann ein Stück Wild durchwechselt; wo es also nicht einträglich ist, einen Schweißhund darauf zu halten, der überdem bei weniger Uebung und seltenem Gebrauche leicht seine guten Eigenschaften verliert und schlecht wird, so kann man auch einen Hühnerhund auf solche Art anführen, daß er als Hühner- und Schweißhund zugleich gebraucht werden kann.

Nur muß dieses nicht mit einem jungen, sondern mit einem alten gut dressirten und ausgearbeiteten Hunde vorgenommen werden, ob es freilich nicht die rechte Methode ist, einen Hühnerhund als Schweißhund zu gebrauchen, und Manchem, der seinen Hund nicht gehörig zu behandeln weiß, und ihn nicht tüchtig zum Vorstehen bearbeitet hat, sehr auffallen würde. Es lernt aber der Hund sehr leicht unterscheiden, was jagen, und was auf den Schweiß nachsuchen sey; man bestrafe nur jederzeit den Hund, wenn er ohne Schweiß nachsucht und umher flattert. Im Gegentheil muntere man ihn zum Suchen auf, so bald man ein Wild angeschossen hat, wo es gemeiniglich noch eine Strecke fortläuft.

Zum Schweißsuchen kann man den Hund am besten beim Schnee anführen. Man schießt nämlich ein Stück Wild weidewund, nimmt dann den Hund, der sich noch immer an der Linie befindet, und sucht mit ihm das angeschossene Stück Wild nach. Beim Schnee ist es deswegen besser und vorzüglicher, weil sich darauf die Fährten am deut-

lichsten zeigen; man kann dann leicht helfen, wenn er etwa Schweiß und Fährte beim Nachsuchen verfehlt. Der Hund aber, mit welchem man dieses vornimmt, muß kein zu hitziger, sondern ein gut dressirter, gut vorstehender und gehorchender Hund seyn.

Hühnerlager, Fr. Reposée, Gîte. Wird der Ort genannt, wo die Feldhühner des Nachts auf einen Haufen beisammen sitzen.

Hühnerruf, s. Hühnergeschrei.

Hühnervögel, s. Hausvögel.

Hülse. Ist die Mündung am Schrotbeutel, welche entweder von Messing, Elfenbein, Knochen oder Holz gedrehet ist, damit durch selbige die Schroten in den Beutel bequem gefüllet werden können.

Hülse, Mutter, Fr. Douille de la baguette. Heißt das Stückchen hohlgeschmiedetes Eisen, welches unten an den Ladestöcken der Kugelbüchsen befestiget wird. Inwendig ist es mit einer Schraube versehen, damit die Krätzer, Wischer, Kugelzieher und dergl. eingeschraubt werden können.

Hülse, Lat. Ilex aquifolium, Linn. Fr. le Houx des bois, Engl. the common Holly; auch genannt: gemeine Hülse, Stechpalme, Hülsenbaum, Hülsenstrauch, Hülscheholz, Hülsdorn, Hulst, Holst, Stechapfel, Stechlaub, Stechbaum, Zwieseldorn, Walddistelstrauch, Kleesebusch. Ist ein immergrünes Laubholz, und gehört unter die Baumhölzer der dritten Größe. Sie wächst in gutem schwarzen Boden und in dichtem Gebüsche langsam zu einem sehr schönen mittelmäßigen Baume, kömmt aber auch sehr oft als Strauch vor. Sie erreicht in 80 Jahren ihre Vollkommenheit. Die Wurzel ist faserig, stark, rauh, knotig, und streicht flach in der Dammerde 6 Fuß weit um sich; im Alter geht sie auch 3 Fuß in die Tiefe. Die Rinde ist am Stamme und alten Holze glatt und grau, an den Zweigen und am jungen Holze glatt und dunkelgrün. Die Blätter sind immergrünend, sehr dick, steif, auf der obern Fläche dunkelgrün und glänzend, auf der untern hellgrün und matt, mit einer starken Ader bezeichnet, eirund zugespitzt, am Rande wellenförmig hin und her gebogen, und mit sehr scharfen Stacheln versehen. Das Holz ist schön weiß,

ſehr feſt, zähe, hart und ſchwer, im Alter braunadrig, hat einen dunkeln oder ſchwärzlichen Kern. Die ſchmutzig weißen, wohlriechenden und mit 4 bis 5 kurzen Staubfäden verſehenen Zwitterblüthen kommen zu Ende des Maies in kleinen dichtgeſetzten Büſcheln auf kurzen Stielchen zum Vorſchein. Der Knoten iſt rundlich, und auf demſelben liegen 4 zugeſtumpfte Narben ohne Staubwege. Die runde Frucht, von der Größe einer Vogelbeere, wird zu Ende Oktobers reif, iſt eine ſcharlachrothe Beere und bleibt im Winter hängen; ſie enthält 4 harte dunkelgelbe Saamenkörner (Steine) in vier Fächern, die ſich ein Jahr aufbewahren laſſen. Man findet Bäume mit ganz getrenntem Geſchlechte und mit Zwitterblüthen.

Die Hülſe wird fortgepflanzt durch den Saamen, welchen man in Rieſen gleich nach der Reife in einen ſchattigten ſchwarzen, etwas ſandigen Boden ſäet, nachdem die Erde vorher wohl feſtgetreten worden, und die Rieſe mit einem halben Zoll lockerer Erde bedeckt. Die Saat geht erſt im zweiten, auch bisweilen noch im dritten Jahre auf. Wenn die jungen Pflanzen einige Jahre in der Baumſchule ſtark getrieben haben, ſo kann man ſie an den Ort ſetzen, wo ſie bleiben ſollen; jedoch muß man immer auf ſchattigte Orte Rückſicht nehmen, da ſie in einer freien Lage niemals fortkommen. Die Ableger gedeihen nicht recht, Steckreißer gar nicht. Der Stock ſchlägt aus.

Die Blüthen geben den Bienen Wachsſtoff. Das Holz nimmt eine ſchöne Politur an und hat, beſonders ſchwarz gebeizt, ein gutes Anſehen. Zu kleinem Nutz- und Werkholz iſt es eines der nützlichſten, für Tiſchler, Drechsler und Inſtrumentenmacher. Jung iſt es biegſam. So lange es noch grün iſt, läßt es ſich gut bearbeiten, im Alter aber wird es brüchig, und trocken iſt es überaus hart zu ſchneiden. Man nimmt es zu mechaniſchen Inſtrumenten. Wegen ſeiner Härte und feinen Struktur dient es vorzüglich zu Wetzholz, um Scheermeſſer darauf abzuziehen. Die engliſchen Kunſttiſcher verarbeiten es mit Vortheil auf mancherlei Art.

Die Blätter und andere Theile wurden ehemals gegen die Gicht gebraucht. Die Beeren ſind eine Lieblingsſpeiſe der Turteltauben; ſie haben eine purgirende Kraft. Sie

werden auch gegen die Steinſchmerzen gerühmt, zu welchem Ende ſie im Herbſt geſammelt, auf einem Ofen gedörrt, und zu Pulver geſtoßen werden, wovon man des Morgens einen guten Theelöffel in Thee nimmt, ein paar Taſſen nachtrinkt und dieſes einige Morgen wiederholt.

Von der Rinde wird guter Vogelleim auf folgende Art gemacht: Die Rinde wird um Johannis abgeſchält, in einen mit Brunnenwaſſer angefüllten Topf geworfen, und etwa 12 Stunden lang gekocht, binnen welcher Zeit ſich die weiße und grüne Rinde ablöſen. Dann wird das Waſſer abgegoſſen, beide Rinden von einander abgeſondert, und die grüne Rinde in einen Keller oder Gewölbe auf den Boden gelegt, und ziemlich dick mit friſchem, ſaftigem Unkraut bedeckt. Wenn ſie 14 Tage ſo gelegen hat und völlig zu Schleim geworden iſt, wird ſie in einem ſteinernen Mörſer ſo lange geſtoßen, bis ein zäher Teig daraus wird, welcher aber ſo fein ſeyn muß, daß man nicht das geringſte Stückchen Rinde mehr darin wahrnimmt. Alsdann wird ſie in immer friſch aufgegoſſenem Waſſer ſo lange mit Fleiß gewaſchen, bis man eine ganz reine Maſſe erhält. Dieſe wird in ein irdenes Gefäß gethan, aus welchem man hernach jedesmal zum Gebrauch eine beliebige Quantität herausnimmt, ein Drittel Wallnußöl hinzuſetzt, beides in einem irdenen Topf über einem mäßigen Feuer gut durch einander rührt, bis es ſich völlig vermiſcht hat, worauf man es, bis zum Erkalten, beſtändig umrühren muß. Dann iſt der Vogelleim fertig. Damit er aber bei ſtrengem Froſte, wie oft geſchieht, an den Ruthen nicht gefriere; ſo pflegt man zu der Compoſition den vierten Theil Steinöl hinzu zu thun, als man Nußöl genommen hat.

Die Hülſe giebt die dichteſten und allerſchönſten Hekken. Solche Hecken taugen aber nicht in Gegenden, wo Wild iſt, weil das Schwarzwild leicht durchbricht, und das Rothwildpret, welches nebſt den Schafen den Knospen ſehr nachgeht, dergleichen Hecken beſchädiget und verdirbt. Ganz beſondern Werth hat dieſe Holzart für Luſtpflanzungen, wo man ſie am beſten in Gruppen ſtellt. Sie haben zu jeder Zeit ein ſchönes Anſehen, jedoch im Winter das feinſte, welches ſodann auch noch durch ihre zahlreichen rothen Beerenbüſchel nicht wenig vermehrt wird.

Hülsendistel, s. Walddistel.

Hundabtragen, s. Ablieben.

Hundanfassen, s. Anfassen.

Hundaufseher, s. Hundeknecht.

Hundedachse, s. unter Dachs.

Hundehütte, Fr. l'Hutte des chiens. Ist ein kleiner mehrentheils bretterner Stall, in welchem ein Leit- oder Jagdhund an einer Kette allein verwahrt wird.

Hundejacken, Fr. Jaques pour les chiens. Diese sind eine, aus roher und doppelter Leinwand oder Barchend gemachte, mit Baumwolle oder Haaren gefütterte, dichte mit Fischbein gleich einer Schnürbrust ausgelegte und mit feinem Binden durchnähete Bedeckung, die vom Halsbande des Sauhatzhundes an unter dem Leibe hervorgenommen und auf dem Rücken zugeschnüret wird, daß also nur der Kopf, die Füße und die Keulen bloß sind. Weil über den V. derläuften ein Schlitz ist, damit der Hund dadurch nicht (g)spannt werde, so muß über denselben eine Klappe, stark (m)it Fischbein durchnähet liegen, um die Blätter zu decken. Ueber der Brust und auf den Klappen muß das Fischbein dichte an einander genähet seyn; denn dahin schlagen die Sauen am meisten. Eine solche Jacke deckt den Hund sehr, und schläget gleich ein Schwein einmal durch, so wird die Wunde doch nicht tief. Auf den Lauft bei Saujagen sind dergleichen Jacken für die Hunde recht gut, aber im Freien bei Streifjagen können die Hunde damit im Laufen nicht so gut fortkommen, und sind also deshalb nicht mit so gutem Erfolg zu gebrauchen.

Hundejunge. Ist ein dem Hundaufseher untergebener Bursche, welcher die Jagdhunde füttern, striegeln, baden und die Ställe und Hütten reine halten muß.

Hundeknecht, Hundaufseher, Fr. Valet des chiens. Wird ein Aufseher über die zur Jagd eines Herrn gehörigen Hunde genannt, dessen Dienst erfordert, für die Erziehung der jungen Hunde zu sorgen, deren Fütterung zu bestimmen, und besonders die Krankheiten und Fehler der Hunde wohl zu verstehen und selbige vollkommen zu heilen, die Liste von den Hunden zu führen, und monatlich einzureichen, in welchem Stande die sämmtlichen Hund sind, und worin der Abgang und Zuwachs besteht. Er hat auch in seiner Rech-

nung, was an Geräthe, Kuppeln, Crabatten und allerhand Zeuge und Geschirre bei den Hunden vorräthig, und muß angeben, was anzuschaffen nöthig ist. Zur Besorgung der Hunde hat er Hundejungen; bei großen Jagdequipagen stehen unter ihm auch mehrere Jägerbursche.

Hundekuppel, Fr. Accouple, Lesse. Besteht aus 2 bis 3 mit Rinken und Wirbeln zusammen gemachten Halsbändern, woran die Hunde geführet werden.

Hundelösen, Fr. découpler, laisser courir les chiens. Dieses geschieht, wenn die Hunde auf der Jagd von ihren Kuppeln, Birsch- oder Hetzriemen losgemacht werden, so daß sie frei laufen können.

Hunderufen, Fr. appeller les chiens de chasse. Heißt, wenn bei einer Jagd die Hunde falsch jagen, oder sich sonst verlaufen, daß sie mit dem Wald- oder Hieshorne wieder herbei, und zu sich gebracht werden müssen; sehr oft geschiehet dieses Rufen auch nur mit einem Hido aus dem Halse.

Hundeschirm, Fr. Abri pour les chiens de chasse. Ist ein zunächst und dicht an dem Jagd- oder Leibschirm errichteter kleiner Schirm, worin die Leib- und Hatzhunde bei einem Haupt- oder Laufstjagen verborgen gehalten werden, um selbige, wo es nöthig ist etwas zu hetzen, sogleich bei der Hand zu haben.

Hundestall, Fr. le Chéuil (Fig. Cagnard). Ist ein mehrentheils von Holz, aber auch von Leimwänden oder Mauern verfertigtes Behältniß, in welchem mehrere Hunde beisammen verwahret und aufbehalten werden; s. Hundezwinger.

Hundezwinger, Fr. Enclos pour les chiens. Ist derjenige Ort, wo die Jagdhunde aufbewahret werden. Solches muß nicht ein enger feuchter Stall oder Schuppen, sondern ein geräumiger, mit einer Mauer umgebener, und mit vielen kleinen Ställen (s. Hundestall) versehener Platz seyn, in dessen Bezirk die Hunde sich auch die ihnen nothwendige Leibesbewegung am Tage machen, und des Nachts in ihren Ställen, deren jeder höchstens zwölfe fasset, sicher ruhen können. Hängt die Lage des Hundezwingers von eigener Wahl ab, so suche man einen Ort aus, wo die Morgenseite hintrifft, weil diese den Hunden eine besonders wohlthätige Stärkung und Erquickung ist. In holzreichen Gegenden

kann man die Ställe von Holz, in andern aber von Leimwänden oder Mauern machen, und mit Strohdächern versehen, weil diese im Sommer die Hitze besser abhalten. Die Eingänge muß man an der Abend- oder Morgenseite, die Fenster aber auf der Mitternachts- oder Mittagsseite anbringen. Die Ställe müssen alle Wochen mit frischem Strohe, in der Jagdzeit aber wöchentlich zweimal, versehen, und der Hundezwinger alle Monate gereiniget werden. Denn nichts verdirbt die Nase des Hundes und seine Gesundheit so sehr, als eine feuchte und ureine Lagerstätte, wo sich noch überdieß das Ungeziefer mit Macht anhäuft. An der Mittagsseite der Mauer des Hundezwingers ist endlich noch eine Abdachung anzubringen, unter welcher die Hunde bei großer Hitze noch außerhalb den Ställen Schatten finden und ausruhen können. Von einem Hundezwinger für eine große Anzahl Hunde sehe man auch unter Jägerhaus.

Hündin, s. Betze.

Huth, Trift, Hüthung, Fr. Pâturage. Ist eigentlich ein Revier, worin das Vieh gehütet und geweidet wird, und davon war vormals kein einziges ausgeschlossen, theils weil man von Holzmangel noch nichts wußte, auch nicht daran dachte, daß die Wälder darunter litten, theils weil man ohne Behütung der Wälder kein Vieh ernähren zu können glaubte. Daher geschahe es auch, daß die Waldeigenthümer, sowohl einzelnen Guthsbesitzern als auch ganzen Gemeinheiten, die Erlaubniß zur Behutung der Wälder ohne alles Bedenken ertheilten. Leider aber ist dieses in der Folge der Ruin so mancher Walddistrikte geworden, und schon lange hätten Landesobrigkeiten ihr Augenmerk darauf richten sollen. In vielen Gegenden wäre es auch möglich, alle Huthung in den Waldungen abzuschaffen, oder doch wenigstens um vieles einzuschränken, weil bei den erweiterten ökonomischen Kenntnissen der Anbau des Klees und anderer Futterkräuter, Ersatz der Waldweide werden und seyn kann, zumal da die Landwirthschaft selbst dadurch verbessert wird. Indessen, da dieses nicht überall so leicht möglich ist, besonders in waldigten und gebirgigten Gegenden, wo die Einwohner den größten Theil ihres Unterhalts von der Viehzucht und gleichwohl wegen der wenigen und schlechten Feldgüter Mangel an Fütterung haben; so muß der Forstmann

wenigstens darauf Bedacht nehmen, daß die Trift in den Waldungen so viel als möglich unschädlich gemacht werde.

Wenn man Laubhölzer zur Weide eingeben will, so müssen dergleichen Oerter dem Rindvieh schon so weit entwachsen seyn, daß es mit dem Maule die Spitzen der Lohden nicht mehr erreichen, und sie mit der Zunge abschlagen kann. Hievon machen jedoch Birken und Haseln eine Ausnahme, als welche, besonders erstere, selten vom Rindvieh verbissen werden, daher man damit bestandene Oerter weit eher als andere eingeben kann.

Das Nadelholz wird nicht so leicht vom Rindvieh angefallen, als das Laubholz, am wenigsten die Fichten; daher man das Vieh schon früher in diese Oerter lassen kann, nur ist im Vorsommer die Vorsicht zu gebrauchen, daß große, dabei hungrige Heerden nicht enge bei einander gehalten, gar nicht aber in solche junge Oerter getrieben werden, wo Mangel an Grase, und Ueberfluß an Moose ist, welcher Fall in Nadelhölzern, die auf sehr hohen Gebirgen wachsen, nicht selten vorkömmt.

Wenn ein Ort sogleich nach dem Abtrieb in frischen Anwuchs kömmt, wird er gewöhnlich in 6, 8 bis 10 Jahren huthbar. Frischwachsende Stammlohden und Nadelholz entwachsen dem Viehe binnen 4, 5 bis 6 Jahren; die Saamenlohden der Laubhölzer erfordern 8 bis 10 Jahre Zeit. Dieß ist aber nicht immer der Fall, und daher kömmt es auf den Augenschein an, welcher das Weitere bestimmen muß.

Hauptsächlich kömmt es auch darauf an, daß das Abhüten zur rechten Zeit geschiehet, wobei auf folgendes zu achten ist.

Im Mai und Junius ist der junge Trieb noch weich, strotzt vom eingetretenen Safte, ist sehr zerbrechlich, dem Vieh angenehm, und wird leicht von selbigem verbissen.

Bei einfallendem Regen, besonders wenn zu der Zeit unmittelbar vorher eine große Hitze und Trockenheit gewesen, schlägt das durstige Vieh gern die Regentropfen mit der Zunge von den Lohden und zugleich die Spitzen von selbigen ab; auch muß man aus gleicher Ursache das Vieh nicht in den ersten Frühstunden, da der Thau noch an den

Blättern hängt, in ganz junge Oerter bringen. In vorgenannten Monaten ist dieser Schade weit mehr, als die übrige Jahreszeit, zu befürchten.

Je jünger die Schläge, und je mehr solche mit Holzgattungen bestanden sind, die das Vieh gerne angreift, als Buchen, Eichen, Ahorn rc. je behutsamer muß man verfahren, daß das Vieh gedachte Zeit und unter den erwähnten Umständen nicht hineingelassen werde. Man halte daher das Vieh bis zu Ende des Junius aus solchen Oertern sorgfältig ab; nachher kann man solche eingeben.

Wenn junge Schläge schon ziemlich erwachsen, oder aus Holzarten bestehen, die entweder zeitig genug verhärten, oder sehr bitter werden, und die das Vieh nicht leicht angreift, als Fichten, Birken, Haseln, so kann man selbige gegen die Mitte oder das Ende des Junius anfangen zu betreiben. Schläge hingegen, worin die Lohden schwächer oder solche Holzgattungen sind, deren neuer Trieb sich später verhärtet, und vom Vieh gern angefallen wird, müssen erst im August oder September zum Durchhüten eingegeben werden. Hiebei kömmt es aber nicht auf das Alter, sondern auf die Stärke der Lohden an. Schläge in Laubhölzern sind zuweilen in 4 bis 5 Jahren schon mit so starken Lohden bestanden, daß man im Julius kein Bedenken mehr haben darf, das Vieh hinein zu lassen, wenn nicht etwa darzwischenstehende Saamenlohden von schätzbaren Holzgattungen mehrere Behutsamkeit erfordern. Bei andern hingegen ist oft im 8 und 10. Jahre noch viele Vorsicht nöthig.

Das Vieh muß niemals enge bei einander, sondern weit ausgedehnt, ohne Aufenthalt in beständigem doch langsamen Durchzuge getrieben werden; denn drängt es sich in dicke Haufen zusammen, so zertritt es viele Lohden, und wird es zugleich aufgehalten, so greift es nach weggehüthetem Grase, auch oft aus Muthwillen die Spitzen der Lohden an. — Sind die Schläge sehr klein, die Heerden sehr groß, so geschiehet allezeit Schaden.

Wenn es irgends zu vermeiden ist, so darf kein junger Schlag etliche Tage hintereinander betrieben werden, er sey denn so groß, daß man täglich einen ganz neuen Zug nehmen könne. Denn obgleich überflüßige und gute Weiden darin vorhanden, so wird das Vieh, wenn es einige Tage

ebendenselben Zug behält, derselben einigermaßen überdrüssig und benaschet die Lohden. Daher ist es am besten, daß man wo möglich die Heerden alle Tage durch einen neuen jungen Ort gehen läßt, sodann einige Zeit die zur gewöhnlich Hut eingegebenen betreibt, nach Ablauf einiger Wochen aber wiederum nach Beschaffenheit der Umstände durch die jungen Oerter, so lange noch vieles Gras darin befindlich ist. Ganz rein aber darf ein junger Schlag niemals ausgehütet werden, weil sonst das Vieh zuletzt die Lohden anfällt.

Das Durchtreiben geht sicherer und ist unschädlicher bei trockenem Wetter, als bei nassem, ingleichen von den Mittagsstunden bis zu den Abendstunden mit weniger Gefahr, als in den Frühstunden.

Hauptsächlich kömmt alles auf genaue Aufsicht des Forstbedienten an, und sein Fleiß und seine Aufmerksamkeit wird hinlänglich belohnet, indem er dadurch außerordentlich vieles zur Erhaltung und Beförderung des neuen Anwuchses beiträgt. Außerdem müssen blos erfahrne und beeidigte Hirten angestellet, und Nachlässigkeit, Ausschweifungen und Misbrauch, wenn sie etwa nicht unterbleiben wollen, mit so lange vermehrter Schärfe bestrafet werden, bis die Unordnung aufhöret.

So schädlich im Allgemeinen Behütungen der Forste mit Rindvieh sind, so sind doch die Schaftriften weit nachtheiliger, weil die Schafe die Rinde von den jungen Stämmen abschälen, wodurch das Unterholz in ganzen Schlägen verdorben und trocken wird, zugleich auch die einzeln stehenden und besten jungen Lohden der Beschädigung am meisten unterworfen sind. Wenn daher auch die Spitzen des jungen Holzes dem Verbeißen der Schafe bereits entwachsen sind, so darf doch keine Heerde derselben eher in solche Schläge gelassen werden, bis die Rinde so verhärtet ist, daß man kein Abschälen mehr zu besorgen hat.

Wenn Tannen, Kiefern, besonders die Fichten zu einer Höhe von 3 bis 4 Fuß erwachsen sind, und also die Schafe den Gipfel nicht mehr erreichen können, hat man keinen Schaden mehr zu befürchten. So lange aber ein Schaf den Gipfel erreichen kann, ist es dem Nadelholze

sehr gefährlich, und darf zu keiner Zeit hineingelassen werden. — S. Forstgerechtigkeit, Forstschätzung und Forstsicherung.

Huth. Wird in Schwaben statt Forst oder Revier gesagt; s. Forst.

Hut. Heißt zuweilen die Krone eines Baums.

Hüttenrege, Fr. Moquette. Heißt bei den Vogelstellern folgende Zubereitung. Hinter die Hütte dicht an stoßen sie eine Stange ein, jedoch so, daß sie 2 bis 3 Ellen über die Hütte hinaus reichet, in dieser Stange ist oben eine Kimme eingesäget, worin ein Stock, von der Dicke eines Daumens, mit einem hölzernen Nagel dergestalt befestiget wird, daß er sich leicht auf- und niederziehen läßt. Oben auf die Hütte wird ein lebendiger und geblendeter Vogel gesetzet, und an einem Theil des Stockes angebunden oder angerühret, an dem äußersten Theil des Stockes aber wird ein Faden gebunden, und dieser in die Hütte genommen; wenn man nun die fremden Vögel kommen sieht, so zieht man mit dem Faden den Vogel in die Höhe, und läßt ihn auch geschwinde wieder niederfallen.

Huy Faß! Ist der Zuruf an die Hunde, wenn sie etwas packen, fangen und würgen sollen.

Huy Sau! So rufet man die wilden Schweine an, wenn sie auf einen losgehen sollen, und dieses geschiehet, damit sie näher kommen, um sie abfangen oder schießen zu können.

J.

Jacken für die Hunde, s. Hundejacken.

Jagd, Fr. la Chasse. Ist überhaupt die Kenntniß und Geschicklichkeit, das Wild aufzusuchen, es zu beschleichen, und mit Schießgewehr zu erlegen, oder mit Netzen und Fallen zu fangen. Zu diesem vorzüglichen Geschäfte eines Jägers gehört nun, daß er die Fährten der Thiere genau kenne, und die Witterung für manche derselben gut zu machen wisse. Das Jagen selbst und die Werkzeuge dazu sind sehr verschieden, und es ist dasselbe beinahe so mancherlei, so mancherlei die Thiere sind. Denn einige Thiere werden gebirschet, andere mit Hunden aufgesuchet, und

mit dem Fangeisen oder Hirschfänger erstochen (abgefangen); einige werden mit Hunden gehetzet; andern werden Gruben gegraben; einigen werden Fallen gelegt, oder Schlagbäume für sie aufgestellt; andere werden in Netze getrieben u. s. w.

Um mehrerer Thiere sich zu gleicher Zeit zu bemächtigen, stellt der Jäger, besonders im Herbst und Winter, eine Streif- Klopf- Treib- oder Klapperjagd an, auf welche Art Hirsche, Rehe, besonders aber Füchse und Hasen gejagt werden. Außer diesen giebt es auch noch mancherlei Netze, worin die Thiere dieser Klasse, die ein Gegenstand der Jagd sind, gefangen werden; denn so giebt es Hirschnetze, Saunetze, Wolfsnetze, Fischotternetze, und Reh- Fuchs- oder Hasennetze.

Die Jagd und den Fang der Vögel betreffend, so wie die Werkzeuge und Zubereitungen dazu, sind ebenfalls fast so verschieden, so verschieden die Vögel selbst sind. 1) Werden sie entweder ohne besondere Anstalten aus freier Luft, auf der Erde oder auf Bäumen sitzend geschossen, oder aus besondern dazu erbauten Hütten erlegt. 2) Werden sie gefangen mit Garnen und Schlagwänden auf den Vogelheerden, welche, wenn sie im Walde sind, Waldheerde, im Felde, Feldheerde, mit Strauch- und Buschwerk versehen, Strauch- oder Buschheerde, auf Lerchen, Lerchenheerde, an der Vogeltränke Tränkheerde, und wenn man zugleich mit Armbrüsten nach den Vögeln schießt, Schußheerde (Pantera) heißen. 3) In dicken Schlägen, auf hohen Bergen und Heiden bei Wachholderbüschen und bei Abräumung des Bodens auf schwarzen Plätzen mit Schlingen und Hoch- und Bodenschneussen. 4) Auf den Hütten, entweder mit Kloben mittelst Lockvögel, oder mit Leimruthen. 5) Mit Sprenkeln oder Fallen (z. B. Meisenkasten) in Gärten, Hecken und Gebüsche. 6) Auf dem freien Felde mit Wänden und Klebegarnen, die vorzüglich für die Lerchen und nur in Wäldern auf jungen Schlägen auch für die Schnepfen gebraucht werden. 7) Mit Steckgarnen. 8) Durch Treibzeuge oder Garne, welche einen Sack haben. 9) Mit Tirassen. 10) Auf Flüssen und Teichen die wilden Gänse und Enten und andere Wasservögel theils mit Schlingen und Angeln, theils mit Garnen

und Wänden, die mit Säcken versehen sind, indem man die Enten in einen mit Seitenwänden versehenen Sack, mit abgerichteten Hunden oder mit Menschen treibt. 11) Fängt man auch Vögel mit Vögeln selbst (s. Falkenjagd).

Unter Jagd versteht man auch besonders eine Art Lustbarkeit großer Herren, die gewöhnlich mit gewissen Feierlichkeiten und glänzenden Anstalten verbunden zu seyn pflegt, wo entweder eine Anzahl von Wild auf einen Platz zusammengetrieben, und dann von den jagenden Personen erlegt wird, oder wo man nur ein einzelnes Thier so lange verfolgt, bis es stürzt. Darunter gehören: die Hauptjagd, Wasserjagd, Bestätigungsjagd, Kesseljagd und die Parforcejagd; auch rechnet man noch dazu die Kampfjagd und das Fuchsprellen.

In so fern man unter Jagd auch die Erlaubniß versteht, innerhalb eines gewissen Bezirkes gewisse Thiere jagen und fangen zu dürfen, so wird sie in dieser Rücksicht eingetheilt in die hohe und niedere Jagd. Zur hohen Jagd gehören unter den Säugethieren: Bären, Steinböcke, Hirsche, Damhirsche, Gemsen, wilde Schweine, Luchse und Biber; unter dem Federwildpret: die Trappen, Auerhühner, Birkhühner, Haselhühner, Schwanen und Fasanen. Zur niedern Jagd: die Rehe, Hasen, Wölfe, Füchse, Dachse, Fischottern, wilde Katzen, Marder, Iltisse, Eichhörner, Wieseln und Hamster; unter den Vögeln: die Rebhühner, Schnepfen, Kraniche, wilden Gänse und Enten, die Taucher und andere Wasservögel, die Lerchen und übrigen kleinen Vögel.

In manchen Ländern wird diese Eintheilung näher bestimmt, die Jagd nämlich in die hohe, mittlere und niedere unterschieden. Zur hohen Jagd wird gerechnet: der Hirsch, Damhirsch, Steinbock, die Gems, der Luchs, Biber, Bär, Schwan, Trappe, Kranich, das Auerhuhn und Fasan. Zur Mitteljagd: das Reh, Schwein, der Wolf, das Birkhuhn, Haselhuhn und die Doppelschnepfe (großer Brachvogel). Zur niedern Jagd rechnet man: Hasen, Füchse, Dachse, Fischottern, wilde Katzen, Marder, Iltisse, Eichhörner, Wieseln Hamster, Schnepfen, Rebhühner, wilde Gänse und Enten, Reiher, Taucher, Seemeven, Wasserhühner, Strandläufer, wilde

Tauben, Wachteln, Regenpfeifer, alle Arten Drosseln, Raben, Heher, Spechte, Lerchen und andere kleine Vögel.

Die verschiedenen Raubvögel werden zwar in keiner von diesen Rubriken aufgezählt, so wie auch eigentlich die kleinen Singvögel nicht; aber doch dürfen sie von niemand anders gefangen oder geschossen werden, als von den gehörig angestellten Jägern, oder von denjenigen Personen, denen es von diesen oder der Obrigkeit aufgetragen ist.

Nach einer jeden dieser Eintheilung ist man sich nur gewisser bestimmter Gattungen des Wildes zu bemächtigen befugt, jedoch ist noch nicht allgemein bestimmt, was zu einer jeden Art von Jagd für Wildpret gehöre, sondern es ist dieses, weil es nach Verschiedenheit der Länder verschieden zu seyn pflegt, aus den Verordnungen eines jeden Landes, und in Ermangelung derselben, aus der bisherigen Gewohnheit abzunehmen.

Die Eintheilung der Jagd in hohe und niedere, ist ohne Zweifel erst in neuern Zeiten, und wie man, indem derselben in den vorigen Zeiten nirgends Erwähnung geschieht, sehr wahrscheinlich dafür hält, im 16. Jahrhundert gemacht worden. Da diese Eintheilung also vor der benannten Zeit unbekannt gewesen ist, so folgt, daß diejenigen, welchen die Jagd vor dieser Zeit ertheilet worden, sowohl zur hohen als niedern Jagd berechtiget sind; denjenigen aber, welche das Jagdrecht nach dieser Zeit erhalten haben, wenn der hohen Jagd insbesondere nicht erwähnet, auch in den Urkunden darüber keine die hohe Jagd in sich haltende allgemeine Clausuln (z. B. wenn einer nicht etwa mit der Jagd aller und jeder Thiere, wie sie Namen haben mögen ꝛc. beliehen worden) vorhanden sind, die hohe Jagd nicht füglich zugesprochen werden könne.

Der niedern Jagd darf sich derjenige nicht anmaaßen, welchem die hohe Jagd verstattet worden, weil man hier, da hohe und niedere Jagd verschiedene Arten der Jagd sind, welche besonders genannt zu werden pflegen, nicht sagen kann: daß das Geringere in dem Größern enthalten sey.

In vielen Ländern hat der Landesherr ausschließungsweise das Recht der hohen Jagd, wenn nicht seine Vasallen durch das Herkommen in Besitz desselben sind. Die Ge-

rechtigkeit der niedern Jagd liegt aber fast immer auf allen Rittergütern. Wenn der Landesherr und Vasall zugleich in einem und ebendemselben Bezirke die Jagd exerciren, so heißt dieses die Mitjagd; Vorjagd aber, wenn der Landsasse nicht eher in dem Reviere jagen darf, als bis es der Landesherr schon einmal durchgejagt hat: und Koppeljagd, wenn zwei oder mehrere Rieterguthsbesitzer die Jagd gemein haben. Ueber diese Arten von Jagd sehe man unter ihren eigenen Artickeln, so wie auch besonders unter Jagdgerechtigkeit.

Jagdbar, Jagdbarer Hirsch, Fr. bon à chasser, Cerf de dix cors. Heißt ein solcher Hiesch, welcher wenigstens zehn Enden an seinem Geweihe hat. Jedoch wenn er wieder zurückgesetzet, und also weniger als 10 Enden, dabei aber die vollkommene Schwere und brave starke Stangen hat, so wird er ohne Ansehung des auf dem Kopfe habenden Gehörnes für jagdbar angesprochen und angesehen; es sind dies auch öfters die stärksten Hirsche.

Jagdbauern, Jagdleute, Fr. Paysans, menants sujets aux corbées de chasse. Sind diejenigen Unterthanen, welchen die Schuldigkeit obliegt, bei verschiedenen Jagden, insonderheit bei Hauptjagen, beim Treiben und Zeugstellen Frohndienste zu leisten. Vormals suchten die Jäger eine Art von Bravour darin, daß sie diese Leute ungebührlich behandelten, aber eben dadurch ihren Stand beschimpften, indem man ihnen dieserhalb alle übrige Artigkeit und Rechtschaffenheit abzusprechen genöthiget war. Jungen Anfängern der Jägerei ist daher sehr anzurathen, sich eines solchen Betragens zu enthalten, dagegen Menschenliebe auszuüben, zumal, da dadurch ohnehin mehr gewonnen wird; überdies müssen sie bedenken, daß auch der geringste Bauer ein Unterthan seines Fürsten, und ein nöthiges und nützliches Glied des Staates ist.

Jagdequipage, Fr. Equipage de chasse. Hierunter wird alles dasjenige verstanden, was zum Jagdwesen überhaupt sowohl, als besonders zur Parforcejagd gehöret. Als: Waldungen mit Alleen und Schneussen; ein wohl eingerichtetes Jägerhaus; an Personen, ein Chef oder Commandant, ein Jagdjunker, Jagdpage, Oberjäger, Ober- oder Erzpiquir, einige Piquirs und Besuchknechte, ein

Hundeaufseher oder Hundeknecht, einige Bursche, und eine Magd zur Fütterung und Melkung der Kühe. Ferner eine gehörige Anzahl Parforcepferde, und zu diesen ist nöthig ein Bereiter, ein Sattelknecht, ein Jagdsattler und ein Jagdriemer, ein Schmidt, ein Jagdsporer, die nöthigen Reitknechte; und endlich die Meute Parforcehunde, und eine Anzahl Leithunde.

Jagdflinte, Vogelflinte, Schrotbüchse, Fr. Arquebuse à giboyer, Fusil de chasse. Ist das dem Jäger so nöthige Schießgewehr, welches am meisten bei dem kleinen Weidewerk gebraucht wird. Sie ist unter allen Flintenarten die leichteste, und besteht aus einem Laufe oder Rohre, einem Schlosse und dem Schafte, worin beides nebst der ganzen Montirung der Flinte befestiget und eingelegt ist. Der Name Flinte kömmt ohnstreitig von dem ehemaligen Feuersteine, Flins oder Blyns genannt, her (siehe Flintenstein).

Wenn der Jäger die Flinte mit Nutzen und Sicherheit führen will, muß er schlechterdings einige Kenntnisse von dem Schießgewehr überhaupt sich erworben und damit umzugehen gelernt haben. Leider glauben die mehresten Jagdliebhaber, es sei genug, wenn sie eine Flinte obenhin zu laden und abzufeuern wissen, und haben den falschen Wahn, daß Erfahrung und Uebung das Uebrige thun werde. Sie bedenken aber nicht, mit welcher Gefahr die Uebung, auf die sie rechnen, für sich und andere verknüpft ist. Sie ahnden nicht, zu welchem Grad von Unvorsichtigkeit Jagdhitze verleiten kann, und wie unwiderstehlich diese mit sich fortreißt. Wem es daher um eigene und fremde Sicherheit zu thun ist, der muß, ehe er nur eine Flinte zu laden unternimmt, sich schlechterdings zuvörderst mit dieser eben so künstlichen als gefährlichen Maschine sehr genau bekannt machen. Er muß sich über die Art sie zu laden, zu tragen, anzuschlagen u. s. w. vollständig belehren lassen; nur dann erst eine geladene Flinte zur Hand nehmen, wenn er zuvor eine ungeladene zu handhaben, und zwar mit einiger Fertigkeit zu handhaben sich geübt hat.

Obzwar derjenige, welcher sich von der Verfertigung eines Gewehrlaufs einen klaren, deutlichen Begriff machen will, eine Gewehrfabrik oder die Werkstätte des Büchsen-

machers besuchen, und der ganzen Operation vom Anfang bis zu Ende beiwohnen muß; so ist es dennoch nöthig den jungen Jäger mit dem Gewehr selbst etwas näher bekannt zu machen, zuvörderst jeden einzelnen Theil einer Jagdflinte besonders zu beleuchten, demnächst aber über die beim Laden und Handhaben des Gewehrs zu beobachtende Handgriffe und Vorsichtsregeln einiges zu sagen. Das Rohr der Jagdflinte wird nach einem verlangten Kaliber auf der Gewehrfabrik geschmiedet, und zu einerlei Arten von Vogel- oder Jagdflinten überliefert der Büchsenmacher dem Rohrschmidt auf der Gewehrfabrik ein Kalibermaas von Blech, wornach der Rohrschmidt den Lauf schmiedet und bohret.

Geschmiedet wird der Lauf gewöhnlich auf folgende Art. Die Rohrschmiede nehmen eine unter dem Prellhammer flach ausgestreckte Plattine, oder dünne, längliche, viereckige eiserne Platte, glühen und hämmern dieselbe so oft und so lange, bis sie die zu dem erhaltenen Kalibermaße passende Länge, Breite und Dicke oder Stärke hat, wobei sie jedoch genau darauf merken müssen, daß sie das eine Ende der Platine, woraus beim Gewehr der sogenannte Pulversack entstehet, etwas stärker lässen. Diese glatte Schiene Eisen wird nun vermittelst Glühens und Hämmerns über einen cylinderförmigen Stab von gehärtetem Eisen, der Mandrill oder Dorn genannt, dessen Durchmesser aber beträchtlich kleiner ist, als das künftige Kaliber des Laufs, in ein Rohr verwandelt. Die Seiten der Plattine, welche übereinander zusammengeschweißt werden sollen, schärft der Rohrschmidt dergestalt mit dem Hammer ab, daß beider Dicke übereinander geschlagen, nicht mehr beträgt als die Stärke in der Mitte der Plattine. Ein dergleichen über einander gelegtes Rohr wird endlich wenigstens vier bis fünfmal zum höchsten Grade der Schweißhitze gebracht und jedesmal über den hineingesteckten Dorn auf einem mit verschiedenen Bahnen oder Gesenken versehenen Amboße, der Gesenkambos genannt, mit geschwinden aber mäßigen Schlägen, unter beständigem Umdrehen zusammengeschweißt, völlig gerundet und auch zugleich geglättet.

So oft der Lauf aus der Esse genommen wird, stoßen ihn die englischen und französischen Rohrschmiede einigemal horizontal gegen den Ambos, damit die Theilchen

des Metalls mehr zu einer festen Masse sich verbinden, und keine Nath in dem Laufe zurücklassen. Die Franzosen haben überdieß noch die Gewohnheit, daß sie dem in der linken Hand haltenden Ende des Laufs, während er in der Esse liegt, von Zeit zu Zeit gelinde horizontale Schläge mit dem Hammer geben, wodurch in dem glühenden Eisen eine zitternde Bewegung entstehet, welche die in den Poren des Metalls befindliche flüßig gewordene Theilchen heraustreibt, und fast alle Schuppen und andere auf der Oberfläche sich ansetzende Unreinigkeiten absondert. Allein das Glühen und Hämmern wird so oft wiederholt, bis alle Theile des Laufs so feste und dicht geworden sind, als wäre derselbe aus einem Stücke gebohret. Dem ohngeachtet bleiben bisweilen nach dem Zusammenschweißen noch hin und wieder in und an dem Rohre Spalten, Risse und Schuppenansätze, daher ein solcher Lauf nochmals weißglühend und zuletzt rothglühend mit dem Hammer in dem Gesenke geebnet und völlig gut gearbeitet werden muß. Bemerkt der Rohrschmidt alsdann noch einige Fehler, so muß er das Rohr von neuem auf dem Dorne schmieden.

Zur Güte eines Laufs trägt es sehr viel bei, wenn ihn der Rohrschmidt durchs Schmieden dem Gewichte, das der fertige Lauf haben soll, so nahe als möglich bringt, und mit dem durchs Schmieden erfolgenden Verluste des Eisens bekannt ist, damit durch den Bohrer und die Feile nur wenig vom Laufe weggenommen werden darf. Gewöhnlich wird zu einem Laufe, der völlig vollendet 2 bis 2 und ein halb Pfund wiegen soll, 12 Pfund Eisen erfordert.

Aus der Esse des Rohrschmidts kömmt der Lauf auf die Bohrmühle, welche durch das Wasser in Bewegung gesetzt wird, und aus einem Wasserrade bestehet, das auf einer gemeinschaftlichen Welle ein Kammrad treibt, und dieses ein Getriebe, welches wieder auf seiner Welle verschiedene Kammräder bewegt, deren jedes einen Trilling in Bewegung setzt. Dieser bewegt außer der Bohrbank, den hinten mit seinem vierkantigen Zapfen in einer Hülse oder Büchse des Getriebes steckenden Bohrer. Das Bohrgestelle, worauf das auszubohrende Rohr befestiget wird, ist als ein Kreutz von starken Latten mit Füßen aus zwei Schragen zusammengesetzt. Die vorher gedachte Bohrbank ist

eine solche Maschine im Kleinen, was die Bohrmühle im Großen war, und wird durch den Büchsenmacher in Bewegung gesetzt. Der Bohrer hat außer dem vierkantigen Zapfen, womit er in der Büchse befestiget wird, noch eine viereckige Spitze, und die Kanten schneiden in der Höle des Rohrs, worein die Kugel kömmt, oder in der Seele des Rohrs beim Bohren in dasselbe ein. Das Bohren selbst, während welchem das Rohr beständig mit Wasser begossen wird, geschieht anfänglich mit kleinen und dann mit größern Bohrern, bis zur Größe des verlangten Kalibers mit etwas Zugabe zum Spielraume der Kugel. Sobald nun die Kugel ohne Hinderniß in dem Rohre hinabfällt, so wird die Seele desselben geglättet oder fein gebohret, indem man einen stumpfen vierkantigen Bohrer nimmt, auf die eine Seite zwischen den Bohrer und das Rohr ein mit Baumöl beschmiertes Stück Holz thut, und auf diese Weise die Seele des Rohrs völlig glatt polirt. Allein andere bedienen sich hierzu einzig und allein eines sehr gut und dicht geschmiedeten und gehärteten Bohrers, der sich weder dreht noch biegt.

Wenn nun durch die bisherige Bearbeitung der Rohrschmidt dem Laufe durchaus eine Stärke gegeben, und mit dem Werkzeuge, das Compaß oder Zirkel genannt wird, untersucht hat, das heißt: der Lauf muß durchaus aufrichtig oder rein seyn; so bekömmt der Büchsenmacher das an beiden Enden offene Flintenrohr, und bohrt bei den Jagdflinten die Seele bisweilen kugelgleich oder kugelgerade, d. i. daß sie keine Erhöhungen und Vertiefungen hat, meistentheils aber konisch, d. h. der Pulversack oder das hinterste Ende des Rohrs ist weiter als die vorderste Mündung, und die Seele läuft von hinten nach vorne zu schmäler zusammen, und schmirgelt die Seele des Rohrs mit verschiedenen Kolben. Er muß auch das Rohr mit der Saite untersuchen, ob es nicht etwa krumm ist, und im entstehenden Falle die Krümmung mit dem Richtstock wegschaffen. Hierauf wird das Rohr außerhalb polirt, und die Seele auch innerhalb noch einmal gekolbet. Das Zündloch bohrt er alsdann mit einem gewöhnlichen Bohrer von außen durch, und erweitert es konisch nach dem Innern zu, mit dem Zündlochsenker. An der Mündung des Laufs, da wo er geladen wird, löthet nunmehro der Büchsenmacher das Visir und

Korn auf, versieht ihn mit den gewöhnlichen drei Haften, und schraubt endlich an dem untern Ende der Mündung, wo der Pulversack ist, anstatt eines Bodens, die Schwanzschraube ein. Nunmehro bekömmt der Büchsenschäfter das fertige Rohr nebst dem Flintenschlosse, den Bügeln, Abzugsbleche, Abzuge, Kappe und dem Vorder- Mittel- und Spitzröhrchen von dem Büchsenmacher zum verschäften. Dieser versieht die fertige Flinte auch mit dem Ladestocke, und oft auch mit kostbaren Beschlägen.

Allein ehe man das Gewehr zum Büchsenschäfter giebt, wird es vorher probirt, indem man den bloßen Lauf entweder mit 2 Loth Pulver und einer genau passenden Kugel ladet, oder man nimmt eine doppelte Ladung Pulver und Hagel, nämlich 2 und ein halb Quentchen Pulver und 4 und ein halb Loth Hagel, oder eine kalibermäßige Kugel mit kugelschwerem Pulver, und zündet es an. Auch nimmt man bei Jagdgewehren blos 1 Loth Pulver und eine kalibermäßige Kugel zur ersten Probe. Hält ein Flintenlauf dieselbe aus, so ladet man ihn zum zweitenmale mit der künftigen gewöhnlichen Ladung, und läßt den Lauf, wenn er nicht geborsten ist, schäften. Da man nun mit ganz weißglänzenden Jagdflinten nicht gut visiren kann, indem sie das Auge blenden, so wie sie auch das Wild verscheuchen; so werden die Läufe gemeiniglich auswendig braun gemacht. Hierzu braucht man mit Wasser verdünntes Scheidewasser oder Salzsäure, womit man den Lauf einigemal überstreicht, bis er die Rostfarbe hat, bestreicht ihn hierauf mit Oel, reibt die Oberfläche trocken, und polirt sie mit Wachs und einer harten Bürste.

Da bei Feuergewehren jeder Art, mithin auch bei den Jagdflinten das Abfeuern beständig einer mehr oder weniger rückwärts wirkenden Bewegung unterworfen ist, welche man den Rückstoß, oder das Zurückprallen oder Stoßen des Gewehrs nennt, wodurch der Schuß selbst ungewiß wird, so muß der Jäger vorzüglich auch die Ursachen dieses Stoßens kennen. Es ist eine unveränderliche Regel in der Mechanik, daß Wirkung und Gegenwirkung einander gleich sind. Hieraus folgt: da die Schwere des Gewehrs immer dieselbe bleibt, daß der Rückstoß mit der Menge des Pulvers und der Schwere der Kugel oder des Hagels, im Ver-

hältnisse stehen, und daß mit eben der Ladung der Stoß mit der Schwere des Gewehrs im Verhältnisse seyn wird; oder je leichter das Gewehr ist, desto stärker wird das Zurückprallen seyn. In der Regel muß jedes Gewehr zweihundertmal so schwer als die Kugel seyn, wenn es die zur größten Schußweite erforderliche Ladung haben soll; daher eine Muskete, die 2 Loth Blei mit 1 bis 1 und ein halb Loth Pulver schießt, 12 Pfund, und eine Jagdflinte bei 1 Loth Blei 6 Pfund wiegen muß. Uebrigens haben alle die Dinge, welche die Schußweite bewirken, auch Einfluß auf den Rückstoß.

Der Rückstoß wird also bewirkt: 1) wenn das Kaliber des Gewehrs an einer Stelle größer, als an der andern ist; 2) vom Ueberladen mit Pulver, weil dieses als die erste Bewegungsursache der Kugel oder doch des Hagels in gleichem Maße auf die Schwanzschraube des Gewehrs, und auf die Kugel wirkt; 3) wenn die Schwere der Kugel mit der Schwere des Gewehrs nicht im Verhältniß steht, daher wird der Rückstoß stärker, wenn man zwei Kugeln einladet. 4) Vom stärkern oder schwächern Vorschlage über dem Pulver und der Kugel oder des Hagels, weil dadurch die Gewalt des Pulvers einen größern oder geringern Widerstand in und vor der Seele leidet. Denn da bei einem starken Vorschlage nach der Entzündung des Pulvers, die Kugel oder der Hagel nicht gleich zum Weichen gebracht werden kann, so erfolgt nicht nur eine größere Geschwindigkeit der Kugel, sondern auch ein größerer Rückstoß. 5) Wenn das Gewehr nicht fest an die Brust angesetzt, und nach öfterem Schießen nicht ausgeputzt wird. 6) Wenn das Zündloch zu weit von der Schwanzschraube gebohrt ist, soll das Gewehr ebenfalls stoßen; und endlich 7) wenn das Gewehr zu lang ist, nämlich länger als 3 bis 4½ Fuß bei Jagdflinten; und 5 Fuß 6 Zoll bei Musketen; denn so lange die Kugel oder der Hagel im Laufe ist, wirkt die elastische Materie des Pulvers sowohl auf die Kugel als auch auf das Gewehr, und ein doppelt so langer Lauf giebt unter gewissen Umständen fast doppelten Rückstoß.

Bei der Jagd ist es für den Jäger eine Hauptsache, die Schußweite seines Gewehrs zu kennen und die Ursachen zu wissen, warum sein Jagdgewehr bei aller Leichtigkeit und

Kürze der Röhre, doch immer noch besser und weiter schießt als die längern und schwerern Musketen. Man hat hierüber folgende Meinungen allgemein angenommen.

Die Schußweite hängt bei Einem Kaliber von der Ladung und Länge des Gewehrs ab. Erst seit 50 Jahren fieng man an zu zweifeln, ob lange Läufe weiter schössen als kurze; da es doch ausgemacht ist, daß auch bey der stärksten Ladung eine ihr angemessene Länge nöthig wird, weil eine Pistole mit einer Jagdflintenladung abgeschossen, doch die Schußweite derselben nicht erreicht, sondern nur weiter als gewöhnlich geht. Allein wenn man ehedem glaubte, ein nur um einige Zoll längeres Gewehr müsse eine stärkere Ladung als ein kürzeres haben, und die stärkere Ladung entzünde sich nicht ganz in dem letzteren, so streitet dieses gegen alle mit dem Pulver gemachten Erfahrungen. Da die Entzündung des Pulvers fast augenblicklich, und die Wirkung desselben auf den Hagel oder die Kugel, schneller als die Bewegung der letztern selbst ist, so wird zwar von zwei Gewehren verschiedener Länge, aber von Einem Kaliber und einer gleich starken Pulverladung, das längere der Kugel oder dem Hagel die größte Gewalt und Schnelligkeit mittheilen, welche jedoch beinahe dieselben seyn werden, wenn nicht die Längen der beiden Gewehre unverhältnißmäßig sind.

Die gewöhnliche Pulverladung ist bei 1½ Loth Blei dreiviertel Loth Pulver, oder halbkugelschwere Ladung ist bei 40 Zoll langen Gewehren, zur Erreichung der größten möglichen Schußweite, erforderlich. Andere nehmen nur ein Drittel Kugelschwere. In diesem Verhältnisse hat man viele Versuche mit Läufen von allen Größen, zwischen 28 bis 40 Zoll, und beinahe von eben dem Kaliber von 22 bis 26 Zoll angestellt, und das Gewehr sowohl an der Schulter als auch an einem Block befestiget, beide in gleicher Entfernung von 45 bis 100 Schritten und mit gleicher Ladung von einerlei Pulver und Hagel abgefeuert; und der Hagel durchbohrte fast immer eine gleiche Anzahl, von den auf Bretter befestigten Boden, er mochte nun aus einem Laufe von 28, 30, 32, 34, 36, 38 oder 40 Zoll-Länge, oder aus einem 33 Zoll langen, oder aus einem 66 Zoll langen Laufe geschossen worden seyn, nur mußte im letztern Falle

die Ladung etwas verstärkt werden. Dies haben auch die mit einem 24 Zoll langen Gewehre angestellten Versuche bewiesen, indem man mit denselben durch Vermehrung der Ladung, die Schußweite eines 45 Zoll langen erhielt, sobald es die verhältnißmäßige Schwere hatte. Hieraus folgt der Schluß, daß der Unterschied von 10 Zoll, in der Länge eines Laufes, welches immer mehr zu seyn scheint, als je die Jäger behauptet haben, keinen merklichen Unterschied in der Schußweite verursacht, und daß daher in Rücksicht auf die Länge des Rohrs, ein jeder nach seinem Gefallen wählen könne, ohne so wenig Nachtheil als Nuzzen in Rücksicht auf die Schußweite erwarten oder befürchten zu dürfen. Daß z. B. eine 5 bis 6 Fuß lange Entenflinte weiter trägt, als eine bloß 3 bis 3½ Fuß lange Jagdflinte, rührt nicht von ihrer Länge, sondern von ihrer größern Schwere und Dicke her, vermöge welcher man die Pulverladung, wegen des stärkern Kalibers doppelt, dreifach, ja vierfach nehmen kann, welches bei einer ordinairen Jagdflinte nicht geschehen darf, obschon der untere Theil des Laufs beträchtlich dicker ist, weil sie nicht genug Schwere hat, den Rückstoß auszuhalten. Die bequemste Länge für Jagdflinten ist 32 bis 38 Zoll.

Die Schußweite hängt endlich auch von der Größe des Kalibers ab; denn eine zweilöthige Kugel und grober Hagel, schießen bei halbkugelschwerer Ladung, nicht nur weiter als eine einlöthige Kugel und feiner Hagel, sondern auch viel schärfer, weil die 2 löthige Kugel und der grobe Hagel bei derselben Geschwindigkeit, durch den Widerstand der Luft im Verhältniß ihrer Schwere nicht so viel leiden, als die einlöthige und der feinere Hagel, indem diese mehrere Oberfläche als jene haben. Daher ist der grobe Hagel, besonders für lange Röhre zu empfehlen.

Die Jäger behaupten fast allgemein und geben es für eine Vollkommenheit der Jagdflinten aus, daß sie in einer Entfernung von 40 bis 50 Schritt, die ganze Ladung oder den ganzen Schuß in einem Bezirk von der Größe eines Huthkopfs werfen müßten, und bestellen sich wohl gar bei den Büchsenmachern Flinten mit dergleichen Eigenschaften. Allein alle in diesem Stücke angestellten Versuche bestätigen das Gegentheil, indem mit gleicher verhältnißmäßigen

Pulver- und Hagelladung bei der größten Sorgfalt im Aufsetzen des Vorschlags auf das Pulver, doch in der obigen Entfernung von einem Schusse, in ein Viereck von drei Fuß nur zwischen 30, 40, 50 und 70 Körner des Schusses gefallen sind, geschweige denn in den Bezirk eines Huthkopfs. Alle angewandte Künsteleien sind nicht vermögend gewesen, dieses zu bewirken.

Die besten Röhre sind diejenigen, welche ein durchaus ebenes und allenthalben vollkommen cylinderförmiges Kaliber haben, und niemals überladen werden. Jedes Rohr steht nach seinem Kaliber und seiner Schwere mit einem gewissen Maße Blei und Pulver im Verhältnisse, welches durch wiederholte Versuche bestimmt werden muß. Will man daher die rechte Ladung für ein Gewehr bestimmen, so muß man sie so lange vermehren, bis das Gewehr stößt, und alsdann sie nach und nach um so viel wieder vermindern, bis der Stoß ganz unmerkbar wird, und man hat die passende Ladung. Ueberschreitet man nun in Rücksicht auf den Hagel das Verhältniß mit dem Pulver, so wird die Gewalt der Auseinanderstreuung verringert und zugleich das Stoßen vermehrt; in Rücksicht auf das Pulver aber, wenn man jene Ladung von Hagel beibehält, wird der Rückprall ebenfalls vermehrt und der Schuß noch weiter auseinander gestreut, als vorher.

Die Schützen haben bei jeder Art von Feuergewehr die Bemerkung gemacht, daß starke Ladungen Pulver den Hagel sehr weit auseinander trieben, ohne die Schußweite zu vermehren, hingegen schwächere Ladungen mit mehrerer Gewalt wirken, und den Hagel dichter zusammenhalten. Wenn also der Gegenstand, wornach wir schießen wollen, für die Wirkung des Hagels zu weit entfernt ist, und wir nicht näher kommen können, so sollte man doch demohngeachtet die Pulverladung nicht vermehren, weil dadurch die Schußweite nicht viel gewinnt, und der Hagel noch weitläuftiger zerstreut wird, sondern dafür eine größere Nummer des Hagels nehmen, z. B. anstatt No. 3, No. 2 u. s. w. Ueberhaupt genommen gilt jede Jagdflinte schon für ein vortrefliches Gewehr, wenn sie auf 50 Schritt Schußweite von einem Hagelschusse in ein Blatt Papier von 18 Zoll Länge und 24 Zoll Breite nur 36 Körner wirft. Hiebei kömmt

jedoch auch vieles auf die Güte des Pulvers an (s. Schießpulver), ingleichen auf die Wahl des Hagels (s. Hagel).

Ueber das vorher angegebene Verhältniß des Pulvers zum Hagel sind die Meinungen sehr verschieden, aber keine so ungereimt, als die auf das Sprichwort gegründete, und von manchen Jägern noch jetzt beobachtete: wenig Pulver und viel Hagel. Denn hier wird entweder das Gewehr bersten, oder das Pulver behält nicht die hinreichende Kraft den Hagel in die gehörige Entfernung, und in der rechten Zirkelweite zu treiben. Die meisten nehmen indessen ein Drittheil der Kugelschwere des Gewehrs vom Pulver, sie mögen mit Kugeln oder Hagel schießen, und vom letztern nehmen sie bei zweilöthigem Kugelkaliber 3 Loth, ja wohl gar 4 Loth zu einem Schusse. Andere hingegen bestimmen für die Pulverladung ein Maas, das von eben dem Diameter des Rohrs und doppelt so tief als dieser Diameter ist; für den Hagel eben dieses Maas, und nur ein Drittheil des Diameters niedriger für das Pulver; für eine gezogene Kugelbüchse endlich bestimmen manche so viel Pulver als die Kugelform dieser Büchse dreimal enthält.

Das Pulver sowohl als auch der Hagel muß in der Flinte fest gehalten werden, wozu man eine weiche Materie nehmen muß (s. unter Vorschlag); wie man aber das Gewehr selbst zum Schuß fertig macht, davon sehe man unter Laden.

Sobald das Gewehr völlig geladen ist, sollte es der Jäger nie so unter dem Arme oder auf der Schulter tragen, daß die Mündung gegen die Erde gerichtet ist, weil es immer einen Beweis von der Nachlässigkeit des Schützen und seiner Gleichgültigkeit gegen die Gewißheit eines glücklichen Erfolgs auf der Jagd giebt. Durch ein solches Tragen des Gewehrs wird nicht nur während der durch das Gehen verursachten Erschütterung der Schuß lose und mithin ungewiß, sondern man verliert bisweilen dadurch ohnbemerkt den ganzen eingeladenen Hagel, und platzt alsdann nur vergebens gegen das aufgejagte Wild. Allein die Polizei selbst sollte wegen der Gefahr, die aus dem gewöhnlichen Tragen des Gewehrs, wenn die Schützen auf die Jagd gehen, ehe sie sich auf dem Reviere vertheilen, entstehen kann, und bereits oft entstanden ist, durchaus anbefehlen, daß alle auf

die Jagd ziehenden Personen die Gewehre mit aufwärts gekehrten Mündungen auf den Schultern oder Armen bis aufs Revier tragen müßten.

Wenn der Schütze sein Gewehr abgeschossen hat, so muß er es nach vorheriger Reinigung des Hahns, der Pfanne und des Zündlochs, gleich wieder laden, während der Lauf noch warm ist, weil alsdann im Lauf durch das Kaltwerden keine Feuchtigkeit sich ansetzen, und von dem einzuladenden Pulver angezogen werden kann. Aus eben dieser Ursache sollte man nie einen Schuß über Nacht in einer Jagdflinte lassen, und sie jedesmal vor dem Laden ausflammen, weil dadurch die durch Kälte entstandenen Feuchtigkeiten aus dem Laufe gebracht werden.

Der glückliche oder unglückliche Erfolg des Schusses hängt bei einem nach den, unter Laden, anzugebenden Regeln geladenen Gewehre von dem jedesmaligen Schützen ab, deren jeder seine eigene Weise hat, das Gewehr anzulegen, und auf demselben zu zielen; und alle Jäger folgen in Ansehung der Länge und der Form des Schaftes, der doch auch zum richtig schießen viel beiträgt, ihren eigenen Ideen. Ob es nun schon einige Schützen giebt, die mit jedem Gewehre, der Schaft sey wie er wolle, gleich gut und richtig schießen, so muß man bei der Wahl der Jagdflinten doch folgende allgemeine Regeln beobachten: daß für einen langarmigen Mann der Schaft länger seyn muß, als für einen von kleinerm Wuchse und kürzern Armen; daß ein Mann von hohen Schultern und kurzem Halse einen mehr geraden, hingegen ein Mann von niedrigen Schultern und langem Halse, einen stark gebogenen Schaft haben muß; denn jeder würde sonst beim Schießen und Fluge, den Kolben nur mit vieler Mühe fest gegen die Schulter setzen können, und noch obendrein seinen Gegenstand kaum aufs Korn kriegen, und allemal zu hoch schießen; dieser hingegen würde bei einem geraden Schafte mit vieler Mühe zielen, und alsdann zu niedrig schießen; daß endlich eine gute Jagdflinte überhaupt eine lange, und mehr wie gewöhnlich gebogene Kolbe haben müsse, weil man ein solches Gewehr besser anlegen und mit der linken Hand, da wo der Ladestock in den Schaft geht, beim Schusse fest und gewiß ohne alle Gefahr halten kann. Ue-

berhaupt schießt ein Gewehr mit einer mehr als gewöhnlich gebogenen Kolbe, weit sicherer im Stehen, im Fluge und im Laufen, als ein geradgekolbtes. Bei den Jagdflinten bringt es übrigens sehr großen Vortheil, wenn die Mündung des Gewehrs ein wenig aufwärts gebogen, und das Korn klein und flach ist, weil jeder erfahrner Jäger dadurch dem gewöhnlichen zu niedrig schießen ausweichen kann, und weil die beiden Linien des Zielens und des Feuers desto besser zusammen treffen, je flacher das Korn ist. Mehreres hievon sehe man unter Schießen.

Uebrigens muß man aus einer Jagdflinte nicht mehr als 20 bis 25 Schüsse thun, und alsdann das Gewehr wieder reinigen, täglich aber einen frischen Stein aufschrauben, wenn man des jedesmaligen Losgehens des Gewehrs versichert seyn will.

Jagdfolge, Nachfolge, Nacheile, Fr. Obligation à corvées de chasse, Droit de poursuite. Ist dasjenige Recht, wenn ein Jagdberechtigter dem in seinem Reviere verwundeten Wilde, in einen fremden Jagdbezirk nacheilet, und sich desselben darin bemächtiget. Dieses Verfolgungsrecht ist nicht nur sehr im Gebrauche, sondern ist auch in den römischen und alten und neuern deutschen Gesetzen gegründet. Gleichwohl aber kann von der Jagdfolge in so fern, daß sie aller Orten in Deutschland im Gebrauche seyn sollte, nichts allgemeines bestimmt werden, sondern es kömmt hiebei größtentheils auf die Gewohnheit und Observanz an, nach welcher beurtheilet werden muß, ob, wie, wenn oder in welchen Fällen, und wie lange die Nachfolge statt habe? außer daß man allgemein behaupten kann, daß ohne geschehene Verwundung des Wildprets dergestalt, daß es schweisset, gar keine Jagdfolge zuläßig sey. An einigen Orten ist es gewöhnlich, daß auf den Fleck, wo die Verwundung geschehen, ein Zeichen gelegt werde, z. B. ein Bruch, damit der Anschuß erwiesen werden könne. Auch darf der nacheilende Jäger öfters nicht dabei blasen und auch die Hunde nicht anhetzen. Nicht selten muß auch dem Jagdherrn von der Nachfolge in sein Revier Anzeige geschehen, damit nicht eine Jagddienstbarkeit (servitus venandi) daraus entstehe. Die Jagdfolge pflegt hauptsächlich nur bei großem Wildpret vorzukommen, und in Rücksicht der Zeit ist die

Nachfolge an einigen Orten 24 Stunden, an einigen 2 bis 3 Tage, und an andern eine ganz unbestimmte Zeit verstattet.

Ob der Jagdherr das von einem andern verwundete und in sein Revier übergelaufene Wild vollends erlegen und sich selbst zueignen könne, oder ob solches dem Nachfolger gelassen werden müsse? darüber sind die Rechtslehrer nicht einig. Allein mit Uebergehung der übrigen beiderseitigen Gründe, wird derjenige, nach welchem man vor der wirklichen Bemächtigung das Eigenthum nicht über die wilden Thiere erlanget, und dem Nacheilenden nichts weiter als die Folge, keinesweges aber daher zugleich ein Recht, den Jagdberechtigten von dem bereits verwundeten Wild gänzlich abzuhalten, zustehet, in Ansehung des Jagdherrns so viel Wirkung haben, daß demselben die Befugniß dergleichen auf sein Revier übergelaufenen, noch in keines Eigenthum befindlichen Wildes, woran ihm das Bemächtigungs-Recht sowohl als dem Nachfolgenden zustehet, sich zu bemächtigen und zuzueignen, nicht wird abgesprochen werden können.

Jagdfrohne, Fr. Corvée de chasse. Sind solche Frohndienste, welche die Bauern bei der Jagd, sowohl mit der Anspanne, als mit der Hand, bei jedem Aufgebote ohne Entgeld leisten müssen; s. unter Jagdgerechtigkeit.

Jagdgerecht, Fr. qui entend bien la chasse. Wird ein Jäger genannt, wenn er wohl verstehet, mit und ohne Zeug auf allerhand Wildpret geschickt zu jagen, demselben Abbruch zu thun, und die Jagden auf allerhand Art zu verändern.

Jagdgerechtigkeit, Jagdrecht, Fr. Droit de chasse. Ist das Recht, vermöge dessen jemand auf gewissen Grundstücken, als Wäldern, Aeckern, Wiesen, Angern, Feldern, Bergen rc. befugt ist, das sich daselbst aufhaltende, annoch in keines andern Eigenthum befindliche Wildpret, nach Maßgabe der Gesetze zu seinem Nutzen aufzusuchen, zu verfolgen und zu tödten, oder sich desselben lebendig zu bemächtigen. Ehe diese Bemächtigung noch nicht wirklich geschehen, ist auch das Wild noch nicht in des Jagdberechtigten Eigenthum.

Ob auch Fische und Vögel mit unter das Wild zu rechnen sind, ist man nicht einig; denn ob solches zwar nach

den römischen Gesetzen keinem Zweifel unterworfen ist, so will man doch dieses in Deutschland nicht statt finden lassen, und läßt sich auch nuch allgemeinen deutschen Gesetzen nichts davon bestimmen, sondern es kommt hiebei auf die besondern Landesgesetze, wenn aber auch diese nicht vorhanden, auf das hergebrachte Gewohnheitsrecht eines jeden Landes an. Für ein allgemeines Herkommen in Deutschland kann jedoch gar füglich dieses gehalten werden, daß demjenigen, welchem die niedere Jagd zustehet, auch der Vogelfang zugestanden wird, wobei er sich jedoch an demjenigen Geflügel, welches zur hohen Jagd gerechnet wird, nicht vergreifen darf. In Ansehung der Bienen, welche keinen Eigenthümer haben und gefunden werden, so gehören sie demjenigen zu, der sich derselben bemächtiget hat. — Daß von der Jagdgerechtigkeit der Wildbann zu unterscheiden ist, davon sehe man unter Wildbann.

Die Frage, wem die Jagdgerechtigkeit zustehe, ob sie ein Regale oder den Eigenthümern der Grundstücke zuzuschreiben sey, gehört noch zu den wichtigen Streitmaterien in der Rechtsgelahrheit. Denn gehört sie unter die Regalien, so kann sie auch auf eigenem Grund und Boden nicht anders, als entweder durch ausdrückliche Bewilligung des Landesherrn, oder durch Verjährung einer undenklichen Zeit, erlanget werden; sie ist unter einer allgemeinen Verleihung eines Gutes oder Grundstückes, bei der gebrauchten Clausul: mit allen Zubehörungen, nicht mit zu verstehen; sondern erfordert eine besondere Benennung, und der Besitzer derselben ist verbunden, seinen Titel anzugeben, wodurch er sich solche erworben hat, gleichwie er auch während des Processes nicht bei dem Besitze, ausgenommen dem zehnjährigen, geschützet wird. Hingegen im andern Fall, wenn sie kein Regale, sondern mit dem Eigenthume eines Grundstücks verbunden ist, so wird zu ihrer Verjährung nur die ordentliche Zeit erfordert; sie ist unter dem allgemeinen Ausdruck: mit allen Zubehörungen begriffen, und der Besitzer kann zu Angabe des Titels nicht gezwungen werden.

Nach den Zeugnissen des Cornel. Tacitus und Julius Cäsar haben die Deutschen in den ältesten Zeiten nichts eigenes gehabt, sondern die Obrigkeiten haben den Völkern und Geschlechtsverwandten, die sich zusammen begeben hat-

ten, gewisse Aecker und Ländereien angewiesen, die sie jedoch jährlich wieder verließen, andern Geschlechtern und Familien Platz machten, und dagegen neue erhielten. Es ist also höchstwahrscheinlich, daß diese Geschlechtsverwandten auch die Jagd gemeinschaftlich betrieben haben; denn daß solche jedweden frei gestanden, ist durch das Zeugniß der genannten beiden Geschichtschreiber eine ausgemachte Wahrheit.

In dieser Gemeinschaft sind aber die Deutschen nicht verblieben, sondern es hat jeder, vermuthlich weil es wegen der vermehrten Volksmenge nöthig gewesen, sein Eigenthum erhalten. Ob es nun aber hierauf noch einem jeden erlaubt geblieben, die Jagd auf seinem Grund und Boden zu üben, oder ob solches nicht mehr frei gestanden habe, darüber ist man eben nicht einig.

Diejenigen, welche die Regalität der Jagden behaupten, läugnen, daß es, nachdem jeder sein Eigenthum erhalten, einem jeden noch erlaubt gewesen sey, sich derselben auf seinem Eigenthum zu bedienen. Allein ihre Gründe, aus welchen sie die Regalität behaupten, sind weder richtig noch hinlänglich, sondern diejenigen, welche wider diese vermeinte Regalität streiten, sind weit richtiger und vollständiger. Denn das natürliche Recht giebt nicht nur die Vermuthung, daß einem jeden auf seinem Grund und Boden, sich der Jagd zu bedienen, ohnverwehrt geblieben, sondern es erhellet auch aus ältern und neuern Gesetzen, daß die Deutschen nicht aufgehört haben, sich mit dieser ihnen so angenehmen Beschäftigung abzugeben.

Es würde zu weitläuftig seyn, alle die Gründe für und wider hier anzuführen, und daher will man nur dieses berühren, daß der wichtigen Gründe, welche wider die Regalität der Jagden streiten, ohnerachtet, dennoch die gegenseitige Behauptung, deren Alter sich allererst vom 16ten Jahrhundert herschreibt, so viel Wirkung gehabt, daß die Jagd, vornehmlich die hohe, in verschiedenen Provinzen Deutschlands, nicht nur unter die niedern Regalien gezählt wird, und daß solche demnach von niemand, als denen, welche undenklichen Besitz, oder ausdrückliche Concession vor sich haben, ausgeübt werden darf, sondern auch, daß viele Besitzer adelicher Güter sich die Jagdgerechtigkeit auf

ihren Gütern, aus Furcht dieselbe sonst zu verlieren, von dem Landesherrn haben bestätigen lassen. Doch aber sind diejenigen in Deutschland noch die mehresten Länder, in welchen die Besitzer der Jagdgerechtigkeit bei dieser Gerechtsame geschützet werden, ob sie gleich keinen Besitz einer undenklichen, sondern bloß einer solchen Zeit, welche zu der im Lande gewöhnlichen Verjährung hinlänglich ist, vor sich haben.

Wenn etwa jemand mit der forstlichen Obrigkeit beliehen seyn sollte, so kann auf keine Weise geschlossen werden, daß zugleich auch die Jagd mit darunter zu verstehen sey, so wenig wie von der Gerichtbarkeit auf die Jagd und von der Gerichtbarkeit und der hohen Jagd, oder der Jagd und dem Waldeigenthum auf die forstliche Obrigkeit geschlossen werden kann. Denn die forstliche Obrigkeit stammt, nebst der Gerichtbarkeit von der Landeshoheit ab; hingegen die Jagd, wovon auch die hohe nicht ausgenommen werden kann, entspringet aus dem Eigenthum des Grundes und Bodens, und muß in der Regel demselben anhängig vermuthet werden.

Ob zwar man auch darüber nicht einig ist, zu welcher Art der Rechte (species juris) die Jagdgerechtigkeit gehöret, so kann doch aus dem vorher angeführten sehr leicht bestimmt werden, daß sie, in der Regel ein dingliches aus dem Eigenthum fließendes Recht sey. Denn da der Eigenthümer des Grundes und Bodens die Vermuthung für sich hat, daß ihm die Jagd auf seinen Grundstücken zustehet, so folgt nichts natürlicher, als daß dieselbe nach dieser Vermuthung ein dingliches Recht seyn müsse. In den Ländern hingegen, in welchen die Jagd von dem Landesherrn für ein Regale erkläret worden ist, wird auch wohl die Vermuthung für die Regalität streiten, und folglich dieselbe für ein Hoheitsrecht zu halten seyn.

Man findet aber auch, so wie keine Regel ohne Ausnahme ist, viele Jagdgerechtigkeiten, die weder aus dem Eigenthum noch aus der Landeshoheit herrühren, sondern sie können auch auf weit mehrere Arten erlangt werden. Denn z. B. wenn ein Gut die Befugniß hat, die Jagd auf den Grundstücken eines benachbarten Guts zu treiben, so ist sie eine servitus realis; wenn jemand für seine Person, oder für die Personen seiner Familie, diese Gerechtsame auf ei-

nes andern Grund und Boden erworben hat, so ist sie eine servitus personalis; wenn man dieselbe auf verpfändeten und zur Benutzung erhaltenen Grundstücken ausübt, so ist sie ein jus pignoris; wenn der Landesherr gewissen Beamten, so lange sie in Bedienung stehen, die Jagd zu exerciren verstattet, dergestalt, daß allemal derjenige, welcher dergleichen Amt bekleidet, dazu berechtiget ist, so ist sie ein jus personale; hat sie jemand aus Gnade des Landesherrn, oder aus gutem Willen eines andern, sowohl auf geschehene Bitte, als ohne dieselbe, auf unbestimmte Zeit erhalten, so ist sie ein precarium; wer sie vermöge eines Pachtvertrages ausübet, hat ebenfalls nur ein persönliches Recht. Hieraus erhellet, daß man zum Jagdrecht auf vielerlei Art befugt seyn könne.

In Rücksicht der verschiedenen Arten und Eintheilungen der Jagden sind zu bemerken: die Gnadenjagd, die hohe und niedere, wozu in manchen Ländern die mittlere Jagd gerechnet wird, davon ist unter Jagd gesagt worden; die Koppeljagd, und die Klapper- und stille Jagd (s. unter Klapperjagd).

Ein jeder Jagdberechtigter ist verbunden, von der ihm zustehenden Jagd, nach Vorschrift der Gesetze, Gebrauch zu machen. Schweigen die Gesetze, so sind die an jedem Orte eingeführten Gewohnheiten zu beobachten. Für uneingeschränkte Jagdgerechtigkeit ist nicht nur diejenige zu halten, welche jemand auf eigenen Grundstücken zu treiben befugt ist, sondern auch diejenige, welche einer schlechterdings, und ohne daß dabei eine gewisse Art, wie man sich derselben bedienen solle, vorgeschrieben worden (es sey auf eigenem, oder auf fremdem Grund und Boden), erworben hat.

Wem solchergestalt das uneingeschränkte Jagdrecht zustehet, der hat Befugniß, sich des Wildes, welches zu seiner Art von Jagd gehört, auf alle mögliche erlaubte Art, durch Jagen mit Hunden, durch Schießen, Netze, Garne, Fallen, Schlingen, Fangeisen und andere Jagdgeräthschaften, durch Beizen mit Falken, Habichten, Reihern 2c. zu bemächtigen. Hingegen wenn jemand die Jagd unter gewissen bestimmten Einschränkungen erhalten hat, so darf auch davon auf keine andere Weise Gebrauch gemacht werden. Z. B. wem bloß das Schießen verstattet worden,

oer darf nicht mit Hunden jagen, und so auch umgekehrt. Wem Garne zu stellen erlaubt worden, der darf weder schießen noch mit Hunden jagen. Wer nur gewisse Arten von Wild zu fangen berechtiget ist, darf sich an den übrigen nicht vergreifen.

Allein ob gleich jemand das uneingeschränkte Jagdrecht hat, so darf solches dennoch auf keine unweidmännische Art, als etwa durch unverständige Leute, Büttel, Schergen ꝛc. oder durch unmäßiges Jagen und Einfangen, wodurch das Wild zu sehr verringert wird, durch Selbstschüße und dergleichen schädliche Instrumente, wodurch sowohl Menschen als Thiere beschädiget werden können; sondern es muß jägermäßig ausgeübt und betrieben werden.

Eingeschränkt kann das Jagdrecht seyn, als: wenn jemand dasselbe nur in Ansehung einer gewissen Art des Wildes, z. B. bloß der Hasen, der Wasservögel ꝛc. zuständig ist, oder wenn er die Jagd nur mit gewissen Geräthschaften, oder in eigener Person, oder nur eine gewisse bestimmte Zeit, zu treiben befugt ist u. s. w., welches alles genau beobachtet werden muß. Daß aber derjenige, welchem die Jagd geradezu und schlechterdings verstattet worden, nicht berechtiget seyn soll, dieselbe auch mit Schießen oder Birschen, sondern bloß mit Netzen und Hunden zu treiben, ist billig zu bezweifeln.

Die Zeit, in welcher die Jagd getrieben werden kann, ist fast in jedem Lande in den Jagdordnungen vorgeschrieben worden; in vielen Ländern ist die Jagd vom 1sten März bis Bartholomäi zu treiben verboten und von Bartholomäi bis zum 1sten März erlaubt, in andern vom Trinitatis-Fest bis zu Andreas, was die hohe Jagd betrifft, die Niederjagd aber von Bartholomäi bis Fastnacht zu treiben erlaubt; übrigens ist die Zeit in vielen Ländern auch verschieden bestimmt. Außer dieser Zeit darf sich kein Jagdberechtigter unterstehen, von derselben Gebrauch zu machen. Und ob zwar einige dafür halten, daß den Besitzern adelicher Güter, zu hohen Festen und außerordentlichen Fällen, z. B. bei Hochzeiten, Kindtaufen ꝛc. auch in der Hegezeit einiges Wildpret zu schießen oder zu fangen erlaubt sey, so kann doch solches für keine in Deutschland allgemein geltende Gewohnheit angenommen werden, sondern ist bloß in denjeni-

gen Ländern zu dulden, in welchen es entweder in den Gesetzen ausdrücklich nachgelassen, oder zum ordentlichen Gewohnheitsrechte geworden ist.

An Sonn- und Festtagen zu jagen, ist ebenfalls unerlaubt, und durch Gesetze, die in Deutschland allgemein geltend sind, verboten. Wenn aber auch gleich diese Gesetze von vielen nicht beobachtet werden, so kann man doch einen solchen der Religion und guten Sitten widrigen Gebrauch niemals für ein Gewohnheitsrecht halten, sondern es würde derselbe von Rechts wegen allemal zu bestrafen und bloß in außerordentlichen Fällen, z. B. in Hungersnoth oder wenn das Wild sehr große Verwüstung der Früchte anrichtet, erlaubt seyn.

Weil niemand einem andern Schaden zufügen soll, so muß man sich der Jagd auf fremden Grundstücken dergestalt bedienen, daß dem Eigenthümer dadurch weder an seinem Getraide noch andern Früchten einiger Nachtheil zugezogen werde. Daher ist es auch sowohl überhaupt, als besonders bei nasser Witterung unerlaubt und strafbar, wenn in fremdem Getraide und andern Feldfrüchten gejagt, oder hindurch gegangen und solches zertreten und zernichtet wird. Im Fall aber solches geschehen, so ist der Schade von dem Jagdberechtigten zu ersetzen. — Aus gleichem Grunde ist auch die allzu starke Hegung des Wildes unerlaubt; denn da nur immer eine mäßige Anzahl übrig bleiben soll, so ist der durch eine dergleichen übermäßige Hegung, an den Feldern und Früchten von dem Wilde verursachte Schaden, dem Grundeigenthümer nicht nur zu ersetzen schuldig, sondern es muß ihm auch die Bemühung vergütet werden, die er auf die Bewachung seiner Früchte und Abtreibung des Wildes verwenden müssen.

In einigen Ländern wird bei Ausübung der Jagdgerechtigkeit, wenn gleich solche den Gütern nicht streitig gemacht wird, auch noch auf den Stand des Besitzers gesehen. Daher darf sich z. B. in Ober- und Nieder-Baiern, wie auch im Clevischen kein Bürgerlicher des Jagdrechts, ob schon solches auf seinem Gute haftet, bedienen, sondern es kann dasselbe nur von Adelichen ausgeübt werden, und muß so lange ruhen, bis das Gut wieder einen adelichen Besitzer erhält. Allein dergleichen besondere Rechte gehören zu den

Ausnahmen, und müssen erwiesen werden, so wie sie überhaupt das Eigenthumsrecht verletzen.

Den katholischen sowohl als protestantischen Geistlichen wird die Betreibung der Jagd in sehr vielen Gesetzen gänzlich untersagt; jedoch ist die stille Jagd, z. B. mit Netzen, Schlingen, Fallen ꝛc. nachher von diesen Verboten ausgenommen worden. In neuern Zeiten jedoch denkt man so billig, auf diese Gesetze nicht mehr zu achten, indem die Jagd keine unmoralische Beschäftigung oder schändliches Gewerbe ist, so daß den Geistlichen die dadurch beabsichtigte und wegen ihrer sitzenden Lebensart so nöthige Leibesübung, gar wohl zu ihrer Erholung und Gesundheit verstattet werden kann, wenn sie anders nicht zur Leidenschaft wird und Vernachläßigung des Dienstes daraus entsteht.

In Ansehung der Jagdberechtigten liegen auch andern Verbindlichkeiten ob, und diese sind entweder allgemeine oder besondere Verbindlichkeiten, und die Jagdfolge. In Rücksicht der allgemeinen ist zwar ordentlicher Weise niemand berechtiget, die Jagd auf eines andern Grund und Boden auszuüben, indem die Vermuthung vielmehr für den Eigenthümer streitet, der jedem Fremden die Jagd auf seinen Grundstücken zu verbieten befugt ist; jedoch leidet dieses seinen Abfall, wenn ein Fremder dieselbe auf rechtliche Art darauf erworben hat, und der Eigenthümer ist sodann schuldig, demselben solche ohnweigerlich zu gestatten, und ihm auf keine Weise an deren rechtmäßigem Gebrauch hinderlich zu seyn.

Ein jeder, dem das Jagdrecht nicht zustehet, muß sich der Ausübung desselben enthalten. Dieses gilt aber nicht allein vom wirklichen Jagen, durch Hunde, durch Beizen, durch Schießen oder Netze und mancherlei Jägergeräthschaften, sondern auch von allen andern möglichen Bemächtigungen des Wildprets, sie mögen Namen haben wie sie wollen. So darf z. B. niemand junges Wild, als junge Rehe, Hasen und dergl. aufgreifen, die Eier der jagdbaren Vögel nicht ausnehmen, noch weniger aber das gefangene Wild aus den Instrumenten der Jäger, z. B. Krammetsvögel aus den Dohnen, Füchse aus dem Fangeisen, auslösen. Wer aber demohnerachtet sich etwas dergleichen unterfängt, begeht ein Jagdverbrechen.

Weil dadurch, wenn jedem mit Hunden und Schießgewehr in Jagdrevieren umher zu gehen erlaubt wäre, gute Gelegenheit zu unbefugtem Jagen verstattet würde, so darf man sich auf fremden Jagdbezirken und Forsten, außer den Wegen und Straßen, weder mit tauglichem Schießgewehr betreffen, noch seine Hunde in Feldern und Wäldern frei umher laufen lassen, oder das Schießgewehr wird abgepfändet und die Hunde werden erschossen. Auf Wegen und Straßen, auch auf Fußsteigen und andern als Landstraßen darf man zu seiner Beschützung Schießgewehre tragen und auch Hunde bei sich haben. Denn wenn letztere nicht von dem Wege abweichen und das Wild aufsuchen, so sind sie der Jagd nicht schädlich; und übrigens gehen die Hunde dem Jagdberechtigten nichts an. Unerlaubt ist es, wenn Jäger und Jagdberechtigte jeden auf dem Reviere angetroffenen Hund erschießen, und auch diejenigen nicht verschonen, die dem Eigenthümer nicht von der Seite gehen, oder welche sich kaum wenige Schritte vom letzten Hause des Orts entfernt und gar nicht die Absicht sich weiter hinweg zu begeben haben. Bloß diejenigen zu schießen ist erlaubt, die wirklich nach dem Wildpret ohne Knittel suchen und jagen.

Ob nun gleich niemand berechtiget ist, das Wild auf eines andern Jagdrevier zu erlegen oder einzufangen, so kann doch keinem die Nothwehr dagegen versagt werden. Denn da diese sogar wider Menschen erlaubt ist, so muß sie wider wilde Thiere um so mehr verstattet seyn. Man findet sogar Gesetze, nach welchen Bäre, Wölfe, Löwen, Füchse rc. von jedem ungehindert, auch auf anderer Grund und Boden und auf fremden Jagdrevieren, verfolgt und getödtet werden durften. Jedoch ist dieses heutiges Tages in Ansehung der Füchse, weil diese den Menschen nicht gefährlich sind, nicht für erlaubt zu halten.

Unter die besondern Verbindlichkeiten, welche einigen in Ansehung der Jagdberechtigten obliegen, gehören hauptsächlich die Jagdfrohnen. Vermöge dieser sind die Unterthanen des Jagdherrn öfters allerlei Jagddienste zu verrichten schuldig. Sie müssen z. B. bei angestellten Klapperjagden das Wild vortreiben, Netze stellen, die Jagdhunde führen und den Jägern die Geräthschaften nachtragen,

Wildfuhren leisten und das erlegte Wildpret nicht nur nach Hause schaffen, sondern solches auch über Land zum Verkauf fahren, Füchse, Dachse u. s. w. ausgraben und überhaupt dasjenige verrichten, was bei Ausübung der Jagd erforderlich ist.

Hierher gehören auch die Verbindlichkeiten, daß den Jagdberechtigten die Jagdhunde gefüttert und unterhalten und daß die Jäger, wenn sie sich auf der Jagd befinden, mit Essen und Trinken versorgt werden müssen, welches man Jägerbrod nennt, so wie die Unterhaltung der Hunde mit dem Namen Hundshafer belegt wird.

Allein alle diese Verbindlichkeiten, deren es außer den benannten noch mehrere giebt, sind nicht zu vermuthen, sondern müssen entweder in den Gesetzen oder in der Gewohnheit und Observanz gegründet seyn. Sie stammen auch niemals von dem Jagdrechte selbst ab, sondern haben mit den übrigen Frohndiensten und andern Dienstbarkeiten der Bauern ein und eben denselben Grund, und müssen nach diesen beurtheilet werden.

Von der dritten Verbindlichkeit, welche selbst Jagdberechtigte gegen Jagdberechtigte leiden müssen, sehe man unter Jagdfolge.

Die Jagdgerechtigkeit kann endlich so wie andere Rechte ihre Endschaft haben. Als: wenn derjenige, dem solche zustehet, selbige an andere überläßt; wenn die auf unbestimmte Zeit verstattete zurück genommen wird; wenn die bestimmte Zeit abgelaufen oder derjenige, welchem dieselbe auf Lebenszeit oder auf die Zeit seines Dienstes ertheilt war, verstorben ist, oder er auf andere Weise sein Amt zu bekleiden aufgehöret hat; wenn sie von einem andern durch Verjährung erlanget oder auf fremden Grundstücken durch den zehnjährigen Nichtgebrauch verloren wird; wenn der Grund und Boden, worauf sie ausgeübt wird, zu Grunde gehet und zu seyn aufhöret, z. B. durch Erdbeben oder Ueberschwemmung; und endlich wenn sie jemand gerichtlich evinciret.

Die Jagdgerechtigkeit höret auch dadurch auf, wenn jemand wegen begangener Verbrechen in die Reichsacht oder wenigstens seiner Güter und Rechte verlustig erkläret, oder aber wenn das zu Lehn gereichte Jagdrecht, um der Lehns-

fehler willen, und auch wegen des mit der Jagd getriebenen Misbrauchs eingezogen wird.

Zuletzt endiget sich besonders die gemeinschaftliche Jagdgerechtigkeit, durch die Consolidation, oder wenn einer der Mitberechtigten dieselbe auf mancherlei Art allein überkommt, und durch die Theilung, wenn jeder einen besondern Forst, Bezirk, oder Revier erhält, auf welchem er sich der Jagd allein bedienet. Wie es sich denn auch von selbst verstehet, daß auch die übrigen Arten, wie die Jagdgerechtigkeit aufhören kann, bei der gemeinschaftlichen Jagd statt finden.

Jagdgeschichte, Fr. Histoire de la chasse. Die Jagd war die hauptsächlichste Beschäftigung der ersten Menschen, und dieß sowohl wegen ihres Unterhalts, als auch sich gegen die Anfälle wilder Thiere in Sicherheit zu setzen. Da man aber unter der unzählbaren Menge von Thieren gar bald einige bemerkte, die sich zur Geselligkeit gewöhnen ließen, und man diese weniger wild fand, als die andern, so suchte man Mittel, sie zahm zu machen. Man sperrte sie in Gärten ein, und ließ sie sich vermehren, wodurch der Unterschied zwischen Haus- und wilden Thieren entstand. Bei der nachherigen veränderten Lebensart der Menschen suchten einige ihren Hauptunterhalt von den Heerden zahmer Thiere, andere von der Erlegung der wilden, und beides geschahe entweder in Verbindung mit dem Ackerbau, oder ohne denselben.

In den ältesten Zeiten war die Jagd mehr eine ernsthafte Beschäftigung, als ein Vergnügen, so wie sie es bei allen Völkern ist, die noch in der Barbarei leben, oder nahe daran gränzen; bei gesitteten Völkern ist sie bloß Belustigung.

Nach der Verwüstung durch die Sündfluth blieb der Erdboden noch eine geraume Zeit öde und unbewohnt; die wilden Thiere vermehrten sich, und setzten nicht nur das Leben der zahmen Thiere, sondern auch der Menschen in Gefahr. Die ersten Völkerschaften sahen sich also bald in die Nothwendigkeit gesetzt, einen beständigen Krieg mit ihnen zu führen. Die herzhaftesten Menschen machten sich also dadurch um ihre Brüder verdient, daß sie Jagd auf schädliche Thiere machten, und ihnen Sicherheit verschaff-

ten. So giebt Moses von der Macht Nimrods zur Ursache an, daß er ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn war. Nimrod verschaffte sich durch seine Herzhaftigkeit und Geschicklichkeit in der Jagd Ansehen über seine Brüder, und bediente sich derselben auch Menschen unterwürfig zu machen. Aus einem Jäger wurde er ein gewaltthätiger Beherrscher freier und bisher von ihm unabhängiger Menschen. Vermuthlich unterrichtete er die Menschen, wie sie in Gesellschaft auf die Jagd gehen sollten; er war ihr Anführer und hernach ihr Regent.

Alle Helden des Alterthums waren anfänglich Jäger, und bahnten sich dadurch den Weg zu höherer Gewalt. Hierdurch setzte sich Cyrus bei seinem Großvater Astyages in ein solches Ansehen, daß er ihm hernach das Kommando der Armee übergab. Bei dieser Gelegenheit macht Xenophon die Bemerkung, daß die Jagd die beste Schule zur Kriegskunst sey; denn hier gewöhne man sich, alle Beschwerlichkeiten des Lebens zu ertragen, seinem Feind den Vortheil abzugewinnen, und sich gegen dessen gewaltsame Angriffe in Sicherheit zu setzen. Der alte König war davon so fest überzeugt, daß er alle Monate etlichemal mit seiner Mannschaft auf die Jagd gieng, um sich dadurch in den Kriegshandlungen zu üben.

Da aber diese Lebensart viel Gewaltthätiges bei sich hat, und diejenigen, die sich derselben vorzüglich überlassen, von dem stillen häuslichen Leben abzieht; so findet man nicht, daß sich die Patriarchen mit ihren Familien viel damit abgaben. Doch findet man auch bei diesen einige Ausnahmen. Ismael, der Sohn Abrahams und Stammvater der Araber, wurde ein Bogenschütze, und nährte sich in der Wüste von der Jagd. 1 B. Mos. 21, 21. Esau, der Sohn Isaacs, wurde ein Jäger, und hielte sich größtentheils auf dem Felde auf. 1 B. Mos. 31, 27. Ob gleich diese Lebensart sich zu dem stillen Hirtenleben nicht schickte; so hielte sie doch Isaac nicht für unrechtmäßig, sondern bediente sich selbst des Wildprets, das sein Sohn nach Hause brachte, zu seiner Ergötzlichkeit. 1 B. Mos. 27, 3. Da Moses den israelitischen Staat in Canaan einrichtete, so zeigte er ganz deutlich, daß er der Jagd als einer besondern und eigenen Lebensart nicht sehr günstig war. Jägervölker

und Räuberhorden sind selten weit von einander entfernt. Ismael und seine Araber, Esau und seine Horiten sind ein deutlicher Beweis davon. Wir dürfen dieses aber nicht nach unsern Sitten beurtheilen; beides wurde damals nicht für schlecht gehalten; auch die Araber nennen noch heut zu Tage dasjenige, was sie auf beide Art gewinnen, ein Geschenk Gottes. Die Verunglückten, die sich zu David sammelten, lebten in der Wüste von der Jagd und dem Raube. Von dieser Lebensart wollte Moses die Israeliten abhalten. Er gab deswegen jedem seinen eigenen Erbacker; wer diesen hat, wird seinen Unterhalt lieber davon ziehen, als in der Wüste auf einen ungewissen Erfolg der Jagd lauern wollen. 1 B. Mos. 23, 12.

Ob nun gleich Moses die Jagd nicht zur einzigen und Hauptlebensart der Israeliten machte, so verbot er sie doch nicht. Er gedenkt in seinen Gesetzen eßbarer und uneßbarer Thiere, die zum Wild gehörten, und er setzte es mit als einen Zweck des Sabbathjahrs, daß sich das Wild nähren könnte. Die erste Verordnung steht im 5 B. Mos. 14, 5. Daß die hier genannten Thiere unter die wiederkäuenden und mit gespaltenen Klauen versehenen gehören, ist daraus offenbar, weil sie sonst von Moses nicht unter die eßbaren Thiere würden gerechnet worden seyn. Einige Thiere davon sind ganz unzweifelhaft, als Hirsche, Rehe und Antilopen; von andern ist die Bedeutung so gar gewiß nicht, und die Ausleger sind darüber verschiedener Meinung. Akko übersetzt Luther und einige andere durch Steinbock. Der Dischon soll nach Sparrmann eine Art Gazellen seyn. Das Thier Theo erklärt man insgemein durch einen Büffel oder wilden Ochsen. Das Thier Samer halten einige für ein Cameloparдanus oder Giraffe.

Dieses sind also die jagdbaren Thiere, deren Fleisch Moses zu essen erlaubte. Außer diesen machten sie auch auf solche Thiere Jagd, deren Fleisch ihnen unrein war. Raubthiere, als Löwen und Bären, sind in Palästina nicht selten gewesen, und erlegten sie zur Sicherheit ihrer Heerden. 1 Sam. 17, 34.

Man kann aber auch aus andern Gründen schließen, daß wenn auch gleich Moses die Jagd als keine ordentliche Lebensart bei seinen Israeliten eingeführt haben wollte, er

sie ihnen doch auch nicht verboten hatte. Es ist unläugbar, daß wenn auf wilde Thiere nicht Jagd gemacht wird, sie sich zum Nachtheil des Landes zu stark vermehren. Es gilt dieses nicht allein von den schädlichen Raubthieren, sondern auch von solchen, die dem Landmann die Früchte seiner Arbeit wegfressen. Aus dieser Ursache wollte Gott die Cananiter nicht in einem Jahre vertilgen, damit das Land nicht zur Wüstenei werden, und sich die wilden Thiere nicht zu sehr vermehren möchten, 2 B. Mos. 23, 39. Jedermann konnte auf seinem Acker die wilden Thiere fangen oder tödten, wie er wollte. Und dieses war um so nöthiger, da es außer dem Libanon auch mitten im Lande waldigte Gegenden gab, die mit wilden Thieren reichlich versehen waren. An vielen Orten, wo in der Regenzeit der Jordan ausgetreten war, entstund morastiges Gebüsche, worin sich wilde Thiere genug aufhielten. Wilde Schweine, Löwen und Tiger gab es hier in Menge.

Diejenigen Israeliten, die sich einer besondern Herzhaftigkeit bewußt waren, zeichneten sich durch die Jagd solcher Thiere vorzüglich aus, z. B. der Held Benaja, welcher in der Schneezeit einen Löwen erschlug, und zwar so, daß er demselben auf der Spur nachfolgte, und ihn in einer Höhle erlegte, 2 B. Sam. 23, 20. Simson und David thaten ein gleiches. Sie bedienten sich dazu keiner besondern Waffen, sondern bloß ihres Stabes, so wie auch noch jetzt der Neger, wenn er auf die Jagd geht, nichts als einen Stab und ein Messer bei sich hat.

Diese allgemeine Jagdfreiheit diente also dazu, das Land von wilden Thieren zu reinigen. Doch machte Moses nur in einem einzigen Falle eine Einschränkung. Was in dem sogenannten Sabbaths- oder Ruhejahr auf dem Acker wuchs, sollte nach 2 B. Mos. 23, 11. auch für das Wild seyn. In diesem Jahr durfte es also niemand von seinem Acker verscheuchen, und vermuthlich auch nicht verletzen, wenn es seine Nahrung darauf suchte. Diese Verordnung diente dazu, die Wildbahn, die in den vorhergehenden 6 Jahren vermuthlich sehr abgenommen haben wird, wieder herzustellen, indem das Wild aus dem benachbarten Libanon und Arabien übertrat, da es hier reiche Aesung fand und geheget wurde.

Es mußte Mosen an der Erhaltung der Wildbahn um so viel mehr gelegen seyn, da er die Rehe und Hirsche so oft unter die Speisen der Israeliten rechnet, sogar, daß wenn er ihnen erlaubt, künftig in Palästina überall Rind- Schaf- und Ziegenvieh zu schlachten, er die Redensart davon hernimmt, und sagt, sie könnten es essen, wie Reh und Hirsch.

Wahrscheinlich war es auch verboten, eine Hirschkuh zu schlachten, wenn sie hochbeschlagen war oder Junge führte, welches aus der Analogie zu schließen ist. Moses verbietet 5 B. Mos. 22, 6. wenn man ein Vogelnest außer seinem Eigenthume, entweder auf Bäumen oder auf dem Wege finden würde, das ganze Nest wegzunehmen, sondern man müßte die Mutter fliegen lassen. Dieß gieng nicht bloß auf eßbare Vögel, sondern auch auf Raubthiere, und diente dazu, daß nicht eine ganze Race von Thieren, die in anderer Absicht dem Lande nützlich seyn konnte, vertilget würde.

Auch die Vogeljagd war unter den Israeliten nicht ungewöhnlich, und sie bedienten sich dazu besonders der Schlingen; daher davon oft in der heiligen Schrift, z. B. in 1 B. Sam. 26, 20. metaphorische Redensarten hergenommen werden.

Arabien, um auch der Jagd eines andern morgenländischen Volks zu gedenken, hat nicht viel dichte Wälder, daher auch daselbst die Jagd nicht so mannichfaltig, als in andern Gegenden ist. Ihre Jagden geschehen größtentheils zu Pferd, und sie bedienen sich besonders der Hunde zum Fangen der Hasen, der Jerboa oder Bergratzen, und der Gemsen, welches die vornehmsten Thiere sind, worauf sie Jagd machen. Sie jagen sie entweder zu Todte, oder wenn die Thiere nicht mehr fort können, so greifen und tödten sie sie. Sie bedienen sich auch der Falken zur Jagd. Wenn sie ein Thier erblicken, so läßt man den Falken los; dieser hängt sich mit seinen Klauen an den Hals des Thieres, bis der Jäger herzu kömmt, und solches fängt; er schneidet ihm darauf den Hals ab, und der Falke bekömmt zum Lohn seiner Arbeit das Blut zu trinken.

Aber nicht alle Thiere, welche man jagen kann, dürfen die Araber essen. Sie dürfen kein Thier essen, welches

Menschen frißt, keins, welches von einem andern Thiere zerrissen worden ist; auch dürfen sie kein bloß erschlagenes, und überhaupt kein Thier essen, das beim Sterben kein Blut vergossen hat.

So oft ein Jäger ein Wild anschießt, oder seine Hunde oder Falken es erwischen, so muß er jederzeit die Worte: bisme allah acbar, d. i. im Namen des allmächtigen Gottes, sagen oder wenigstens denken. Weil nun viele Cautelen dabei zu beobachten sind, so sind die in den Städten wohnenden Araber und Türken keine so große Liebhaber vom Wildpret, als die Europäer.

Was die Jagd unter den alten Deutschen betrifft, so war sie eine ihrer Hauptbeschäftigungen, die nicht allein ihrem kriegerischen Geiste Unterhaltung und Uebung gab, sondern auch zu ihrer Sicherheit und Nahrung unentbehrlich war. Wenn sie daher nicht gegen Feinde zogen, so theilten sie, nach dem einstimmigen Berichte des Cäsar und Tacitus, ihre Zeit zwischen Jagd und Ruhe. Vor andern trieben die Suewen die Jagd sehr fleißig, als eine ihrer ersten Lieblingsbeschäftigungen.

Der ungeheure große Hercynische Wald, der an so vielen Völkern vorbei lief, gab dazu reichen Stoff. Ueberhaupt waren wilde Thiere in unserm Vaterlande damals weit häufiger, als jetzt, wo sie wegen der Verminderung der Wälder, und der darauf erfolgten Veränderung des Klima, sich theils ganz verloren, theils mehr nach Norden zurückgezogen haben. Von denjenigen Thierarten des Hercinischen Waldes, die ihm vorzüglich rar und merkwürdig schienen, nennt Cäsar: die Rennthiere, Elendsthiere, und Auerochsen.

Die beiden erstern fieng man auf folgende Art: Diese Thiere hatten die Eigenschaft, daß sie sich niemals, um auszuruhen, niederlegten; und wenn sie durch irgend einen Zufall hinfielen, so waren sie nicht vermögend, sich wieder aufzurichten. Ihre Schlafstätte war daher ein Baum, an welchen sie sich bloß zu lehnen pflegten. Die Jäger beobachteten deswegen aus ihren Fährten die Gegend, wo sie ausruheten, und untergruben oder behaueten in derselben die Bäume auf die Art, daß sie ganz fest zu stehen schienen.

Wenn hierauf das Thier mit seiner vollen Schwere sich dagegen lehnte, so fiel es mit sammt dem Baume auf die Erde hin.

Die Auerochsen wurden in Gruben gefangen, und dieß war vorzüglich eine Beschäftigung und Uebung für Jünglinge, welche es sich zu einer besondern Ehre anrechneten, recht viele von ihnen erlegt zu haben. Sie pflegten daher die Hörner derselben als Siegeszeichen öffentlich aufzuweisen. Die Mündung derselben wurde mit Silber eingefaßt, um sie bei großen Gastmählern als Trinkgefäße zu gebrauchen.

Als das Christenthum in Deutschland geprediget wurde, warf man die Frage auf, ob es erlaubt sey, diese Hörner noch fernerhin zu jenem Endzweck zu gebrauchen. Nicht als hätte man es an und für sich als unchristlich angesehen, aus Hörnern zu trinken, sondern weil nach der Sitte der alten Deutschen bei ihren Zusammenkünften und Festen auch auf die Gesundheit der Götter daraus war getrunken worden. Die Theologen entschieden dieß endlich auf folgende Art: es sey erlaubt, wenn man nur das Kreuz darauf mache. Falkenstein in seinen Nordgauischen Alterthümern ist deswegen auch der Meinung, daß der Hornung daher seinen Namen habe, weil bei den alten Deutschen dieser Monat Solennitäten, Gastmahlen und Trinkgelagen gewidmet war. — Auch mit den Pfeilen giengen die alten Deutschen auf die Jagd; wenigstens sagt Tacitus von den Fennis, daß bei selbigen die Weiber so gut als die Männer daran Antheil genommen haben.

Hirsche, Rehe und wilde Schweine wurden in Garnen gefangen; die Jagd mit zahmen Hirschen und Hunden kam später und erst unter den Franken auf. Die zahmen Hirsche schickte man in die Wälder voraus; und wenn sich andere Hirsche und Rehe zu ihnen gesellten, so trieb man diese, entweder in die vorgesteckten Garne, oder erlegte sie mit Wurfspießen und Pfeilen. Die zahmen Hirsche waren, um sie zu kennen, mit einem Zeichen bemerket, und durften unter harter Strafe von niemand weder getödtet noch entwendet werden. — Die Baiern brauchten auch vergiftete Pfeile. Diese wurden alsdenn in einen Saft getunkt, der in der gallischen Sprache lineum, darunter einige das Bilsenkraut verstehen, genannt wird.

Nächst diesem verrichteten sie auch ihre Jagden mit Hunden, und nach dem Ausdruck ihrer Gesetze hatten sie: Schweißhunde (Canis segusius), Leithunde (Segusius magister canis, Laitihunt), Hatzhunde (canis qui ligamen noverit), und Hühnerhunde (Agutarito); auch findet man, daß sie die Hasen mit Windhunden (Veltris, Veltrahus, Veltraum, Vertragus) jagten. Einigermaßen kann man auch annehmen, daß bei den Alemanniern das Parforcejagen schon im Gebrauch gewesen sey. Sonst gedenken die Bojoarischen Gesetze annoch der Treibhunde (Tribhunt), von welchen man aber nicht weiß, ob solche zum Hühnerfange mit gebraucht worden, oder ob man sich ihrer beim Entenfange auf dem Wasser bedient habe. Auch ist ungewiß, was durch den Habuchhunt zu verstehen sey. Nächstdem hatten sie noch Dachs- und Otterhunde (Bibarhunt) Auch hatten sie ihre Hunde auf die Wölfe abgerichtet; die Bojoarier hielten auch viel auf die Hofhunde (Houawart genannt).

Zum Fang des Federwildprets bedienten sie sich ferner der Falken und Sperber, deren Diebstahl nach den Salischen Gesetzen bestraft wurde. Die Longobardischen Gesetze hielten gleichfalls darüber, ob sie aber durch die Turteltauben, deren das Salische Gesetz Meldung thut, so viel andeuten wollen, daß solche niemand aus aufgestellten Netzen und Fallen herausnehmen dürfte, sollte man fast glauben, und damit unsere jetzige Falkenstöße vergleichen.

Von den mancherlei Arten ihrer Falken, deren die Bojoarischen Gesetze gedenken, findet man die Benennungen des Diranahar- und Anathapuchs-Falken sammt dem Sperber. Es hatten auch schon die Edelleute auf ihren Gütern allerhand gezähmte und abgerichtete Singvögel. Es gedenken aber nicht allein die Bojoarischen Gesetze verschiedener Art Falken, sondern auch die Salischen, Ripuarischen und Longobardischen.

Daß die Fischereien zu diesen Zeiten mit zur Jagd gerechnet und die Fische mit Netzen gefangen worden, erzählt Hertius aus dem Plinio von den Caucis, so wie nachher die Salischen Gesetze deshalb Nachricht geben, auch die Ripuarischen Ordnungen davon gedenken, daß deren Diebstahl hart bestraft worden ist.

Was oben von den wilden Thieren ist errinnert worden, daß durch das häufige Jagen, und durch die Verminderung der Waldungen manche Arten von ihnen, entweder sehr selten, oder auch ganz unsichtbar in Deutschland geworden sind, dasselbe gilt auch von den Vögeln. Noch zu den Zeiten des Bonifacius, des berühmten Apostels der Deutschen, sind Falken in Menge vorhanden gewesen. So wurde dieser von dem König Aethilberth in einem Schreiben ersucht, ihm aus Deutschland einige solche Falken nach England zu schicken, welche abgerichtet wären, Kraniche zu fangen; denn in England seyen dergleichen nicht anzutreffen.

Daß Deutschland in den dicken Wäldern, womit es fast ganz bedeckt war, eine ungeheure Menge von Vögeln müsse genährt haben, erhellet schon aus den verschiedenen Arten von Stoßvögeln, Falken, Habichten und dergleichen, welche in den alten Gesetzen vorkommen, und zu dem Vogelfang auch von den Privatleuten unterhalten wurden. In dem Harzwalde soll es Vögel gegeben haben, deren Federn glänzten und die dickste Finsterniß durchschimmerten, so daß sie des Nachts den Reisenden anstatt des Lichts dienten.

Die Frage: ob die Jagd anfangs, oder wenigstens noch zu Tacitus Zeiten, gemein gewesen sey, kann man aus wichtigen Gründen mit Ja beantworten. Denn Wald und Wild war im Ueberfluß vorhanden, Wildpret war ein allgemeines Nahrungsmittel, und wilden schädlichen Thieren nachzustellen, eine so dringende Nothwendigkeit, daß es gewiß nicht erst erforderlich war, die Oberhäupter der Gauen um Erlaubniß zu bitten. Wozu oder auf wie lange Zeit hätte auch eine beschränkte Jagd genutzt, da die alten Deutschen ihre Wohnsitze so oft veränderten, folglich allemal wieder neue Jagddistrikte hätten abgesteckt werden müssen. Zu dem was für Vortheil hätte das Jagdregal bringen können, da man das Wildpret nicht, wie heut zu Tag, für Geld, höchstens nur Tauschweise, für äußerst geringen Werth, an den Mann bringen konnte? Daß übrigens jeder Gau seinen Hauptbezirk gehabt haben mag, kann, dieser Behauptung unbeschadet, bestehen.

Später, und bei den Franken, wurde freilich die Jagd ein Regal der Fürsten, welches sie wieder andern, z. B. dem hohen Adel, verliehen, und auf die Eingriffe in dasselbe gewisse Strafen setzten. Diese betrafen theils wilde, zur Jagd abgerichtete Vögel, als Habichte, Adler, Falken ꝛc. theils Jagdhunde und andere vierfüßige Thiere. Wer sich an beiden vergriff, wurde zu einer festgesetzten Geldstrafe verurtheilt.

Nach den Alemannischen Gesetzen mußte ein gestohlner Laithund mit zwölf Solides gut gethan werden; eine mittelmäßige Kuh hingegen kostete nur einen, ein gutes Pferd nur sechs. Ein abgerichteter gemeiner Stoßvögel wurde mit drei Solides, einer, der einen Kranich fieng, mit sechsen bezahlt. Lauter Beweise, wie wichtig die Jagd den alten Deutschen war.

Unter Karl dem Großen kam die Jagd immer mehr empor. Er selbst war davon ein ungemeiner Liebhaber, hatte große ererbte und selbst angelegte Forsten und Jagdschlösser. Unter die erstern gehört Silva Ardoenna cum Vogeso, Silva Carisiaca etc.; unter die letztern die ehemalige alte Salzburg im Wirzburgischen und der Pallast Salz.

Wegen der großen Neigung zur Jagd und Tafel, wurde in Karl des Großen drittem Capitular, vom Jahr 789 den Grafen befohlen, an Gerichtstagen nicht auf die Jagd oder zu Mahlzeiten zu gehen. In Ansehung der Klerisei ward das Verbot des Bonifacius mehrmals erneuert. Die Bischöffe, heißt es unter andern, sollen keine Kuppeln von Hunden haben, weder Falken noch Stoßvögel noch Possenreißer. Wenn auch den Klöstern Waldungen samt der Jagdgerechtigkeit geschenkt wurden, so war das keineswegs so zu verstehen, daß die Mönche selbst auf die Jagd gehen sollten.

In der folgenden Zeit fuhr man fort mit Hetzen der Hunde, und bediente sich zur Erlegung der wilden Thiere der Pfeile, Köcher und Armbrüste; man hielt auch Federspiel zum Weidewerken, und die Fischereien waren theils gemein, theils in der Herrschaft gewisser Besitzer.

Ein gewisser Heigius meldet von einem dreifachen Unterschied bei dem Jagen, und verstehet unter Luftjagden, das Vogelwerk; unter Erdjagden, die vierfüßigen Thiere;

und unter Wasserjagden, die Fischereien, welcher Unterschied aber bei unserm Jagdwesen von keinem Nutzen mehr ist.

Mehrerer Erwähnung verdient der nachher entstandene Unterschied in hohe- und niedere Jagd, welcher erst im 16ten Jahrhundert aufgekommen und eine Erfindung der Jagdbedienten ist. Viele wollen zwar diesen Unterschied aus ältern Zeiten herführen, und schon aus des Kaisers Karl des Größen Schenkungsbriefen, worin die Worte: omnis venatio stehen, so wie aus dem Diplom Otto II. und andern Nachrichten die Ober- und Niederjagd behaupten. Daß aber solche Meinungen sehr unzulänglich sind, ist leicht aus der Einsicht dieser Nachrichten von selbst zu schließen, und die Meinung des Helgius also wohl die sicherste, so wie man auch keine Ordnung im Forst- und Jagdwesen antrift, welche vor dieser Zeit sich des Ausdrucks der hohen und niedern Jagd bedienet.

Es sind daher im 17. Jahrhundert verschiedene Benennungen der Ober- und Niederjagden entstanden. Bald heißen solche: Hohe- und Niederjagden, groß und klein Wild, Hoch- und Niederwildpret, hohes und niederes Weidewerk, hohe Wildjagd, hohe Wildfuhr, hohe auch Fuchs- und Hasenjagd, hohe Wildbahn, hohes Wildpret. In Baiern nennte man die Niederjagd das Reißgejägd und kleine Weidewerk, womit auch des Kaisers Rudolph II. Ordnung überein kömmt, welche den Unterschied in Reißgejägd und Wildbahn macht. Was aber eigentlich zur hohen und niedern Wildbahn gezogen wird, davon sind jedes Orts herkommliche Gewohnheiten, welche nicht überein sind, in acht zu nehmen.

Man findet auch noch verschiedentlich den Ausdruck hochroth- und niederroth Wildpret. Das erste sind Hirsche und Thiere, die letzten Rehe. Roth- und Schwarzwildpret, worunter ordentlicher Weise nach der ersten Benennung Hirsche und Rehe, nach der andern aber Bären und Schweine verstanden werden. Von Tannenwildpret, weil es an vielen Orten nicht bekannt, ist in den Ordnungen wenig anzutreffen. Noch findet sich ein Unterschied der Raubthiere, wozu Flemming noch die grimmig reißende füget, und von jenen absondert. Ferner ist der Unterschied

in edle und unedle zu bemerken, welche Benennungen gar selten von einander unterschieden werden.

Die hohe Jagd hat man auch unterschieden in die rare und gemeine, davon jene aus den raresten Thieren, als Reihern, Auerhühnern, Gemsen, Fasanen, Elennsthieren, diese aber in ordinairem Roth- und Schwarzwildpret bestehe, die ersten auch oft für den Landesherrn allein geheget werden.

Der Unterschied in Hohe- und Niederjagd wurde im Sachsen-Lauenburgischen ganz anders gemacht, indem zu jener nur lediglich die Hirsche, zu dieser hingegen alles übrige Wildpret gezählet wird. Zu Zeiten wurde auch wohl jemand nur mit der Jagd über gewisse Thiere privilegiret, als wie z. B. die von Riedesel zu Isenbach mit der Schweinsjagd, mit der Falkenjagd die Grafen von Catzenellenbogen, mit der Rehjagd die von Altenthan. In Oesterreich ist der Unterschied in die Wildbahn und Reißgejägd; zu jener gehören die Hirsche und Thiere, Schweine und Bären, zu dieser aber alles übrige Wildpret. In Baiern hat diese Eintheilung gleichfalls statt.

Nachdem aber der Unterschied in hohe und niedere Jagd noch nicht alles so genau ausgedrückt, auch die Landesherrn ihren Vasallen bei Verleih- und Schenkungen oft ein mehreres als die Niederjagd zueignen wollen, so hat man die Mittelstraße erwählet, von der Oberjagd etwas abgerissen und ihnen zugeleget, dabei aber den Unterschied in Ober- oder Hohe, Mittel- und Niederjagd gemacht. Zu welcher Zeit dieser Unterschied aufgekommen, kann nicht genau bestimmt werden; nur so viel weiß man gewiß, daß man in Chursachsen schon 1530 damit den Anfang gemacht hat.

Ob nun schon bei diesen allen der Jagdbefugniß ein Ziel gesetzet worden, so werden doch viele Raubthiere, als Bäre, Wölfe und Füchse davon ausgenommen, und solche außerhalb der Wildbahn zu tödten jedermann erlaubt. Die Baiersche Jagdordnung verstattet solches gleichfalls, und dehnet sothane Erlaubniß noch auf mehrere Thiere, Luchse, Ottern, Iltisse, wilde Katzen u. d. gl. aus. Hingegen will Chursachsen dieses nur bis auf die Wölfe einschränken (s. Jagdgerechtigkeit).

Fast gleiche Verordnung findet man einiger Orten wegen der Raubvögel, jedoch ist deren Tilgung lediglich den Forstbedienten, gegen Erhaltung eines gewißen Schießgeldes, anbefohlen. Hingegen findet man auch viele alte und neue Ordnungen, besonders von den Orten, wo die Reiherbeitzen angestellet werden, welche die Hegung der Reiher und Falken oder Federspiels gebieten.

So wie die Fischereien nach alten deutschen Gebräuchen mit zur Jagd gerechnet worden, eben so werden solche in gegenwärtigen Zeiten auch noch in manchen Ländern dahin gezählet. Und obschon an vielen Orten die Vasallen und Communen selbige als ein Lehn- oder Erbzins besitzen, so gehören doch die öffentlichen Flüsse gemeiniglich dem Landesherrn. Es stehet ihm auch das Recht zu, über die in seinem Lande befindlichen Fischereien Gesetze zu machen, und die raren Fische, wohin man Lachse, Stöhre, und andere aus der See in die Flüsse gegangene Fischarten, ingleichen Heeringe, Perlmuscheln, Edelgesteine, Goldsand und Bernstein rechnet, ad regalia zu ziehen. Nur ist die Aufsicht über die Fischereien, in den meisten Ländern, heutiges Tages nicht mehr den Jägern, sondern besondern Personen übertragen worden.

Die Arten der Jagd erhielten mit Erfindung des Schießpulvers ein ganz anderes Ansehen. Denn zugleich mit diesem entstanden die Feuergewehre, welche nach und nach zu mehrerer Vollkommenheit gebracht wurden; man sehe hievon unter Gewehr.

Von obiger Bestimmung des Wildprets zur Hohen, Mittel- und Niederjagd, so wie auch von den vielerlei Jagdarten, wodurch in gegenwärtigen Zeiten das Wildpret verfolgt und erlegt wird; sehe man unter dem Artikel: Jagd, übrigens auch unter Jagdfolge und Jagdgerechtigkeit. Endlich ist zu gedenken, daß in Deutschland noch eine Jagd vor nicht gar langer Zeit bekannt geworden, welche die Trüffeljagd genannt wird; hievon sehe man unter dem eigenen Artikel Trüffeljagd.

Da die Gewohnheit der alten Deutschen sich mit der Jagd, als ihrem Lieblingsgeschäfte zu belustigen, sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzte, so war wohl nichts natürlicher, als daß auch nachher, als die Jagd besonders

unter die Regalien gerechnet wurde, der Trieb zum Jagen nicht sogleich erstickt werden konnte, zumal auch das Interesse mit ins Spiel trat, weil das Wildpret zu höheren Preisen stieg. Dieses gab denn die Veranlassung, besonders als die Jagden zum Vergnügen großer Herren eingerichtet wurden, daß verschiedene Strafgesetze gegeben werden musten. Zu Tacitus Zeiten findet man unter den Deutschen noch keine Strafen aufgezeichnet, daher es auch wahrscheinlich ist, daß die Freiheit, sich der Wälder und Jagden zu bedienen, erst zu der Zeit aufgehört hat, in welcher der Adel für sich beständige Sitze erwählt und gewisse Jagdörter und Waldungen zu seinen Güthern gezogen hat.

Die ersten Nachrichten von den Strafen der Forst- und Jagdverbrecher geben uns die Salischen und Ripuarischen Gesetze. Nach diesen mußten diejenigen Völker, die am Rhein wohnten, und durch ihren Handel schon Geld an sich gezogen, ihre Strafen mit Geld büßen; bei den übrigen Völkern aber, wo das Geld noch nicht eingeführt war, mußten die Strafen an Vieh und andern Sachen entrichtet werden. Die Knechte, nämlich die, welche Bauerngüter hatten, hingegen, mußten entweder mit dem Leben büßen, oder sie bekamen nach Verhältniß des Verbrechens, Ruthenstreiche, wurden castrirt oder auf die Leiter gespannt. Die Salischen Gesetze waren härter und unter schärfern Geldstrafen abgefaßt als die Ripuarischen Gesetze.

Von den Strafen der Wilddiebe unter den Franken erzählt Stisser folgende Exempel. Günthramus, König der Franken, ließ seinen Cämmerling, Namens Cundo, eines in dem Walde Vogesius erlegten Wildes halber, lebendig unter einen Steinhaufen begraben. Fast noch härter als Todesstrafe war in den damaligen Zeiten das Gesetz, daß man den Wilddieben die Augen ausstechen, und sie an Armen und Beinen verstümmeln solle.

In den vormaligen Zeiten soll sogar der Gebrauch: die Wilddiebe auf Hirsche zu schmieden, an einigen Orten eingeführt gewesen seyn. So erzählt der Verfasser der Einleitung der Geschichte des Churfürstenthums Sachsens, daß unter der Regierung Mauritius, ein Bauer, der eine geraume Zeit in der Stille viel Wild geschossen, andern zur Warnung auf einen lebendigen Hirsch zwischen die Geweihe

gebunden wurde, worauf man den Hirsch mit Hunden in in die Wildniß hinausheßte. So wird auch von dem Erzbischoff Michael zu Salzburg erzählt, daß er einen Mann, der einen Hirsch, so ihm an Früchten Schaden gethan, im Jahr 1537 niedergemacht und mit den Seinigen verzehrt haben soll, in eine Hirschhaut hat nähen und auf dem Markte von den Hunden zerreißen lassen.

Nach den Gesetzen des Weißthums, welche unter dem Römischen Kaiser Ludwig im 13. Jahrhundert eingeführt waren, verlohr derjenige, welcher in dem Dreieicher-Walde ohnweit Frankfurth jagte, die rechte Hand; wer aber durch lauschen das Wild fieng, mußte den rechten Daumen hergeben; ja es wurden auch diejenigen, welche ein angeschossenes Wild fanden und solches nicht anzeigten, ziemlich hart bestrafet; und endlich verdammte man die der Wilddieberei halber verdächtige Personen sogar zur kalten Wasserprobe. Bei einem solchen barbarischen Verfahren, wurden der in Verdacht habenden Person die beiden Hände an einander gebunden, zwischen ihre Beine und Arme alsdann ein starker Knebel gestoßen, und solche in ein tiefes stehendes Wasser geworfen; fiel eine solche Person auf den Grund, so war sie schuldig, und schwebte sie nach dreimaligem Hineinwerfen empor, so war sie unschuldig.

Der Kaiser Sigismund gab im Jahr 1425 etwas gelindere Verordnungen, wenn er die Strafen des Büdinger Waldes, und des daselbst befindlichen Förstergedings bestätiget. Er ließ den Hirschdieb nach Dargebung eines Ochsens und zehn Pfund Pfennige laufen; der Hasenlauscher hingegen sollte mit dem rechten Daumen bezahlen, bisweilen auch nach dessen Entwendung drei Pfund Pfennige büßen.

Die Todesstrafen der Wilddiebe sind also nicht erst zu unsern Zeiten aufgekommen, sondern schon vor dem 10. Jahrhunderte im Gebrauch gewesen. Nach dieser Zeit wurde für die Wildpretsdiebe auch in Chursachsen, im Magdeburgischen, Braunschweigischen und in andern Ländern, so wie im ganzen Ober- und Niederrheinischen Kreise die Todesstrafe eingeführt. In einer Verordnung, welche der Landgraf von Hessen-Kassel 1727 hat bekannt machen lassen, heißt es unter andern: die Vagabunden in den Wäl-

dern, die durch Hinwegschießung, Unterschlag und Verkaufung des ihnen nicht zugehörigen Wildes, nicht allein förmliche Diebstähle begehen, sondern auch großer Herren Wildfuhren verderben, deren Regalien und Hoheiten gröblich und geflissentlich violiren, und öfters die Forstbediente mörderischer Weise auf Leib und Leben angehen; ja endlich rechte Straßenräuber und Mörder abgeben rc. die Strafe zu vorkommenden weitern Schießens, die rechte Hand durch den Scharfrichter mit dem Beil abgehauen; oder aber die Strafe lebenswieriger Arbeit in herrschaftlichen Gebäuen, in Eisen und Banden geschlossen, und mit Aufsetzung Hirschgeweiher anzusehen, und bei mehrmaliger Wiederholung auch sogar das Leben durch den Strang am Galgen zu nehmen.

Statt dieser Todes- und sonstiger Leibesstrafen haben sich die Durchlauchtigsten Gesetzgeber aber auch die Geldstrafen vorbehalten, und deshalb gewisse Taxen gesetzt, nach welchen diejenigen, so es in Vermögen haben, statt der Lebensstrafe büßen müssen.

Jagdgeschrei, Fr. Cri de chaſſe, Huée. Ist, wenn die Jägerei bei einem Haupt-Hirschjagen unter dem dreimaligen Geschrei: Jo ho! hoch do, ho! zu Holze, und nach geendigter Jagd unter ebendemselben wieder zurück nach dem Schirme ziehet. Bei einem Haupt-Saujagen ist das Geschrei: Ho! Ri do! Riddere do! ho! ha! ho! s. unter Abjagen.

Jagdgötter. Unsere Voreltern und andere Europäische Völker im Heidenthum verehrten gewisse Wald- und Jagdgötter, und einen Jagdpatron, welchen ein Theil der Christenheit einen Heiligen nennt, und seine Vorbitte und besondern Schutz in Jagdangelegenheiten sucht.

Ob der Götzendienst nach einiger Meinung schon vor der Sündfluth seinen Anfang genommen, oder daß nach andern, nach der Sündfluth, Nimrod der erste gewesen seyn solle, welchen man nach seinem Tod als eine Gottheit verehrt habe, ist beides unerwiesen. Die ersten Götzenbilder, von denen wir etwas gewisses wissen, sind die, welche bei Labans Familie waren; aber wie der Götzendienst sich überhaupt über den ganzen Erdboden ausgebreitet; das beruhet alles auf Muthmaßungen. Um der Sache näher zu

kommen, so ist hier blos zu bemerken, daß die Griechen und Römer 12 Hauptgottheiten hatten, als: Juno, Vesta, Minerva, Ceres, Diana, Venus, Mars, Merkurius, Jupiter, Neptunus, Vulkanus und Apollo. Zu dieser ersten Klasse gesellten sich eine unzählbare Menge anderer untergeordneter Götter, von welchen einige allgemein dafür erkannt waren, andere aber nur in besondern Städten und Gegenden verehrt wurden. Die Römer übertrafen die Griechen noch in der Menge der Gottheiten.

Die gemeine Meinung war, daß die Götter im Himmel wohnten, daß sie aber zuweilen auf die Erde kämen, und gewisse Oerter vor andern gerne besuchten. Der Jupiter hatte sein Absteigequartier in einer Buche zu Dodona in Griechenland, der Vulkanus im Berge Aetna, und die Diana ruhete zu Ephesus, wenn sie sich müde gejagt hatte. Dieses waren jedoch die Oerter nicht allein, in welchen sie anzutreffen waren, sondern der Pöbel glaubte, daß sie wirklich in die Bilder eingeschlossen seyen, welche dieselben vorstellten.

Die Römer theilten die Götter in größere und kleinere; die 12 oben genannten waren die größern, oder die Götter der größern Völker (Consentes), die im Götterrath, Sitz und Stimme hatten, und die übrigen waren die Götter der kleinern Völker (minores gentium) oder die geringern.

Ursprünglich waren diese Götter wohl nichts anders als Menschen, die sich entweder durch große Thaten hervorgethan, oder nützliche Erfindungen zum Besten des gemeinen Lebens gemacht, oder besondere Liebe und Achtung bei den Völkern sich erworben hatten, bei denen sie wohnten. Nachdem das Andenken davon sich aber verlohren hatte, und nur fabelhafte Traditionen übrig geblieben waren, so brachten die spätern Weltweisen die Sache in ein System, wiesen jedem Gott sein besonderes Departement an, und beschenkten uns mit den Nachrichten, welche wir nun die Götterlehre (Mythologie) nennen. Nach dieser Götterlehre hatten nun auch die Waldungen und die Jagd ihre eigene Götter, welche theils dieselbe beschützten, theils Glück zu den dabei vorfallenden Verrichtungen gaben.

Der eigentliche Waldgott war Silvanus, wie schon sein Name andeutet, weniger bekannt bei den Griechen, aber sehr berühmt bei den Römern. Man findet ihn in alten Steinen, Mahlereien und Denkmalen zuweilen auf dem Kopf mit zwei kurzen Hörnern und den Unterleib wie den Unterleib einer Ziege; gemeiniglich aber hat eine ganze menschliche männliche Figur in der einen Hand den Ast von einem Baum, und in der andern ein krummes großes Messer, wie die größte Sorte der Gartenmesser ist, und zu seinen Füßen einen Hund. Meistens wird er ganz nakkend vorgestellt, zuweilen findet man ihn auch gekleidet, mit Blättern oder Fichtenzweigen mit Zapfen vermischt, gekrönt, und mit Ziegenohren. Allezeit hat er einen Ast in einer Hand, der zuweilen deutlich als der Ast einer Fichte oder Cypresse zu erkennen ist, vielfältig aber läßt sich die Art des Baums nicht genau unterscheiden; er wurde nicht zu den Versammlungen der Götter der ersten Classe gezogen, denn das Forstwesen war damals noch keine Wissenschaft; er war aber demohngeachtet ein geehrter Mann, er hatte die Aufsicht über die Gränzen, und das Wald- und Landleben.

In größerem Ansehen stand die eigentliche Jagdgöttin die Diana, nach der meisten Schriftsteller Meinung, eine Tochter des Jupiters und der Latona, und eine Zwillingsschwester des Apollo. Sie wurde im August gebohren. Die Fabel erzählt, daß sie zuerst auf die Welt gekommen, als ihre Frau Mutter mit ihr und ihrem Bruder entbunden worden; daß sie gleich nach ihrer Geburt ihrer Mutter als Hebamme beigestanden, und als sie die Schmerzen bei der Geburt des Apollo mit angesehen, einen solchen Widerwillen gegen den Ehestand bekommen habe, daß sie sich von ihrem Vater zur Gnade ausgebeten, ewig Jungfer bleiben zu dürfen. Diese Bitte sey ihr auch gewährt worden; und dieses ist auch die Ursache warum man bei den alten Dichtern keine Liebesbegebenheiten unter ihrem Namen findet. — Ihre Schamhaftigkeit war vielmehr sehr groß, und sie strafte mit strengem Ernst, was dieselbe beleidigte. Pausanias sagt, Actäon ein Sohn des Aristäus sey auf der Jagd gewesen, und habe die Diana mit ihren Nymphen im Bad angetroffen. Aus Vorwitz sey er näher hinzugetreten, und

die Göttin habe seinen Frevel damit geahndet, daß sie ihn in einen Hirsch verwandelt habe. Die mehreren Dianen, deren Cicero erwähnt, und von denen eine die Mutter des geflügelten Cupido gewesen seyn solle, gehören nicht hierher.

Höchstwahrscheinlich sollte ursprünglich der Apollo die Sonne und seine Schwester Diana den Mond, also zwei Geschwister, die so nahe verwandte beide große Himmelslichter vorstellen, und daraus ist auch erklärbar, warum man ihr so mancherlei Gewalt und Wirkungen zugeeignet, und so mancherlei Namen gegeben. Sie war die Göttin, welche die Nacht erleuchtete, daher Horaz sie Noctiluca nennt. Ein anderesmal heißt sie: Lucifera, und wird mit einer brennenden Fackel gebildet. Sie beschäftigte sich auch mit der Geburt des Menschen, und in dieser Rücksicht hieß sie: die Lichtschenkende oder Lucina. Die Nachtgespenster und Zauberinnen stunden unter ihrem Commando, und darum nannte man sie Hecate. Als Diana Hekate wurde sie mit drei Gesichtern vorgestellt, entweder anzudeuten, daß sie über Geburt, Gesundheit und Tod Gewalt habe, oder auch darum, weil man sie auf dem Felde an die Orte stellte, an welchen mehrere Wege zusammenstoßen, und an welchen noch heut zu Tag der Aberglaube die Gespenster und Hexen ihr Spiel treiben läßt. Eine der berühmtesten Dianen war die zu Ephesus und diese hieß: Multimammia, weil sie viele erhabene Brüste hatte, deren Zahl zuweilen gegen 30 gestiegen. Ihr Haupt war mit einem Thurm gezieret, und der übrige Leib mit vielen symbolischen Bildern geschmückt. So wie jeder Monat bei den Römern seinen besondern Schutzgott hatte, so war die Diana die Schutzgöttin des Novembers, zu andern Zeiten überhaupt die Vorsteherin des jungfräulichen Standes, und bei den Kretensern wurde sie unter dem Namen Britomartis verehrt, welches eine angenehme Jungfer bedeutet.

Alle diese Dianen gehören doch eigentlich nicht hierher, und nach den noch vorhandenen Alterthümern, auf welchen sie abgebildet ist, zu urtheilen; waren die so eben angeführte und andere mit Stillschweigen übergangene Beschäftigungen auch nicht ihre Hauptsache. Sie kommt unter

dem Beinamen Agrotera wohl am aller öftersten vor, und wie dieser ihre Oberaufsicht und Beschützung des ganzen Wald- und Jagdwesens bezeichnet, so war sie auch die eigentliche Wald- und Jagdgöttin. In dieser Eigenschaft wird sie am gewöhnlichsten als eine wohlgewachsene Frauensperson, in einem kurzen zur Jagd tauglichen Rocke, mit einem Bogen, einem Köcher voll Pfeile, und auf dem Haupt mit einem zunehmenden Mond vorgestellt; welcher letzterer ihr eigentliches Kennzeichen ist. Zuweilen hat sie einen Hund neben sich, und gar oft statt des Bogens einen Jagdspieß in der Hand, vielfältig auch in der andern Hand einen kleinen Commandostab, ihre Herrschaft damit anzudeuten. In ihrer Jugend soll sie nackend gegangen seyn, weil aber Jupiter für eine Jungfer solches unschicklich gefunden, so hat er dem Merkur befohlen sie zu kleiden. Pausanias sagt, sie sey zuweilen in eine Hirschhaut gekleidet gewesen; nur in Athen hat man eine angetroffen, die gekrönt gewesen; in allen andern Vorstellungen hat sie die Haare auf verschiedene Art gebunden. Man findet sie selten sitzend abgebildet, fast immer stehend oder laufend als wenn sie eben auf der Jagd wäre. Zuweilen reitet sie auf einem Hirsch, oder fährt in einem Wagen, der mit zwei Hirschen bespannt ist; auch trift man sie mit dem Ast eines Baums in der einen und einem solchen Messer wie Silvanus hat, in der andern Hand an, als ob sie sich in Dickungen einen Weg machen wollte. In noch andern Vorstellungen hat sie statt des Hunds einen Hirsch oder auch ein Reh neben sich, und in Münzen auf der umgewandten Seite, auch eine flüchtige Sau.

Alle bekannte Völker hatten sie als eine Gottheit angenommen, sie ruften sie um Glück an, wenn sie auf die Jagd giengen, und versprachen Opfer, wann sie was fangen würden. Sie wurde bald in Tempeln, bald in Wäldern und heiligen Hainen verehrt. Die Athenienser opferten derselben jährlich 500 Ziegen, wegen einer Schlacht, die sie unter ihrem Beistand gegen die Perser gewonnen hatten; Andere brachten ihr Hirsche und Sauen, und die Eretrier lauter Thiere, die an irgend einem Glied verstümmelt waren, welches gegen das allgemeine Gesetz, nach welchem die Opferthiere ohne Mangel seyn mußten, gewesen

seyn würde, wenn es nicht seinen Bezug auf die Jagd gehabt hätte.

Die Alten glaubten, sie habe gegen die Mitte des Augusts zu jagen aufgehört, und es wurde daher ihr zu Ehren das Jagen um diese Zeit auch eingestellt, und die Hunde, welche sich besonders ausgezeichnet hatten, wurden gekrönt.

Ihr Ansehen übertraf an gar vielen Orten, das Ansehen aller andern Götter, welches unter andern auch daraus erhellt, daß ihre Verehrung unter dem gemeinen Volk sich noch lange erhalten hat, nachdem die christliche Religion bereits eingeführt gewesen. Noch zu Ende des 13. Jahrhunderts mußte ein Bischoff zu Conserans in dem Pyrenäischen Gebirg die Vermengung ihres Dienstes mit dem wahren Gottesdienst, ausdrücklich verbieten, und in Deutschland, besonders in dem Bezirk des Burgundischen Kreises, im Ardenner Wald, war ihr Ruhm so groß, daß auch die Römer ihre Diana Arduinna daher entlehnt haben. Brower, ein um die Trierische Geschichte sehr verdienter Jesuit, bemerkt 1626, daß er nahe am Ardenner Wald bei Epternach im Herzogthum Luxemburg die Aufschrift noch an einem Felsen gefunden: Deae Quintus Postumus potens V. S. (votum solvit) als womit keine andere Göttin, als die berühmte Ardenner Diana gemeint gewesen seyn kann. Ihre Verehrung hat sich daselbst auch noch länger als in den Pyrenäischen Gebirgen erhalten; denn der Erzbischoff Gregorius von Tours, der gegen das Ende des 16. Jahrhunderts gelebt, erzählt, daß noch zu seiner Zeit in dasigen Gegenden und in dem Trierischen Kirchsprengel, dieselbe sehr gewöhnlich gewesen, und daß er selbst, mit Hülfe der Nachbarn, eine ungeheure Bildsäule der Diana zerstört habe, welche von dem Volk immer noch gottesdienstlich besucht worden.

In unsern Zeiten erhält sich ihr Andenken nur noch in den Gedichten; in allegorischen Gemälden und Verzierungen der Jagdschlösser; in Verzierungen des Laufts bei besondern Lustjagen, wenn Damen dabei sind; in den Festen der Höfe, wenn Ekel an unaufhörlichen Schauspielen neue Erfindungen erfordert, und endlich auch zuweilen in den Namen der Jagdhäuser und Jagdschlösser.

Wieder minder geehrt war der Gott Pan; denn er hatte auch keine Stimme in dem eigentlichen Götter-Rath; aber er war einer der Waldgötter und der eigentliche Beschützer der Tannenwaldungen. Er wurde auch für einen Jagdgott gehalten, der mit den Waldnymphen den Dryaden und Hamadryaden in den Gebirgen herumzog; seine Verehrung geschahe auf mancherlei Weise, und in Griechenland wurde ein ewiges Feuer oder Lampe vor seinem Altar unterhalten. Bei den Egyptern war er der älteste unter allen Göttern und wurde unter der Gestalt eines Bocks verehrt; dieser gehört aber nicht hierher; denn man findet keine Spur, daß der egyptische Pan sich mit den Waldungen besonders beschäftiget habe.

Unser Pan, der Pan der Römer und Griechen, war in Arkadien gebohren, und man ist daher über seine Herkunft nicht einerlei Meinung. Das griechische Wort: Pan, welches Alles heißt, will nicht sagen, daß er der höchste oder der Gott aller Götter gewesen, sondern man glaubt, daß es vielmehr sein Ansehen und die Ungewißheit seines Vaters andeuten solle. Er wurde für einen Sohn des Ulysses und der Penelope ausgegeben; weil aber diese schöne Frau in Abwesenheit des Ulysses mit allen, die um sie waren, so vertrauten Umgang gehabt hatte, daß man nicht eigentlich bestimmen konnte, wer von der Gesellschaft die Erscheinung des bald zur Welt gekommenen Sohnes veranlaßt hatte, so nannte man denselben Pan, den Sohn Aller. Andere gaben den Merkurius als seinen Vater an, und erzählen, daß dieser sich in einen Bock verwandelt habe, um zu seiner Mutter der Penelope zu kommen, und daher habe der Sohn Hörner und Bockfüße bekommen.

In den alten Vorstellungen, welche man noch von ihm findet, ist er wenig von dem Faunus und Satyr unterschieden; gewöhnlich wird er als ein garstiger, sehr bärtiger Mann, mit Bockshörnern und Bocksohren vorgestellt, und der Unterleib ist von den Hüften an, der Leib eben dieses Thieres.

Die Mythologen sagen, er sey in eine schöne arkadische Nymphe, Namens Syrinx, verliebt gewesen; diese aber habe ihn geflohen, und sich in ein Rohrgebüsch

verwandeln lassen, um seinem ungestümen Anhalten zu entkommen. Aus diesem Schilfrohr habe sich Pan nachher seine Flöte verfertigt, die man daher Syrinx nennt, welches Wort überhaupt eine Hirtenflöte bedeutet, und dieser Syrinx, welcher sein eigentliches Attribut ist, unterscheidet ihn von andern Figuren, welche ihm in der übrigen Bildung gleich kommen.

Eins der deutlichsten und merkwürdigsten Bildnisse vom ihm hat in dem venetianischen Gebiet zu Brescia gestanden, allwo er ganz vorzüglich verehret worden. Er bläst auf einem Horn, und an der rechten Hüfte trägt er den Syrinx, der hier nur 5 Pfeifen hat, sonst aber gemeiniglich mit 7 und oft noch mit mehreren bis auf 10 gezeichnet wird. Sein Haupt ist über den Hörnern mit einer Krone von Attich geziert, öfter aber ist die Krone von Tannenreißern. Der Leib ist von vorne mit der Haut eines Leoparden bedeckt, welches die Flecken derselben zu erkennen geben. Man glaubt, die Alten hätten mit dem Horne andeuten wollen, daß er mehr als ein Instrument spielen könne; aber viel wahrscheinlicher ist, daß er dadurch als Schutzgott der Jäger hat bezeichnet werden sollen: denn der Gebrauch dieses Horns, welches mit dem Rüdenhorne des Herrn von Flemming fast ganz übereinstimmt, war bei der Jagd schon eben sowohl bekannt, als der Gebrauch des Mittelhorns und des Flügelhorns.

Der Priapus war unter den Waldgöttern was die Waldschützen oder Waldstreifer unter den Forstbedienten sind; er war bloß zur Beobachtung der Waldfrevler bestellt, und seine liebsten Opfer waren die Esel, welches dann auch ganz an seinem Platz gewesen. Die Fabel macht ihn zu einem Sohn des Bacchus und der Venus, und eben das Geschäft, welches ihm in den Waldungen angewiesen war, das hatte er auch in den Gärten. Er wurde meistens nur von Holz gemacht. Der Kopf bei dieser erbärmlichen Gottheit ist ohne Schmuck, der Bart geht in scheuslicher Gestalt bis auf die Brust, und der Knebelbart ist eben so lang; von den Hüften an endiget er sich in einer Herma, und das Fußgestell ist der Fang von einem Raubvogel, seine Aufsicht auf Diebe damit anzudeuten, in der rechten Hand aber hat er

eine kleine Glocke, um die Förster damit herbei zu rufen, wenn es was zu fangen giebt. Ob er in Deutschland bekannt gewesen, davon findet man keine Nachricht; der Name ist griechisch, aber die Herma oder die von den Hüften herunter gehende, viereckigte, abwärts verjüngte Säule ist eine deutsche Erfindung, wie man denn glaubt, daß die berühmte Irmensäule ihren Namen davon bekommen habe, und da die Deutschen neben ihren eigenen Göttern auch die Gottheiten der Römer und Griechen angenommen, so mag es leicht seyn, daß sie auch diesem für Deutschland ganz schicklichen Gott irgendwo einen Platz angewiesen haben.

Alle diese benannten Gottheiten erhielten bei der Einführung des Christenthums nach und nach ihren Abschied; die Waldungen wurden sich selbst überlassen, die Jäger aber bekamen unter den Heiligen einen eigenen Schutzpatron, welcher nun schon über 1000 Jahre sein Ansehen unverletzt erhalten hat, und Sanct Hubert heißt. Er war ein Sohn Bertrandi, Herzogs von Aquitanien. Nachdem er zu seinem Alter gekommen war, schickten ihn seine Freunde zu dem König Theodorico, welcher im Jahre 680 zu regieren anfieng. Er wurde daselbst bald Hofmeister; weil er sich aber mit dem vornehmsten Staatsminister, Ebroino, nicht vertragen konnte, wandte er sich zu Pipino Heristallo, welcher zur selbigen Zeit Gouverneur in Austrasien war. Dieser Pipinus führte ihm eine Person von großen Eigenschaften, Namens Floribane, zu, mit welcher er einen Sohn, Namens Floribertus, zeugte, der ihm hernach in dem Bißthum folgte. Die große Lust, die er am Jagen hatte, um welches willen er öfters den Gottesdienst versäumte, gab, wie die Geschichte sagt, zu seiner Bekehrung Anlaß; denn es erschien ihm ein Hirsch, welcher zwischen seinem Gehörn ein Crucifix hatte, und dabei hörte er eine Stimme, die ihm die ewige Verdammniß ankündigte, wofern er sich nicht bekehren würde. Dieses geschah in dem Ardenner Walde; darauf faßte er gleich den Entschluß, ein Geistlicher zu werden, und gieng nach Rom, woselbst ihm Pabst Sergius I. nach Lambertus Tod, zum Bischof von Mastricht machte. Die große Ehrerbietung, die er gegen Lambertus seinen Vorfahrer trug, so zu Lüttich begraben war, verursachte, daß er seinen bischöflichen Sitz in diesen damals kleinen Flek-

ken versetzte, welcher nach der Zeit bekanntlich eine von den mächtigsten Städten in Niederdeutschland geworden; dahero ihn auch einige den Stifter und ersten Bischof von Lüttich genannt, ob er wohl eigentlich der 30ste Bischof von Tongern und Mastricht gewesen. Er starb im Jahr 727, oder wie andere sagen, im J. 730 und ungefähr 100 Jahre nach seinem Tode wurde auf Verordnung eines zu Aachen gehaltenen Concilii, sein Leichnam in ein berühmtes Benediktinerkloster in dem Ardenner Walde, sonst Andain genannt, gebracht, welcher Ort nach der Zeit immerfort den Namen St. Hubert geführt hat. Die Mönche dieses Klosters sagen, daß sie mit seinem Körper auch seine Hunde bekommen, und davon eine reine Art immer mit Sorgfalt beibehalten hätten; allein es ist leicht einzusehen, daß nach 100 Jahren keine Hunde mehr von ihm da gewesen seyn können, wenn er dieselben auch bis zu seinem Absterben beibehalten hätte, woran jedoch mit Grund zu zweifeln ist. Von dem Augenblick dieser Versetzung an, ist die Ehrfurcht für den heil. Hubertus so groß geworden, daß es bei allen in der Gegend wohnenden Edelleuten zur Gewohnheit geworden, diesem Heiligen die Erstlinge ihrer Jagd darzubringen, und ihm den zehnten Theil alles im Jahr geschossenen Wildprets zu widmen. Die römischkatholische Kirche hat auch sein Ansehen so gut befördert, und die Ehrfurcht für ihn so gut geheissen, daß man in den alten Meßbüchern von Auxerre eine Messe aufgezeichnet findet, wo diesem Heiligen in den Gebeten der Name eines gebenedeiten Schutzpatrons beigelegt wird. Von dieses Huberts Geschlecht will man annoch die Chevaliers de Saint Hubert in Frankreich herleiten, welche Familie die Kraft haben soll, den tollen Hundsbiß durch bloßes Anrühren zu heilen; man behauptet auch, daß wenn die von solchen Hunden gebissenen Menschen nach dem Begräbniß des heil. Huberts geführt, ihnen die Stirn aufgeschnitten und ein Stück von dieses heil. Prälaten Amtskleid hineingelegt würde, solche sogleich kurirt würden. Den 3ten November jeden Jahrs wird sein Andenken gefeiert; s. Hubertus Fest.

Der Churpfälzische erste und vornehmste Hausorden hat seinen Namen von diesem Heiligen, und so auch das Chursächsische Jagdschloß, Hubertsburg; daß aber die

Würtembergische große Jagdorden ihm zu Ehren sey gestiftet worden, wie einige behaupten, davon findet man weder in den Ordens-Statuten, noch sonst irgendwo eine Spur. Viele Jäger tragen sein Bildniß an Kuppel und Hornfesseln.

In den ältern Zeiten waren auch der heilige Martinus und der heilige Germanus Schutzpatronen der Jäger, von denen besonders der letztere sehr verehrt wurde, der Bischof zu Auxerre gewesen und von dem das französische Jagdschloß S. Germain nebst dem anliegenden Wald noch seinen Namen hat; sie werden aber heutiges Tages nicht mehr unter die Jagd-Patronen gerechnet, so wie auch das Andenken des heil. Eustachs um so mehr fast ganz verloschen ist, als er ohnehin von vielen mit dem S. Hubert für eine Person gehalten wird. Der heilige Sebastian endlich, den einige aus Irrthum auch mit dazu gezählt haben, gehört gar nicht hierher; denn er ist nur der Patron der Scheiben-Schützen.

Jagdhalsband, Fr. Collier de chasse. Heißt ein Halsband, woran die Birsch- Wind- Hetz- Jagd- und dergleichen Hunde auf die Jagd geführet werden.

Jagdhorn, Fr. Cornet de chasse. Die Jäger bedienen sich zum An- und Abblasen der Jagd, die Hunde zu rufen und bei vielen andern Gelegenheiten, verschiedener blasenden Instrumente, die verschiedene Namen haben, von unterschiedener Größe, und deswegen auch von unterschiedenem Tone sind.

Die eigentlichen großen Jagdhörner werden von Kupfer oder Messing gemacht; letztere sind heller als die erstern. Dieses Horn trägt der Jäger in allen Jagen auf der rechten Seite über das Hornfessel, und zwar die Glocke vorn und das Mundstück nach hinten gewendet. Bei dem Jagen mit Tüchern wird im Treiben damit geblasen; wenn es wieder fortgeht, wird der der Trieb geblasen. Zum An- und Abblasen des Jagens sind gezeichnete Töne zu blasen; auch was jagdbar ist im Jagen, wird mit besonderm Ton angeblasen, wenn es auf den Lauft kömmt. Wenn das Jagdbare mit Hunden gehetzt, und die Hunde dasselbe halten, wird sein Ton geblasen. Wenn es die Herrschaft des Jagens abfängt, wird der Tod geblasen. Dieses ist bei den Tüchern der Ge-

brauch. In freien Jagen mit deutschen Hunden und bei dem Treiben im Freien wird zwar auch mit diesen Hörnern geblasen, noch mehr aber mit Flügelhörnern.

Jagdhund, Fr. Chien de chasse, ou de la Venerie, Ein Hund überhaupt gehört nach dem Natursystem des Linne' zur dritten Ordnung unter die Raubthiere (Ferae), von welchen er die zweite Gattung ausmacht. Seine charakteristischen Kennzeichen sind: sechs ungleich lange Vorderzähne in der obern und untern Kinnlade, wovon einige tiefe Furchen haben, und im dritten und vierten Monate fangen sie an die mit auf die Welt gebrachten Vorderzähne zu verlieren. Die langen, spitzigen und gekrümmten Eckzähne stehen einzeln, und auf jeder Seite befinden sich 6 bis 7 zackige Backzähne. An den gespaltenen Füßen sind vorne 5 und hinten 4 mit unbeweglichen Nägeln versehene Zehen. Diese Thiere laufen geschwind, machen fast alle einerlei Fährte, und besteigen die Bäume nicht. Ihre Nahrung besteht vorzüglich in Fleisch, daher sie auch heißhungrig und reissend sind. Als Hausthier aber genießt er auch zubereitete Vegetabilien, und fast alle Speisen, die der Mensch zu sich nimmt. Das Weibchen hat meistens 10 Säugwarzen, als 4 an der Brust und 6 am Bauche, hingegen dem Männchen fehlen die an der Brust. Das Männchen hat eine höckerigte Ruthe, wodurch bei der Begattung ein Zusammenhängen verursacht wird. Diese Thiergattung hat nächst dem Menschen unter allen Geschöpfen das dauerhafteste Naturell, und ist daher auch auf dem ganzen Erdboden und in allen Klimaten verbreitet.

Den Jagdhund insbesondere anlangend, ist dessen Kopf überhaupt rund, stark, breit, der Hinterkopf meistentheils eingefurcht, oder hat einen deutlichen Kamm, nämlich Erhöhung. Die Schnauze ist eben so lang, aber stärker als am Bauernhunde. Die Ohren sind dick, breit und gut behangen. Der Leib ist lang gestreckt und mäßig stark. Die Beine sind fleischig, und die Afterzehen haben Klauen. Der Schwanz ist von der Wurzel an dick und läuft spitzig zu, steht in die Höhe gerichtet und beugt sich etwas vorwärts. Das Haar ist bald gerade, bald zottig, immer aber in der Farbe sehr verschieden.

Die Jäger unterscheiden dreierlei Jagdhunde, nämlich: 1) den deutschen, welcher mittelmäßig behangen, haarig, flüchtig und leicht vom Leibe ist. 2) Den polnischen, welcher stärker und schwerer, dabei aber besser behangen ist; übrigens ist er wie die vorige Art von Farbe roth, braun, braunroth, gelb, wolfsgrau und nur selten schwarz. 3) Den englischen und französischen, welcher zwischen jenen beiden das Mittel hält, und weiß ist, mit schwarzen, braunen, gelben oder rothen Flecken, mithin den getigerten Jagdhund.

Alle diese Hunde besitzen eine große Stärke, laufen schnell, haben einen besonders sehr feinen Geruch oder Nase, und werden zum Aufspüren, Aufsuchen, Aufjagen und Verfolgen des Wildes gebraucht. Es ist daher der Jagdhund in gewisser Rücksicht eine Art Parforcehund, dem er aber weder in Gestalt noch im Wesen gleichet. Hierher gehören alle zur Jagd unentbehrliche Hunde, welche jedoch verschiedene Größe haben und nach ihren Bestimmungen zwar von verschiedenem, aber doch immer von hohem Werthe sind, weil der Jäger ohne dieselben zum Theil gar kein Jäger seyn kann, theils nur ein halber Jäger ist. — Ehe von der Erziehung, Wartung und den Krankheiten der zur Jagd gehörigen Hunde überhaupt gehandelt wird; so soll zuvörderst das Nöthige von einem Jagdhunde insbesondere angeführet werden.

Einen Jagdhund im engsten Verstande hält man für wohlgebildet, wenn er einen mittelmäßig dicken Kopf, lange breite herabhangende Ohren (einen guten Behang hat), wenn die Oberlippen tief über den Unterlippen herabhangen, (der Hund wohl belappt ist). Nase, Brust, Auge, Lenden, Knochenbau wie beim Hühnerhunde. Der Rücken muß eingebogen, der Bauch stark behaart und etwas eingezogen, die Füße dürre mit harten Ballen versehen, diese in den Zwischenräumen mit Haaren bewachsen, die Zehen schwarz, das Gebiß scharf, der Schlund weit geöfnet, der Hund von mittelmäßiger Statur und nicht schwer, sondern behende und leicht seyn. Er muß eine helle, laute, wohlklingende Stimme, nach dem Jägerausdruck, einen guten Hals haben. Man zieht die grobhälsigen den feinhälsigen

vor, weil die ersten auf eine weite Entfernung hörbar bleiben. Einige haben einen Doppelhals, d. i. sie geben beim Jagen einen doppelten Laut von sich, und dieß ist dem Ohre angenehm. Der Kontrast zwischen dem Jagdhunde und Hühnerhunde ist nicht wenig auffallend. Der Hühnerhund steht vor dem Wildpret, der Jagdhund jagt es auf; der erste bleibt, wenn es aufstößt, zurück, der letzte läuft ihm nach; der erste bringt es, wenn es erlegt ist, seinem Herrn, der letzte frißt es, wenn er nicht gehindert wird, auf. Der erste ist, selbst in Absicht auf seine Sitten, in eben dem Grade kultivirt, als der letzte roh, ungesittet und plump ist, und doch sind die anscheinenden Untugenden des Jagdhundes gerade diejenigen Eigenschaften, die ihm in den Augen des Jägers nur um desto mehr Werth geben. Es weicht aber auch die Erziehung und Abrichtung des Jagdhundes von derjenigen, die man bei dem Hühnerhunde anwendet, in eben dem Maße ab, als sie ungleich weniger Mühe und Arbeit kostet, und es bei dem ersten im Grunde mehr auf natürliche Anlage und Uebung als auf Kultur, die hier in gewissem Verstande schädlich seyn würde, ankommt. Keinesweges aber darf der Jagdhund ganz und gar sich selbst überlassen werden, sondern er bedarf allerdings einer gewissen Anführung und Leitung, und zu dieser möchte folgende Methode die zweckmäßigste seyn:

Sobald der Jagdhund ein Jahr alt ist, kann man ihn ins Feld bringen. Ehe er ins Feld gebracht wird, macht man ihn erst kuppelbändig, d. i. man kuppelt ihn mit einem andern und am besten mit einem etwas gesetzten und friedfertigen, nur nicht beißigen Hunde, zusammen, und läßt ihn täglich einige Stunden im Zwinger gekuppelt einhergehen. Man spricht ihm gleich Anfangs beim Aufkuppeln freundlich zu, man liebkoset ihn und sucht ihn unter dem Zuspruch: ho Kuppel, ho ho ho, wobei man ihn beim Namen nennt und ihm allenfalls ein Stück Brod reicht, dahin zu bringen, daß er selbst kommt und sich willig kuppeln läßt. Sobald er kuppelbändig ist, führt man ihn, und wenn man mehrere junge Hunde von gleichem Alter und vielleicht gar von einem Wurf hat (welche auf jeden Fall am besten und einstimmigsten zusammen jagen), diese sämmtlich, zwei und zwei gekuppelt, aus, oder läßt sie, wenn man einen

zuverläßigen Jäger hat, durch diesen, und zwar zu Pferde, ausführen. Man macht mit ihnen das erstemal eine kurze, das zweitemal eine längere Tour, man trabt Anfangs sachte, dann stärker, man hält sie an beim Pferde zu bleiben, man treibt sie, sobald sie unnütz stocken oder sich aufhalten, durch Zurufen, durch einen Peitschenknall und nach Umständen durch mäßiges Strafen fort; man setzt diese Uebung einige Tage nach einander und immer in verhältnißmäßig zunehmender Weite und Geschwindigkeit fort, man führt sie bei Viehheerden, erst in der Ferne, dann näher vorbei, dann mitten durch, bis man den vorangezeigten Endzweck erreicht hat. Ist nun die Jagd aufgegangen, so bringt man sie ins Feld, und nimmt einen eingejagten, und zwar wenn man mehrere dergleichen hat, den zuverläßigsten unter allen, zu ihrem Anführer mit.

Unter einem zuverläßigen Jagdhunde versteht man einen solchen, der nie anders als auf einer frischen Fährte, oder wenn der Hase kurz vor ihm aufsteht, und wenn er nach dem Jägerausdruck auf ist, nicht aber auf der Nachtfährte, d. i. auf der Spur, die das Wildpret in der Nacht gemacht hat, laut wird. Man nennt diesen letzten Fehler weide laut, oder vorlaut, und obwohl er im Grunde eine gute Nase von Seiten des Hundes verräth, so taugt er doch deshalb nicht, weil der Hase oft weit von dem Ort, wo der Hund anschlägt, entfernt; ist es aber ein Fuchs, dieser vielleicht bereits zu Bau ist und der Hund irre geführt wird, junge unerfahrne Hunde aber gar leicht denselben Fehler anzunehmen verleitet werden. Ein zuverläßiger Hund muß weiter immer nur eine und dieselbe Fährte halten, nicht wenn ihm während dem Jagen etwa eine andere vorkommt, oder ein frischer Hase aufspringt, den ersten verlassen und diesem folgen. Er muß weiter mit den Rück- und Widergängen des Hasen — der Fuchs geht größtentheils, ohne dergleichen zu machen, in gerader Tour fort — bekannt seyn, sich dabei nicht aufhalten und nur immer die Fährte, wo der Hase wirklich fort ist, jagen. Er muß endlich anhalten, d. i. ununterbrochen und so lange fortjagen, bis der Hase oder Fuchs getödtet oder der letzte zu Bau ist, oder er den ersten wohl gar so ermüdet hat, daß er ihn habhaft wird.

Es taugt nicht, wenn junge Hunde im Anfange mit mehr denn einem gebrauchten Hunde eingejagt werden, und ein einziger Anführer ist dazu hinlänglich. Die jungen Hunde zerstreuen sich weniger, halten sich im Gegentheil gar bald nur immer in der Nähe ihres Führers, schlagen, sobald dieser laut wird, alle auf einmal bei, und jagen in der Folge offenbar besser und einstimmiger. Man bringe sie im Anfange nie anders, als des Morgens, wenn der Thau noch auf dem Boden liegt, noch nicht abgefährtet, oder wenn es die Nacht über geregnet hat, wenn mit einem Wort der Boden feucht ist, heraus. Man richtet auf einem trockenen Boden, in Betracht daß die Hunde auf diesem die Fährte weniger wittern, diese nach dem Jägerausdruck kalt ist, selbst mit alten gebrauchten Hunden wenig aus. Junge Hunde verlieren nur um desto leichter und werden unmuthig.

Sobald sie losgekuppelt, gelöst sind, welches unter dem Zuspruch: los Hunde, los los, geschieht, zieht der Jäger und zwar zu Pferde, damit er folgen kann, mit ihnen. Er ermuntert sie zur Suche, und spricht ihnen theils in dieser Absicht, theils damit die Hunde wissen, nach welcher Gegend der Zug hingeht, uh la la la la — such op such op — binne binne uch da da da ꝛc. ꝛc. ꝛc. zu. Sobald er gewahr wird, daß einer oder der andere vernimmt, d. i. wenn er die Fährte zu wittern anfängt, welches man bei Jagdhunden wie bei Hühnerhunden daran erkennt, wenn der Hund die Ruthe stärker bewegt und mit mehrerer Begierde sucht, auch mit der Nase schnäufelt, so verstärkt er den Zuspruch. Wird der Anführer laut, so ruft der Jäger einigemal laut auf, hu bie hu bie hu bie, bis er hört, daß die jungen Hunde beischlagen. Fängt einer der jungen Hunde zuerst an laut zu werden, ist der Jäger so nahe, daß er den Hund sehen kann, und wird er gewahr, daß der Hund bloß auf einem alten Gefährte, oft auch weil ein Vogel vor ihm herausflog, klaft, so beruft er ihn gleich, pfui da, pfui da, dagegen er, wenn der Hund recht hat, wie vorhin verfährt, sich aber auch alsdann sogleich, und ohne weiter einen Zuruf hören zu lassen — dieß muß während der Zeit, da die Hunde jagen, nie geschehen — auf den Wechsel oder Paß, nämlich denjenigen Ort, wo der Hase oder Fuchs seinen Gang

zu nehmen gewohnt ist, verfügt. Geht die Jagd nach einer andern Gegend fort, so zieht der Jäger nach. Werden die Hunde still, so zieht er hin, die Hunde haben den Hasen, der vielleicht Widergänge gemacht, sich vielleicht gedruckt, d. i. sich niedergesetzt hat, verloren. Er ermuntert sie aufs neue und so lange, bis sie ihn wieder auffinden. Die Hunde auf solchen Fall abzurufen und nach einer andern Gegend hinzuziehen, ist ein unverzeihlicher Fehler und mit eine der Ursachen, warum oft Hunde, die von Race aus gut, aber schlecht eingejagt sind, nicht anhalten. Der Jäger muß, wenn die Hunde verloren haben, schlechterdings nicht eher nachlassen, bis sie wieder auffinden, es sey denn, daß Trockenheit des Bodens oder andere Umstände, aller angewandten Mühe ohnerachtet, es vereiteln, da er denn freilich abstehen muß. Wenn die Hunde aus Hitze überrollen, d. i. wenn der Hase etwa plötzlich eine Wendung gemacht hat und sie aus Unerfahrenheit oder Hitze anstatt der Fährte links oder rechts zu folgen, ohne diese, gerade aus vor sich hin jagen, so muß der Jäger, wenn er in der Nähe ist und den Hasen gesehen hat, die Hunde augenblicklich unter dem Zuruf; hai hai hai — hier hier hier und wenn sie kommen, da weg da weg da weg, wieder auf das Gefährte bringen, welches er auch auf den Fall, daß er etwa fehl geschossen hat, und die Hunde entweder weit zurück sind, oder nicht nachfinden, thun muß.

Erlegt der Jäger den Hasen, so ruft er: ho ho ho, tod tod tod, und zeigt ihn den Hunden, wenn sie ankommen, wirft auch wohl den Hasen aus und giebt den Hunden das Gescheide zum besten. Es muß dieß letzte aber nur zu Anfange, um die Hunde genossen zu machen, in der Folge aber keinesweges jedesmal, sondern nur dann und wann, wenn die Hunde etwa ermüdet sind und Erfrischung und Aufmunterung nöthig haben, geschehen. Ist der Hase angeschossen und die Hunde fangen ihn, so ist es, wenn es die erste Jagd ist, um desto besser, und man lasse es sich nicht leid seyn, wenn sie ihn auch allenfalls verzehrt haben, ehe man herbei kömmt. Sie jagen dann sicher um desto besser und begieriger.

Junge Hunde ermüde man im Anfange nie zu sehr; vielmehr lasse man sie, besonders wenn der Tag heiß ist und

es abgefährtet hat, aufkuppeln und ziehe nach Hause, damit sie nicht den Muth verlieren. Man bringe junge, die im ersten Felde, nämlich die noch nicht zwei Jahre alt und noch nicht völlig eingejägt sind, nie unter fremde Hunde, so wie es überhaupt nicht taugt, wenn man Hunde, die nicht mit einander zu jagen gewohnt sind, zusammen bringt. Zusammengebrachte Hunde jagen selten, fast nie zusammen, sondern vielmehr Partienweise. Junge Hunde schlagen bald hier bald dort bei. Die Jagd geht gewöhnlich schlecht, und man verdirbt noch überdem die Hunde. Jagt man in Gesellschaft, so lasse jeder abwechselnd seine Kuppel allein jagen. Wenn man den ganzen Tag über auf der Jagd bleibt, so müssen die Hunde, sobald man ausruhen oder nach einer andern entfernten Gegend hinziehen will, aufgekuppelt, und nur dann, wenn die Jagd fortgesetzt wird, wieder gelöset werden. Ohnerachtet die Jagd meistentheils bereits den 24sten August aufgeht, so ist es doch für jeden, der seine Jagd schonen will, gewiß mehr zuträglicher, wenn er den Jagdhund nicht vor dem ersten Oktober ins Feld bringt. Einmal setzt der Hase noch den Monat September durch, und es geht bei früherer Eröfnung der Jagd nicht nur mancher Mutterhase, der noch nicht abgesetzt hat, sondern auch beinahe der ganze letzte Satz verloren. Zweitens aber so jagen auch die Hunde, wenn erst das Laub gefallen und bei eintretender Regenzeit der Boden feucht ist, bei weitem besser. Wo Wildpret oder auch Rehe stehen, muß der Jagdhund heraus bleiben, wenn man nicht Schaden in den Wildbahnen anrichten will.

In Ländern, wo beträchtliche Wildbahnen sind, eifert man nicht ohne Grund gegen den Gebrauch der Jagdhunde. Wo aber dieser Fall nicht eintritt, darf man ihn nicht für schädlich halten, indem er unter gewissen Einschränkungen nicht nur nützlich, sondern auch in manchen und vorzüglich in solchen Gegenden, wo Brüche, Feldgesträuche rc. sind, gewissermaßen unentbehrlich ist, überdieß viel Vergnügen macht.

Wenn man die Hunde vorsichtig erzieht und sie frühzeitig an den Anblick des Viehes gewöhnt, wird man nicht leicht zu besorgen haben, daß sie Schafe, Schweine und dergl. anfallen werden. Tritt aber dennoch der Fall bei

einem oder dem andern ein, so sey man ja vorsichtig, und schaffe, wenn dieß überhand nimmt, lieber bei Zeiten den Hund ab, ehe er dieselben ebenfalls dazu verleitet. Die auf solchen Fall in Vorschlag gebrachten Mittel, wornach man den Hund z. B. in einen Sack stecken, und eine Heerde Schweine oder Schafe über ihn treiben soll und dergl. sind theils gewaltsam, theils fruchten sie nicht immer. Geschieht dieß bei einer Heerde Schafe oder Schweine zum erstenmale und in Beiseyn mehrerer Hunde, so geht man gerade zu zwecklos zu Werke, wenn man die Hunde von dem Schafe, das sie zuerst und gewöhnlich alle zusammen anfallen, abtreibt. Sie lassen dieß los und packen ein zweites; treibt man sie hier ab, so würgen sie das dritte. Es ist, wenn dieß Unglück einmal vorfällt, immer das beste, das eine Schaf Preis zu geben und den Hirten zuvor mit der übrigen Heerde forttreiben zu lassen, dann aber die Hunde auf frischer That nachdrücklich und derb zu strafen, sie aber auch sodann augenblicklich gekuppelt, und überdem an der Leine, wiederum an die Heerde zu bringen, ihnen, sobald sie Miene zum Anfallen machen, die Peitsche fühlen zu lassen, und dieß so lange unausgesetzt zu wiederholen, bis sie den Fehler nachlassen.

* * *

Was die Erziehung der Jagdhunde aller Art betrifft, so gilt dabei als ein Hauptgrundsatz, daß man bei der Entstehung des Begattungstriebes nur Hunde von einerlei Race zusammen lasse, und ganz fehlerfreie Hündinnen oder Betzen mit ganz gesunden, willigen, fleißigen und gut gebauten, aber im vierten Grade der Verwandtschaft mit einander stehenden Hunden oder Retten sich belaufen lasse, weil sonst gute Racen bald auszuarten pflegen. Ob zwar Beispiele vorhanden sind, daß von einer gutartigen und gesunden Mutter mit dem Sohne derselben gute und schöne Hunde gefallen sind, und desfalls auch einige allen nachtheiligen Einfluß der nahen Verwandtschaft bei der Fortpflanzung der Jagdhunde läugnen, so ist er demohngeachtet in der Erfahrung gegründet. Außerdem beobachte man noch, daß man niemals Hunde, die beide 8 bis 12 Jahr alt sind, mit

einander zulasse, sondern wenn man jeder Race wegen eine alte Hündin oder einen Hund zur Zucht braucht, so gebe man einer alten Hündin einen höchstens dreijährigen Hund, und dem alten Hunde eine ebenfalls 2 bis dreijährige Hündin. Am besten thut man auch, wenn man die Hündinnen nie eher als im zweijährigen Alter mit den besten vier- und fünfjährigen Hunden der Race, die man auftreiben kann, belegt.

Ferner gebe man sorgfältig auf das Temperament der Hunde Acht, damit man nicht zwei Hunde von einerlei Temperament begatte, weil sonst die beste Race aus physischen Gründen nach und nach ausartet. Man muß also für eine phlegmatische Hündin einen cholerisch-sanguinischen Hund, und so auch umgekehrt, für eine cholerische Hündin einen phlegmatischen Hund aussuchen.

Endlich lasse man die Hündin nicht eher mit dem Hunde zusammen, als bis sich der Begattungstrieb äußert, und wähle hierzu die Monate, Februar, März und April, weil die Hündinnen alsdann ihre Jungen nach Verlauf von 9 Wochen weder in einer zu kalten noch in einer zu heissen Jahreszeit werfen.

Die Kennzeichen des Begattungstriebes oder der Hitze sind bei der Hündin, daß sie a) dem Hunde schmeichelt, sich an ihm schmiegt und mehr als gewöhnlich mit ihm herumjagt; und b) daß ihr die Schnalle oder die Gebährmutter aufschwillt. Sobald man dieß gewahr wird, muß man zur Vermeidung alles Zanks und Beissens unter den Hunden, die Hündin so lange in ein besonderes Behältniß bringen, und den für sie bestimmten Hund nicht eher zulassen, als bis sie färbt oder Blut netzet. Das spätere Zulassen des Hundes geschieht deswegen, damit sich der Hund nicht vor der Zeit ganz zwecklos abmatte. Wenn die Hündin nun endlich den Hund wirklich annimmt und mit ihm hängt, so ist er nach dreimaligem Zusammenhängen wiederum von der Betze zu nehmen, die letztere aber nicht eher unter die Hunde zu lassen, als nach 10 — 12 Tagen, weil nach Verlauf derselben die Hitze vorüber ist.

Eine Hündin wird aber mehr als einmal im Jahre hitzig, und dieses setzt jeden Jäger in die Nothwendigkeit, die Hündin, wenn ihre Hitze nicht in die oben angezeigten

Monate trifft, verliegen zu lassen. Hierbei ist die größte Vorsicht nöthig, weil das Verliegen bei großer Kälte des Winters und Wärme des Sommers bisweilen die Wuth hervorbringt. Sobald man daher zur unbequemen Zeit eine hitzige Hündin wahrnimmt, so muß man sie von den Hunden absondern und ihre Hitze dämpfen. Das Mittel zu diesem Endzwecke von Heppe, der Hündin 9 Tage hinter einander 9 Pfefferkörner in einem Stücke ungesalzener Butter verschlucken zu lassen, scheint nicht nur zweckwidrig zu seyn, sondern hat auch in einigen Fällen Schaden angerichtet. Weit sicherer und jedesmal mit glücklichem Erfolge hat man die Hitze durch zwei Laxirmittel gedämpft, die man den zweiten Tag nach eingetretener Hitze und alsdann vier Tage darauf angewendet hat. Folgendes noch besser und sicherer scheinendes Mittel schlägt Herr Jester vor: Er empfiehlt der Hündin ebenfalls im Anfange ein Reinigungsmittel zu geben, ihr dann und wann eine mäßige Portion Schießpulver in den Hals zu schütten, sie sparsamer als gewöhnlich zu füttern und ihr täglich eine Schaale voll saure Milch zur Abkühlung vorzusetzen. Im Fall man demohngeachtet Gefahr besorgen müßte, so räth er das Zulassen des Hundes und zugleich die Wegwerfung der Jungen, sobald sie ausgeschüttet oder gewölfet oder geworfen sind, und zwar ehe sie angesogen haben, weil sonst das Gesäuge durch den Zufluß der Milch aufschwillt, wodurch Knoten, Verhärtungen, Geschwüre rc. entstehen. Diesen letztern vorzubeugen und das Aufschürzen des herunterhängenden Gesäuges zu befördern, bedient man sich gewöhnlich der Umschläge von Hefen, schwarzer Seife und dergl.; am gesündesten der Hündin ist aber der Umschlag von kaltem Wasser.

Wenn die Zeit der Ausschüttung heranahet, so muß man die Hündin auf der Jagd schonen, sie vor Erhitzung und körperlicher Beschädigung bewahren, sie wiederum einige Tage vorher absondern, ihr ein bequemes Lager bereiten, und sie allein und besser als gewöhnlich, zwei- bis dreimal des Tages füttern. Sobald nun die Hündin ihre 6, 8 bis 9 Junge ausgeschüttet oder geworfen hat, so behalte man davon die besten 3, 4 bis 6, je nachdem es die Gesundheit und körperliche Beschaffenheit der Hündin erlaubt. Bei dieser Auswahl haben diejenigen, welche ihren berühm-

ersten und besten Vorfahren am ähnlichsten sind, den Vorzug, und wenn sie auch schon die sogenannten einfachen und doppelten Luchsklauen nicht hätten, weil diese bloß in dem Fall einige Aufmerksamkeit verdienen, wenn der Vater oder ein noch höherer Ahnherr dieses Abzeichen gehabt hat.

Das Gebären der Hündin wird bisweilen durch die vor der Geburt in ihrem Leibe gestorbenen Jungen, theils durch das zu starke Aufschwellen der Schnalle gar sehr erschweret, und befördert öfters gar den Tod der Hündin. Im ersten Falle kann man das Ausschütten der Jungen dadurch ungemein befördern, wenn man z. B. entweder einen sogenannten Hasensprung zu Pulver stößt und der kreissenden Hündin in warmer Kuhmilch einflößt, oder Beifuß, gestoßenen Safran, und den Blumenstaub aus einer weißen Lilie, von jedem eine Messerspitze voll nimmt, das Ganze mit einem halben Lothe eines aus den Blumen und Zwiebeln einer weißen Lilie abgezogenen Wassers vermischt, und der Hündin zu zwei gleichen Theilen in einem Zwischenraume von einer Stunde giebt. Beim zu starken Anschwellen der Schnalle hingegen bestreicht man die letztere mit einem Oel, und die Geschwulst pflegt sich bald zu legen.

Unmittelbar nach dem Ausschütten muß die Hündin, besonders wenn sie sehr entkräftet ist, etwas Fleischbrühe mit Hausbackenbrode nebst einem Eßlöffel Leinöl bekommen, und während dem Säugen der Jungen wöchentlich ein bis zweimal eine Mahlzeit mit frischer Kuhmilch mit darin erweichtem und von Erbsenmehle bestreutem Hausbackenbrode, wodurch die Milch vermehrt wird.

Die Lagerstätte ist ebenfalls sorgfältig rein und trocken zu halten, und einen Tag um den andern mit frischem Strohe zu versorgen; und sollte sich dennoch Ungeziefer einfinden, so kann man die von Herrn Jester vorgeschlagene Salbe anwenden, nämlich: man nimmt eine Hand voll frischer Brunnenkresse und zerstößt sie in einem Mörser, presset den Saft durch einen leinenen Lappen, vermischt ihn mit einen Eßlöffel voll Nußöl und zwei Messerspitzen gestossenen Safran, reibt das ganze in einem Serpentinmörser zu einer Salbe, und bestreicht damit die Mutter nebst den Jungen einen Tag um den andern am Halse und hinter dem Behänge, so wird das Ungeziefer bald vertilgt seyn.

Die Jungen dürfen ohne den größten Nachtheil der Gesundheit der Mutter nicht länger als höchstens 8 Wochen am Gesäuge liegen, und müssen daher zeitig zum Fressen gewöhnet werden. Man nehme sie eine Woche vor der Entwöhnung vom Gesäuge, und gebe ihnen einigemal Brodkrumen in frischer Kuhmilch zu einem Brei geknetet, welchen man den Jungen theils mit den Fingern ans Zahnfleisch streichet, theils sie selbst mit der Nase hineintaucht, damit sie dieselbe ablecken müssen. Wenn diese Fütterung nur einigemal angewendet worden ist, so nehmen die Jungen den Fraß gerne an, und gewöhnen sich bald an ihr künftiges tägliches Futter, welches man ihnen täglich vier bis fünfmal in kleinen Portionen bis zum siebenten Monate geben muß. Wird man nach der Entwöhnung vom Gesäuge an den Jungen gewahr, daß sie keine Freßlust haben, und durch triefige Augen, warme Nasen, Trägheit und Traurigkeit eine andere Krankheit verrathen, so gebe man ihnen einen Theelöffel voll Provenceröl mit etwas zerstoßenem Zucker wöchentlich ein, zwei auch dreimal als Reinigungsmittel so lange, bis die obigen Kennzeichen von Krankheit verschwunden sind. Wenn man in die Verlegenheit kommen sollte, die säugende Mutter zu verlieren, so kann man einen langen weiten an beiden Enden aufgeschnittenen Federkiel nehmen, in das eine offene Ende ein längliches mit feiner alter nicht sehr dichter Leinwand überzogenes Stück Waschschwamm in Gestalt einer Hundezitze stecken, die Federkiele mit frischer warmer Kuhmilch füllen, und endlich dem jungen Hunde ins Maul zum Saugen stecken.

Für ausgewachsene Hunde ist gut ausgebackenes Hausbrod die gesündeste Nahrung, nur für die Unterhaltung einer Menge Hunde zu kostbar, daher man sich mit gutem Erfolge der wohlfeilern Fütterung mit Haferschrot von reinem und mehlreichem Hafer bedient. Gerstenschrot taugt nicht für Hunde. Kann man, wo viele Fleischer sind, mit wenig Kosten Schafknochen erhalten, so lasse man diese abkochen und den Haferschrot mit der heissen Brühe abkochen, nur muß man nicht, wie einige thun, die Schafbeine klein schlagen, und unter die Fütterung mischen, weil der Hund durch die scharfen spitzigen Knochen in die größte Lebensgefahr gerathen kann. Beim Einbrühen des Futters

ist sehr genau darauf zu sehen, daß die Brühe oder das Wasser siedend heiß darauf gegossen, und das Eingebrühte wohl umgerührt und zu einem Brei gemacht wird; den Hunden aber darf man ihn nicht eher geben, als bis er lauwarm geworden ist, weil heisse Fütterung die Hunde sowohl wüthend als auch lungensüchtig macht. Eben so nachtheilig für die Gesundheit der Hunde sind auch alle fette, zu stark gesalzene und gewürzte Nahrungsmittel, so wie die Ueberfütterung. An Wasser darf es den Hunden weder im Sommer, noch im Winter, zu keiner Zeit fehlen. Die Freßtröge müssen sehr reinlich gehalten werden, und während des Fressens muß immer ein Jägerbursche dabei bleiben. Einige Jäger füttern ihre Hunde des Tages nur einmal, welches aber der Gesundheit der Hunde sehr schädlich ist, und jeder Jäger sorgt für seine Hunde weit besser, wenn er ihnen die auf den Tag bestimmte Portion Futter auf zweimal, nämlich Abends um 6 und Morgens um 6 Uhr giebt. Bei der Morgenfütterung ist das übrig gebliebene Futter aus den Trögen heraus zu werfen. Am Jagdtage müssen die Hunde, wenn man sehr früh auszieht, nie vor der Jagd, sondern allemal eine Stunde nach derselben abgefüttert werden, denn sonst ist ihre Witterung schwach und schlecht. — Wie die Hunde zu Hause am besten aufbewahret werden, davon sehe man unter Hundezwinger.

* * *

Eine sorgfältige Wartung der Hunde trägt zwar allerdings viel dazu bei, um sie vor Krankheiten mancher Art zu sichern; durch sie allein aber ist man dennoch nicht im Stande, alle Fälle vorauszusehen, und aus dem Wege zu räumen, die dazu eine nahe oder entfernte Gelegenheit geben können. Die vorzüglichsten Krankheiten sind folgende:

Verschiedene Arten von Fiebern entstehen aus verschiedenen Ursachen, und äußern sich mehrentheils auf folgende Art: Der Hund ist frostig, hat kalte Ohren, Nasen, und bleiche Lefzen, thut ängstlich, hängt den Kopf zur Erde nieder, und verliert die Freßlust. Die Natur hilft sich mehrentheils selbst, wenn ein Durchfall entsteht, und wenn dieß nicht geschieht, so giebt man ihm Rhabarber mit ein

wenig Salz vermischt in einer Pflaume als Purganz ein, und die Krankheit hebt sich gewöhnlich. — Zum Laxirmittel nehmen viele Jäger eine Auflösung von Glaubersalz, geben es wohl auch alle Monate als ein Präservativmittel, und erhalten dabei ihre Hunde immer gesund.

Zuweilen bekommen sie eine Halsgeschwulst (Bräune), wobei sich das Zäpfchen im Hals und die Luftröhre entzündet, und der ganze Hals anschwillt. In dieser Krankheit, welche von schleuniger Abwechselung der Kälte und Hitze und von Wassermangel herrührt, legt man dem Hunde äußerlich ein Kißchen mit zertheilenden Kräutern, oder noch besser, einen warmen Umschlag von dick gekochter Hafergrütze auf, reibt ihm den Mund mit Salbei aus, und schüttet ihm Essig, mit etwas Schießpulver vermischt ein.

Eine andere unter den Hunden gewöhnliche und in einem hohen Grad ansteckende Krankheit ist die Raude. Sie entsteht größtentheils aus unreinlichen, faulen, oder auch wohl hitzigen Nahrungsmitteln, und aus schmutzigen mit Ungeziefer angefüllten Lagerstätten, wodurch im ersten Fall die ohnehin zur Fäulniß geneigten Säfte des Hundes verderben, im letzten aber die Haut verunreinigt und auf dieser ein krätzartiger Ausschlag zuwege gebracht wird. Oefteres ungewöhnliches Kratzen, kleine röthliche Flecken, die sich zuerst am Halse und Kopf, zuweilen aber, und dieß ist der Fall bei der sogenannten Speckraude, die durch übermäßige und vorzüglich fette Fütterung entsteht, auf dem Rücken einzufinden pflegen; Haarausfallen u. s. w. sind die ersten Kennzeichen dieser Krankheit. Gegen dieses Uebel giebt es verschiedene bewährte Mittel. Einige Jäger nehmen das Moos, das man häufig an den Feldsteinen antrifft, und geben von diesem, wenn es vorher getrocknet und gepülvert worden, dem Hund täglich einen Speiselöffel voll ein. Andere bedienen sich zum innerlichen Gebrauch und zum Heraustreiben der Krätze des grauen Schwefels, den sie den Hunden in Milch vorsetzen. Aeußerlich leistet der Gebrauch der gewöhnlichen stinkenden Schäfersalbe, oder auch eine von dem sogenannten Preßtobak zubereitete Lauge, sehr gute Dienste. Als eine vorzügliche Salbe wird folgende gerühmt: Man nimmt zwei Hände voll wilde Kresse, zwei Hände voll Alantkraut, eben so viel

Mengelwurz und Goldwurz, siedet diese Species in Essig und Lauge, thut zwei Pfund Seife hinzu, und bestreicht damit den räudigen Hund. Den besten und wirksamsten Erfolg aber rühmt Herr Jester aus Erfahrung von folgendem Mittel: Man nimmt eine Hand voll schwarze Nieswurz, schneidet sie in kleine Stücke und läßt sie mit einem Aufguß von Kosent (Nachbier) in einem zugedeckten und mit Teig wohl verklebten Topf so lange kochen, bis der Aufguß, von dem man auf eine Hand voll Nießwurz ein Berliner Quart nimmt, zur Hälfte eingekocht ist. Man schüttet eine Messerspitze voll rohes Spießglas (Antimonium crudum) hinein, und wäscht den Hund tüchtig, so warm als er es ertragen kann, über den ganzen Leib. Der Hund, welcher sich gewöhnlich gleich während dem Waschen leckt, bekömmt dann heftiges Erbrechen. Der Ausschlag kömmt zusehens über und über heraus, und der Hund wird gar bald von Grund aus hergestellt. Nur aber muß man bei diesem, wie bei jedem andern Mittel, für einen warmen Stall sorgen, und den Hund vor Kälte sichern, weil man sonst Gefahr läuft, daß der Ausschlag zurück tritt. Um das Wiederwachsen der Haare zu befördern, leistet das Einschmieren mit Leinöl gute Dienste. Daß man übrigens den Hund sogleich beim ersten Merkmal der Raude von den andern absondern muß, um die Ansteckung zu verhindern, versteht sich von selbst. Ist diese letztere allgemein, so ist es nothwendig, daß die Ställe und vorzüglich die Lagerstätten nach erfolgter Herstellung sorgfältig gereinigt, gelüftet und mit Essig oder Wachholderreißig ausgeräuchert, alles alte Stroh wie jeder Unrath herausgeräumt, auch die Wände von inwendig mit frischem Kalch getünchet und die Hunde nicht eher, bis dieses geschehen, wieder hineingelassen werden.

Eine Hauptkrankheit der Hunde ist ferner der Rotz auch Staupe genannt, und zwar gewissermaßen noch gefährlicher als die Raude, weil sie selbst bei erfolgter Herstellung, Spuren von Schwäche zurück läßt, die Hunde auch nicht selten die Nase zu verlieren pflegen. Sie entsteht vorzüglich durch Nässe und Erkältung. Die Ausdünstung des Hundes geht bekanntlich nicht wie bei einem andern Thiere durch den Schweiß, sondern vielmehr durch den

Speichel vor sich. Wenn diese Absonderung gehindert, die Ausdünstung unterdrückt wird, so entsteht eine Stockung in den lymphatischen Gefäßen. Die Säfte verdicken sich und es erzeugt sich ein zäher scharfer Schleim, der jene Krankheit zuwege bringt. Die Zufälle und Wirkungen des Rotzes äußern sich gewöhnlich auf eine zwiefache Art. Entweder sucht die Krankheit sich einen Ausweg durch die Nase des Hundes zu schaffen, oder sie wirft sich mehr auf die innern Theile, und dies ist allerdings der schlimmste und gefährlichste Fall. Husten, triefende Augen, immerwährendes Schnäufeln, stinkender Athem, Dummheit, Schwindel, Hin- und Herwanken, sind im ersten Fall; Lähmung in dem Rücken und den Hintertheilen des Hundes, starke Zuckungen, periodische Krämpfe und Jammer mit Schaum vor dem Maule sind im letzten Fall die äußern Kennzeichen des Uebels. Im ersten Fall kommt man oft dadurch zum Zweck, wenn man der Natur durch solche Mittel, die den Ausfluß der Materie befördern, zu Hülfe zu kommen sucht. Man schüttet z. B. eine Hand voll scharfen Meerrettig in eine gläserne Flasche, gießt auf diesen ein Berliner Quart Franzbranndtwein, läßt es etwa 24 Stunden in der Sonne stehen, und träufelt dann und wann ein paar Tropfen mit einem Federkiel in die Nase des Hundes, giebt ihm dabei täglich einen starken Speiselöffel voll Baumöl mit Zucker, oder man nimmt ein Iltisfell, wirft dieses auf Kohlen, und hält die Nase des Hundes über den Dampf. Beide Mittel pflegen hin und wieder gute Dienste zu leisten, den Ausfluß des Rotzes stark zu befördern, und den Hund wieder herzustellen, dagegen sie, wenn die Materie sich blos auf die innern Theile verbreitet, zu schwach sind. Am wirksamsten ist dann wohl ohnstreitig das vorher gegen die Raude vorgeschlagene Mittel, nämlich der Gebrauch der Nieswurz. Die Anwendung geschiehet auf gleiche Art. Da der Rotz in einem eben so hohen Grade ansteckend ist als die Raude, so müssen die Hunde ebenfalls abgesondert, auch ihre Ställe, bei einer allgemeinen Ansteckung, auf die angezeigte Art gereiniget werden, wobei noch dieses zu bemerken ist, daß man, wenn eine oder die andere Krankheit in der Nachbarschaft grassirt, sehr wohl thun wird, sich des Nieswurzmittels als einer Präservativkur zu bedienen,

indem es die Hunde vor der Ansteckung sichert und ihnen heilsam ist.

Die gefährlichste und wegen ihrer schrecklichen Folgen zugleich fürchterlichste Krankheit, womit die Hunde zuweilen behaftet werden, ist wohl die Tollheit oder Wuth. Schlechter unreinlicher Fraß, starke Erhitzung, heißes Futter, Mangel an Wasser bei der großen Sommerhitze und strenger Kälte, geben die erste und nächste Gelegenheit zu der Entstehung des Uebels. Vorzüglich werden die Hunde im Alter damit befallen, und zwar entweder im Sommer bei allzugroßer Hitze oder im Winter bey allzugroßer Kälte, vornehmlich wenn sie sich aus der Kälte sogleich an warme Orte legen. Die älteren Jäger pflegten sieben verschiedene Gattungen dieser Krankheit anzugeben, welche sich gar füglich auf zwei Gattungen, die hitzige oder die reißende, und die laufende oder sogenannte stille Wuth reduziren lassen. Die äußern Merkmale, die dem Ausbruch der Krankheit vorhergehen, sind bei beiden Gattungen zum Theil die nämlichen, obwohl sich bei der ersten noch einige besondere Zufälle als Vorboten zu zeigen pflegen. Der Hund verliert im Anfange der Krankheit die Lust zum Fraß, er läuft oder schleicht vielmehr unruhig hin und her, die Nase ist, wie bei allen Hundekrankheiten, heiß und trocken, das Auge gebrochen, der Blick schielend, er bellt entweder gar nicht oder doch nur mit heiser Stimme, er bezeugt sich beim Anblick seines Herrn weniger freundlich, und achtet nicht auf seinen Zuruf. Die besondern Merkmale, die sich vor dem Ausbruch der hitzigen Wuth einzufinden pflegen, sind außer den vorangezeigten noch die, wenn der Hund ungewöhnlich nach Fliegen und Schmetterlingen schnappt, wenn er wider seine Gewohnheit den zahmen Hühnern nachläuft, und diese zu haschen sucht, wenn er sich gegen andere Hunde freundlich bezeugt, mit ihnen scherzt, sie beschnaufelt, und ihnen dann plötzlich einen Fang giebt, auch wohl gegen seinen Herrn ein ähnliches Betragen äußert.

Der wirkliche Ausbruch der Krankheit wird bei jeder Gattung unter einer andern Gestalt sichtbar. Ein mit der hitzigen Wuth behafteter Hund trägt die Ruthe in die Höhe, er schäumt wenig oder gar nicht. Sein Auge ist glänzend,

der Blick wild, der Rachen offen, er läuft, wenn er ins Freie kommt, durch dick und dünne vor sich hin, fällt alles was ihm in den Weg kömmt, Menschen oder Vieh ohne Unterschied an, und endiget gewöhnlich sein Leben nach Verlauf von 9 Tagen unter dem fürchterlichsten Geheul und den gewaltigsten Schmerzen. Nicht nur der B ß, sondern selbst der Athem soll ansteckend und vergiftend seyn. Was er blutend beißt, wird gewöhnlich toll, und ist selbst dann, wenn schleunige Hülfe erfolgt, selten zu retten. Einem mit der laufenden Wuth behafteten Hunde tritt bei Ausbruch der Krankheit der Schaum vor das Maul, die Augen sind roth und entzündet, die Zunge blau, er läuft mit niedergesenktem Kopf, die Ruthe abhangend und zwischen den Beinen gekrümmt, meilenweit, und zwar größtentheils neben dem Wege vor sich hin, fällt vorzüglich Hunde an, ist aber dem Menschen, wenn er ihm zu nahe kömmt, nicht minder gefährlich. Zuweilen läuft ein dergleichen Hund schwindelnd und schwankend im Kreise umher, fällt hin und wieder um, schnappt blos ohne zu beißen um sich, und der Grad der Krankheit ist auf diesen Fall schwächer. Der Tod eines mit der laufenden Wuth behafteten Hundes erfolgt oft später als den neunten Tag, in den mehresten Fällen aber plötzlich. Der Hund fällt während dem Laufen um und bleibt todt liegen.

Von der hitzigen Wuth bekennen sowohl ältere als neuere Schriftsteller einmüthig, daß sie unheilbar sey; dagegen die Meinungen in Ansehung der laufenden Wuth getheilt sind. So wie sich indessen die Wirkung der gegen diese letzte angepriesenen Mittel auch nicht im mindesten bestätiget hat, so ist auch die Meinung derjenigen, die sowohl die hitzige als laufende Wuth für völlig unheilbar halten, offenbar überwiegend. Es ist daher keinesweges zu rathen, sich mit dergleichen unsichern Mitteln abzugeben, sondern ein jeder, der Hunde hält, hat bei dergleichen Vorfällen nicht sowohl auf die Rettung des Hundes, als vielmehr auf eigene und allgemeine Sicherheit Bedacht zu nehmen. Man mache es sich ein für allemal zum Gesetz, jeden Hund, bei dem man eine Abneigung zum Fraß verspürt, augenblicklich anzulegen, ihn gut zu befestigen, und von Stund an genau zu beobachten. Aeußern sich nun Merkmale von angehender Tollwuth, so säume man ja nicht den Hund zu

tödten, denn Heilungsmittel sind hier gewiß zwecklos, und unter den vielen zeither bekannt gewordenen Mitteln, kann auch nicht ein einziges nahmhaft gemacht werden, auf dessen Unfehlbarkeit in allen Fällen zu bauen wäre. Ein großer Theil davon läuft im Gegentheil auf Betrug und Geldprellerei hinaus, und so wie hierunter alle vorgegebene Arcana und sympathetische Mittel samt und sonders zu zählen sind, so gehört auch das Ausschneiden des sogenannten Tollwurms ganz eigentlich hieher. Dieser Tollwurm ist nämlich nichts anders, als eine unter der Zunge eines jeden Hundes befindliche weißliche Sehne, die Fortsetzung des Speichelgangs, und es ist unbegreiflich, wie man die Welt durch eine so lange Reihe von Jahren hat überreden mögen, daß diese Sehne ein Wurm und zwar ein todter Wurm sey, der nach der Angabe unwissender und gewinnsüchtiger Marktschreier zu Zeiten lebendig wird, und dann die Tollwuth verursacht.

Obzwar auch nicht ganz unfehlbar, jedoch noch immer die einzige Behandlungsmethode, deren Wirkung sich, wenn gleich nicht in allen, dennoch in einigen Fällen, und zwar vorausgesetzt, daß sie schleunig und auf frischer That angewendet wird, bestätiget hat, ist folgende. Das erste bey einem dergleichen unglücklichen Vorfall ist, daß die Wunde des gebissenen Hundes erweitert (mit einem scharfen Messer oder auch einem gewöhnlichen Schröpfinstrument skarificirt) und gereiniget werde. Man wäscht darauf die Wunde mit scharfem Essig und Wasser tüchtig aus, nimmt eine große Zwiebel und ein Stück Knoblauch, bratet beides in heißer Asche, zerschneidet es, vermischt es mit Honig und Salz, bereitet hieraus ein Zugpflaster, und legt dieses auf die Wunde, um das Gift herauszubringen, und dessen Uebergang in das Blut zu verhindern. Will man mit dieser Operation, der noch immer die mehreste Wirkung zuzutrauen ist, die Anwendung innerlicher Mittel, an die man aber weniger glauben muß, verbinden, so versuche man folgende. Eins davon, der bekannte Maiwurmkäfer (Meloë majalis) scheint das zweckmäßigste zu seyn. Ein anderes ist, daß man Holz vom Eibenbaum (Taxus baccata) nimmt, selbiges zu Pulver schabt, mit einer geringen Quantität Mehl vermischt und davon einen Teig macht, diesen

zu einer Art Kuchen backt, und den Hund ein Stück davon zu sich nehmen läßt. Beide Mittel sind nach öfteren Erfahrungen mit Nutzen angewendet worden. Das Skarificiren, Reinigen und nachheriges Eitern der Wunde abei, ist auf jeden Fall ganz unstreitig das wirksamste. Nur muß es auf frischer That geschehen, denn sobald das sich sehr schnell verbreitende Gift einmal in das Blut übergegangen ist, bleibt dieses, wie jedes andere Mittel zwecklos. Auf diesen Fall werden sich gar bald die gewöhnlichen oben bezeichneten Zufälle einfinden, und ist alsdann ebenfalls nichts übrig, als den Hund, den man ohnehin gleich nach erfolgtem Biß angelegt haben muß, aus der Welt zu schaffen.

Unter die gewöhnlichen Krankheiten der Hunde gehören nachfolgende, jedoch von geringerer Erheblichkeit. Triefende und entzündete Angen hebt man dadurch, wenn man ihnen bloßes Wasser von faulen Borsdorfer Aepfeln, oder Rosenwasser, in welchem ein wenig Bleizucker zerrieben ist, auf die Augen legt. — Den Durchfall, welchem Jagdhunde oft unterworfen sind, wenn sie sich nach einer großen Erhitzung erkälten, unterscheidet man vom bloßen dünnen Leibe dadurch, daß die Excremente sehr flüßig, und mit allerhand fremden Materien abgehen. Bohnenmehl mit Siegelerde (Terra sigillata) vermischt zu einem Brei gekocht, und den Hunden nüchtern zu fressen vorgesetzt, heilet diese Krankheit, welche, wie die Ruhr, anstecket. — Bei Verstopfungen ganz junger Hunde kann man sich des Baumöls mit Zucker in der Dosis eines Theelöffels voll, wie nicht weniger eines Stuhlzäpfchens, auf eben die Art wie bei Kindern bedienen. Bei herangewachsenen Hunden werden wirksamere Mittel erfordert, und man purgirt sie entweder, wie oben bei den Fiebern ist gesagt worden, oder man braucht folgendes Mittel, das die Jäger in diesem Fall mit sehr gutem Nutzen anzuwenden pflegen. Man nimmt einen Hasenbalg mit sammt der Wolle, wenn es seyn kann, frisch abgestreift, hackt ihn klein, thut ihn in einen Topf, und schüttet ein Berliner Quart frische Kuhmilch darauf, läßt sie tüchtig zu einem Brei einkochen und setzt diesen lauwarm den Hunden vor. Die Wirkung pflegt sich bald zu zeigen. — Beim Schwinden oder Lähmung der Glieder kann man sich sowohl des bekannten Ameisenbades, als auch eines

warmen Umschlags von Heusamen in Wein gekocht mit Nutzen bedienen.

Gegen den sogenannten Ohrwurm, ein krebsartiger Schaden, welcher sich mit einer Geschwulst hinter und an dem Behange anfängt, aus welcher eine stinkende Materie fließt, die immer weiter um sich frißt, ist das Einschmieren mit der Galle eines wilden, oder eines zahmen Schweines, ingleichen ein Pflaster von Terpentin, wie nicht minder das Bestreichen mit dem Höllenstein ein gutes Mittel, noch besser aber, wenn man den angegriffenen Theil mit einem glühenden Eisen brennt. Auch wird vorzüglich empfohlen, den Behang einigemal in siedend heiße Butter zu halten, oder man schlägt, wenn der Schaden zu weit um sich greift, den angegriffenen Theil des Behanges mit einem scharfen Eisen ab, wodurch freilich der Hund verunstaltet, der weitern Verbreitung des Uebels aber doch am sichersten Einhalt gethan wird. — Eine Halsgeschwulst, den Kropf, wobei die Hunde weder fressen noch saufen können, zertheilt man, indem man den Hunden warme Umschläge von in Essig dick gekochten Linsen um den Hals leget. — Aeußere Wunden, welche die Hunde belecken können, heilen von selbst sehr bald, da die Heilkraft ihrer Zunge bekannt ist, und man sicherer darauf rechnen kann, als auf jedes andere Mittel. Die andern kann man mit Essig oder Wein auswaschen, sonst aber überhaupt wie an den Menschen behandeln.

Von den übrigen zur Jagd gehörigen Hunden, sehe man unter den eigenen Artikeln: Auerhahnbeller; Dachshund; Hühnerhund; Parforcehund; Leithund; Budel; Windhund; Hatzhund; Saufinder und Schweißhund.

Jagdjunker, Fr. Gentilhomme de la chasse ou de la venerie. Ist ein junger Cavalier, welcher die Jägerei erlernt hat, zwar gewöhnlich bei dem Herrn ist, aber auch jedesmal bei der Jagd mit reiten, und bei den Hunden mit arbeiten muß. Oft ist er dem Chef zur Beihülfe als zweiter Befehlshaber angestellt, und wenn der wirkliche Chef nicht gegenwärtig ist, so vertritt er auch dessen Stelle, indem er den Befehl des Fürsten, eine Jagd anzustellen, überbringt, und dieselbe dirigirt.

Jagdlaquai, Fr. Laquais de chasse. Ist ein gelernter Jäger, welcher am Hof gleich andern Livreebedienten

Dienste thut, nebenbei das Gewehr putzt, auch mit auf die Jagd geht, und nach Abgang eines Büchsenspanners in dessen Stelle avancirt.

Jagdleute, s. Jagdbauern.

Jagdorden, Fr. Ordre de la chasse. Ist eine Gesellschaft fürstlicher, gräflicher und adelicher Personen, welche an einigen Höfen zu Ehren der Jagd gestiftet worden, und deren Mitglieder, welche mehrentheils von dem Landesherrn erwählt werden, gewöhnlich mit einem auf das Jagdwesen deutenden Ehrenzeichen, auch zuweilen mit Einkünften versehen sind.

Der Ursprung der Orden überhaupt rührt aus mancherlei Ursachen her. Einige entstanden zu Ausübung der Tapferkeit wider den Erbfeind, andere wurden zum Andenken eines Sieges, oder bei Gelegenheit einer dem Hause zu Ehren gereichenden Sache, ferner aus einer Heiligkeit, noch andere wegen eines Gelübdes, ingleichen zur Aufmunterung der Treue und Tapferkeit, auf gewisse Begebenheiten zu Ehren einer Person, zum Ausdruck und Andenken seiner Leidenschaft, auch zur Erhebung der Wissenschaften errichtet, und werden daher in geistliche und weltliche Orden eingetheilet.

So entstanden denn auch mit der Jägerei verwandte Orden, und namentlich zuerst der Churpfälzische St. Hubertusorden, dessen Anfang einige schon ins Jahr 1444 setzen wollen. Diesen Orden hat der Churfürst, Johann Wilhelm, nachdem solcher ganz in die Vergessenheit gekommen war, neuerlich, und zwar 1709 wieder erneuert, und zu dessen Einkünften gewisse Aemter in der Oberpfalz gewidmet. Ein jeder Ritter dieses Ordens muß seine 4 Ahnen von väterlicher und mütterlicher Seite beweisen können; jedoch ist bei der ersten Wahl bei etlichen Rittern in diesem Stücke dispensiret worden. Es muß auch ein St. Hubertusritter (die Fürstlichen Personen jedoch ausgenommen) noch keinen andern Orden haben. Die Pflicht besteht hauptsächlich in zwei Stücken: 1) dem Churfürsten treu und hold; 2) gegen die Armen barmherzig und wohlthätig zu seyn, maßen ein jeder Ritter bei seiner Aufnahme

sogleich 100 Dukaten für die Armen bezahlen soll. Das Ordenszeichen ist ein viereckigtes Kreuz mit einem Stern an einem rothen Bande auf der Brust und auf dem Mantel; die Devise aber besteht in den drei alten Worten mit Gothischen Buchstaben: In Trau Vaß d. i. In fidelitate constans. Sonsten sollen die Ritter ein Halsband von Jägerhörnern, daran das Bildniß des St. Huberti gehangen, getragen haben, daher man diesen Orden von Horn genennt hat.

Der Würtembergische Hubertusorden ist blos zu Ehren der Jägerei, von Herzog Eberhard Ludewig errichtet, und im Jahr 1718 mit Statuten versehen worden. Das Ordenszeichen besteht in einem schwarzgeätzten Maltheserkreuz, in dessen Mitte ein W mit einem Fürstenhute bedeckt zu sehen ist, zwischen dem Kreuze sind in den Ecken 4 Adler und an den Ecken des Kreuzes 4 Jagdhörner zu finden. Der Wahlspruch ist: Amicitiae virtutisque foedus.

Einen Jägerorden des güldenen Hirsches stiftete ferner der letzte Piaste Herzog Georg Wilhelm zu Brieg im Jahr 1672 bei Gelegenheit einer Jagdlust im Thiergarten daselbst, welcher aber bald mit Absterben dieses fürstlichen Hauses erloschen ist. Das Ordenskleinod war ein von Gold geschlagenes Eichenblatt, auf dessen einen Seite ein Hirsch, auf der andern ein roth Herz mit einem weißen Kreuz, welcher auf der Brust an einem mit Golde durchwürkten Bande getragen wurde.

Den durch einen Falken vorgestellten Orden der Wachsamkeit (weißen Falkenorden) stiftete der Herzog Ernst August im Jahr 1732 den 2. August in Weimar zu Ehren des Kaisers, Carl des VI. Zum Ordenszeichen wurde ein achteckigter goldner und grünemaillirter Stern und oben drauf ein goldner weißemaillirter Falke, dessen Schnabel und Fänge golden sind, erwählt.

Außer diesen Jagdorden an den Höfen hat sich auch eine Gesellschaft verbunden, um thätig für das Wohl und den Flor der Jägerei zu werden. Dieser Orden, welcher eigentlich italiänischen Ursprungs, ist von einem Grafen zu Görz in Friaul gestiftet, und die Gesellschaft die Friaulische Zunge

des Dianen-Ordens genannt worden. Das Ordenszeichen ist ein goldenes Waldhorn in der Größe eines 6 Kreuzerstücks, welches an einem der Länge nach, grau und grün gestreiften gewässerten Band in einem Knopfloch der Weste getragen wird. Die Ritter nennen dieses Ordenszeichen Geschmuck, und es darf so wie die Uniform des Ordens, welche gleichfalls grau mit grün gestickten Aufschlägen, Kragen und grünen Unterkleidern ist, nicht anders getragen werden, als wenn mehrere Ritter des Ordens beisammen sind. In Neapel kann man jedoch den Orden beständig öffentlich tragen, auch in der Uniform an dem königlichen Hofe erscheinen.

Ein jeder Kavalier oder Dame, wenn sie sich melden, kann darin aufgenommen werden. Doch muß diese Bitte durch den Competenten selbst geschehen, sonst wird er abgewiesen, Die Receptions-Unkosten, wobei man aber den Geschmuck und das Patent zugleich mit erhält, betragen 16 Gulden. Der jährliche Zuschuß ist 2 Baiersche Thaler oder 4 Gulden 48 kr. Die Absicht, wenn der Orden stärker werden, oder aus dem Zuschuß Capitalien sammeln sollte, ist eigentlich, arme Jäger zu unterstützen, und junge unvermögliche Leute die Jägerei erlernen zu lassen, kann also bei mehrerer Ausbreitung wirklich von Nutzen werden.

Jagdordnung, Fr. Réglement de la chasse. Enthält diejenigen Verordnungen und Befehle, welche sich auf alle in einem Lande vorkommende die Jagd betreffende und dahin einschlagende Sachen beziehen. Ein Jäger muß sich dieselben sehr genau bekannt machen, damit er weder dem Interesse seines Herrn etwas vergiebt, noch auch einem jeden andern Nachtheil zufügt.

Jagdpage, Fr. Page de la chasse. Ist ein dem Fürsten dienender Edelknabe, welcher zugleich die Jägerri lernt, und beim Jagen mehrentheils zum Ueberbringen der Befehle seines Herrn, oder Einholung verschiedener Nachrichten gebraucht wird, auch, um künftig befördert werden zu können, sich im Reiten, Blasen, und übrigen Jagdkenntnissen üben muß.

Jagdposten, Fr. Signals ou Coups de cornet. Sind gewisse componirte musikalische Sätze, welche sowohl bei der deutschen, als auch bei der Parforcejagd, mit dem Jagdhorn oder auch einem Flügelhorn geblasen werden, und deren jeder ein Zeichen (Signal) für die Menschen oder Hunde andeutet. Für das Waldhorn sind es die auf nebenstehenden Blatte angeführten.

Jagdregal, Fr. Régale des chasses. Ist das höchste Recht eines Landesherrn, über alle in Jagdsachen vorkommende Sachen zu verfügen; s. Jagdgerechtigkeit.

Jagdschirm, Fr. Embuscade, Abri. Wird das Gezelt oder Schirm genannt, welcher bei einem Haupt- Bestätigungs- Contra- oder Wasserjagen auf dem Laufte errichtet wird, in welchem die Herrschaft nicht nur vor Sonnenhitze und Regen sicher stehen, sondern woraus sie auch das vorgejagte Wildpret schießen und erlegen kann.

Der Schirm wird gegen die Mitte des Laufts aufgestellet, bald näher, bald weiter von dem Rolltuch ab, je nach Beschaffenheit des Laufts (s. unter Lauft), und mehrentheils entweder von lauter grünem Reißig, oder von Holzwerk gemacht und mit grünem Reißig bekleidet. An den Wänden werden auf beiden Seiten viereckigte oder runde offene Löcher angebracht, aus welchen die Herrschaften herausschießen. Die Länge des Schirms bestimmt man ohngefähr auf 16 Ellen, die Breite 5 Ellen, die Seitenlänge von den abgeschnittenen Ecken zu den andern 11 Ellen, und jede Rundung oben und unten 2 und eine halbe Elle.

Auswendig längs am Schirm muß ein Geländer von gehobelten Latten feste gemacht, und dieses mit Gabeln versehen seyn, an welche die Büchsen und Flinten gelegt werden. Vorn und hinten müssen Eingänge seyn, jedoch vorn nur so breit, daß man eben bequem durchgehen kann; am hintern Theile aber herum ist kein Geländer, damit die Bedienten desto geschwinder aus- und einkommen können.

In den Zeughäusern werden aber auch zuweilen fertige Jagdschirme aufbewahret. Ein dergleichen Jagdschirm ist ein aus vierzölligem Zimmerholz, an Schwellen, Sparren und Stielen, zwischen welchen, in dazu gemachte Falzen, dünne Bretter geschoben werden, versehenes Gebäude, das nicht unter 12 Fuß lang und breit seyn kann, aber oft sehr


21) Wenn die Jäger die Wehr
22) Wenn die Hunde sollen gek
23) Wenn die Hunde den Hirsc
24) Wenn der Hirsch verwunde
25) Das Pferd für Ihro Du
26) La mort, oder des Hirsch


1.
2.
3.
en Hirsch tod zu schiessen.

viel grösser ist. Es sind alle einzelne Stücke numerirt, und mit eisernen Schrauben an einander befestiget, dergestalt, daß es ganz aus einander genommen, auf Wagen geladen, und an einem beliebigen Ort aufgeschlagen werden kann. Ein dergleichen Jagdschirm ist zu gleichem Gebrauch, wie vorangezeigter bestimmt, aber vorzüglicher, weil er gegen die kalte rauhe Witterung, die besonders zur Schweinhatz-Zeit einfällt, verwahret. Dieserwegen muß das Gebäude einen kleinen eisernen Ofen, wohl verglasete Fenster und eine gut verwahrte Thüre haben. Man hat aber auch Sommerschirme, welche besonders zu Hirschfeist-Jagen gebraucht werden; diese sind von leichtem Zimmerwerk, mit eisernen Schrauben befestiget, und in der Höhe von 4 Fuß mit grüner Wachsleinwand oder Barchend rund herum bezogen, sonst aber auf allen Seiten offen. Das Dach wird, wie an einem Zelte, von grünem Barchent oder Leinwand über das kleine Gebäude, vermittelst an der Erde angepflöckten Leinen, gespannt, und durch zwei Stangen getragen. Oben auf den Spitzen und Ecken des Daches wehen kleine Wimpel von farbigen Zeugen mit vergoldeten Knöpfen.

Jagdstock, Fr. Bâton de chasse. Ist ein zwei oder drei Ellen langer Stock, welcher am obern schwächern Ende mehrentheils eine kleine Gabel hat und gleichsam eine Hebegabel vorstellt. Dergleichen Stöcke nimmt gewöhnlich die Jägerei in die Hand, wenn sie bei einem Hirschfeist-Jagen zu Holze ziehet. Haben die Hirsche geschlagen, so werden diese Stöcke geschälet und weiß gemacht; haben aber die Hirsche noch nicht geschlagen oder gefeget, so darf auch die Schale oder Rinde nicht herunter gemacht werden, weil es sonst ein Jagdfehler ist.

Jagduniform, Fr. Uniforme pour les personnes de Venerie. Ist eine in Schnitt, Form, Farbe und Verzierung einförmige Kleidung, welche in den meisten Ländern Deutschlands auf verschiedene Art und Abänderung bei den Jägern eingeführt ist, und die sie stets tragen müssen.

Die grüne Farbe wurde von den alten deutschen Jägern aus der ganz einfachen Ursache zu ihrer Kleidung gewählt, um auf der Jagd vom Wildpret weniger bemerkt zu werden, und weil die Forstdienste gewöhnlich mit den Jagd-

diensten verbunden sind, so war der Forstmann grün wie der Weidmann. Eben so gieng es mit dem Hirschfänger und Hiefhorn; beide waren Bedürfnisse der Jagd; nach und nach wurden sie Unterscheidungszeichen, und wenn der Jäger in vollem Staat war, so hatte er einen grünen Rock, einen Hirschfänger und ein Hornfessel an. Die Monarchen, Fürsten und andere Herren kleideten sich auf der Jagd eben so, nur trugen sie keine Hornfessel, weil ihnen diese nicht nöthig waren; so blieb es bis zu Ende des 17ten Jahrhunderts; hohe und niedere Jagdbediente waren in nichts von einander unterschieden, als daß den höhern allein Gold, den übrigen aber nur Silber zu tragen erlaubt war, wiewohl es auch hierin nicht überall und nicht allemal genau genommen worden; alles war Convenienz und stillschweigende Uebereinkunft der gesammten deutschen Jägerei.

Das Angenehme der grünen Farbe, beim Hirschfänger seine Zierde und Bequemlichkeit zur Nothwehre, bei beiden zuweilen Eitelkeit, auch hie und da Bosheit, veranlaßte jedoch nach und nach allerlei andere Menschenkinder, die keine Jäger waren, auch grüne Kleider und Hirschfänger zu tragen, und nun wurde aus der Convenienz eine Ehrensache, und es erschienen Gesetze. Die Jäger behaupteten ein ausschließendes Recht auf beide zu haben, und da dieses nicht rechtlich erwiesen werden konnte, doch aber eine gewisse Billigkeit in der Prätension war, so wurden anfänglich nur unehrliche Leute davon ausgeschlossen. — Es dauerte aber nicht lange, so wurde dieses Gesetz weiter ausgedehnt, und der grüne Rock auch den Waldförstern und allen, die keine Jäger waren, untersagt; ja 12 Jahre später war nach einem Patent Kaiser Carl VI. die Sache schon so ernsthaft, daß man die Jägerei selbst dem Adel darin gleich stellte, und nachdem der Kaiser vorangegangen war, so folgten die Fürsten nach. Einige suchten zwar darunter anfänglich nur öffentliche Sicherheit, andere aber nahmen die Sache in ihrem ganzen Umfang, und es erschienen eigene Verordnungen, durch welche das grüne Kleider und Hirschfänger tragen allen bürgerlichen Personen ernstlich untersagt wurde.

Endlich gegen die Mitte des jetzigen Jahrhunderts verfeinerte man diese Anordnung dahin, daß man für die

höhere Jägerei und den Hof der Fürsten einförmige Kleidung in Schnitt, Farbe und Verzierung einführte, und weil der Gedanke von der einförmigen Kleidung des Militair-Standes hergenommen war, so wurde sie Jagduniform genannt. Die meisten dieser Jagduniformen waren grün, mit anderfarbigen Unterkleidern und Aufschlägen, einige hatten hell glasgrün, mit ponceaurothen Aufschlägen, Westen und Beinkleidern, stark mit goldenen Borten besetzt, wie z. B. Würtemberg; andere grün mit carmoisinrothen Westen, Beinkleidern und Aufschlägen, und gezackten goldenen Borten besetzt, wie z. B. Hessen-Cassel; noch andere fürstengraue Röcke, mit grünen Westen, Beinkleidern und Aufschlägen, mit gezackten goldenen Borten, wie ehedem Baden; wieder andere, grüne Röcke, mit paille Aufschlägen, Kragen, Westen und Beinkleidern, wie Sachsen-Weimar, mit weißen Unterkleidern und Kragen, wie Sachsen-Gotha, mit rothen Aufschlägen und Kragen, wie Sachsen-Meiningen, Sachsen-Hildburghausen und Schwarzburg-Rudolstadt; wieder andere ganz grün, nur mit gleichförmigen modellirten goldenen Borten. Einige haben Kragen, andere keine; an einigen ist es Hof- und Jagduniform zugleich, an andern nur Jagduniform allein; an einigen wurde sie nur an denen Tagen bei Hofe getragen, an welchen gejagt wurde, an andern konnte man zu aller Zeit, außer den Gallatagen, darin bei Hofe erscheinen; einige hatten für die Hirschjagd eine besondere und für die Saujagd wieder eine andere Jagduniform, wie z. B. Pfalz-Zweibrücken; einige für die deutsche Jagd eine eigene und für die französische oder Parforcejagd eine andere; verschiedene aber machten darin keinen Unterschied; einige hatten nur für die Parforcejagd eine Uniform, und für die deutsche keine; an einigen Höfen durfte sie der den Hof besuchende Adel allein tragen, an andern mit einigem Unterschied, auch die bürgerlichen Personen, welche zur Jagd gehörten; der Fürst trug eben die Uniform wie die Kavaliers, wenn er auf der Jagd war, und endlich machte man die Einförmigkeit so ganz, daß bei gewissen Jagd-Solennitäten auch die Pferde, deren man sich bediente, von einerlei Farbe seyn mußten. So war der Würtembergische Hof und die Jägerei am Hubertus-Tag bei dem gewöhnlichen Auszug auf die

Jagd in der eben beschriebenen schönen Jagduniform, und mit lauter Schimmeln berittern; es war ein prächtiges Schauspiel, das aber seit einigen Jahren nicht mehr vorkommt.

Schönheit auf der einen Seite, indem es wirklich ein herrlicher Anblick ist, ein Corps wohlgewachsener Jäger in einer gut gewählten Jagduniform beisammen zu sehen, und Behaglichkeit auf der andern Seite, weil es bei den höhern Forst- und Jagdbedienten doch manches Hofkleid, und bei den niedern allerlei unnöthigen Staat erspart, haben nun in verschiedenen Landen die angenommene Kleidung gesetzlich gemacht, und es wäre zu wünschen, daß dieser Gebrauch in Deutschland allgemein eingeführt würde; denn ohnerachtet die Besoldungen der Forst- und Jagdbediente mehrentheils immer noch besser sind, als die meisten Besoldungen der übrigen Civilbedienten, so sind sie in dem Verhältniß der gegenwärtigen Preise und Bedürfnisse doch immer klein; wenn also dem eiteln Mann die Gelegenheit benommen wird, zum Schaden seiner Familie unverhältnißmäßigen Aufwand in Kleidung zu machen, und wenn dem ehrlichen Mann erlaubt wird, ohne Vorwurf an einem Rock sich zu begnügen; so ist es Wohlthat, die der Landesherr seinen Forst- und Jagdbedienten erzeiget.

Jagdwesen, Fr. Venerie. Begreift alles unter sich, was nur irgends Bezug auf die Jagd, und insbesondere auf die Kenntnisse und Geschäfte eines Jägers Bezug hat. Zuvörderst muß ein Jäger alle jagdbare Thiere nach ihren Benennungen, ihrer Natur, ihren Kennzeichen, Aufenthalt, Nahrung, Fortpflanzung, Feinden, Nutzen, Schaden und sonstigen besondern Eigenschaften kennen lernen, d. i. die Naturgeschichte sämmtlicher jagdbaren Thiere genau verstehen.

Ferner muß ein Jäger die zur Jagd erforderlichen Geräthschaften kennen und ihren Gebrauch verstehen. Hierzu gehören 1) die Treibeleute, Pferde und Jagdhunde; und was die letztern betrifft, so muß er sie nach ihrer Natur und Eigenschaft kennen, und wie die Arbeit mit denselben vorzunehmen, verstehen. Man sehe hievon unter Jagdhund, woselbst die übrigen ebenfalls angezeigt sind. 2) Das Gewehr überhaupt, und hierzu die Birschbüchse, die Jagd-

flinte, das Schießpulver, Blei, Schroten, und wie ein Gewehr zu laden. Der Hirschfänger mit seinem Kuppel. Der ausgerüstete Jäger trägt Ehrenzeichen und andere Anhänge, als Hornfessel, Hiefhorn, Jagdhorn, das Jägerzeug ꝛc. Er benutzet allerhand Fallen von Holz oder Eisen. Er hat Fangeisen und Lanzen, Chevelins ꝛc. 3) Das eigentliche Jagdzeug bestehet aus Tüchern, Garnen und Netzen.

Ein Jäger muß auch die Mittel an die Hand zu geben wissen, wie eine Wildbahn entweder zu erhalten oder zu verbessern sey; er muß nämlich alles abzuwenden, was der Wildbahn und Wildfuhr schädlich, und alles zu befördern verstehen, was derselben ersprießlich seyn kann. Hiezu gehört vorzüglich die Anlegung der Salzlecken; die Haltung der ordentlichen Setz- und Hegezeit, die Anlegung der Sohlen oder Sühlungen auf sumpfigen Plätzen, die Wildpretsfütterung zur Winterszeit, die Heg- und Schonung, entweder zur wirthschaftlichen Erhaltung der Wildbahn, oder zur Vermehrung der Jagdlust seines Herrn, die Verhütung alles Nachtheils für die Wildbahn, als die Ausrottung der Raubthiere, Abhaltung der Wilddiebe und Wegschaffung des Selbstgeschosses, der Giftkörner, Schlingen, Dräthe ꝛc. und die Kenntniß, was zu den Gehegen, Feld- oder Waldgehegen und Thiergärten erforderlich sey.

Endlich gehört zur Jagdwissenschaft, wie jedes Thier zu fangen oder zu schießen, todt oder lebendig zu liefern, und sofort am besten zu benutzen sey. Hier muß der Jäger wissen, was Wildpret und Weidewerken heißt, und daß es entweder mehr natürlich, oder nach der Kunst geschiehet. Das Jagen nach der Kunst besteht: in der Gegenlist des Jägers gegen die List des Wildes, in der Erkenntniß und dem Gebrauch guter Hunde und Werkzeuge, in der Veranstaltung der Jagden zur rechten und nutzbaresten Zeit. Sonach muß der vollkommene Jäger wissen, wie man gegen die List der Thiere gleichfalls List, die mit Gewalt verbunden, gebrauchen soll.

Die mancherlei Arten von Jagden sind entweder nützliche, oder solche, die allein zur Lust oder Pracht angestellt werden. Die nützlichen und zugleich angenehmen sind die Jagden eines Landwirths, welche durch einige oder wenige

Personen, theils zu Fuß, theils zu Pferd geschehen. Nämlich: auf dem Anstand und zwar vor Holz, im Wald, ganz stille oder beides auf den Ruf oder das Reizen, durch Beihülfe der Bassetgen, durch vorstehende Hühner- und Stöberhunde, Dachskriecher, Windhunde ꝛc. vermittelst der Netze und Garne, durch allerhand Fallen, Fang- und Stelleisen, durch angestellte Klopf- und Treibejagen, mittelst Birschreiten.

Wenn sich der Jäger hiervon hinlängliche Kenntniß und Geschicklichkeit erworben hat, so kann man auch noch von ihm fordern, daß er die Jagden großer Herren einzurichten verstehen muß, welche entweder zur Lust oder zum Staat und Pracht angestellet werden. Diese kann der Jäger auf allerhand Art einrichten. Dergleichen sind: ein Hauptjagen, Bestätigungsjagen, Kesseljagen, ein Hatz- Kampf- Parforce- Treib- Falken- Nacht- und Fakkel- Contra- Wasserjagen, Lappenjagen, das Fuchsprellen, eine Einrichtung zum Einfangen lebendiger Thiere, zur Hirschbrunst, zur Auerhahnsfalz, das Hetzenreiten.

Jagdzeug, Fr. Attirail, equipage de la chasse. Hierunter werden allerhand Tuche und Garne, große und kleine, wie auch Tuch- und Federlappen und was sonst zu einem Jagen gebraucht wird, verstanden. Hierher gehören hohe Tücher, Rinkentücher, Mittel- oder Dänische Tücher, halbe Tücher und Rolltücher, Hirschgarne, Wildgarne, Spiegel- oder Prellnetze, Saunetze, Rehnetze, Wolfsnetze und Hasennetze, Tücherlappen und Federlappen, Stellstangen, Furcheln, Strebestangen, Hebegabeln, Krummruthen, Fall- oder Schnapptücher, Schnappstangen, Haken, Pfahleisen, Stichel, Heftel, Schlägel, Wildpretstrage, Zeugwagen.

Bei einem jeden Jagen aber ist überhaupt zu merken, daß man vorher wissen muß, wie viel Zeuge gebraucht werden, weil überflüßige Zeuge hinaus zu schleppen unnöthig, und wo sie nicht zureichen, es eben so schädlich als gefährlich ist.

Jagen, Fr. chasser. Heißt überhaupt die Verrichtung eines Jägers, wenn er die wilden Thiere und das Geflügel entweder mit dem Gewehr zu erlegen, oder sonst auf

eine Art zu tödten oder zu fangen sucht. S. Jagd, Jagdwesen und Schießen.

Jagen dupliren, s. Dupliren.

Jagens-Einrichtung, s. Einrichten.

Jagens Kammer, s. Kammer.

Jagens Rundung, Fr. Aire ronde de chasse. Wird von dem Bogen gesagt, welcher hinten in einem Hauptjagen gestellet wird.

Jäger, Weidmann, Fr. Chasseur, Veneur. Ist eine Person, welche alle zum Jagdwesen und Weidewerk gehörige Wissenschaften erlernt, und sich darin geschickt gemacht hat. Welche Kenntnisse hiezu gehören; davon sehe man unter Jagdwesen. In vorigen Zeiten gehörte ein Jäger oft unter die wichtigsten Glieder des Staats, wenn er nämlich seinen Herrn auf der Jagd wohl zu divertiren und zu unterhalten wußte, nebenbei auch die Unterthanen zu plagen verstand. In neuern Zeiten aber, da man mehr auf die wesentlichen Dienste der Jäger Rücksicht nimmt, nämlich in so fern der Jäger mehrentheils zugleich Aufseher der Waldungen, mithin Forstmann ist, hat sich die Scene bedeutend verändert, so daß außer den eigentlichen Jagdwissenschaften, vorzüglich Forstwissenschaften von ihm gefordert werden; s. Forstmann und mehrere zu Forst gehörige Artikel.

Jägerbursch, Fr. Apprenti chasseur, Garçon chasseur. Ist überhaupt ein junger Jäger, welcher vor kurzer oder längerer Zeit seine Lehrjahre geendiget hat. Die gewöhnlichsten Wissenschaften, mit welchen ein solcher junger Mensch versehen ist, bestehen leider mehrentheils nur im Schießen oder Birschen, und darin, daß er nach der Anweisung seines Principals auf Holzmacher und Köhler, und besonders auf Holzdiebe Achtung gegeben, und letztere im Betretungsfall gepfändet oder ausgeprügelt hat. Dennoch werden dergleichen Leute, je nachdem ihnen das Glück günstig ist, mit der Zeit zu Forstdiensten befördert, und kein Wunder daher, daß sie von Holzkultur nichts wissen, sondern nur davon, wie das Holz abzuschlagen ist, wiewohl auch letzteres der Holzmacher mehrentheils besser als er verstehet.

Diejenigen Jägerbursche, welche nach ihrer Lehrzeit immer bei Förstern in Diensten stehen, werden zuweilen

noch die erträglichsten Subjekte, weil tägliche und anhaltende Routine, besonders wenn der Principal in Forstkenntnissen nicht allzu roh ist, ihnen doch einige, wenn auch nur empirische Wissenschaften und Erfahrungen einprägt. Denn die Obliegenheiten eines in Diensten eines Försters stehenden Burschen bringen mit sich: daß er, außer der Sorge für die Hunde, täglich in Wald gehet, nicht nur da auf die Holzmacher, Fuhrleute, Köhler und andere im Walde befindliche Arbeiter Achtung hat, sondern auch vorzüglich bei Ausmessung und Anweisung ganzer Schläge sowohl, als einzelner Stämme und deren Taxation hülfliche Hand leisten, die Ansaaten und Anpflanzungen unter der Anordnung seines Herrn besorgen, und die dabei nöthigen Arbeiter gehörig und geschickt anweisen, auch selbst dabei mit Hand anlegen, alles, was ihm außergewöhnlich im Walde aufstößt, genau zu entdecken suchen, und den Vorfall ohne Zeitverlust seinem Prinzipal anzeigen muß. Der nöthigen Ordnung halber muß er denn, um nichts zu vergessen, besonders bei Nachzählung der von Holzmachern gefertigten Hölzer, ingleichen bei Abgabe derselben an die Käufer, alles auf der Stelle sogleich in seine Schreibtafel eintragen, um seinem Herrn pünktlichen Bericht sowohl erstatten, als auch zu Hause in die gehörigen Register oder Bücher eintragen zu können.

Ist nun ein Jägerbursch bei diesen vorerwähnten Geschäften fleißig und aufmerksam, so ist allerdings bei anhaltendem Fleiß ein guter praktischer Förster an ihm zu hoffen. Obschon es sich übrigens verstehet, daß er nebst diesen Geschäften auch zugleich die Jagd auf dem Reviere seines Herrn mit zu besorgen hat. Nur darf er diese nicht zur Hauptsache machen, sondern muß auch bei Ausübung und Besorgung derselben immer nicht vergessen, daß Holzung um und neben ihm stehet, die auf seine meiste Attention Anspruch zu machen hat.

Ein anderer Ausweg für Jägerbursche, besonders von Wuchs und Bildung, ist der, daß sie bei einem großen Herrn oder Cavalier in Livreedienste treten. Dergleichen Leute haben gewöhnlich das Glück, vor andern vorzüglich früher Forst- oder Jagddienste zu bekommen. Daß bei den meisten es heißt, der Mann hat einen Dienst, aber nicht, der Dienst hat einen Mann bekommen, lehrt die tägliche

Erfahrung. Und dieß kann auch nicht anders seyn, weil ihre Dienstleistungen mehr in Bedienung und Aufwartung und allenfallsigen Jagdgeschäften bestehen. Haben also dergleichen Leute nicht schon vorher die nöthigsten Kenntnisse sich erworben, so ist wohl nichts natürlicher, als daß sie zu Forstdiensten nichts weniger als tauglich sind.

Eine gleiche Beschaffenheit hat es mit denjenigen Burschen, welche bei einer Jagdequipage in einem Jägerhause angestellt werden. Der Dienst derselben erfordert: die Hunde zu besorgen, sie täglich zu säubern, die Ställe auszuputzen, Futter und Wasser für die Hunde zurechte zu machen, und alles, was zur Reinlichkeit gehört, und den Hunden dienlich ist, fleißig zu verrichten. Daneben muß täglich einer um den andern bei den Hunden Tag und Nacht Wache halten, damit er beständig wahrnehmen kann, was unter den Hunden vorgehet, daß sie sich nicht zu Schanden beissen, oder wenn eine Hündin hitzig wird, solche sogleich wegbringen, und es anzeigen, damit sie recht rein belegt wird.

Außerdem müssen sie auch bei der Jagd mit den Relais-Hunden auf die ihnen anbefohlnen Orte gehen oder reiten, und die Jagd wohl in Obacht nehmen, damit sie, wenn die Relais-Hunde verlangt werden, sogleich bei der Hand sind. Ziehen sie nun fleißig mit den Piquirs oder Besuchknechten bei der Leithunds-Arbeit aus, so werden sie nachgehends zu Besuchknechten und dann zu Piquirs befördert. — Besondere Bursche werden auch noch angestellt zur Wartung, Pflegung und Erziehung der jungen Hunde.

Jägerei, Fr. Venerie. Hierunter wird das sämmtliche zum Jagdwesen gehörige Personale verstanden; s. Jagdequipage.

Jäger-Gebräuche, Fr. Usage de chasseur. Sind die bei der edlen Jägerei üblichen, und nach Weidmanns Gebrauch eingeführten Gewohnheiten, deren vormalige Jäger eine Menge aufzuweisen hatten. So hatten sie z. B. im Gebrauch, wenn sie zusammen kamen, einander mit Weidesprüchen zu examiniren, besonders die Reisenden und Fremden, und dergl. läppische Gewohnheiten mehr, die aber jetzt selten mehr ausgeübt werden.

Jägerhaus, Fr, Maison de Venerie. Ist ein Gebäude, welches dazu besonders eingerichtet ist, daß darin die zur Jagd gehörige Personen, wie auch die Hunde und Pferde bequeme Wohnungen haben können. Zur Einrichtung dieses Hauses könnte vorne her ein Quer-Gebäude gebauet werden, worin der Chef von der Jagd logiret; zu beiden Seiten können aber auch zwei Flügelgebäude für die Jäger, und unten her für die Pferde seyn, hinten quer durch wieder ein Gebäude, worin der Aufseher über die Meute und jungen Hunde wohnet, ingleichen für die Jägerbursche und Jungen zu den Hunden.

In so fern daran, daß die Hunde wohl erzogen und gepfleget werden, viel gelegen ist, auch Bequemlichkeit dazu erfordert wird, so gehört dazu folgende Einrichtung: Im hintern Quergebäude kömmt zur rechten Hand, für den Hundeaufseher oder Hundeknecht, eine Wohnstube mit einer Kammer, annoch eine andere Stube und Kammer für die kranken Hunde, nebst einer guten feuerfesten Küche, wobei ein Gewölbe und Keller, nächst diesen eine Stube für die Hundebursche, dabei Kammern, worin sie schlafen und auch die Kuppeln, Krabatten und dergl. Zeug aufheben können; an der Seite eine große Küche und Vorrathskammer, nebst einem Behältnisse, worin geschlachtet und das Fleisch verwahret werden kann.

Wo nun die Stube für die Bursche ist, kommen an diese dran hinaus die Ställe, als nämlich ein Stall, worin die Hunde der alten Meute liegen, und daß man durch ein Fenster aus der Stube in den Stall sehen kann, annoch ein Stall für die jungen Hunde, die unter die Meute kommen sollen, ferner ein Stall zu den Leithunden, welcher neben dem Quergebäude besonders mit einem mäßigen Zwinger angelegt wird.

Für die Meute-Hunde muß an und vor dem Stalle ein Zwinger seyn, worin die Tröge zur Fütterung stehen, und darin sie fressen. Weiter hinaus muß ein größerer Zwinger seyn, worin sie herumlaufen und sich erlustigen können, worin etwas schattige Bäume stehen, und auch Grasboden seyn muß.

Die Zwinger müssen auch gegen Morgen oder Mittag liegen, und das nöthigste dabei ist das Wasser, da denn im

großen Zwinger billig ein Springbrunnen seyn soll, wovon auch Wasser durch Röhren in die Küche sowohl, als auch in die Ställe geführt wird, daß also für die Hunde jederzeit reines Wasser da ist. In den Ställen müssen Pritschen von Brettern mit kleinen Rädern seyn, damit die Pritschen allemal, wenn der Stall gesäubert wird, abgerücket werden können.

Auch wäre gut, an beiden Enden des Stalles Kamine anzubringen, daß wenn im Herbste oder Frühjahre bei kaltem Wetter die Hunde auf der Jagd naß geworden, man alsdenn die Pritschen vor die Kamine rücken, darin Feuer anmachen, und sich also die Hunde wieder abtrocknen könnten.

Für die jungen Hunde werden zur linken Hand ihre Behältnisse also angelegt. Eine Stube für die Bursche, worin ein Kamin und etliche Kasten, welche 4 Fuß lang, 3 Fuß breit und 3 Fuß hoch sind, darin die jungen Hunde, wenn sie von der Mutter abgesetzet werden, gebracht werden können.

Neben dieser Stube muß wieder eine große lange Kammer mit ein paar Kaminen seyn, allwo die säugenden Bezzen hinein kommen, anbei eine Kammer mit einem Unterschiede, worin die Hündinnen beim Wölfen gebracht werden können, noch eine Kammer zur Milch und Brod für die Hunde, annächst ein Stall, worin die dicken Hündinnen liegen, ferner 3 bis 4 kleine Nebenställe, worin die Betzen belegt werden, auch wo kranke Hunde hinein kommen, und auch die jungen Hunde, wenn sie nach und nach erwachsen, liegen können. Dabei muß auch ein Stall für die Kühe seyn, welche zur Milch, die jungen Hunde zu erziehen, gehalten werden müssen.

Vor den Ställen kommen drei kleine Zwinger, worin sowohl die trächtigen Betzen, als auch die jungen Hunde gefüttert werden können. Reines Wasser muß man nicht vergessen durch Röhren hienin zu führen. Nebenbei muß ein rechter großer Zwinger seyn, darin sich die Hunde erlustigen können.

Die Ställe sowohl zu den alten, als auch besonders zu den jungen Hunden, ingleichen die Kammern zu den alten Betzen, müssen gar nicht dumpfig und düster, wie Gewölbe,

sondern unten mit reinlich ausgepflasterten Böden, die Wände sauber geweisset und abgeputzet, auch feine helle Fenster darin seyn, welche nach Umständen auf- und zugemacht werden können. Denn dumpfige Kammern und Ställe sind den Hunden sehr schädlich. Dabei sind auch die großen und gegen die Sonne liegenden Zwinger den Hunden sehr dienlich.

Jägerkünste, Fr. Secrets des chasseurs. Gehören, so wie die Jägergebräuche, in das Alterthum, wiewohl man behauptet, daß es auch jetzt noch viele rohe Jäger gäbe, welche an sogenannte heimliche Jägerkünste glauben, und sie ausüben sollen. Dergleichen Künste bestehen nach ihrer Meinung im Festemachen, Kugel abweisen, Büchsen und Flinten versagen, Feuer versprechen, einem andern einen Weidmann setzen, daß er nichts todt schießen und fangen kann, und dergleichen abentheuerliche Possen mehr; s. auch Aberglauben.

Jägermeister, Fr. Maitre de chasse, Maitre veneur. Ist eine adeliche Bedienung, und an den meisten Höfen der Kommandeur der Jägerei, und zwar dem Range nach über dem Oberforstmeister.

Jägerrecht, Fr. les menus droits, Droit de chasseur. Ist ein Accidenz der Jäger, und besteht an einigen Orten vom Rothwildpret und Rehen, in Kopf und Hals bis an die dritte Rippe, nebst dem Aufbruch, vom Schwarzwildpret nebst dem Aufbruch die Flammen. In einigen Orten sind auch die Hirschgeweihe, sogar die Wildhäute mit darunter begriffen; in andern hingegen bestehet das Jägerrecht nur noch in dem Aufbruch. — Ein anderes ist das Jägerrecht für die Hunde (la curée); s. Gepfneisch.

Jägersprache, Fr. Langage de chasseur. Hierunter verstehet man die bei der Jägerei eingeführte Terminologien und Redensarten, z. B. der Hirsch hat Schweiß und kein Blut, hat Läufte und keine Beine u. s. w.

Jägerzeug, s. Jagdzeug.

Jahrringe, Fr. les cercles de l'arbre. Sind die Ringe im Holze, welche man gewahr wird, wenn der Baum quer durchschnitten wird, und woran man das Alter des Baums erkennt; s. unter Baum.

Jahrwuchs, Fr. Cru d'un an. Heißt das Holz, welches ein Baum jährlich in die Länge und Dicke ansetzt.

Jänner, Januar, Fr. Janvier. In diesem Monat fährt der Forstmann fort Fichten- Kiefern- und Lerchenbaumzapfen zu brechen. Auf den Schnee säet man Weißtannen- und Birkensaamen, wozu der Boden bereits im Herbste vorher wund gemacht, aber nicht aufgelockert worden ist. In den Hochwäldern wird mit der Anweisung, mit dem Fällen, Waldrechten, Aufarbeiten und Abzählen des Bau- Nutz- und Brennholzes fortgefahren, und nasse Ellern Stangengehaue werden auf dem Froste abgetrieben und abgefahren. Auf den Forstbrüchen und Waldseen wird das Dachrohr abgeerndet. — Wenn man im Herbste mit dem Löchergraben zur Baumpflanzung im Frühjahr nicht fertig geworden ist, so wird diese Arbeit, wenn es der Frost verstattet, jetzt fortgesetzt. — Zu Ende dieses Monats fängt der Mistel an zu blühen.

Die Baumschulen, Eichelkämpe und Plantagen sind vor den Beschädigungen der Hasen, welche auf den Schneewindwehen über die Verzäunungen einlaufen, wohl zu verwahren, und in gute Aufsicht zu nehmen. Auch ist wegen der in diesem Monate gemeiniglich herrschenden Winterkälte, besonders gute Aufsicht auf die Holzdiebereien zu halten.

Der Jäger hat auf folgendes zu achten. Die großen Hunde müssen belegt werden. Die Fährten der Füchse, wilden Katzen, Wieseln, Marder, Iltisse, Fischottern werden aufgesucht, und wegen der jetzigen Güte ihrer Bälge, gefangen und geschossen. — Die Hasenjagd wird geschlossen, wenn warme Witterung einfällt, weil sich dann diese Thiere schon begatten. Das Rothwildpret wird mit Heu und Gerstenstroh, das von der Brunst abgemattete Schwarzwildpret mit Feldobst, Eicheln, Buchecken, Abgängen von Kraut, Kohl und Rüben, der Hase mit Heu oder Erbsenstroh, und die Fasanen und Rebhühner mit Gemenge gefüttert. Wenn die Fütterung der Rehe vernachlässiget wird, so greifen sie besonders die jungen Hölzer an, deren häufiger Genuß ihnen sehr oft in der Folge Krankheiten zuziehet. — Starke Bachen, Rehböcke, auch gelte Thiere und Rieken kann man noch schießen. — Das Treibjagen,

auch Streif- Klopf- und Klapperjagen wird jetzt getrieben, und die Schießhütte abgewartet.

Wenn der Jäger in diesem und dem folgenden Monat am gefällten Wildpret das Daseyn eines Adlers bemerkt, so darf er nur Fuchseisen mit frischem Aas belegen, da er ihn gewiß fangen wird. — Die Fasanen müssen bei tiefem Schnee und anhaltender Kälte in ihren Gehegen gefüttert werden, sonst leiden sie nicht nur Noth, sondern verfliegen sich auch. — Wenn der Schnee tief ist und nicht knittert so lassen sich die Rebhühner, die sich auf den Waizenäckern, der grünen Saat halber, tief einscharren, leicht mit Schneenetzen überdecken oder zum Schuß nahe kommen. — Da wo die Sperlinge in zu großer Menge in den Dörfern liegen, kann man sie am besten jetzt bei tiefem Schnee im Schlaggarn fangen. Auch gehen die wohlschmeckenden Goldammern in diese Netze, doch nicht leicht mehr als einmal. — In der Schneuß beeret man auch gern noch einmal ein, wenn man viele Wachholder- Schwarz- und Mistelbrosseln bemerkt. Auch werden diese Vögel bei schicklicher Witterung noch auf dem Vogelheerde gefangen.

Jäten, Ausjäten, Fr. sarcler. Ist ein sehr nöthiges Stück zu Beförderung des Fortwachsens in einem jungen Anfluge, er sey gepflanzt oder gesäet, weil sonst der Anflug alle Jahre schlechter und geringer, und von dem Gras erstickt wird. Um dieses zu verhüten, ist es aber nöthig, dem Gras gleich in den ersten Jahren zuvorzukommen, und besonders muß der Forstmann dafür Sorge tragen, daß das Gras nicht zum Saamentragen komme, und sonach die weitere Vermehrung desselben verhindert werde. Das Jäten geschieht entweder mit der Hand, indem man es mit den Wurzeln ausraufet, auf großen Schlägen auch mit der Sichel, wo reihenweise gesäet ist, doch muß man auf letzteren eigene dazu abgerichtete Leute anstellen, damit nicht zugleich die jungen Pflanzen beschädiget werden.

Wenn dieses Jäten unterlassen wird, so erstickt das Gras nicht nur den jungen Anflug, sondern der Anflug und das hohe Gras dient den Mäusen zu einem bequemen Aufenthalt, indem sie sich zwischen die Aeste und das hohe Gras ihre Nester bauen und Junge ziehen, und dieses um so mehr, indem sie dadurch sich und ihre Jungen vor dem Ersaufen bei star-

ken Regengüssen schützen. Hasen nehmen ebenfalls ihre Zuflucht in dergleichen verwachsenen Plätzen, die dann im Winter den jungen Anflug vollends verderben.

Jauchert; wird in einigen Gegenden statt Acker gesagt.

Ilme, s. Ulme.

Iltis, lat. Mustela Putorius, Linn. Fr. le Putois, Buff. Engl. the Polecat, Penn. auch genannt: Eltis, Ilk, Ulk, Elske, Elbthier, Ellenkatze, Stinkthier, Stänker, Stänkerratz, stinkende Wiesel, Teufelskind, Hausunk, Unke, Illing, Buntsing, Nölling, Iltismarder, in Sachsen und Thüringen: Ratze. Ist ein Raubthier, welches nach dem Linneischen System unter die dritte Ordnung, die reißenden Thiere (Ferae) gehört, und eine Art von der Gattung der Marder ist, welche als Kennzeichen schwarzbraune Haare, und weißen Mund, auch weißen Ohrenrand hat. In seinen Sitten und in seiner Bildung ist es dem Marder ähnlich, nur kleiner, hat einen proportionirtern Kopf mit einer spitzigen Schnauze, einen kürzern Schwanz, dünnere, dunkelkastanienbraune Stachelhaare mit gelblichem Grund, und ganz gespaltene Füße.

Das Iltis ist bis zum Schwanze 1 Fuß und 6 bis 8 Zoll lang, der Schwanz 7 Zoll, und 5 Zoll hoch. Der Kopf hat fast die Gestalt des Fuchskopfs, und die Breite desselben zwischen den Ohren bildet mit der Schnauzenspitze ein regelmäßiges gleichseitiges Dreieck. Die schwärzliche und trockene Nase und die Nasenlöcher sind vom Fuchs, so wie sein Gesicht ganz das listige Ansehen hat. Der Mund hat äußerlich einen schwarzbraunen Katzenbart, und innerlich ein scharfes Hundegebiß. In der obern Kinnlade befinden sich 6 rund und kurz zugespitzte Vorderzähne; dann folgt ein großer gekrümmter und abgestumpfter Eckzahn, und zuletzt 4 Backenzähne. In der untern Kinnlade findet man 6 stumpfe vorwärts liegende Vorderzähne, 1 kürzern und krümmern Eckzahn, als oben, und 5 Backenzähne. Zusammen 34; also 2 Zähne weniger als der Steinmarder. Die Zunge ist lang mit hinterwärts gekehrten Wärzchen. Die Augen sind groß, hervorstehend, dunkelbraun und scharfsehend, und die Ohren kurz, breit und abgerundet. Der Hals ist stark und lang und der Rücken breit und

etwas eingedruckt. Es hat kurze Füße und getrennte Zehen, mit scharfen weißen Nägeln. Der Schwanz ist dickbehaart, büschlich und gerade ausgestreckt.

Der ganze Leib ist mit einem feinen Pelz von doppelten Haaren überzogen. Die kurzen Haare sind dicht, wollig und weiß oder lichtgelb, und die einzelnen längeren an der Wurzel graulicht, und an der Spitze aus dem kaffeebraunen ins glänzendschwarze auslaufend. Von weitem scheint es im Winter auf dem ganzen Rücken schwarz zu seyn, im Sommer aber einen gefleckten Balg zu haben. Sonst ist der Mund, das Kinn, und der Rand der Ohren weiß oder weißgelb, und über den Augen bis zu den Ohren läuft, der Breite nach, bis zum Backen herab ein weißer Streif. Der übrige Kopf hat bis zum Schenkel borstenartige Haare und ist rothgrau. Der Unterhals, die Brust, die Füße und der Schwanz sind ganz schwarz und unter dem Bauch läuft ein bräunlicher undeutlicher Streif nach dem After hin. Unter dem Schwanze hat das Thier zwei Drüschen, welche eine Feuchtigkeit von einem ekelsüßen Geruch in sich enthalten.

Sein gewöhnlicher Gang ist springend; es ist sehr behende, immer in Bewegung und durchsucht alles. Sein Geruch und Gesicht ist sehr fein, und in Aufsuchung seines Raubes ist es listig. Gegen alles Geklirre und Wetzen mit eisernen Instrumenten hat es einen natürlichen Abscheu. In der Begattungszeit ist sein Laut ein Knurren, und in der Gefangenschaft und zum Zorn gereitzt ein Kneffen, wie ein junger Hund. Es lebt 10 Jahre. — Das Weibchen sieht dem Männchen völlig gleich, ausgenommen, daß Mund und Ohren ganz weiß sind, und hat am Bauche 4 Säugwarzen.

Der Jltis lebt in Wäldern, Feldern und Häusern. In Häusern hat er seinen Aufenthalt auf niedrigen Böden, in Scheunen, und besonders gern in Holzhaufen. In den Wäldern wohnt er in hohlen Bäumen, und in der Erde in alten Fuchsbauen, unter den Wurzeln der Bäume, in Löchern oder unter zusammengefallenen Holzhaufen. In Feldern verbirgt er sich hinter die hölzernen Verschläge an Teichen und Flüssen, oder gräbt selbst Hölen in die Dämme. Sonst trift man ihn auch in dicken Hecken und Dornbüschen

zwischen den Wurzeln und alten Stöcken eingegraben, und in verlassenen Hamsterbauen an. Er untergräbt auch oftmals die Scheunen, Ställe und Keller, und wirft große Haufen, wie ein Hamster auf, wovon er Hausunk heißt. An solchen Orten verräth er sein Daseyn durch den üblen Geruch des Harns und der Excremente. Im Winter zieht er sich meist nach den Städten und Dörfern und besonders nach den Feldmühlen. Er klettert nicht so geschickt und geschwind auf die Gebäude, wie der Marder, und bäumt nur selten auf.

Der Iltis ist beinahe eben so gefräßig und räuberisch, aber nicht so kühn wie der Marder. Er geht eben so, wie dieser, vorzüglich des Nachts auf den Raub aus, und würgt Gänse, Enten, Hühner und Tauben, trägt sie fort und verzehrt sie ganz. Kömmt er in ein Hühner- oder Taubenhaus, so ergreift er den ersten besten Einwohner, würgt ihn, und eilt mit ihm, am Genicke packend, nach seinem Schlupfwinkel. Hühner- und andere Vogeleier trägt er unbeschädigt zu ganzen Haufen in seine Wohnung zusammen. Mäusefleisch liebt er im Sommer nur im Nothfall, und im Winter macht er Jagd auf Maulwürfe, Hamster, Ratten, Wasser- Feld- und Hausmäuse; dafür hascht er lieber Frösche. Er frißt auch Gartenschnecken und Heuschrecken. Im Sommer streift er in den Feldern und Hölzern umher, um die Nester der Lerchen, wilden Enten, Wachteln, Fasanen, Auer- Birk- Hasel- und Rebhühner zu plündern. Er gräbt sich auch in die Ställe und erwürgt die Kaninchen, durchnagt die Bienenstöcke oder wirft sie um, um das Honig zu genießen. Er geht auch fischen, besonders im Winter. In Hungersnoth nimmt er auch mit bloßen Mäusen, die unter dem Ufer wohnen, vorlieb.

Der Trieb zur Begattung tritt Ende Februars ein, und bricht bei dem Männchen, deren zuweilen etliche bei einem Weibchen zusammentreffen, in einem fürchterlichen Schreien und Beißen aus. Das Weibchen trägt 2 Monate und wirft im April in seiner Höle, am liebsten aber in Holz- und Reißighaufen in einem Neste von Stroh, Heu oder Moos gewöhnlich 4, höchstselten 6 blinde Junge, die es sorgfältig säuget, ernähret und beschützet. Um nicht entdeckt zu werden, trägt die Mutter die Losung ihrer Jungen

weit von ihrem Lager weg, so wie auch die Alten selbst, wo möglich, sich ihres gräulich stinkenden Unraths nicht in der Nähe ihres Aufenthalts entledigen. Die Jungen lassen sich zahm machen, und wenn man ihnen die Eckzähne raubt und immer hinlängliche Nahrung reicht, thun sie am Hausgeflügel keinen Schaden. — Ihre Feinde sind Blasenwürmer und Egelwürmer, die man in ihnen findet.

Der Fang der Iltisse geschieht in Tellerfallen, die man in ihre Gänge legt, leichter als der Marder. Hierin beißen sie sich gern das gefangene Bein ab, und zwar so, daß man zusehen kann, oder verscharren sich, wo sie können, mit der ganzen Falle unter die Erde.

In Feldern und Wäldern geht man ihrer Fährte nach, welche sich entweder in zwei Paar Spuren neben einander ausdrückt, wovon das hintere Paar näher zusammen steht und kleiner ist, als das andre, und zwei einzelne Nachtritte von den Hinterfüßen hat, und eine ähnliche Figur mit der Hasenfährte macht. Diese Fährte führt gewöhnlich zu ihrem Aufenthalte, aus welchem man sie, wenn er erhaben ist, jagt und schießet, oder, wenn er in der Erde ist, gräbt.

Zu den gewöhnlichen Iltisfallen schlägt man drei Breter, wie einen Kasten viereckigt zusammen, so daß eins der Boden wird, und die zwei übrigen die Seitenbreter abgeben. Höhe und Breite derselben ist ein Fuß. Oben wird eine Leiste, 3 Zoll breit, quer herüber genagelt, welche die Seitenbreter zusammenhält, und woran die Deckbreter stoßen, die auf beiden Seiten, so lang als der Kasten ist reichen müssen. Diese sind entweder oben auf der Leiste durch Riemen befestiget, oder an den Seitenbretern mit Zapfen so eingepaßt, daß sie sich leicht auf und nieder bewegen, und vorne sind die Vorfallbreter winkelrecht an ihnen befestiget, die den Kasten schließen, wenn inwendig die Zunge, welche mit Hühnereingeweiden, einem Ei, oder Vogel belegt, und mit zwei Leinen, die durch die Falldeckel gezogen und am Stellholz befestiget sind, wie eine Mäusefalle aufgestellt ist, berührt wird. Eine solche Falle setzt man auf ihre gewöhnlichen Gänge hin.

Sie werden auch in Schlagbäumen, wie die Marder, und in Drathschleifen, zwischen welchen an einem Gäbelchen ein Vogel hängt, gefangen. — Man umstellt auch ihre

Hölen, die man durch die Fährte im Schnee bemerkt, mit einem Iltisgarne, das die Gestalt des Hasennetzes mit engern Maschen hat. Man sucht sie alsdenn durch verschiedene Mittel, durch Hunde u. d. gl. aus diesen Hölen in das Garn zu stöbern, und todt zu schlagen. — Da sie endlich einen natürlichen Abscheu gegen das Wetzen eiserner Instrumente auf Steinen haben, und auf solche Personen, die dieses in der Gegend ihres Aufenthalts vornehmen, mit einem Katzenbuckel, funkelnden Augen, fletschenden Zähnen und gräßlichem Geschrei und Knurren in voller Wuth losgehen, so kann man sich derselben auch auf diese Art bemächtigen, daß man sie durch Wetzen eines Messers auf einem Stein aus ihren Winkeln herauslockt, und erschießet oder todschläget. — Gegen die Hunde suchen sie sich nicht nur durch heftiges Beißen mit gräslichem Geschrei, sondern auch durch das Bepissen ins Gesicht zu vertheidigen.

Nutzen leisten sie durch die Vertilgung der häufigen Feld- und Wassermäuse, Schnecken und Heuschrecken. — Ihr Fleisch ist nur für den Liebhaber eßbar, und die Hunde verachten es sogar. — Der Balg verschaft im December und Januar ein gutes Pelzwerk, hat aber einen üblen Geruch, den er auch lange behält, wenn das Thier erzürnt oder in der Begattungszeit geschossen oder gefangen wird. Die schwarzen langen Haare, sonderlich des Schwanzes geben die besten Mahlerpinsel. — Der gezähmte Iltis wird, wie das Frettchen, auch gebraucht, die Kaninchen aus ihren Bauen zu jagen.

Großen Schaden thut es am Hausgeflügel und Feld- und Waldvögeln, die auf der Erde nisten. Die Kaninchen tödtet es, die Bienenstöcke ruinirt es, und die Forellenbäche fischt es aus.

In der Farbe giebt es manchmal eine Abänderung, den braunen Ratz, dessen Stachelhaare dunkelbraun sind; dieß ist mehrentheils ein sehr alter Iltis.

Imber, Lat. Colymbus Immer, Linn. Fr. le grand Plongeon, Buff. Engl. the Imber, Penn. auch genannt: Immer, Immertaucher, Adventsvogel, großer Seeflunder. Er wird unter die Ordnung der Wasservögel gerechnet, und macht eine Art von der Gattung der Taucher aus, und zwar von deren zweiten Familie, welche 4 durch eine

Schwimmhaut verbundene Zehen hat. Der oben schwärzliche, weißgewässerte und unten weiße Körper, ist das Kennzeichen seiner Art.

Er bewohnt die nördlichsten Meere, und geht zuweilen an die deutschen, besonders Pommerschen Küsten herab, ist größer als die Hausgans, 2 Fuß 10 Zoll lang, und 4 und einen halben Fuß breit. Der zugerundete und aus 20 Federn bestehende Schwanz mißt 2 und einen halben Zoll, und die zusammengelegten Flügel reichen an seine Spitze. Der Schnabel ist 4 ⅔ Zoll lang und dunkelbraun; die Füße schwarz, die Schwimmhaut weiß gestreift, die mittlere Zehe 4 Zoll 7 Linien lang und die hintere 1 Zoll.

Der Kopf ist dunkelbraun, an den Seiten mit kleinen weißen Flecken; der Rücken, die Deckfedern der Flügel und der Schwanz dunkelbraun, graulichweiß eingefaßt; um den Hals geht ein dunkelbrauner Ring; Brust und Bauch silberweiß; die vordern Schwungfedern schwarz, die hintern dunkelbraun. — Er hat eine helle Stimme, und nährt sich vorzüglich von Fischen.

Er legt sein Nest bei frischem Wasser in Rohr und Schilf ins Wasser selbst an. Die Jungen soll man vermittelst eines Stücks weißer Leinwand, das man ihnen in der Ferne vorhält, sehr leicht ans Land locken und tödten können. — In Norwegen wird er seiner guten Federn und Dunen wegen geschossen, welches aber von hinten geschehen muß, weil von vorne nicht allein die Hagelkörner, sondern auch die Kugeln an dem dichten Federbalg abprallen.

Inngarn, s. Busen.

Innsiegel, Fr. Comblette. Ist ein Zeichen von der Fährte des Hirsches, und kömmt vor, wenn es bei hartem Boden etwas regnet, und der edle Hirsch vom Felde zu Holze zieht, da er das Erdreich, wo nämlich fetter Boden ist, zwinget und in und an den Schalen an sich behält, zuweilen fast von der Größe eines kleinen Tellers mit fortnimmt, und dann meistentheils vor dem Holze fallen läßt. — Ein hohes Innsiegel wird genannt, wenn der Hirsch, indem er über nasse Wiesen oder einen Bruch geht, den Koth über der Schale mit heraushebt, und ihn so umgekehrt vor der Fährte liegen läßt.

Insekten, Fr. Insectes. Von dem Forstmann sowohl als dem Jäger wird eine genaue Kenntniß der Insekten, welche sich im Walde aufhalten, gefordert, weil solche sowohl auf die Holzarten als auch die Waldthiere großen Einfluß haben, und beiden bald mehr bald weniger schädlich sind. Sie machen nach dem Linneischen System die fünfte Klasse im Thierreich aus, und sind Thiere mit kaltem weißen Blut, die Fühlhörner am Kopfe haben. Die Thiere dieser Klasse werden von Linne' bequem nach der Verschiedenheit der Flügel in 7 Ordnungen gebracht. Die Gattungskennzeichen nimmt man theils von den Fühlhörnern, theils von den Freßwerkzeugen, theils von der vorzüglich sich auszeichnenden Bildung des Kopfs, Brustschildes und Hinterleibes; das Ansehen, die Verwandlung und Lebensart, giebt aber auch sogleich die Aehnlichkeit der zu einer Gattung gehörigen Art zu erkennen.

Man theilt die Waldinsekten ausserdem ein, in schädliche, weniger schädliche und in nützliche. Schädliche sind: der Maikäfer, der Borkenkäfer, der Fichtenkäfer, der Schabkäfer, der Kiefernschwärmer, der Kiefernspinner, der Fichtenspinner, (s. unter Kieferraupe), die Nonne, der Eichenwickler, der Fichtensauger, die Holzwespe, die Viehbremse, der Afterkriecher, die Blattkäfer, die Rüsselkäfer, der Holzkäfer oder Holzwurm. — Minder schädlichs sind: die Blattlaus, der Blattsauger, der Nachtvogel, die Strikker, die Spannenmesser, die Blattwickler, die Motten oder Schaben, die Gallfliegen, die Blattwespen.

Nützliche Waldinsekten sind diejenigen, welche sich von den vorhergehenden schädlichen Insekten nähren, und nicht nur nach jenen beständig auf den Raub ausgehen, sondern auch denselben in allem und jedem Zustande, bei ihren Verwandlungen überall folgen, daß also durch sie die Holzarten davon auf eine gewisse Art gereiniget werden. Von diesen sind hauptsächlich folgende Geschlechter, mit den hierher gehörigen Gattungen anzumerken: Der Blattlauskäfer, der Raubkäfer, der Laufkäfer, die Schlupfwespe, die Sandwespe, die Waldfliegen und die Baum- oder Erdwanzen. Man sehe hievon unter ihren eigenen Artikeln.

Ins Ganze, Fr. tous ensemble. Heißt beim Jäger, wenn das Wildpret völlig im Zeuge stehet, und ein Jagen gemacht ist.

Interims-Hammer, Fr. Trappe à l'interim. So wie der Chef eines jeden Departements einen Waldhammer führet, womit die Hölzer bei der Abzählung, besonders Bloch- Bau- und Nutzhölzer, geschlagen werden; so führt auch in manchen Ländern ein jeder Forstbedienter einen kleinern oder sogenannten Interimshammer. Mit diesem wird das Holz, außer den Waldgedingen und Schreibetägen, oder sonst in Abwesenheit des Chefs, geschlagen und bezeichnet. Auf dergleichen Hammern sind nur die Anfangsbuchstaben von dem Namen des Forstbedienten, oder besser, der Name des Forstes oder Revieres eingegraben.

Jochstangen. Sind Holländer Geschirrholz, und bestehen in Buchen- Weißbuchen- Birken- oder Aspenholz, 25 und mehrere Schuh lang, 13 bis 15 Zoll in der Rundung gemessen dick, und müssen gerade gewachsen seyn. Sie werden rund an den Vorder- und Hintertheilen der Saar- Mosel- und Main-Flösse befestiget, nachdem solche in Stücke gehauen nach der Breite der Flösse, und dann in der Mitte derselben zwei Zapfen senkrecht angebracht, dazwischen das Ruder, oder der sogenannte Riehmen gelegt und dadurch der kleine Floß von vorne und hinten regiert.

Johannisbeerstrauch, lat. Ribes. Hievon giebt es zwei Arten, der schwarze und der wilde.

Der schwarze Johannisbeerstrauch, lat. Ribes nigrum, Linn. Fr. le Groseiller à fruit noir, le Poivrier, Engl. the common black Currant; auch genannt: Ahlbeerstrauch, Aalbesingen, Aalbesie, Alantbeer, Akabeer, Gichtbeere, Gichtbaum, Jungfernbaum, Pfefferbaum, Pfefferbeerstrauch, Stinkbaum, Wendelbeere, Wanzenbeere, Zeitbeere. Ist ein sommergrünes Laubholz, und ein harter halber Strauch, der gerne an schattigten Oertern wächst, und häufig an tiefen Ufern, um die Quellen, Bäche, Moräste, auch in den Erlenbüschen angetroffen wird, wo er sehr schnell und 3 bis 5 Fuß hoch wächst.

In 10 Jahren erreicht er seinen gehörigen Wuchs. Er treibt flache, 1 Fuß tief und 2 Fuß in die Weite gehende

Wurzeln. Die Rinde ist am jungen Holze glatt hellbraun, am alten rauh, braun. Die Blätter sind zackigt und gezahnt und unter allen Arten dieses Geschlechts am größten. Das Holz ist weißgelblich, hart und wenig dauerhaft. Die Zwitterblüthe kömmt aus den obern Theilen der kleinsten Zweige, erscheint Anfangs Mai, und besteht in längern, stärkern und größern herunterhangenden Trauben, als die an der gemeinen Johannisbeerstaude sind, und hat einen starken Muskatellergeruch. Die Frucht, welche in der Mitte des Julius reift, ist eine schwarz violette, starkhäutige große Beere, von einem sauern und herben Geschmack und widrigen Geruche, und enthält den Saamen, der in vielen kleinen Kernen besteht.

In den Forsten ist dieser Strauch von keinem Nutzen, da er bessern Holzarten Platz und Nahrung raubt. Die Knospen werden im Winter gebrochen, um dem Weine einen Muskatellergeschmack damit zu geben, und in England zu Verfertigung des Bottelbiers gesammelt.

Der wilde Johannisbeerstrauch, lat. Ribes rubrum, Linn. Fr. le Groseiller à fruit rouge, Engl. the common red Currant; auch genannt: Johannisträublein, Weinbeere, Riebeselstrauch, Rubitzelstaude, Johannistraube. Ist, wie der vorige, ein sommergrünes Laubholz, und ein harter halber Strauch ohne Stacheln, wird 3 bis 4 Fuß hoch, kann aber im Garten in Gestalt eines kleinen Bäumchens erzogen werden. Sein natürlicher Stand ist an schattigen Orten, im schwarzen, guten, lockeren Mittelboden, an den Gräben, Teichen, in den Hecken, Feldbüschen und Laubhölzern, auch um die Heiden. Er erreicht in 10 Jahren seine Vollkommenheit, hat flache, 1 Fuß tief und 2 Fuß in die Weite gehende Wurzeln, die viele Schösse treiben; die Rinde ist am jungen Holze glatt bräunlich und am alten rauh braun. Die Blätter sind von Gestalt lappig, fünffach eingeschnitten, zackig mit Spitzen, stehen auf langen Stielen, und haben an 3 Zoll Länge und Breite. Die Zwitterblüthe erscheint aus dem alten Holze des vorigen Jahres und dessen Aestchen, im April und Mai an herabhängenden Traubenbüscheln. Die Frucht ist eine rothe Beere, mit einem sauern röthlichen Safte, mit vielen klei-

nen bräunlichen durchsichtigen Saamenkörnern, die Anfangs Julius reif werden.

Aus den reifen Beeren wird der Saft zum Gebrauche gepreßt, hierauf der Saame aus den Trebern gewaschen, und in trocknem Sande verwahrt. Man säet solchen in fest getretene Rinnen, und bedeckt ihn mit ein Viertel Zoll lockerer Erde. Mancher geht noch im ersten, der mehreste aber im andern Jahre auf. Am leichtesten und geschwindesten aber geschieht die Fortpflanzung dieses überall vorhandenen Strauchs durch die Stecklinge, welche vor dem Ausbruch des Laubes auf einen schattigten Platz eingelegt werden. Ausserdem wird dieser Strauch auch von den kleinen Vögeln in den Holzungen auf alten Gemäuernund Weidenstämmen durch die Körner fortgepflanzt.

In der Wildbahn hat dieser Strauch, der Beeren halber, seinen Nutzen für die Vögel, und der ökonomisch-medicinische Gebrauch, nebst dem in etlichen Fabriken, wegen der Säure, sind bekannt.

Johnhauer, ist so viel als Holzhauer. An einigen Orten werden Johnhauer diejenigen verpflichteten Holzhauer genannt, welche mit auf die andern Aufsicht führen müssen.

Julius, Fr. Juillet, le Mois de Juillet. Der Forstmann hat in diesem Monat seine Forstverbesserungen für den nächsten Herbst und Frühling in Ueberlegung zu nehmen und in Anschlag zu bringen, auch aufmerksam zu seyn, wie eine jede Art Holzsaamen in diesem Jahre gerathe, und ob in den Zapfen der Nadelhölzer der Wurm sich einfindet, welcher die Saamenkörner ausfrißt.

In den vorgeschonten Birkenschlägen für künftiges Jahr wird der Boden wund und zum natürlichen Anfluge geschickt gemacht. Ueberhaupt muß der Forstmann in diesem Monate allen Waldboden zur Herbstsaat vorbereiten, und die der Ueberschwemmung nicht ausgesetzten Ellerngehäue wund machen. — Jetzt muß man genau auf die Reife des Birkensaamens merken und denselben einsammeln, weil er sogleich abfliegt. Hat man im vorigen Monat den Rüster- oder Ulmensaamen nicht aussäen können, so muß solches nun ungesäumt geschehen, oder die Aussaat lieber bis in den späten Herbst oder bis ins künftige Frühjahr aussetzen; letzteres aber ist nicht zu rathen, weil es sehr gefähr-

lich ist, den Ulmensaamen über Winter aufzubewahren, so daß er zum Aussäen tüchtig bleibt. — In den Baumschulen wird mit den Arbeiten des Monats Junius fleißig fortgefahren.

Das Harzscharren wird fortgesetzt; wenn aber anhaltende große Hitze eintritt, muß es eingestellt werden. — In den Nadelhölzern kann man auf den nächstkünftigen Schlägen harzen lassen. — Bei starken Gewitterregen und beim Schmelzen des Schnees auf hohen Gebirgen, ist wegen des schnellen Aufschwellens der Waldbäche und Flüsse sorgfältig auf die Fisch- und Floßteiche Achtung zu geben, damit sie nicht übertreten und ausreissen. Auf die Waldfeuer muß die genaueste Aufsicht geführet werden, das den jungen Holzungen nachtheilige Grasschneiden nicht gestattet, und das schädliche Blattstreifeln und Abschneideln der Linden, Eichen, Buchen rc. ganz beendigt werden.

Das Kohlenbrennen in Laubhölzern, Tannen- und Fichtenrevieren kann nach vollendeter Blüthezeit wieder angefangen und eifrig fortgesetzt werden, desgleichen das Torfgraben, welches nun bald aufhören muß, weil späterhin die Ausstiche nicht trocknen. Das Stöckeroden geht fort, desgleichen die Bienenweide.

In diesem Monate blühen: die Weinrose, die blasse Feldrose, der Liguster, der Färberginster, das wilde Geisblatt, die Waldrebe, die Alpranke, die Hauhechel, der Kühnpost, die Ackerbrombeere, die Preusselbeere und die Linden.

Der Saame wird reif vom Kellerhals, Heidelbeere und hohen Brombeerstrauche. — Der Saame gehet auf von der rauhen Ulme, den Pappeln, Weiden, dem Berbisbeerstrauch und Kellerhals.

Der Jäger hat auf folgendes zu achten: Der Hirsch tritt mit seinem vollen Gehörne des Abends zeitig in die Getraidefelder, und hält sich gern in dichten Feldhölzern, oft auch im Wintergetraide auf, um vor dem Ungeziefer sicher zu seyn. Die Hirschkuh fängt an mit dem Kalbe um sich zu gehen, und tritt zum andern Rothwildpret. — Der Schaufelhirsch fegt sein Gehörn und fängt an feist zu werden; das Tannenwildpret hingegen hält sich mit seinem Kalbe sehr verborgen. — Die Jäger fahren fort Kolbenhirsche und allerhand junges Wild für die herrschaftlichen Küchen zu

schiessen. — Der Rehbock scherzt mit den Schmalrieken und läuft aufs Blatt.

Die Hauptschweine fangen an um sich zu gehen, und die Bachen stehen sämmtlich in Rudeln. — Der Hase setzt zum drittenmale; die jungen Märzhasen werden aufgesucht und geschossen. — Der Wolf reisset nieder, was ihm vorkommt, und der Fuchs nebst den wilden Katzen rc. führen ihre Jungen an. — Der Biber trägt seinen Jungen zum Unterhalte weiches Holz zusammen. Das Holz geht mit dem Anfang dieses Monats, oder gewöhnlich Mariä Heimsuchung wieder auf, wird nämlich nicht mehr geheget, weil das junge Wildpret schon ziemlich erwachsen ist. Allein Schäfer- Hirten- und andere Hunde dürfen demohngeachtet nicht in den Wald; auf die Erd- und Heidelbeersammler muß genaue Aufsicht geführet werden.

Die Fasanhenne führt die Jungen zur Nahrung in die Nesseln und solche Oerter, wo sie Ameiseneier finden. — Die Trappenhenne hält sich mit ihren beiden Jungen verborgen, und wenn sie davon gesprengt wird, so pfeift sie dieselben wieder an sich. — Die Schwäne ziehen mit ihren Jungen nach großen Gewässern und stehenden Seen, wo sie ihre Nahrung leichter finden können.

Zu wilden Gänsen ist jetzt die Schießzeit. Auf dem Strichteiche darf man keine wilden Enten leiden, die der Fischbrut jetzt ungemein viel Schaden thun. Auch auf die gemeinen Reiher muß man achten, weil sie nach der Mitte dieses Monats schon von einem Teiche zum andern zu streichen anfangen. — Der Fang der wilden Enten, die sich mausern, im Rohr und Schilf dauert fort. Die kleine Schnepfenjagd wird jetzt stark getrieben.

Die Misteldrosseln gehen in Gebirgen schon nach Jacobi auf den Strauchheerden nach den Lockvögeln, wenn Stachelbeeren, Wachholderbeeren und Kirschen aufgelegt sind. Ueberhaupt muß der Jäger nun alle, zum Vogelfange gehörige Dinge, als Ausbesserungen der Netze, Fertigung der Dohnen, Leimspindeln rc. zurecht machen, damit sie im folgenden Monate zu Stande sind.

Gleich nach Jacobi geht der Vogelfang mit den Käuzchen an. — Die gemeinen Kernbeisser fängt man auf Kirschbäumen mit Leimruthen, wenn man ein paar

Lockvögel in die Bäume hängt. — Die jungen Holz- und Ringeltauben werden in den Vorhölzern geschossen. — Die jungen Finken fallen in den Gärten auf abgegrasete und mit Hanf bestreuete Plätze, die man mit einem Garne bestellt.

Junge bringen, Fr. faire des petits. Heißt so viel als hecken, und man sagt es vom Luchs, Biber, Fischotter u. s. w.

Junge Hasen, Fr. Lièvroteau. Heißt der Hase so lange, bis er halbwüchsig ist.

Junge Hirsche, Fr. les Fans. Wird der Spiessert, Gabler und Hirsch von 6 Enden genannt, so lange bis er jagdbar wird.

Junge Hölzer. Nennt man einen angeflogenen oder angesäeten Berg Holz, vom Abtrieb des Schlages an, bis die Bäume über halbwüchsig, und anfangen angehende Bäume zu Bloch- Bau- und Schindelholz zu werden.

Junge Rehe, Fr. petits Chevreuils. Heissen die Rehkützlein oder Rehkälber.

Junge Vögel, Fr. Oisillons. Werden alle Gattungen Vögel, vom Nest an, bis sie beflogen sind, und in den spåten Herbst kommen, genannt.

Junge Wölfe, Fr. Louvetau, Cheau. Werden sowohl die Jungen von dem Wolfsgeschlecht, als auch von manchen Jägern die jungen Hunde so genannt.

Junius, Fr. Juin, le Mois de Juin. Der Forstmann hat in diesem Monat auf das Reifwerden und Einsammeln des Ulmensaamens genau Achtung zu geben, weil er sogleich abfliegt, sobald er reif wird. Da er sehr leicht verdirbt, wenn man ihn aufbewahren will, so ist es am besten, wenn man ihn sogleich wieder aussäet. Die Ulmen sind besonders an solchen Orten vortheilhaft anzusäen, wo eine Herbst- oder Frühlingssaat der Eicheln und Buchreckern im Freien durch die Frühlings- und besonders die Maifröste verheeret worden ist. Zur Einsaat des Ulmensaamens aber, welche 8 Tage vor oder nach Johannis zu geschehen pflegt, wird der Boden zubereitet.

Das an einigen Orten noch immer gewöhnliche, den Waldungen höchst nachtheilige Maienstehlen muß der Förster besonders zu verhindern suchen. — In den Baumschulen gehen die Arbeiten des Monats Mai ununterbrochen

fort, und bei dürrem Wetter muß fleißig Abends oder vor Sonnenuntergang gegossen werden.

In Ansehung des aufgehenden und aufgegangenen Saamens, so wie auch des natürlichen Anflugs, ist die genaueste Sorgfalt zu tragen, daß demselben kein Schaden zugefüget werde. Dahero muß man die Aufsicht darüber verdoppeln, und noch besonders auf das schädliche Laubstreifeln, das Grasstehlen, Einhüten, Erdbeer- Ameiseneier- und Kräutersammeln Acht haben. — Wegen der Köhlerei verhält sichs wie Ende des Monats Mai. — In den schlecht bestandenen und vom Holze entblößten Revieren fängt die zum großen Nachtheile der Holzkultur eingeführte Grasbenutzung an, und die Förster müssen wegen der Setzzeit und des jungen Anflugs die Grasemägde strenge beobachten. — Zur Verhütung der Wurm- oder Baumtrockniß, darf in den Fichtenwäldern kein Stamm und keine Stange mehr gefällt werden.

Die Floßbäche und Teichdämme sind auszubessern, und die für das künftige Jahr abzutreibenden Schläge und Gehaue anzuweisen. — In den Weißtannenwäldern werden junge Tannzapfen zur Bereitung des Terpentinöls und des Spiritus gebrochen.

In diesem Monate blühen die Linden, der Mispelbaum, der schwarze Hollunder, der Schlingenstrauch, der Pimpernußstrauch, der Ligušter, der Hartriegel, der Schwalkenbeerstrauch, die Rosen, die Waldrebe, der kleine stachlichte und der kriechende Ginster, der Kühnpost, die Ackerbrombeere, die Moosbeere, die Preusselbeere und die Krähenbeere. — Den Saamen lassen abfallen: die rauhe Ulme, die Silber- Zitter- und gemeine Pappel, nebst der weißen und übrigen Arten der Weide. Aber weder von den Pappeln noch von den Weiden sammelt man die Saamen ein, weil diese Bäume sich leichter durch Setzstangen und Stecklinge vermehren lassen.

Von nachfolgenden Bäumen gehen in diesem Monate die Saamen auf, nämlich: von der glatten Ulme, vom Elzbeerbaume, Holzapfelbaume und Vogelbeerbaume, schwarzen Hollunder, Kreuzdorn, gemeinen Weißdorn, Schlingenstrauch, Ligušter, Pfaffenhüthchen, Heckenkirschen, Seekreuzdorn, Hartriegel, Quittenstrauch, Quit-

tenmispelstrauch, Schwalkenbeerstrauch, den Rosen, wilden Geisblatt, Trunkelbeerstrauch, Heidelbeere, Kühnpost, hohen Brombeerstrauch, Mistel, Winterepheu, Ackerbrombeere, Moosbeere, gemeinen Heide, Sumpfheide, der Krähenbeere, der Kiefer, Fichte, und vom Wachholder.

Der Jäger muß in diesem Monate für die Aufräumung der Tränken und Suhlen sorgen, auch die Salzlecken wieder auffrischen. — Die Arbeit oder Behängzeit mit den Leithunden nimmt zur Revision der Standhirsche ihren Anfang, sobald sie sich ganz verfärbt haben. Der Jäger besucht täglich die Fuchsbaue in seinem Reviere, um die Fährten der jungen Füchse, die sich vor denselben in die Sonne legen, aufzuspüren.

Die hohe Jagd geht für die Vasallen nach dem ersten Trinitatis auf, und man schießt schon für die Hofküchen junge Rehe und Hasen. — Der Rothhirsch fängt an feist zu werden, und verfärbt sich völlig; auch schlagen einige schon zu Ende des Monats das Bast von ihrem reifen Gehörne; das alte Thier hingegen hält sich mit dem Kalbe gern allein auf. Der Damhirsch schiebt ein neu Gehörne und verändert seinen Stand fast täglich; die Tannengeis aber setzt in diesem Monate. Der Rehbock hält sich zu den Schmalrieken und scherzet mit denselben; hingegen alte Rieken führen ihre Kälber, und junge Rieken setzen. Die wilden Schweine stecken noch in den Dickigen und die Bachen, welche im vorigen Monate gefrischet haben, schlagen sich mit ihren 8 bis 10 Frischlingen zu den übergelaufenen Bachen.

Der Hase rammelt und setzt. — Der Wolf und der Fuchs schweifen jetzt weit umher, um Raub für ihre Jungen aufzusuchen, welche man jetzt in ihren Lagern aufsucht und die jungen Füchse aus den Bauen ausgräbt. — Die wilden Katzen, Luchse, Marder rc. rauben jetzt für ihre Jungen allerlei Wildpret und Geflügel und äsen sich im Nothfalle von Luder. — Die Fischotter lehrt ihre Jungen den Raub fangen, und verläßt sie alsdann. — Der braune Bär steht in der Hitzzeit oder begattet sich, und die Bärin geht in Gesellschaft ihrer Jungen auf den Raub aus. Der Dachs sticht hin und wieder auf Wiesen und Aeckern nach Gewürmen und Wurzeln. — Der Biber setzt 3 bis 4 Junge.

Der Auerhahn lebt wieder allein, und die Auerhenne führt ihre Jungen. Der Birkhahn fällt in die Fruchtfelder, und das Huhn hält sich mit den Jungen im Dickige auf. Die Auer- und Birkhähne, welche hie und da herumstreifen, werden vom Jäger, wenn sie ihm schußrecht kommen, erlegt. Das Rebhuhn führt seine Jungen in die Waizenfelder und Sommersaaten. Die Fasane haben zum Theil schon Junge, zum Theil aber brüten sie noch, wie die Trappen. Die Schwäne haben Junge, wie die wilden Gänse und Enten. Das Reiherhuhn geht mit der Brut, der Reiherhahn aber allein auf Raub aus; aber der Storch und die Rohrdommel brüten ihre Jungen aus. Die Schnepfen führen ihre Jungen an, und man muß sie in der Brütezeit durchaus nicht aufsprengen, weil das Huhn sonst die Eier verläßt. — Alle Raubvögel jagen mit dem Ende dieses und zu Anfang des folgenden Monats ihre Jungen von sich, die nun allein für ihren Unterhalt sorgen müssen.

Diesen Monat so wie den ganzen Sommer hindurch sucht der Jäger die Horste der Raubvögel auf, und bemüht sich sonst auf alle mögliche Art sie zu vertilgen. — Jetzt fangen sich die wilden Enten an zu mausern, daher man sie ohne viele Mühe auf Seen und Teichen im Rohr und Schilf in die vorgestellten Netze treiben kann. — Jetzt kann man auch den kleinen Kautz zum Vogelfang aus dem Neste nehmen. — Nach Johannis, wenn die jungen Vögel ausgeflogen sind, fängt man an den Meisen mit den Kloben nachzustellen, auch Staare zu fangen. Man fängt auch schon an den Vogelheerd auszuputzen und zuzurichten.

K.

Kalb, s. Kälber.

Kälber, Fr. Fans, Faons. Heissen die Jungen beim Rothwildpret so lange, bis die Mütter wieder gebrunftet und etwa 4 Wochen noch nachher, als sie die Kälber abgesetzet haben.

Kälberfang, Fr. Coup à la poitrine. Wird von einigen Jägern genannt, wenn die Hirsche und das Wildpret mit dem Hirschfänger auf der Brust hinein, nach der Herzkammer zu, abgefangen werden.

Kalte Fährte, Spatfährte, Fr. Erres de vieux ten
Nennt der Jäger eine Fährte, wenn ein Hirsch oder wil
Schwein, oder sonst etwas schon vor etlichen Stunden, a
wohl länger vorbei, so daß die Witterung und der Ger
fast vergangen, mithin die Hunde nicht so munter und fr
darauf fortsuchen, als wenn es erst vor kurzem da ge
sen ist.

Kamm, Zahl, Fr. Bois mettre de rang. Wird
nannt, wenn die Holzmacher beim Fällen der Laubhö
im Frühjahr, alles auf eine Zeil nach der Reihe hin,
zwar so, daß die Stammenden einander alle nach lieg
mithin das Holz ihnen bei dem Reißigmachen oder Wel
binden fein zur Hand liegt.

Kammer, Fr. la Chambre. Heißt derjenige Ort,
erste oder nächste Dickigt an dem Lauft, in welchem
Wildpret in die Enge getrieben, umgestellt ist, und z
Ausschießen oder Abjagen aufbehalten wird; siehe Hau
jagen. — Kammern werden auch die besondern Abt
lungen in den Wohnungen der Füchse genannt; s
Fuchsbau.

Kamp; heißt ein befriedigter Platz, worin man j
ges Holz aus dem Saamen zieht, um es wieder zu
setzen, und also so viel als Baumschule.

Kämpfen, Fr. coller, se battre-ensemble. S
man von Hirschen, wenn zwei mit einander streiten; de
nige, der den andern überwindet, wird ein Planhirsch
nannt.

Kampfhahn, Lat. Tringa Pugnax, Linn. Fr
Combattant ou Paon de Mer, Buff. Engl. the R
Penn. auch genannt: das Streithuhn, Heidehuhn,
Haustenfel, Renomist, Brausehahn, Mönnick, St
vogel, Struußhahn, Seepfau; die Weibchen im Br
schen: Beginnen. Er gehört unter die Ordnung der W
servögel, und ist von der zweiten Familie der Gattung
Strandläufer eine Art, bei welcher als Kennzeichen
Gesicht mit fleischrothen Wärzchen besetzt ist, und die
Seiten-Schwanzfedern ungefleckt sind. Er hat unge
die Größe einer Taube, ist 1 Fuß lang, der Schwan
Zoll und die Flügel messen ausgebreitet 2 Fuß, 3 Z
zusammengelegt aber reichen sie bis an die Schwanzsp

Der Schnabel ist 1 und einen halben Zoll lang, gewöhnlich rothbraun, an der Spitze schwarz, der Augenstern nußbraun, der nackte Theil der Schenkel und die Füße roth oder gelb, bei den Jungen grau, die Klauen schwärzlich, die Schenkel 15 Linien weit nackt, die Beine 2 Zoll hoch, die mittlere Zehe 1 Zoll 8 Linien und die hintere 5 Linien lang.

Das Gesicht ist mit fleischigen rothen Wärzchen besetzt, der Kopf rothgelb oder aschfarben und schwarz gefleckt, der Hals aschfarbig oder weiß, der Nacken, Rücken und die langen Schulterfedern rostgelb mit schwarzblauen, glänzenden, herzförmigen und andern Flecken, ein Kragen von langen fein zerschlissenen Federn auf den Vordertheilen und an den Seiten des Halses und ein langer Busch am Nacken ist dunkelaschfarben, in die Quere röthlich gestreift, oder bloß weiß; die Federn krümmen sich am Ende etwas einwärts u. s. w. indem man eigentlich nichts bestimmtes von seiner Farbe angeben kann, da es eine solche Verschiedenheit in derselben giebt, welche Alter, Geschlecht und Jahrszeit hervorbringen, daß man fast nicht zwei Vögel antrifft, die einander ganz gleich sehen, und es ist dieß der einzige wilde Vogel, welcher in Rücksicht der Farbe so sehr wie das Hausgeflügel abändert. Aschgrau, rostfarben, weiß und schwarz auf allerhand Art mit einander vermischt, sind aber immer die Hauptfarben. — Das Weibchen scheint eine beständigere Zeichnung zu haben. Es ist blaßbraun, der Rücken mit spitzig schwarzen Flecken, Brust und Bauch weiß, der Hals glatt ohne Kragen, das Gesicht ohne fleischige Drüsen, der Schnabel roth und nur an der Spitze schwarz, die Füße roth und nur die Klauen schwarz.

Den Namen haben diese Vögel von ihrer großen und hartnäckigen Streitbarkeit und Neigung zum Kämpfen, besonders zur Zeit der Begattung. Sie sträuben dabei ihre Halskrause in die Höhe, ziehen den Kopf in den Nacken, und gehen wie wüthend und mit hohen Sprüngen auf einander los. Man hat wohl zwei Hähne so hitzig mit einander kämpfen sehen, daß ihnen der Jäger unbemerkt ein Netz über den Kopf geworfen und sie gefangen hat. Und demohngeachtet lieben sie die Gesellschaft ihres Gleichen, so daß, wo man ein Paar antrifft, auch gewiß mehrere in der Nähe wohnen.

Sie fliegen immer gesellschaftlich herum; sobald sie sich aber niederlassen, so fangen sie auch die Zweikämpfe an. Die Weibchen leben friedlich beisammen, und sehen oft den hitzigen Kriegen der Männer mit Verwunderung, auch wohl mit Unwillen zu; denn man sieht sie zuweilen unmuthig dazwischen springen. — Sie lassen sich leicht, besonders jung zähmen, und was das sonderbarste ist, so bemerkt man in der Stube bei jung Aufgezogenen gar nichts von ihrer Streitsucht.

Er ist in ganz Europa und Sibirien bekannt, und geht im Sommer bis Island hinauf. In Deutschland findet man ihn vorzüglich in Pommern und Brandenburg, aber auch allenthalben da, wo Moräste und Seen sind. Als Zugvögel verlassen sie Deutschland im September und kommen zu Ende des Aprils oder Anfang des Maies erst wieder an. Sie wohnen allezeit an der Seeküste, oder in großen Sümpfen und Gegenden, wo die austretenden Flüsse stets Moräste machen und an den feuchten Ufern der Seen. Bei und nach dem Regen gehen sie auch ihrer Nahrung halber auf die Aecker.

Ihre Nahrung besteht vorzüglich aus Regenwürmern und allerhand andern Gewürmen, Insekten und Insektenlarven, die sich in wässerichten Gegenden finden, auch Schnecken, wovon sie die kleinen mit sammt den Gehäusen verschlucken, und aus einigen Wasserkräutern und ihren Wurzeln.

Das Weibchen legt im Mai seine 4 bis 6 Eier in sumpfige Wiesen und Riede auf einen trocknen Rasen, oder in einen Binsenstrauch, und brütet sie in 16 bis 18 Tagen allein aus. Sie sind weiß mit breiten schmutzig rothbraunen Flecken. — Die Jungen laufen sogleich, wie die Schnepfen, davon. Im zweiten Sommer erst bekommen die Männchen die dicke Halskrause, und die Fleischwärzchen im Gesicht schwellen ihnen nicht eher auf, als bis sie sich zum erstenmal paaren wollen. Letztere schrumpfen auch am Kinn nach der Brütezeit wieder ein. Im ersten Jahre sind also die Männchen nicht von den Weibchen zu unterscheiden. — Die Rabenkrähen tragen ihre Eier weg.

Während ihren Kämpfen sind sie leicht zu schießen, ob sie gleich sonst zu den scheuen Vögeln gehören. — Man

fängt sie lebendig in Laufschlingen von schwarzen Pferdehaaren, welche man auf ihre Kampfplätze legt.

Nutzen leisten sie durch ihr Fleisch, das aber bei den Hähnen, die nicht einige Zeit mit Milch und Brod in finstern Ställen gemästet worden sind, trocken und nicht sonderlich schmackhaft, desto wohlschmeckender hingegen von den Hennen ist. Wenn man bei diesen Vögeln zu dem obigen Mastfutter noch eingequellten Hanfsaamen und etwas Zucker thut, so werden sie besonders delikat. — Die Eier sind so wohlschmeckend wie die Kiebitzeier. — Sie fressen manche den Menschen und Thieren lästige Insekten und Würmer.

Die lebendig gefangenen Hähne werden im Bremischen an einem Flügel beschnitten, um sie in Gärten herum laufen zu lassen, wo sie nicht den geringsten Schaden thun, dagegen Regenwürmer, Schnecken und schädliche Insekten fleißig aufsuchen, sich völlig damit nähren, und durch ihre wunderlichen Geberden und Stellungen noch überdieß manches Vergnügen gewähren.

In Ansehung der großen Verschiedenheit in der Farbe, ist besonders eine Spielart auffallend, nämlich: der weiße Kampfhahn (Tringa pugnax candida), an welchem entweder das Gefieder ganz schneeweiß ist, oder die Flügel nur allein schwach dunkelbraun gezeichnet sind. Er ist das, was bei andern Vögeln die sogenannten Kackerlacken sind.

Kampfjagen, Fr. Combat de fêtes féroces. Wurden ehedem an einiger großen Herren Höfen gehalten, in Deutschland in neuern Zeiten fast ausschließlich in Wien, wo aber von dem Kaiser Joseph II. zur Ehre der Menschheit, dieses unnatürliche und grausame Vergnügen nun auch abgeschafft worden ist.

Sie wurden nämlich entweder auf Schloßhöfen, oder in besondern mit hohen Mauern umgebenen, oder mit tüchtigen eichenen Posten verwahrten Zwingern gehalten. Diese hatten besondere Löwen- und Thierhäuser, worin Löwen, Tiger, Leoparden, Bären, Auerochsen, Büffel und dergl. aufbehalten, und durch eigene hiezu bestellte Löwen- oder Thierwärter in Acht genommen und verpfleget wurden. Da, wie gesagt, diese Art Jagen eingestellt worden sind, und man sich nicht mehr an einem dergleichen schauderhaften Ver-

gnügen zu belustigen sucht; so ist es auch unnöthig, weiter etwas davon anzuführen.

Kaninchen, Lat. Lepus Cuniculus, Linn. Fr. le Lapin, Buff. Engl. the Rabber, Penn. Ist ein Säugethier, und macht von der Gattung der Hasen eine Art aus, bei welcher als Kennzeichen, die Ohren meist unbehaart, und die Hinterfüße stets kürzer sind, als bei den Hasen. Von dem Hasen, welchem es an Gestalt und Betragen sehr ähnlich ist, unterscheidet es sich vorzüglich dadurch, daß es kleiner ist, sehr dünne behaarte Ohren und kürzere Hinterfüße hat. Es pflegt tiefe Höhlen in die Erde zu graben. Es hat eben das Gebiß, eben die Gestalt des Kopfs, Lage der Augen und Ohren, eben den kurzen Schwanz und die behaarten Fußsohlen, aber der Körper ist mit sanftern und nicht so langen Stachelhaaren besetzt. Es bedient sich eben der Nahrung, wie der Hase, vermehrt sich aber stärker. Die Länge des Körpers beträgt ohngefähr 1 Fuß 7 Zoll, des Schwanzes 2 und einen halben Zoll, und die Höhe 6 und einen halben Zoll, und das Weibchen ist allezeit etwas größer und stärker als das Männchen. Man kennt davon zwei Racen, das zahme und wilde Kaninchen, welche beide nur eine Art ausmachen, indem das wilde der Stammvater und durch die Zähmung das vielfarbige zahme entstanden ist. Hier wird nur die Rede von dem wilden seyn, da das zahme nicht eigentlich in das Gebiet des Jägers gehört.

Das wilde Kaninchen, Fr. le Lapin sauvage, Buff. auch Kaninchenhase genannt, das in den gemäßigten und heissen Strichen von Europa und in den wärmern Theilen von Asien lebt, ist in Deutschland, wo es mit Fleiß angepflanzt worden ist, nicht selten. Kältere Gegenden kann es in der freien Luft nicht aushalten. Von dem zahmen unterscheidet es sich durch seine schwarzen Ohrspitzen, auch daß es kleiner und schlanker und von Farbe gewöhnlich röthlichgrau ist. Die Hornhaut der Augen ist graulich.

Diese Kaninchen halten sich in Gesellschaft zusammen, und graben sich mit ihren weißen langen scharfen Nägeln an den Zehen der Vorderfüße tiefe, winklich wie ein Ellnbogen, laufende Höhlen (Baue) mit verschiedenen Ausgängen (Röhren) in felsigen, am liebsten aber in sandigen Boden, und jedes Paar, da sie in Monogamie leben, bewohnt seine

eigene Wohnung. In derselben befindet sich allezeit am Ende eine Kammer mit einem so engen Eingange, daß ihnen der Fuchs, ihr Erbfeind, nicht nachkriechen kann, obgleich er durch die oft weiten vorderen Röhren zu schlüpfen im Stande ist. In dem Baue gräbt sich auch das Weibchen eine eigene geräumige Kammer, wo es seine Jungen setzt. Wenn sie ausgehen, bedecken sie oft die Röhren mit Sand, daß ihre Wohnungen nicht entdeckt werden sollen, und wenn sie an einem Orte Gefahr entdecken, so verlassen sie denselben, und wenn eine Familie auswandert, so folgen die andern alle nach.

Sie nähren sich, wie der Hase, von Laub, Gras, Kräutern, Kraut, grünem und reifem Getraide und Rüben. Im Winter scharren sie die grüne Saat auf, müssen aber auch bei hohem Schnee und starken Frost mit Knospen von Gesträuchen, mit der Schaale des jungen Holzes und mit verdorrtem Gras vorlieb nehmen.

Die Mutter wird, wie die Häsin, im Hornung oder März von dem Rammler oder Bock befruchtet (sie rammelt), geht 4 Wochen tragend, und bringt alsdann 4 bis 6 blinde Junge zur Welt. Diese bleiben 9 Tage blind und 14 Tage in ihrer Höhle, nach welcher Zeit sie mit der Mutter auslaufen, und ihre Nahrung zu suchen anfangen. Noch in den ersten 14 Tagen nach der Geburt wird die Mutter wiederum beschwängert, und vermehrt sich mehrentheils viermal des Jahrs, wenn sie die kalte und feuchte Witterung im Herbst nicht daran hindert. So ist sie im Stande, in einigen Jahren eine Bevölkerung von etlichen Tausenden zu bewerkstelligen, und da jedes Paar sich seine eigene Wohnung aushöhlt, so breitet sich eine Kolonie von 4 bis 6 Stücken in etlichen Jahren durch ihr beständiges Fortwühlen oft meilenweit aus, so daß man ihre Vermehrung alsdenn nur mit Mühe durch die Jagd einschränken kann. Die Jungen sind schon im 8ten Monate zur Fortpflanzung tüchtig und im 12ten völlig ausgewachsen.

Ihre Feinde sind die Füchse, Marter, Iltisse, Dachse, Wiesel, Raben und Raubvögel, welche ihre Vermehrung an manchen Orten sehr einschränken. Wenn sich ein Fuchs in eine Höhle drängt, und Zeit hat, den Eingang zur letz-

ten Kammer zu erweitern, so ist die ganze Familie verlohren. Diese oder eine ähnliche drohende Gefahr geben sie sich einander durch das Ausschlagen mit den Hinterfüßen zu erkennen, auf welches Zeichen die in der Nähe sich befindenden sogleich die Flucht ergreifen.

Ihre Fährte ist der Hasenfährte ähnlich, nur kleiner. Wenn sie ein Hund verfolgt, so machen sie allerhand krumme Sprünge, um seiner Mordsucht zu entgehen. Wegen ihres feinen Gehörs und feiner Witterung kann man ihnen mit der Flinte nicht leicht ankommen, indem sie gleich nach ihrer Grube fahren; allein sie werden durch kleine Dachshunde und besonders durch Frettchen aus derselben herausgetrieben.

Hiezu muß man zwei Netze von feinem Bindfaden stricken, deren jedes 9 Schritte stellt. Man strickt sie 10 Maschen hoch, doch etwas enger als die Hasennetze; oder man macht Hamen oder Säcke, ebenfalls von feinem Bindfaden, die rund gestrickt sind, wie ein Treibezeug, und vorne einen Reif haben; oder man macht Steckgarne, wie ein Hühner-Steckgarn, die Spiegel von recht starkem Bindfaden, das Inngarn von feinem Bindfaden. Die Spiegel werden so weit, daß ein Kaninchen leicht durchfahren kann, und 6 Maschen, das Inngarn aber enge, und 20 Maschen hoch, die Länge nach Belieben, um etwa 6 bis 8 Klaftern lang zu stellen, und dieses Netz wird wie die Hühnersteckneʒe (s. unter Rebhuhn) eingebunden.

Wenn man Kaninchen fangen will, nimmt man 1 oder 2 Frettchen, läßt sie mit einer kleinen Schelle am Halsbande, und mit durch ein Kettchen verschlossenem Munde zur Verhütung der Mordsucht, in den Bau hinein, verstopft die übrigen Gänge, und umstellt den Bau. Die ersten Garne werden zwei Winkeleisen gleich, und also ins Quadrat auf 6 Forcheln oder Stäbe gestellt, die Hauben aber mit dem Reif nur darauf gehalten, und die Stecknetze steckt man um den Bau. Wenn die Frettchen in den Bau hinein kommen, so flüchten die Kaninchen bald heraus, rennen in das aufgestellte Garn, und man schießt oder schlägt sie in demselben todt, oder fängt sie lebendig. Eben so verfährt man auch bei der Jagd mit dem Dachshunde, wo die Höhlen weit genug sind.

Sie werden auch in eisernen Fallen und Schlingen,
ıan vor ihre Wohnungen legt, gefangen. — Man
auch noch eine sonderbare Art, sich ihrer zu bemächti-
an. Man soll nämlich in jede Höle einen großen
s stecken und den Eingang mit obigem Netze belegen.
Krebs, sagt man, schlich sich in das Wohnzimmer der
nchen, kneipe sie, und sie flöhen vor ihm und würden
n vorgelegten Netzen gefangen.

Sie nützen durch ihr süßes, wie Hühnerfleisch schmek-
's Fleisch, das, da sie bei guter Nahrung feister als
Hasen werden, vortreflichen Braten giebt. — Ihr
wird als Pelzwerk besonders zu Unterfutter, da er
r als der Fuchsbalg dauert, verbraucht. Die Haare
feine Hüte und mit Seide versetzt, schöne Strümpfe
Handschuhe.

In fruchtbaren Feldern richten sie nicht nur durch ihr
ılen, sondern auch durch Aufsuchung ihrer Nahrung,
ie häufig sind, großen Schaden an, und werden da-
n manchen Orten, wo man ihre Vermehrung nicht ein-
nkt, für den Landmann eine Landplage.

Kanzel, Fr. la Chaire. Ist ein in einem Thiergar-
ıuf hohen Pfosten stehendes, mit einem Geländer und
ken umgebenes offenes Gebäude, auf welches man,
Wildpret zu birschen oder zu übersehen, vermittelst einer
pe gelanget. Es muß an einem solchen Ort angebracht
daß man eine weite Aussicht auf Feld und Wiesen
wohin das Wildpret des Abends aus dem Holz tritt,
auf die Aesung ziehet. Weil man hoch stehet, so hat
Wildpret keinen Wind von dem Menschen, sondern
nt oft ganz nahe bei der Kanzel. Es ist eine sehr an-
ıme Art zu birschen, welches auch die Damen, die an
Jagd ein Vergnügen finden, auf keine bequemere Art
können. Angenehm ist es, wenn man die Kanzel der-
lt anleget, daß mitten in derselben eine hochstämmige
elaubte Eiche, oder ein anderer Baum stehet, unter
Schatten man das Wildpret erwarten kann. In
ıgeschlossenen Waldungen, wo große freie Plätze oder
bäcker sind, lassen sich dergleichen Kanzeln auch an-
l.

Kappe, s. Falkenkappe.

Kappen, Köpfen, Fr. ététer, étouper. Heißt alle Aeste eines Baums auf das Harz aushauen, um junges Holz darauf zu ziehen, welches Kappholz heißt.

Kardinal, s. Mönch mit rothbrauner Platte.

Karrenbüchse, Fr. Orgue. Sind große lange und schwere Läufte, die auf Karren oder Wagen geführet, und Kraniche und Trappen damit geschossen werden. Es giebt dergleichen mit 9 Läufen, die alle 3 und 3 aufeinander liegen, aber nur ein Schloß haben, welches sie alle auf einmal anzündet; s. unter Gewehr.

Kastanieneiche, s. Eiche.

Kasten, s. Wildpretskasten.

Kastenholz, Brauholz. Ist eine in Schlesien übliche Benennung; und zwar heißt es Kastenholz von der Art es aufzusetzen, und Brauholz von seinem Gebrauch. Da es 2 und eine halbe Elle lang und in starken Scheiten geschlagen wird, setzt man es kreuzweis in halbe Klaftern, damit es besser austrocknet, und solche Stöße nennt man Kasten.

Kater, Fr. Marcou, Chat-haret. Heißt das Männchen bei den Katzen.

Katze, lat. Felis. Ist ein Säugthier, und macht eine Gattung von der dritten Ordnung der Raubthiere aus. Die Thiere dieser Gattung sind meist alle fürchterliche Raubthiere, wovon es aber bei uns nur 2 Arten giebt: die eigentliche Katze, nämlich deren 2 Racen, die zahme und die wilde Katze und der Luchs.

Kauen, Fr. mâcher. Nennt der Jäger, wenn die Hunde die Hängeseile, Hetz- und Birschriemen, und Fangstricke zerbeißen.

Kautz, lat. Strix ulula, Linn. Fr. la Chouette ou grande Chevêche, Buff. Engl. the brown Owl, Penn. auch genannt: großer Kautz, Steineule, Buscheule, Steinauffe, heulende Eule, große braune Eule, Kircheule, Tschiavitle, Steinkautz. Er gehört als Raubvogel in die erste Ordnung, und ist von der zweiten Familie der Gattung der Eulen, nämlich der Eulen ohne Federbusch, eine Art, deren Kennzeichen darin bestehen, daß die Federn des Körpers oben dunkelbraun und weißgefleckt sind. Diese bekannte Eule ist etwas über 1 Fuß lang, der Schwanz 5

Zoll, und die Flügelspitzen stehen 2 Fuß 9 Zoll voneinander, reichen aber zusammengelegt 1 Zoll über den Schwanz hinaus; das Gewicht ist 19 Unzen. Der Schnabel ist ein Zoll lang und braun; der Stern gelbbraun; die Nägel schwarz; die Beine 2 Zoll hoch; die Mittelzehe 1 Zoll 5 Linien und die Hinterzehe 9 Linien lang.

Der Kopf, Rücken und die Flügel sind tiefbraun und schwarzgefleckt; die Schultern und Deckfedern der Flügel weiß gesprenkelt; die Brust blaßaschgrau, der Bauch weißlichgelb; die Schwungfedern haben auf der äußern Seite runde weiße Flecken; der Schwanz hat 9 bis 12 braune Ringe; die Augenkreise haben schmutzigweiße und schwarzgefleckte einfache Federn; um die Ohren bis zum Schnabel geht ein schwarzer und grauer weißlich gesprenkelter Streifen; die Beine sind bis zu den Klauen befiedert, schmutzigweiß und aschgrau bandirt. — Das Weibchen hat hellere Farben und kleinere Flecken. — Sie schreit sanft und gemäßigt des Nachts im Fluge: Guh, guh!

Diese Eule liebt vorzüglich bergige Gegenden, und wohnt daselbst in Steinbrüchen, Felsenritzen und alten verfallenen Gebäuden, auch in Kirch- und Thurmmauern. In Wäldern findet man sie gar nicht, also auch nicht in holen Bäumen. — Ihre vorzüglichsten Nahrungsmittel sind Mäuse und Wasserratten; sonst frißt sie auch Grillen, Käfer und Nachtschmetterlinge.

In den Klüften und Ritzen ihres Wohnorts legt sie in allerlei Genist, oder auch auf bloße Stein- und Kalchbrokken, 2 bis 4 rundliche weiße Eier schon zu Anfang des Märzes, und wenn sie in den Scheunen nistet, soll sie die Eier der Tauben und Hühner, die man mit den ihrigen vertauscht, so gut wie die ihrigen ausbrüten, die Jungen aber auffressen. Wenn das Weibchen über der Brut getödtet wird, so brütet das Männchen die Eier aus, und füttert die Jungen auf. Mit den Katzen soll sie sich ritterlich herumbeißen, und nicht eher nachgeben, bis sie oder die Katze liegen bleibe. Auch unter einander selbst sollen diese Eulen in einem ewigen Kriege leben. Die Jungen sind anfangs mit schneeweißer Wolle überzogen und pipen wie die Küchelchen. — Von Läusen wird sie auswendig, und von Bandwürmernund Kratzerwürmern inwendig geplagt.

Sie nützen durch ihr Fleisch, welches sehr schmackhaft seyn soll. In den Scheunen wird sie von dem Landmanne gern gesehen, weil sie eine Menge Mäuse verzehret.

Käutzchen, Lat. Strix passerina, Linn. Fr. la Chevêche ou petite Chouette, Buff. Engl. the little Owl, Penn. auch genannt: kleiner Kautz; Todtenvogel; Leicheneule; Leichvogel; Leichenhühnchen; Todteneule; auch Zwergeule; kleine Eule; kleine Haus- Wald- und Scheuneule; Steinauffe; Lerchenkäutzchen; Spatzeneule. Gehört mit dem vorherbeschriebenen Kautz unter eine Ordnung und Gattung, und zum Kennzeichen ihrer Art haben die Schwungfedern weißliche Flecken. Diese kleine Eule lebt in Europa und im nördlichen Amerika, und ist in Deutschland genug bekannt.

Sie mißt 9 und ein halb Zoll, der Schwanz 3 und ein halb Zoll, und die Flügel ausgebreitet 1 Fuß 11 Zoll und reichen zusammengelegt bis einen halben Zoll vor die Schwanzspitze. Das Gewicht ist 7 Unzen. Der Schnabel ist 10 Linien lang, stark, sehr gekrümmt, spitzig, an der Wurzel braun, an der Spitze hellgelb; der Stern blaßgelb; die Beine 1 und einen halben Zoll hoch; die Zehen braun mit einzelnen haarförmigen weißen Federchen besetzt; die Klauen scharf und schwärzlich; die Mittelzehe 1 und einen halben Zoll und die hintere einen halben Zoll lang.

Der Kopf ist lichtbraun mit runden röthlichweißen Flecken; der Augenkreis hat nach dem Schnabel zu schwärzliche, nach der Stirn und dem Kinne zu weiße, und nach den Schläfen zu röthlich und braungefleckte einfache Federn; der Rücken, die Deckfedern der Flügel und Schultern sind lichtbraun mit weißen runden Flecken; das Kinn ist weiß; die Seiten des Halses rostfarbig und lichtbraun gemischt; die Brust weiß und dunkelbraun gefleckt; der Bauch, After und die befiederten Füße röthlichweiß; die Schwungfedern dunkelbraun; die Deckfedern der innern Flügel weiß mit dunkelbraunen Flecken; die Schwanzfedern lichtbraun mit großen hellrostfarbenen Flecken. — Das Weibchen ist etwas heller auf dem Rücken und am Schwanz; die Flecken auf dem Schwanze sind röthlichweiß und die Beine ganz weiß.

Dieses Käuzchen setzt noch manchen einfältigen Landmann mit seinem Geschrei in Furcht, weil viele glauben, daß sie denjenigen Häusern, auf welchen sie sich hören lassen, einen nahen Todesfall vorher verkündigten, woher sie auch die verschiedenen Namen haben. Gewöhnlich schreit es Pu, Pu! und zwar im Fluge, im Sitzen aber spricht es folgende sonderbare Sylben, die eben für manchen so bedeutend sind, deutlich aus: Aehme, Hähme, Ehsme! Es läßt sich sowohl alt als jung zähmen.

Es lebt in alten verfallenen Gebäuden oft mitten in Städten, in Kirchen, auf Thürmen, in Steinbrüchen, Gewölben, Begräbnissen, Stadtmauern, seltner in Wäldern, sie müßten denn bewohnt und felsigt seyn, und ändert seinen Aufenthalt nicht leicht.

Seine gewöhnliche Nahrung sind Fledermäuse, Haus- und Feldmäuse, Grillen und Käfer, doch mag es auch wohl des Nachts zuweilen eine Schwalbe aus ihrem Neste holen, und die Lerche in ihrem Lager wegfangen. Da es zu klein ist, kann es seine Beute nicht ganz verschlucken, sondern muß erst die Mäuse mit dem Schnabel und den Klauen zerreißen und die Vögel rupfen. Im Winter ist es außerordentlich fett.

In Mauerlöchern, auf dem Gebälke und unter den Dächern alter Gebäude, in Felsen und Steinklüften findet man auf ein wenig Genişte, zwei weiße rundliche Eier, die das Weibchen mit dem Männchen in 15 Tagen ausbrütet. Zuweilen legen sie ihre Eier auch in die Zuglöcher der Zimmer, die in steinernen Gebäuden sind.

Sie nützen dadurch, daß sie sich sehr gut zum Vogelfange brauchen lassen. Man bindet sie nämlich mit einem Riemen oder einer Leine an eine befestigte Stange, läßt sie sodann auf die Erde nieder, und bringt sie hernach durch Besprengung mit Wasser dahin, daß sie freiwillig auffliegen, und die kleinen Vögel anlocken, daß sie auf den Leimruthen gefangen werden können. — Vorzüglich nützen sie durch ihre Nahrungsmittel.

Schaden thun sie, indem sie sich öfters früh vor Tagesanbruch auf die Vogelheerde setzen, und sich an die Käfige der Lockvögel machen, um diese herauszuholen. Sie flie-

gen auch in die Taubenschläge, die hoch liegen, thun aber außer dem Verjagen weiter keinen Schaden.

Kehlbraten, Halsbraten, Fr. Bout saigneux. Sind die zwei langen Streifen Wildpret, welche bei dem Roth- und Schwarzwildpret, neben dem Schlunde und der Gurgel, an beiden Seiten des Halses liegen.

Kehle, s. Brücke.

Keilhaaken, s. Brachvogel.

Keilholz. Wird das buchene Holz genannt, welches von den frei in der Luft und Sonne gestandenen und recht feste gewordenen Stämmen genommen, und zu Keilen in den Nadelholzrevieren gebraucht wird. Um Unterschleif zu verhüten, wird es am besten den Holzhauern besonders angewiesen.

Kellerhals, Lat. Daphne Mezereum, Linn. Fr. le Garou, Bois gentil, Engl. the Mezereon; auch genannt: Kellerschall; Kellerkraut; Kellerbeere; Zebast; Sebast; Seidelbast; Zeidelbast; Zeibast; Wolfsbast; Zieglig; Zeiland; Zeland; Zeilang; Pfefferstrauch; wilder Pfefferbaum; deutscher Pfeffer; Bergpfeffer; Brennwurz; Rehbeeren; Elensblut; Läusekraut; Lorbeerkraut; Scheißlorbeere; Damar; Thymelac. Gehört als Erdholz unter die sommergrünen Laubhölzer, und ist ein schöner niedriger Strauch, der einen fetten Boden liebt und am häufigsten in schattigen Gebüschen, in Schlag- und Unterhölzern, auf den Hügeln, unter den Felsen und Bergen angetroffen wird.

Er erreicht in 5 Jahren seine Vollkommenheit; treibt flache, einen halben Fuß tief und einen halben Fuß in die Weite gehende Wurzeln. Stamm und Zweige sind sehr biegsam und mit einer grauen, saftigen, glatten, zähen Rinde bekleidet. Die Blätter sind ovalspitzig, ungezahnt und dunkelgrün, und befinden sich nur an den äußersten Enden der Zweige. Das Holz ist weißlich, mittelmäßig hart und wenig dauerhaft. Die stiellose fruchtbare Zwitterblüte erscheint schon im Februar lange vor dem Ausbruch des Laubes, zu drei, vier. Innerhalb der Krone befinden sich 8 kurze feine Staubfäden mit zweifach getheilten Staubhülsen. Der Staubweg ist sehr kurz, die Narbe breitgedrückt. Das Saamenbehältniß ist eine ovale einfache Beere, die An-

fangs grün, bei ihrer Reife im Julius scharlachroth, und nachher schwarz ist. In jeder Beere ist ein runder harter Saamenkern, der ein Jahr lang in der Erde liegt. — Bei einigen Pflanzen sind die Blüten theils hochroth, an andern aber ganz weiß. Erstere tragen Beeren von der angezeigten Farbe; letztere, oder der weißblühende Strauch hat gelbe Beere.

Da sich die Wurzel dieses Gewächses nicht vermehrt, auch dasselbe in Zweigen sich nicht sonderlich ausbreitet, so entsteht davon in den Schlägen beim Wiederwachsen kein Schaden. — In der Forstwirthschaft weiß man keinen Nutzen von diesem Strauch zu machen. Er enthält eine verdeckte Schärfe, daher die Rinde von den Wurzeln zum Blasenziehen und zu Haarseilen gebraucht wird. Die Beeren sind für Menschen und Vieh schädlich, ja tödlich. Aus Betrug werden sie zuweilen an Brandwein und Essig zu Erhöhung der Schärfe genommen, wovon aber Entzündungen des Halses und lang anhaltende Kopfschmerzen entstehen. Nach Lepechin reiben sich in Rußland betagte Schönen und alte magere Stutzer die Wangen mit den Aufguß der Beere, wovon das Gesicht auflauft und sehr voll wird, allein bald folgen unerträgliche Schmerzen nach, und die Wangen platzen auf.

Kelternholz. Heißt überhaupt alles dasjenige eichene und buchene Werkholz, welches zu Fertigung der Weinkeltern gebraucht wird; s. Bietschalen, Bracken u. s. w.

Kenster, s. Mistel.

Kern im Holze, Fr. Moële. Ist das Mark, oder der Mittelpunkt aller Jahrringe; s. Baum.

Kernbeißer, lat. Loxia. Sind Singvögel, und machen von diesen eine Gattung aus, die sich durch folgende Kennzeichen unterscheidet. Der Schnabel ist stark, oben und unten erhaben, an der Wurzel sehr dick, die untere Kinnlade am Seitenrande eingebogen; beide Kinnladen sind, wie bei den Ammern und Finken beweglich, daher sie auch die Saamenkörner erst abschälen, ehe sie sie hinunterschlucken. Die Nasenlöcher liegen in der Schnabelwurzel, sind klein und eirund. Die Zunge ist ganz und am Ende gleichsam abgeschnitten. Sie nähren sich von allerhand Pflanzensaamen.

Zu dieser Gattung gehören: der gemeine Kreuzschnabel; der gemeine Kernbeißer, von welchem hier sogleich gesagt werden soll; der Gimpel, der Grünling, der Fichtenkernbeißer, und der Girlitz.

Der gemeine Kernbeißer, lat. Loxia Coccothraustes, Linn. Fr. le Gros-bec, Buff. Engl. the Haw-Finch, Penn. auch genannt: Kernbeißer; Kirschfink; Dickschnabel; brauner Kernbeißer; Kirschenschneller; Kirschknapper; Steinbeißer; Klepper; Kirschleske; Kirschhacker; Kirschbeißer; Nußbeißer; Buchfink; Bollenbeißer; Kaarnbikker; Fichtenhacker. Ist als Singvogel eine Art von vorgenannter Gattung. Als Kennzeichen derselben, ist auf den Flügeln ein weißer Querfleck; die mittlern Schwungfedern sind an der Spitze stumpfeckig, und die Kehle ist schwarz. Er ist besonders durch seinen dicken Schnabel, worin er seiner Größe nach alle unsere Landvögel übertrift, merkwürdig.

Er ist 8 Zoll lang, der Schwanz 2 und einen halben Zoll und die Breite der Flügel beträgt 1 Fuß einen halben Zoll, zusammengelegt reichen diese bis auf zwei Drittheile des Schwanzes. Das Gewicht ist 2 Unzen. Der Schnabel ist 10 Linien lang, an der Wurzel 9 Linien dick, rund, stumpf, kegelförmig, beide Kiefern gleichlang, zur Seite messerförmig scharf, der obere weit über den untern gehend, im Sommer dunkelblau, unten aber zu beiden Seiten und inwendig weißlich, im Winter an der Spitze schwärzlich, übrigens fleischfarben; die Nasenlöcher liegen tief in der Stirn, wovon der Schnabel in der Mitte dreieckig ausläuft; der Augenstern ist hellgrau; die dünnen Beine 10 Linien hoch, geschildert, und blaß fleischfarben, die mittlere Zehe 1 Zoll lang und die hintere 10 Linien.

Der Scheitel, die Wangen und die langen Deckfedern des Schwanzes sind hellkastanienbraun oder gelbbraun; der Hintertheil und die Seiten des Halses schön aschgrau; der Rücken und die Schultern tiefbraun; Zügel, Halfter und Kehle sind schwarz; der übrige Unterleib ist schmutzig fleischroth oder hellgrünbraun; die kleinern Deckfedern der Flügel sind schwarz, die größern vorne nach den Flügeln zu weiß, daher der weiße Fleck auf den Flügeln; die Schwungfedern schwarz; der Schwanz ist kaum merklich getheilt, die

Kernmäßig, Fr. Bois qui pousse ses branches du milieu. Heißt das Holz, welches keinen ordentlichen Schaft oder Stamm treibt, sondern noch an der Erde schon ästig wird.

Kernrisse. Sind solche Risse im trocknen Holze, die aus dem Kern stralenförmig gegen den Umkreis gehen.

Kernschälig, Fr. Bois crevassé au cercle. Ist ein Baum, wenn er innerliche Spalten um die Jahrringe hat, wo eine Feuchtigkeit stockt, und Ansätze zur Fäulniß macht. Diese Krankheit bekommen die Bäume, wenn sie auf einem zu nassen Boden stehen, und ist ihr auch nicht abzuhelfen, weil man es den Bäumen nicht eher ansehen kann, als bis er umgehauen ist. Diese Spalten wachsen auch niemals wieder zusammen, und ein solcher Baum ist zu weiter nichts als zu Feuerholz zu gebrauchen.

Kernscheite, Fr. Buches de bon bois. Beim Klafter- oder Malterholz werden diejenigen inwendigen Stücke Kernscheite genannt, worin der Kern oder das Mark des Baums befindlich ist, und welche man für härter vom Holze als die auswendigen Stücke hält.

Kessel, Fr. Gîte. Ist der in einem Dachsbau geräumige Ort, welcher 4 auch 5 Fuß tief unter der Erde sich befindet, und mit langem Gras, Farrenkraut, Blättern und Moos ausgefüttert ist, und zur Schlafstätte des Dachses, besonders zum Wochenbette der Dächsin dient. Die Jäger sagen, das Weibchen trage die genannten Materialien zwischen den Hinterfüßen zu einer Röhre des Baues, und schiebe, wenn es einen gewissen Vorrath davon zusammengebracht habe, dieselben mit angestemmten Kopf und Vorderfüßen in die Höle bis zum Kessel. — Kessel sind auch die runden Plätze, deren sich der Fuchs als seine letztern Zufluchtsörter und Schlafgemächer in seiner Wohnung bedient (s. u. Fuchsbau). — Kessel wird auch das Lager eines wilden Schweins genannt.

Kesseljagen, Fr. Chasse où l'on entoure le gibier. Wird ein Jagen genannt, zu welchem kein besonderer oder beträchtlich großer oder freier Lauft gemacht, und wobei es auch ohne großes Ceremoniel zugehet. Dergleichen Jagen werden meistens nur von denen gehalten, welche wenige Zeuge haben, oder öfters, und nur mit wenigen Hin-

schen oder Sauen ein Vergnügen haben wollen. So erfordern sie auch nicht viel Unkosten, zumal man dazu weder viele Jäger, noch Treibeleute, noch Vorspanne nöthig hat.

Zur Einrichtung eines solchen Jagens sucht man ein Revier mit dem Leithunde vor, auch kann man hiezu Wildfuhren brauchen, wo dergleichen vorhanden sind. Wenn man nun entweder mit dem Leithunde vorgesucht, und zu Holze gerichtet, oder auf den Wildfuhren was über und herein gespüret hat, sobald werden etliche Fuder Zeug genommen, der Ort, so weit er bestätigt ist, umstellt, und die Jagdhunde herbei geholet.

Der Herr stellt sich an einen schicklichen Ort, wo er vor sich sehen und schiessen kann, ins Jagen hinein, ingleichen wenn mehrere Schützen vorhanden sind, stellen sie sich alle auch in einer Linie an, nur müssen sie sich in Acht nehmen, daß sie einander nicht selbst mit dem Schusse treffen.

Sofort werden die Jagdhunde gelöset, die alsdenn das Wildpret im Jagen fleißig herum jagen, bis es zum Schusse kömmt. Am besten ist es, wenn Alleen oder Schneißen im Jagen sind, worauf sich die Schützen anstellen können. Ist neben dem Jagen etwa ein heller oder freier Platz, so fasset man selbigen mit dem Zeuge, damit sie sich auf selbigem anstellen können.

Vorzüglich angenehm ist es, in dergleichen Jagen Sauen einzustellen, wozu man denn auch einen freien Platz mit einrichtet. Dahin stellen sich alsdenn die Herrschaften, und nehmen eine oder ein Paar Hatzen Hunde bei sich; die Saufinder läßt man streichen. Stellen letztere etwa die Sauen, so ziehen sie mit den Hatzhunden hin und hetzen unter die Sauen; brechen aber die Sauen vor den Findern los, und kommen über den freien Platz, so werden sie gehetzt. Die Hunde aber packen und halten die Sau, bis der Herr dieselbe zum Vergnügen fängt. Man treibt auch wohl mit den Treibeleuten, und jagt die Sauen der Herrschaft zur Hatze vor.

Sonst befindet sich auch wohl allerhand Wildpret, Rehe, Hasen oder Raubthiere, mit im Jagen, welche dann auch erleget werden; mithin machen diese Jagen vielen Spaß, und können allezeit in einem Tage eingerichtet und

auch abgejagt werden. Denn wenn des Abends Befehl dazu gegeben wird, so muß es des andern Morgens bewerkstelliget seyn, nur muß zuvörderst der Jäger vorher wissen, wo Wildpret zu finden ist.

Diese Jagen kann man auch ohne Leithund machen, denn wenn der Jäger der Stände und Wechsel des Wildprets wohl kundig ist, so verstellet er des Nachts mit Tüchern den Wechsel, wo sie vom Felde durch die Vorhölzer, und so weiter in den größern Wald oder das Dickigt ziehen, faßt eine Ecke herum vom Holze mit dem Zeuge des Morgens, wenn das Wildpret zu Holze nach den Tüchern zugezogen, lappet hinter ihnen her gleich vollends zu, von einem Flügel der Tücher bis an den andern, und stellet denn nach dem Lappen vollends mit Tüchern zu.

Sonach wird ein solches Jagen zwar mit Tüchern eingerichtet und bestellt, aber kein Lauft daran gemacht. Einige Herren, ob sie Zeuge zu einem Jagen haben, daß sie einen Lauft damit könnten machen lassen, haben dennoch mehr Gefallen am Kesseljagen, daher sie sich dergleichen öfters einrichten lassen, die Jagdhunde hineinschicken, nach ihrem Gefallen, so viel ihnen beliebt, todtschießen, die Zeuge wieder abwerfen, und das übrige in seiner Freiheit lassen.

Kette, ist so viel als Kitte.

Keule, Fr. Cuissot. Wird das dicke Wildpret beim Hirsch, oben über den hintern Läuften genannt.

Keulenlahm, Fr. déhanché. Heißt, wenn ein Thier durch die Keulen geschossen wird, daß es hinket, oder aber, wenn ein Hund oben in der Keule sich verrenket oder verstauchet, daß er davon lahm wird.

Keuler, Becker, Fr. Quartannier, tiers-an. Heißt das männliche Geschlecht (der Eber) der wilden Schweine im 2ten und 3ten Jahre, und man sagt daher ein 2jähriger oder 3jähriger Keuler; wenn sie vier Jahr alt sind, heißen sie angehende Schweine.

Kiebitz, Lat. Tringa Vanellus, Linn. Fr. le Vanneau, Buff. Engl. the Lapwing or bastard Plover, Penn. auch genannt: gemeiner Kiebitz; der Kibitz; Kievitz; Kybitz; Kübitz; Kifitz; Gibitz; Zifitz; die Zifitzen; Kiebith; Geisvogel; Feldpfau. Gehört unter die Ordnung der Sumpfvögel, und ist eine Art von der Gattung der Strand-

läufer. Die Kennzeichen seiner Art sind: rothe Füße, niederhangender Federbusch und schwarze Brust.

Er ist 1 Fuß 2 und einen halben Zoll lang, der Schwanz davon 5 Zoll, und die Flügel breiten sich 2 Fuß weit aus. Das Gewicht ist acht Unzen. Der Schnabel ist etwas über 1 Zoll lang, gerade, fast rund, oben und unten mit einer Haut bis an die harte Hornspitze überzogen mit gleichen Kiefern, schwarz; die in tiefen Rinnen liegenden Näsenlöcher sind lange offene Ritzen; die ganze Zunge macht in der Mitte eine Rinne; der Augenstern ist nußbraun; die Beine vorn mit Schilden bedeckt, an den Seiten und hinten aber netzförmig und 2 Zoll hoch, der kahle Theil der Schenkel netzförmig und drei viertel Zoll, die Mittelzehe, die mit der äußern und hintern durch eine Haut verbunden ist, 1 und einen halben Zoll lang, die Hinterzehe 3 Linien lang; die Füße dunkelroth oder rothbraun, die Nägel schwarzblau.

Der fast viereckigte Kopf hat einen schwarzen ins Grüne glänzenden Scheitel, und am Hinterkopfe einen Federbusch, der aus ungefähr 20 Federn besteht; das Gesicht mit der hohen Stirn ist schwarz und weiß gesprengt; ein Streifen über den Augen, die Wangen und Seiten des Halses sind weiß; die Schläfe und der Nacken röthlich hellgrau; unter den Augen weg bis zum Nacken ein schwarzer Streifen; der Rücken und die Schultern dunkelgrün; die kurzen obern Deckfedern des Schwanzes orangengelb, die Deckfedern der Flügel schwarzgrün; die Schwungfedern schwarz mit weißen Flecken; von der Kehle bis über die Hälfte der Brust ist die Farbe schwarz; die untere Hälfte der Brust, der Bauch und die Schenkel sind schön weiß; die untern Deckfedern des Schwanzes orangengelb; der Schwanz gerade, die äußersten Federn weiß, die übrigen schwarz mit weißen Wurzeln, und röthlich weiß gerändeten Spitzen. — Das Weibchen ist wenig vom Männchen verschieden, doch hat es eine weiße (wenn es alt ist, schwarzgefleckte) Kehle, eine weißgefleckte Brust und einen kürzern Federbusch.

Der Kiebitz fliegt nicht nur sehr geschwind und mit verschiedenen Schwenkungen, wobei er immer seinen Namen ausruft, sondern läuft auch sehr geschwind und zwar ruckweise. — Er ist in den meisten Theilen von Europa ge-

An Größe gleicht er einer Schwarzdrossel, ist 9 Zoll lang, der Schwanz 2 Zoll, die Flügel klaftern 16 Zoll und legen sich zwei Drittheil auf den Schwanz zusammen. Der Schnabel ist, wie der Kopf, 12 Linien lang, von der Wurzel bis über die Hälfte fleischfarben, übrigens dunkelbraun, der nackte Theil der Schenkel, Beine und Zehen schmutzig fleischroth, die Klauen schwarz, der nackte Theil der Schenkel 5 Linien lang und 14 Linien hoch, die mittlere Zehe 10 Linien lang und 4 die hintere.

Der Scheitel, Obertheil des Halses und Körpers und die Deckfedern der Flügel sind olivenbraun mit dreieckigen schwarzen Flecken, über jedem Auge eine weiße Linie, die untere Seite vom Halse bis zum Schwanze weiß mit braunen Flecken; über die Flügel läuft eine doppelte weiße Querbinde; die Schwungfedern sind schwärzlich mit weißen Spitzen; von den 12 Schwanzfedern sind die zwei mittlern dunkelbraun, die übrigen weiß mit dunkelbraunen Linien. — Das Weibchen unterscheidet sich durch nichts, als daß der Unterleib keine Flecken hat. — In Deutschland bewohnt er einzeln die Ufer der Ostsee, sonst die nördlichen Länder, und ist ein Zugvogel.

2) Der graue Kiebitz, lat. Tringa Squatarola, Tr. varia, Linn. Fr. le Vanneau Pluvier, le Vann. varié, Buff. Engl. the grey Sandpiper, Penn. auch genannt: Brachamsel, grauer Strandläufer, Parder, braungefleckter Strandvogel. Schwarzer Schnabel, grünliche Beine, oben graulicher und unten weißlicher Körper sind die Kennzeichen seiner Art.

Er hat ohngefähr die Größe einer Taube, ist 13 und einen halben Zoll lang, der Schwanz mißt 3 Zoll, und die Breite ist 2 Fuß 2 Zoll. Sein Gewicht hält 7 Unzen und die Flügelspitzen gehen 4 Linien über den Schwanz hinaus. Der Schnabel ist stark, 15 Linien lang, schwarz; die vorn beschilderten, hinten aber netzförmigen Füße sind schwarzgrün, die Klauen schwärzlich, die Hinterzehe sehr klein, die Schenkel 11 Linien hoch nackt, die Beine 1 und einen halben Zoll hoch und die mittlere Zehe 14 Linien lang.

Auf den ersten Anblick hat er gerade die hellgraue Farbe und Zeichnung, wie eine Feldlerche im Herbst, wenn sie sich kaum gemausert hat. Der Kopf, Rücken, die Schul-

tern und Deckfedern der Flügel und des Schwanzes sind schwärzlich mit rothgrauer Einfassung und mit einem grünen, etwas weiß gemischten Ueberzuge, die Wangen und die Kehle weiß mit dunkeln Längsstreifen, der übrige Unterleib, die Seiten, Schenkel und untern Deckfedern des Schwanzes weiß, die vordern Schwungfedern dunkelbraun oder schwarz, an ihren innern Fahnen weiß, der Schwanz schwarz und weiß gestreift.

Auf seinen Zügen besucht er die Meeresufer von Deutschland, hält sich aber vorzüglich in den kältesten Zonen des Sommers über auf. Er fliegt in großen und kleinen Heerden und ist zuweilen in Thüringen in sumpfigen Gegenden, wo große Teiche und Seen in der Nähe sind, nicht selten. Gewöhnlich nistet er im äußersten Norden. Seine Nahrung machen Gewürme, Insekten und Sumpfgraswurzeln aus. — Er schreit oft und wiederholt hell: Giehr! — Wegen seines sehr schmackhaften Fleisches wird er gern gefangen und geschossen.

3) Der gefleckte Kiebitz, lat. Tringa varia, Linn. wird theils als eine eigene Art, theils als eine Varietät des vorhergehenden beschrieben, scheint aber entweder das Weibchen, oder ein noch ungemauserter junger grauer Kiebitz zu seyn.

4) Der rothbeinige Kiebitz, lat. Tringa erythropus, Linn. Engl. the red-legged Sandpiper, Latham. Rothe Füße und rußfarbenen Bauch hat er als Kennzeichen seiner Art. Gewiß ist es noch nicht, ob dieß wirklich ein deutscher Vogel ist; doch führt ihn Herr Scopoli unter seinen Crainischen Vögeln an.

Er ist größer als der Kampfhahn und hat einen schwarzen Schnabel, rothe Füße, und die Schenkel sind größtentheils nackt. Die Stirn ist röthlichweiß, der Oberleib und die Deckfedern der Flügel aschgraubraun, der Bauch rußfarben, die Seiten und der Steiß röthlichweiß, die ersten sieben Schwungfedern schwarz, die übrigen weiß, der Schwanz röthlichweiß mit einer schwarzen Binde am Ende.

Kiefer, lat. Pinus sylvestris, Linn. Fr. le Pin sauvage, Engl. the wild Pine; auch genannt: Kiehnbaum, Föhre, Füre, Fohren, Forren, Forenbaum, Forchenbaum, Mändelbaum, Fichtbaum, Fichte, wilde Fichte, Fiecht-

baum, Kiene, Kiehnsöhre, Kühnbaum, Förling, Forcheln, Forle, Fackelfor, Schleißfor, Kuhfichte, Feuernfohre, Harzbaum, Krähfichte, Gränholz, Wirbelbaum, Zirbelbaum, Cirbelbaum, Zirkelbaum, Kifferbaum, Festenbaum, Tällen, Thäle, Meerholz, Kyferholz, Ferche, Nädelbaum, Ziegenholz, Verge, Spanholz, Theerbaum, Schmierbaum, Tanger, Tanne. Ist immergrünes Nadelholz, und gehört unter die harten Bauhölzer.

Die Kiefer wächst beinahe in allen Gegenden unsers Erdbodens, und ist wegen der Menge ihres Harzes, das sich besonders in der Wurzel sehr anhäuft, gegen die Kälte äußerst unempfindlich. Sie erreicht im 140sten Jahre ihre Vollkommenheit. Die Pfahlwurzel dringt, wenn es der Boden erlaubt (denn nicht immer hat sie eine Pfahlwurzel), auf zwei und einen halben Fuß tief ein, die Seiten- oder flachen Wurzeln sind stark und gehen 6 Fuß weit umher. Hierdurch erhält die Kiefer einen viel festern Stand als andere Nadelhölzer, und ist daher der Gefahr der Sturmwinde nicht so leicht unterworfen, wenn sie auch zu Saamenbäumen in den Schlägen einzeln stehen bleiben. Die Rinde ändert ihr Ansehen nach der verschiedenen Beschaffenheit des Bodens. Im guten Boden ist die Rinde regelmäßig gerissen, bildet dadurch längliche Stücke oder Schuppen, und fällt mehr ins Zimmetbraune, als die des Lerchenbaums; im magern Boden ist die Rinde unordentlich und tief aufgerissen, von aschgrauer Farbe, nicht hoch am Stamm hinauf wird sie glatt, dünn und gelb. Die Blätter oder Nadeln stehen immer paarweise in einer kleinen Scheide beisammen, dadurch und durch ihre Länge unterscheiden sie sich von allen andern Nadelhölzern; sie sind übrigens stark, zugespitzt, gerippt, äußerst fein gezahnt, und bedecken das junge Holz mit den äußersten Zweigen ohne Ordnung. Die ältesten verlieren sich nach und nach, wenn der Frühlingstrieb ins volle Wachsthum kömmt. Das Holz, wenn es gesund ist, hat einen weißen Splint, so wie auch das jüngere Holz, nächst dem Splint, weiß ist; die innern Holzlagen sind gelbröthlich und voller Harz oder Kiehn. Nach Verschiedenheit des Bodens sind sie stärker oder schwächer; dieses zeigt sich aber ebenfalls unter Bäumen, die auf gleichem Boden erwachsen sind, wo zwischen zwei benachbarten

Bäumen die Durchmesser des rothen Kiehnholzes 5, 6 und mehrere Zolle differiren können, wenn sie selbst auch von gleicher Farbe sind. Das Holz ist übrigens mittelmäßig hart, weicher als das vom Lerchenbaume, und weit härter, als das von der Tanne und Fichte, gegen welche es auch schwerer ist.

Der Stamm wächst gerade, wie der einer Fichte, erreicht aber nicht ganz deren Höhe; denn selten findet man ihn länger, als 60 bis 100 Fuß; im schnellen Wachsthum übertrifft sie alle inländische Nadelholzarten, den Lerchenbaum ausgenommen; dieser überwächst sie wenigstens in den ersten 30 Jahren; zu dieser Zeit fängt aber die Kiefer erst an recht schnell zu wachsen, wo man hingegen von dem Lerchenbaume behauptet, daß er in unsern Gegenden, wo er immer noch als Fremdling zu betrachten ist, in diesem Alter im Wachsthum schon nachgiebt. Inzwischen hängt das Wachsthum und folglich die besondere Größe und Stärke der Fichte nicht wenig auch von der Lage, vom geschlossenen Stande und minder schlechten Boden ab.

In der Mitte des Maies bis zur ersten Hälfte des Junius brechen bei der Kiefer sowohl die männlichen als weiblichen Blüthen hervor. Die Kiefer bringt auch ihre Blüthe fast alle Jahre häufig, und blüht von oben herunter, an den Spitzen der feinen Zweige, bei alten und jungen Bäumen, dahingegen die Fichte mehr in den obersten Wipfelzweigen Blumen und Früchte trägt, als in den untern; auch unterscheidet sich die Kiefer noch dadurch von der Fichte, daß erstere sehr jung blüht, indem man schon 12 bis 15jährige einzeln stehende Struppen bei dieser Art saamentragend findet.

Die männliche oder staubende Blüthe sitzt in Kätzchen auf den Spitzen der vorjährigen Zweige; sie ist gelblich und giebt eine große Menge von Blumenstaub, der die andere Art befruchtet. Da dieser schwefelgelbe Blumenstaub sich öfters an das Gras anlegt, oder vom Winde an die benachbarten Dörfer oder Städte geführet wurde, so gab dieß Veranlassung zu der irrigen Beobachtung des Schwefelregens, der also weiter nichts ist, als der männliche Blumenstaub von der Kiefer. Die weibliche oder fruchttragende Blüthe, welche gleich unter dem neuen Jahrestrieb steht,

ist anfänglich roth, und steht in Gestalt eines kleinen grünen eirunden Zäpfchens aufrecht; sie biegt sich hernach bei der Verlängerung der jungen Nadeln unterwärts, und bekömmt eine graue Farbe.

Nachdem die Blüthe vorüber ist, wachsen die gedachten kleinen Zäpfchen bis in die Mitte des Julius oder überhaupt bis zu Ende des Wachsthums der Kiefer, zu der Größe einer Schminkbohne. Im folgenden oder zweiten Jahre nimmt das Wachsthum jener Zäpfchen, mit dem neuen Ausbruch der folgenden Blüthe wieder seinen Anfang, und geht so schnell fort, daß der ganze Kiehnapfel oder Zapfen in Zeit von 6 Monaten, nämlich bis in Oktober und November, nebst den Saamen, zur vollkommenen Gestalt, Größe, Reife und grünen Farbe gelanget; folglich haben die Zapfen zu ihrer Vollkammenheit 18 Monate nöthig.

Die Zapfen bleiben von dieser Zeit an gerechnet, den Winter hindurch, noch bis zum Ausgange des Märzes und in der Mitte des Aprils, im dritten Jahre fest geschlossen, da sie denn ihre harten holzigen Schuppen allmählich bei zunehmender warmen Luft öfnen, und den Saamen abfliegen lassen. Die harten rauhen höckerigen Zapfen sind kleiner, dicker, härter und harzigter, als die von Tannen und Fichten, aber größer als die vom Lerchenbaume.

Unter den Schuppen der reifen holzigten Zapfen liegen zwei kleine beflügelte, schwarze oder graue, ovale, gedrückte und unten zugespitzte Saamenkörner, in besondern Höhlen verdeckt. Der Kiefernsaame hat unter unsern Nadelholzarten die längsten zugespitzten Flügel, die sich mehr nach der innern Seite zu ausbreiten, als bei den Saamen der übrigen Arten gefunden wird.

Obgleich der Kiefernsaame schon im Oktober reif wird, so fliegt er doch erst zu Anfang des folgenden Frühjahrs mit den Westwinden aus. Man hat daher an diesem Baum mit dem Zapfenbrechen am längsten Zeit, und dieses ist einigermaßen nöthig, da die Sammlung der Kieferzapfen wegen der Höhe der Bäume und der morschen Zweige derselben mit vieler Gefahr und Weitläuftigkeit verbunden ist. Inzwischen sind die zu Ende des Oktobers gebrochnen Zapfen eben so gut, als die, so erst gegen Ausgang Decembers gebrochen werden.

Herr Oettelt (Journal für das Forst- und Jagdwesen B. II. Hälfte 2. S. 91. f.) bemerkt zwei Arten Kiefern, die frühzeitige oder sogenannte weiche Kiefer, und die späte oder harte. Erstere hat gelbgrünliche männliche Blüthen, und bei der Reife des Saamens werden die Zapfen grau. Bei der letztern hingegen sehen die männlichen Blüthen roth aus, und die Zapfen bleiben bis zu der Reife des Saamens grün. Zwischen den beiden Sorten Kiefern findet sich besonders noch dieser Unterschied: daß man in der ersten Zeit kaum den Saamen aus den Zapfen durch die Sonnenhitze bringen kann, zumal wenn die Zapfen in den Monaten Oktober und November gebrochen werden, wo die Zapfen noch mit etwas Harz überzogen sind, weit besser aber, damit man die Kiefernzapfen baldigst zum Aufspringen bringen, und den Saamen erlangen kann, ist die Einsammlung in den Monaten Jänner, Februar und März, vorzunehmen, weil man nicht so viel Harz an den Zapfen mehr findet, indem dasselbe von der Kälte abgesprungen ist, und die Zapfen sich meistentheils gereiniget haben, auch zu dieser Zeit vielmehr zu ihrer Vollkommenheit gelanget sind; folglich lehrt hier die Natur die rechte Zeit, kieferne Zapfen zu brechen und einzusammeln.

Man muß aber bei den Kiefern sehr wohl Acht haben, daß man die rechten Zapfen breche, weil sie gemeiniglich deren dreierlei Sorten oder eigentlich von dreierlei Alter haben. Die erste Sorte ist von 2 und einem halben Jahre; sie sitzen zu hinterst an den Zweigen und haben schon drei Quirle vor sich; diese haben ihren Saamen schon fallen lassen und sind von Farbe aschgrau. Die zweite Sorte ist von 1 und einem halben Jahre, nämlich die zimmetbraunen Zapfen sitzen einen Jahrestrieb besser vorwärts, und diese sind es, welche man brechen muß. Die dritte Sorte sind diejenigen grünen Zapfen, die erst im vorigen Frühjahr geblüht haben, und im künftigen Herbste ihre Reife erlangen; sie haben nur einen Quirl vor sich. Wenn nun im Frühjahr das Wachsthum wieder anfängt, so fallen die ersten, alten, leeren Zapfen ab.

Die gesammelten Zapfen werden an einem trocknen und luftigen Orte aufbewahret, und im nächsten Frühjahr und Sommer wird der Saame ausgebracht; siehe Aus-

klempeln. — Was von dem Abmachen der Flügel von den Saamenkörnern zu halten sey; davon ist bereits unter Fichte gesagt worden, welches auch von dem Kiefernsaamen gilt.

Der für die Kiefer angemessene Boden ist ein mit Leimen vermischter, fruchtbarer Sand, trocken und warm gelegen, weshalb sie besonders an den Mittagsseiten freudig wächst. In jedem steinigen Boden oder im trocknen brennenden Sande wächst sie zwar, aber zu keiner Vollkommenheit, von kurzem Schaft und ausgebreiteten Aesten; eben so will sie nicht in zu gutem Boden fort, und soll sie im trocknen Sande wachsen, so muß wenigstens eine Bedeckung von Dammerde auf diesem liegen; ist das nicht, so bleibt sie klein und erreicht frühe das Ende ihres Wachsthums. Im thonigten Grunde wird sie zusehends schlechter, und in einer stark mit Kalch vermischten Erde, verliert sie ihre dunkelgrüne Farbe der Nadeln, bleibt schlecht, oder vergeht bald; das Holz wird auch knorrästig und dabei brandfleckigt. In Bruch- oder Torfboden erzeugt sich aus ihr, besonders auf hohen Gebirgen, die Legfuhre oder das sogenannte Knieholz (pinus montana); sie treibt alsdann keinen geraden Schaft, sondern kriecht auf dem Boden fort. Ueberhaupt ist, wie schon oben erinnert worden, die Beschaffenheit der Rinde schon der Verräther, ob die Kiefer in gutem Boden steht und hoch empor wachsen wird.

Die Aussaat kann in obigem Boden entweder im März und April oder auch im Spätherbst unternommen werden. Hierüber, so wie überhaupt, was die Umarbeitung des Bodens, Aussäung des Saamens, und was sonst noch dabei zu beobachten ist, betrifft, sehe man die Behandlung der Fichten nach (s. Fichte), weil mit dieser alles gleich kömmt.

Man hat zwar auch die Kiefernsaat mit Zapfen, oder Zapfen ohne den Saamen auszuklengeln, zu säen, oder auch Zweige, an welchen sie noch hängen, auf den Schlag umher zu stecken, empfohlen; aber dieß ist höchst unsicher, so wie es auch nie von erwünschtem Erfolg war. Die Nässe der Erde verdirbt den Saamen, ehe er aus der Kapsel fällt, und um dieses Ausfallen zu bewirken, sollen Schaafe über den Schlag getrieben werden, die aber nicht

allein den Saamen tief in die Erde treten, sondern auch Thiere sind, die gar nicht in den Wald gehören, und ihn selten ohne Schaden zu hinterlassen, beweiden.

Nach 6 Wochen kommen, bei der im Frühjahr unternommenen Ansaat, die jungen Kiefernpflänzchen unter der Gestalt einer starken Nadel zum Vorschein. Ihre 4 bis 5 sehr feinen Nadeln oder Tangeln haben an der Spitze noch die Hülse des Saamenkorns sitzen, wodurch sie einige Zeit zusammengehalten werden, bis sie sich endlich völlig herausziehen und frei werden. Im zweiten Jahre werden die Pflänzchen sichtlicher, worauf sich im dritten schon Zweige bilden, welche sich mit den jungen Jahrestrieben oder Quirln etwa im fünften oder sechsten Jahre vermehren, bis die Pflanzen 1 Fuß hoch und etwas drüber geworden sind, da sie alsdann anfangen stärkere und innerhalb 10 Wochen oft 3 Fuß lange Schösse zu machen. Nach diesen Quirln sowohl als nach den Holzringen läßt sich auch das wahre Alter der Kiefern genau beurtheilen.

Ist die Aussaat in der Baumschule unternommen worden, so bleiben die jungen Pflanzen so lange stehen, bis sie ohngefähr 1 und einen halben bis 2 Fuß hoch sind; worauf man sie im April in kleine Löcher dahin auspflanzt, wo sie bleiben sollen. Die Pflanzen dürfen aber weder zu dichte noch zu weitläuftig aus einander gesetzt werden. Denn stehen sie nicht zu dichte und Stamm bei Stamm (in welchem Fall sie keine gehörigen Wurzeln machen und sich selbst einander unterdrücken); so wird daraus in der Folge das beste feinrindige und festes Stammholz. Die gehörige Entfernung der jungen Stämmchen von einander läßt sich daraus abnehmen, wenn sie sich gegen das sechste Jahr ihres Alters mit den Zweigen erreichen können; dann geht auch die Reinigung von überflüßigen Zweigen von selbst gut von statten. Stehen aber die jungen Kiefern zu weit von einander, so breiten sie sich zu sehr in die Aeste aus, und erwachsen zu keinen langen, schlanken Stämmen. Ohne die üble Gewohnheit des Ausschneidelns der untern Aeste in Erwägung zu bringen, ist es übrigens wegen der Entfernung immer am besten, die Mittelstraße zu halten, in so weit solches in unserer Macht steht.

Zu den gefährlichsten Zufällen, denen besonders die jungen Kiefernpflanzen ausgesetzt sind, kann man die späten Nachtfröste, die den Maiwuchs überfallen; ferner die Sonnenhitze, und sodann das Wildpret und das zahme Vieh, besonders die Schaafe, rechnen. Gegen diese sichert die Bedeckung und Verzäunung oder in Rücksicht des zahmen Viehes Hegung (s. auch unter Fichte).

Das Kiefernholz hat mit dem fichtenen einerlei Gebrauch, nur ist es schwerer, und nach dem Lerchenbaum das festeste und harzigste. Gerade, frische Stämme, welche nicht ästig, wimmerig oder gedreht sind, lassen sich wohl zu Zimmerholz verarbeiten, aber nicht in allen Fällen zu Tischlerholz herrichten. Es giebt unter den Kiefern recht gutes Holländerholz, die die schönsten Mastbäume geben. In Rußland und Sibirien werden die reinen Kiefernstämme zu Kähnen und Kielen für das beste Holz gehalten. Ausserdem giebt die Kiefer in Ermangelung der Eichen gute Hammerwellen, auch sonst noch gute dauerhafte reine Sägblöcke mit einem großen kiehnigen Kerne zu Bohlen, Pfosten und Dielen, welche öfters weniger ästig sind, als die fichtenen. So giebt die Kiefer auch Baumstämme zu kurzen Ständern, Säulen, Bändern, Riegeln, Einzugsbalken, Schwellen, und sonst recht starke Pfähle zu Gebäuden. Ferner wird das kieferne Holz mit Nutzen zu Pumpen, Stangen, zu hölzernen Bedeckungen der Schiffbrücken, zu Wassertrögen und Brunnenröhren gebraucht. Alles Röhrholz muß an der Sonnenseite gehauen werde, wo es kleinjähriger, aber stärker vom Kern und magerer gefunden wird, in welchem Zustande es mehr Wasser anzieht und dem Luftdrucke besser widersteht als ausserdem. Aus allen Arten des Bau- und Schiffholzes müssen die unreinen und sogenannten sonnenschiefen Stämme ausgesucht werden, als welche unter das Brennholz gehören, indem sie im Gegentheil beim Bauen, wenn sie schon wirklich im Verbande stehen, dennoch den Gebäuden großen Schaden thun können.

Was die sichere Dauer des kiefernen Holzes beim Wasser- und Civilbau betrifft, so ist es gewiß, daß das an und auf den Bergen, auch steinigen Anhöhen langsam erwachsene Stammholz das festeste und beste sey, auch die vorzüg-

lichsten Mastbäume in der Dauer gebe, und daß sich die eingebrannten Pfähle davon im fetten Moorboden, Thon und Leimerde, auch unter Wasser sehr wohl erhalten. In Gebäuden thun es die recht trocknen Balken, die mit fetter Erde bekleidet sind, auch. Die Brückenpfähle hingegen von Kiefernholz wollen über dem Wasser diese Dauer nicht zeigen. Wenn aber der Sandgrund unter Wasser steht, erhalten sich solche Pfähle auch sehr gut. Der trockne brennende freiliegende Sand, verzehrt hingegen gleichsam die kiefernen Pfähle in einer sehr kurzen Zeit. Das beste vom leichten, magern und feindräthigen, wohl ausgetrockneten Kiefernholze kömmt zwar nicht immer für die Tischler, dauert auch nicht gar wohl im Wetter; indessen wird das fettere, wohlausgetrocknete doch immer mit zu Fensterrahmen, Latten, Journirarbeit, Fußböden, Tischblättern, Tafeln, Kisten, Kleider- und Küchenschränken, auch andern Sachen angewendet, da denn wegen der verschiedenen Breite beide Seiten der Länge nach, genau zusammen gefügt werden müssen. Das gleichwüchsige und feinste darunter lesen sich die Orgel- Clavier- und Instrumentenmacher aus, weil es sich sehr zart bearbeiten und zu Resonanzböden behobeln läßt; die Bauern aber ziehen das fette kiehnigte zu ihren Laden, und die Böttcher das mittelmäßige zu langen Stäben, Faßtauben, für flüßige fette Waaren aus.

Was den Handel mit starkem Schiff- und Civilbauholz, ingleichen mit Nutzholz betrifft, so richtet sich derselbe nach der Gelegenheit zum Absatz und den abwechselnden Umständen unserer Nachbarn, der Gewerbe in und außer Landes. Das kieferne Brennholz ist leicht, fängt bald Feuer, giebt eine helle Flamme, geschwinde Hitze, und verbrennt sehr geschwind. Das aus den Stämmen laufende Harz wird gesammelt, und als Weihrauch und auch zum Brennen benutzt. Die fetten Wurzeln mit dem untern Stammende, enthalten das meiste Harz und Oel; sie geben uns die bekannten Kiehnspähne zum Anzünden des Holzes, und auf den Theeröfen das Kiehnöl, Pech und Theer. Aus den unreinen Ueberbleibseln wird noch Kiehnruß gemacht. — Die Stämme, welche an der Mittagsseite erwachsen, pflegen auch mehr Harz zu enthalten, wie andere, die ihren Stand an der Nordseite hatten. Um das Harz in Menge

zu bekommen, haben die Bewohner einiger Gegenden, zum großen Nachtheil der Forsten, die Gewohnheit, die besten Stämme bis auf den Kern anzuhauen, und das in der Folge auslaufende Harz zu sammeln.

Das kleine Holz, ingleichen die Wurzelstöcke dienen zum verkohlen. Der süße saftige Splint wird in Schweden von den Landleuten frisch gegessen, auch benutzen die Lappländer die innere feine Rinde zu Brod, und die Finnländer mästen mit diesem Mehle die Schweine. — Die Nadeln der Kiefer geben nach dem Stroh die beste Streu.

Kiefernschwärmer, lat. Sphinx pinastri vel Piceae, Linn. auch genannt: Fichtenvogel, spitzflügliche Fichtenmotte. Gehört unter die schädlichen Waldinsekten, und ist in den Gegenden der Kiefernwälder ein gemeiner Dämmerungsschmetterling, welcher 1 und einen halben Zoll lang ist, einen eiförmigen hinten zugespitzten Körper, niederhangende schmale Flügel, und spindelförmige Fühlhörner hat. Die Farbe seines Leibes ist ein schmutziges Aschgrau, das Bauchstück schwarzbraun eingefaßt; mitten über den Hinterleib geht ein breiter aschgrauer Streif, den eine schwarze Linie der Länge nach theilt, und an den Seiten wechseln schwarze und weiße Flecken ab; der Unterleib ist weißgrau, und am Bauche stehen der Länge nach eine Reihe schwarzbrauner Flecken; die Vorderflügel sind bräunlich grau, und haben drei schwarze oder schwarzbraune an einer Seite zusammenlaufende Striche, die Hinterflügel aber sind mehr dunkelbraun. Alle sind am Rande weiß gesäumt und braun gefleckt.

Der Vogel oder Schmetterling dieser Gattung, wird an den Stämmen und Zacken der Fichte oder Rothtanne und auf der Kiefer im Junius und Julius häufig angetroffen. Er fliegt in der Morgen- und Abenddämmerung.

Die Raupe hat einen abweichenden Kopf, der einem Heuschreckenkopfe ähnlich sieht. Sie wird auf 3 Zoll lang, gleich dick und hat am Hinterleibe ein rückwärtsgebogenes Horn. Nach Verschiedenheit des Alters hat sie auch ein verschiedenes Gewand. Wenn sie fast ausgewachsen ist; so hat sie einen rothgelben Kopf, grünen Unterleib und Seiten, an welchem letztern der Länge nach 2 gelbe Linien bis an den After laufen, der Rücken ist der Länge nach mit

einem breiten weißen Bande bezeichnet, dessen Mitte eine rothbraune Linie zertheilt, die sich bis über die Schwanzspitze erstrecket.

Ihre einzige Nahrungspflanze ist die Kiefer, wo sie die jungen Nadeln, besonders der Bäume von altem und mittlerm Wuchse abfrißt, und oft, wenn sie in Menge da ist, ganze Kiefernwälder so von Nadeln entblößt, daß die Bäume verdorren, wie es in den Jahren 1783 und 1784 in den Nürnbergischen und Anspachischen Waldungen der Fall war. Sie frißt nicht zuerst den jungen Maitrieb, sondern die ältern Nadeln. Man hat hiebei noch bemerkt, daß sie in mit Fichten oder Weißtannen gemischten Orten, deren Nadel sie gar nicht angreift, krepirt ist.

Von einem solchen Raupenfraß finden sich in der Forstregistratur zu Anspach schon vom Jahr 1725 Nachrichten; nach welchen die rangellos gefressene Fläche auf 1000 Waldmorgen betragen hat. In zwei Jahren hatten sich die Raupen bei einer ihnen günstigen Witterung so sehr vermehrt, daß in verschiedenen Forstorten der herabgefallene Raupenkoth, queerfingerhoch auf dem Boden gelegen, und dessen immerwährendes Herabfallen das Rauschen des Regens nachahmte.

Im dritten Jahr kam die Periode ihres Verderbens, sowohl durch Witterung als durch ihre Feinde; leztere waren selbst durch ihre Existenz vermehrt, und so herangewachsen, daß in großen Schwärmen Fliegen, Schlupfwespen, Mücken u. s. w. sich zu ihrer Vertilgung einfanden. Die Hauptfeinde aber waren die verschiedenen Gattungen von Ichneumonen, die, so wie auch die andern Raupentödter, ihre Brut in die Eier, die Raupe und Aurelie legen. Auf diese Art wurden diese Raupencolonien zerstört, und sie selbst mußten die Vermehrung ihrer Feinde erzeugen. Denn es war kaum möglich, daß bei der Menge und Vielheit der Feinde, eine einzige Raupe ihren Stichen entgehen konnte; hierdurch unfähig gemacht, sich zu einem Schmetterlinge ihres Geschlechts zu weiterer Propagation verwandeln zu können, trug Ei, Raupe und Puppe schon die Brut des künftigen Feindes; dieses bestärkte verschiedene Forstbedienten, welche Raupen und Puppen gesammelt und statt Schmetterlinge, Schlupfwespen oder Fliegen erhielten, in

dem einmal gefaßten Glauben, diese und keine Phaläne wären die Erzeuger der Raupen. Die Raupen hatten nicht allein mit diesen lebendigen Feinden zu kämpfen, sondern mit der Natur selbst; eintretende Nässe und Kälte vertilgten sie vollends; ist der Boden naß, so krepirt die Raupe, welche sich verpuppen will.

Zu Vertilgung der Raupe wurden viele Projekte eingereicht. Allein die Mittel zur Verhütung der Verheerungen dieser schädlichen Thiere, als auch zur Vertilgung der Plage, waren theils noch unvollkommen, theils noch gar nicht entdeckt. Dampf war ohne Wirkung, die Raupe hält sich, ohne ihr Geschäft zu unterbrechen, bei rauchenden Kohlenmeilern auf. Eintreiben der Schweine in die Gegend kann freilich die Zahl in etwas vermindern, denn durch das Wühlen in der Erde, mag manche Puppe zerstöhrt werden, doch ist zu glauben, wo bei solchen Fällen die Natur nicht hilft, ist die Mühe der Menschen, wenn gleich nicht ganz vergebens, dennoch unzureichend; die Vermehrung der Insekten dieser Art ist zu groß, als daß wir sie bis zur Unschädlichkeit schwächen können.

Kiefernspinner, s. Kieferraupe.

Kieferraupe, lat. Phalaena bombyx pini, Linn. wird auch Kienenstammraupe; große Kien- oder Waldraupe; Kienbaumraupe; der Kiefernspinner; Fichtenwanderer; die Fichteneule; Fichten- und Tannenmotte; Tannen- und Fichtenglucke; der Fichtennachtfalter; Fichtenfresser, Fichtenspinner, die Fichtenraupe, der große Waldraupenvogel, jedoch nach Fichten und Tannen uneigenthümlich genannt, weil sie diesen Bäumen keinen Schaden zufüget. Diese Raupe gehört zu den Halsbandraupen, und ist eine der schädlichsten, wie ihre Verwüstungen der Kiefernwälder in den Jahren 1782 bis 1784 in Franken, in der Mark Brandenburg, wo sie auch 1792 ihre Verwüstung fortsetzte, auch 1792 in Chursachsen, in der Lausitz und in Schlesien beweisen. Durch das Abfressen der Nadeln hat diese Raupe in den gedachten Ländern mehr als 60000 Morgen Kiefernwälder zu Grunde gerichtet.

Die Kieferraupe erreicht in 11 Monaten, nämlich vom Anfange des Augusts bis zum Junius im folgenden Jahre, ihre völlige Größe, und hat fast immer 3 Zoll in der Länge

und ein viertel Zoll im Durchschnitte; 16 Füße und einen ockerbraunen Kopf. Die Grundfarbe des Körpers ist bei einigen aschgrau ins röthliche schielend, bei andern dunkelfleischfarben, überhaupt aber bei den verschiedenen Häutungen der Raupe so abwechselnd, daß man sich in Acht zu nehmen hat, diese oder jene erst aus der Häutung gekommene Raupe, etwa für eine andere Art zu halten. Alle hingegen sind über den Rücken mit dunkel- oder lichtbraunen, manche auch mit weißen Flecken, und beinah immer mit gleichfarbigen Streifen in den Seiten gezeichnet, und entweder mit langen, braunen oder fuchsfarbigen Haaren besetzt. In der Mitte des Rückens zeigt sich meistentheils ein größerer weißer Fleck, und gegen den Kopf zwischen schwarzbraunen dicht beisammenstehenden Haarbürsten ein weißer Büschel Haare; über jedem Ringe hingegen stehen einzelne etwas niedere Parthien stahlblaue Haarbüschel paarweise beisammen. Zwischen dem zweiten und dritten Ringe zeigen sich mondförmige dunkelblaue Flecken, und auf den letztern steht bisweilen ein stumpfer Zapfen. Unter dem Leibe findet man bei den meisten einen dunkelpommeranzengelben Strich.

Diese Raupen sind außerordentlich gefräßig, und scheinen die spitzigen Nadeln, worüber sie ohne sich zu beschädigen, sehr geschwind wegzuschreiten gelernt haben, gleichsam nur so zum Maule hineinzuschieben. Sie fressen durchaus nichts als Kiefernnadeln von jungen 15 bis 40jährigen, und nur im Nothfalle von 40 bis 70jährigen Stämmen, und in Revieren, wo sie häufig sind, fällt ihr Koth so stark von den Bäumen herab, als wenn es graupelte oder schloßete. Wenn sie einen Stamm abgefressen haben, so greifen sie wiederum einen andern an, bis sie am Ende des Junius ihre oben angezeigte Größe erreicht haben, und sich anfangen einzuspinnen.

Sie machen daher an den Zweigen der Kienbäume oder Kiefer ein länglichtes braunes Gespinst oder Cocon, in welchem sie nach 8 oder 10 Tagen zur Chrysalide oder Puppe werden. Die Puppe ist ohngefähr 1 Zoll groß, am Kopfe schwarzblau mit lichtblauen Streifen eingefaßt, und am übrigen Körper schwarzbraun; die Ringe hingegen haben

zum Theil blaue, zum Theil ziegelrothe Einfassungen in den Gelenken.

Vierzehn Tage oder spätestens 3 Wochen nach dem Einspinnen, pflegt ein beinahe ein halb bis 1 Zoll langer und 2 Zoll breiter, nämlich mit ausgespannten Flügeln, Nachtvogel oder Phaläne auszufliegen. Dieser Nachtvogel hat übereinandergeschobene mittelmäßige Flügel, deren Hinterrand stumpf gezähnt oder gekerbt ist. Das Männchen ist um vieles dünner am Leibe als das Weibchen, und hat kammförmige Fühlhörner, da sie beim Weibchen nur borstenförmig sind. Kopf und Brust haben eine rothbraune ins aschgraue fallende Farbe; der Hinterleib aber ist theils einfarbig aschgrau, theils lichtockerbraun, theils ockergelb theils lichtnußbraun. Von den in vier Felder getheilten Vorderflügeln ist das erste und dritte von einerlei Farbe, rostbraun und zuweilen ins rothbraune übergehend; das zweite und vierte, ebenfalls gleichfarbig, aber aschgraubräunlich gemischt. Jedes Feld wird von dem andern durch eine schmußig-rostfarbene zackige Querlinie abgesondert wovon die letztere bisweilen hin und her gebogen ist. Auf der Grenze des ersten und zweiten Feldes, steht ein dreieckiger weißer Fleck. Die Hinterflügel sind röthlich. Ueberhaupt ist Farbe und Zeichnung dieses Nachtvogels sehr mannigfaltig; allein die dunkeln Linien und der weiße Punkt auf den Flügeln bleiben allezeit charakteristisch.

Diese Nachtvögel begatten sich sogleich am Ende des Julius, und zum Theil auch noch bis in die erste Hälfte des Augusts, und jedes Weibchen legt wenigstens 100 Eier an die Zweige und Stämme der Kiefer, ehe es mit dem Männchen stirbt. Am Tage über sitzen beide unten am Stamme still, das Weibchen aber allemal niedriger, und können solche bequem mit den Händen erreicht werden. Nach 8 bis 10 Tagen entschlüpfen aus den Eiern die jungen Raupen, und zeigen sich bereits im Julius, zum Theil im August auf den Kiefern. Fällt gerade in der Zeit ihres Auskriechens kaltes Regenwetter ein, so kommen mehr als zwei Drittheile von der jungen Brut um; bei guter Witterung hingegen wachsen sie noch bis zum Oktober zu einer Länge von 1 und ein halb bis 2 Zoll. Wenn endlich die Kälte eintritt, so verlassen sie die Bäume, kriechen am Stamme derselben

unter das Moos, und verbleiben in dieser Lage den Winter hindurch in einer Erstarrung, wo ihnen auch die kälteste Witterung nicht schadet, wohl aber ein gelinder Winter, der mit warmen Regen und Frost abwechselt, nachtheilig wird. Sobald das Wetter im März anfängt gelinde zu werden, erwachen sie aus ihrem Winterschlafe, steigen sogleich auf die Bäume, fressen bis zum Junius unaufhörlich fort, und ziehen, wenn ein Strich kahl gefressen, in Gesellschaft wieder zu einem frischen fort; allein während dieses Zuges kommen abermals eine beträchtliche Anzahl in tiefen senkrecht abgeschnittenen Fahrgleisen, in Graben und durch den sogenannten Raupenjäger, Bandit oder Nordkäfer, Carabus sycophanta, um.

Wegen des so beträchtlichen, auch die Nachkommenschaft zugleich mit treffenden Schadens, welchen diese Processionsraupe anrichtete, hat man besonders in den Preußischen Staaten, die das Uebel am stärksten traf, allerhand Rettungsmittel und zwar aufs schleunigste angewendet. Man hat nämlich: 1) das Moos nebst den abgefallenen Kiefernadeln im März zusammengeharkt, aus dem Forste geschafft und verbrannt; 2) zwei Fuß breite und 1 Fuß tiefe Graben zwischen und um die abgefressenen und noch mit Nadeln gezierten Distrikte gezogen; 3) die Raupen selbst absuchen, zum Theil auch mit stumpfen Besen abkehren und zernichten lassen; 4) vom Ende des Julius an bis zum Ende des Augusts die Puppen einsammeln und verderben lassen; im Julius, mehr aber im August, zu welcher Zeit die Phaläne aus ihrem Gespinste entschlüpft, dieselbe theils durch kleine in der Nacht angezündete Feuer, theils aber durch Absuchen bei Tage zu zerstören und 6) so viel Raupeneier als man erreichen konnte, im August zu verderben oder zu sammeln gesucht.

Obschon durch diese Bemühungen in 18 Forsten 52 Millionen Raupen in 7 Monaten vertilgt worden sind, so würden doch alle die angewendeten Mittel zur Ausrottung der angewachsenen großen Menge dieses Insektenheeres nicht hinreichend seyn, da nach der Berechnung ohngefähr 10 bis 12 Raupen von einem Stamme abgelesen und vertilgt worden sind, und ihrer doch auf sehr schwachen und kleinen Stämmen mehrere Hundert zugleich leben. Die Hauptsa-

che muß daher bei Vertilgung dieser Waldfeinde, so wie bei mehreren andern schädlichen Insekten, z. B. dem Borkenkäfer ꝛc. die Natur thun, welche auch zu seiner Zeit mit ihrer Hülfe nicht ausbleibt.

Unter den angewendeten Mitteln sind No. 2 und 5 die besten und einzigen, welche wirklichen Nutzen auf die wohlfeilste Art leisten, nur muß man bei No. 5 bemerken, daß die des Abends angezündeten Waldfeuer nicht nur bei plötzlich entstehendem Winde sehr gefährlich werden können, sondern auch den geglaubten Nutzen nicht stiften, weil unter 100 sich verbrennenden Nachtvögeln kaum 5 Weibchen sind, durch deren Vertilgung doch nur allein die Raupenmenge vermindert wird. Ferner wird bei dem Auf- und Absuchen der Phalänen nach dem Gemäs, der Endzweck ebenfalls nicht zum dritten Theil erreicht, indem man theils Unterschleife nicht vermeiden, theils die Nachtvögel ihrem Geschlechte nach wieder[illegible] nicht untersuchen kann, wodurch das Absuchen erst seinen Werth erhält, weil nur die Weibchen nicht aber die Männchen schädlich sind. Am sichersten und zweckmäßigsten läßt man dahero Weiber und Kinder blos die weiblichen Nachtvögel ablesen, und sie je 100 und 100 an Zwirnfaden reihen, um sie beim Abliefern nachzählen zu können. Das Mittel No. 1 nutzt ebenfalls sehr viel, nur muß die Streu mit samt dem Moose im Vorwinter auf die Misthöfe, in die Kühställe und in die Schaafställe, keinesweges aber in die Schweinställe gefahren werden, weil die Schweine die Raupen fressen, und von den scharfen Haaren derselben Bauchgrimmen, Darmentzündung ꝛc. bekommen, wovon viele sterben. Auch stimmt die Meinung des Hrn. Bechstein, daß man die Raben, Spechte ꝛc. mehr schonen und sie nicht als Raubthiere verringern müsse, mit den Erfahrungen aller guten Forstwirthe überein. Das Mittel No. 3 ist überhaupt zu kostbar, und von wenigem Nutzen, welches auch von No. 4 und 6 gilt, weil das Heer von Schlupfwespen und andere Raupenfeinde bereits eine Menge Chrysaliden und Eier vernichtet haben, die man alle umsonst einsammelt und noch obendrein mit denselben eine Menge Raupenfeinde zerstöret. Also wird außer den beiden Mitteln No. 2 und 5 und allenfalls No. 1 bei der Vertilgung der Kieferraupe nichts wichtigere Dienste leisten,

als ihre natürlichen Feinde und abwechselnde Witterung im Winter.

* * *

Gleichen großen Schaden, und zwar nicht allein an den Kiefern, sondern auch an den Fichten und Tannen, thut oft, wie z. B. im Jahr 1779 in der Gegend um Dresden, die Raupe des Fichtenspinners (Phalaena Bombyx Pityocampa), auch kleiner Fichtenspinner genannt.

Dieser Spinner ist ohngefähr 3 Viertel Zoll lang, am Kopf und Rücken stark behaart und aschgrau, an den vordern Flügeln die Grundfarbe schmutziggrau, welches sich beim Männchen ins Weißliche, beim Weibchen aber ins Braune zieht, an den Hinterflügeln weißlich; quer über die vordern ziehen sich drei dunkle etwas verlohrne Binden, von welchen die an der Wurzel oft kaum sichtbar ist; zwischen den beiden äußern steht ein bräunlicher Fleck. Die Fühlhörner sind am Männchen gefiedert, und am Weibchen fadenförmig und dunkelgrau. Der Kopf hat auch noch eine besondere Eigenheit; denn zwischen den Fühlhörnern steht ein hervorragender Körper, der sich in zwei Kanten endiget. Er besteht aus fünf Schuppen, die wie Treppen neben einander liegen.

Die Raupe ist am Rücken schwärzlichgrau, oder dunkelschwarz, auf dem Bauch weißlich. Unter jedem Ringe stehen braungelbe Haare auf einem Wulste, und in den Seiten sind die Haare buschweise vertheilt und weißlich. Ihre 16 Füße sind rothgelb. Kiefern, Fichten und Tannen werden von ihr angefallen, ihrer Nadeln und ihres Harzsaftes beraubt. Sie kömmt im August aus dem Ei und erreicht vor Winters ihre natürliche Größe. In einem sehr dichten Gewebe hält eine große Gesellschaft den härtesten Winter aus, frißt noch bis zum März und April, und schickt sich dann zur Verwandlung in der Erde unter Steinen und Moos an.

Als Processionsraupen haben sie in den Gipfeln der kleinen und an den Aesten der großen Bäume ein gemeinschaftliches Nest, das auswendig dünn, inwendig aber dicht ist, mit verschiedenen Zellen, und von da gehen sie nach

gewissen bestimmten Gesellschaftsgesetzen alle Tage eine hinter der andern her in der wundervollsten Ordnung ihrer Nahrung nach. Eine einzige Kolonie ist oft so zahlreich, daß sie den ganzen Baum anfällt und kahl frißt, ja oft daran nicht genug hat, und auf einen daneben stehenden wandern muß. Auszug und Rückzug geschiehet einmal wie das anderemal in der größten Ordnung. Sie haben einen Anführer, welches Amt aber abwechselt. Diesem folgt eine einfache Reihe Raupen von ohngefähr 1 Fuß Länge und zwar alle dicht angeschlossen, dann kömmt eine Reihe, die paarweise gehen, hierauf eine zu drei Gliedern neben einander, dann wieder eine zu vieren u. s. w. bis der ganze Zug aus der Wohnung ist. So wie der Anführer sich wendet, so bewegt sich ihm auch der Trupp gleichförmig nach, und so wie der hurtig oder langsam geht, in dem nämlichen Zeitmaas folgt auch dieser. Stört man die Ordnung, so stellen sie sie geschwind wieder her, und nimmt man den Anführer weg, so vertritt die folgende Raupe sogleich seine Stelle. Sie verbreiten sich gliederweise über die Nadeln, fressen sie gliederweise gestellt ab, und gehen in der vorigen Ordnung wieder nach Hause. Abends nach Sonnenuntergang und Morgens vor Sonnenaufgang halten sie diese Processionen, gehen aber bei Regen und Nässe, welche Witterung ihnen zuwider ist, nicht aus. Allenthalben, wo sie hinschreiten, spinnen sie Seide, und der Baum, den sie bewohnen, ist gleichsam ganz damit tapezirt. Durch dieses Gespinste verrathen sie auch ihren Aufenthalt, und der Forstmann hat auf solche Bäume ein besonderes Augenmerk zu richten.

Die Vernichtung der Raupe aber muß mit besonderer Vorsicht geschehen; denn ihre Haare, die außerordentlich brüchig sind, verursachen in der Haut ein beschwerliches Jukken, aus welchem oft Geschwülste und Geschwüre entstehen. Ja diese Haare reiben sich so leicht ab, daß man nicht sicher unter einem Baume weggehen kann, ohne von diesem Jukken befallen zu werden. Die Giftmischer haben sich sonst der schädlichen Eigenschaft derselben zu den abscheulichsten Absichten bedient, sie unter das Getränke gemischt, und dadurch die bezielte Person unter den schmerzhaftesten und entsetzlichsten Convulsionen hingerichtet.

Sobald der Jäger daher dergleichen Bäume mit solchem Gespinste und Raupen gewahr wird, so erfordert nicht nur deswegen seine Pflicht, es seinem Vorgesetzten zu melden, weil diese Insekten leicht großen Schaden verursachen können, sondern auch deswegen, damit man auf vorsichtige Mittel denke, diesen durch ihre Haare so schädlich werdenden Thieren beizukommen.

Kielbuche. Ist ein Stück Buchenholz, welches ohne schadhafte Zweige, Krümmen und Astlöcher, in gerader Linie 50 Fuß und darüber lang, an Zopf und Stamm aber durchgehends bis 2 Fuß dick ist. Ob es nur figürlich so genennt wird, oder ob es wirklich zum Kiel eines Schiffs kann gebraucht werden, ist unbekannt. Die Berliner Holzhandlungs-Compagnie bezahlt ein solches Kielholz, wenn es 50 Fuß lang ist, mit 30 Rthlr. und wenn es 60 enthält, mit 40 Rthlr.

Kiehnruß, Kiehnrauch, Fr. Suie, noir de fumée, noir à noircir. Ist das bekannte Produkt, welches von dem Rauch im offenen Feuer verbrannter verschiedener Abfälle von den Harzhölzern, als Rinde, Späne, alter Stöcke, und vornemlich der Pechgriefen und Unreinigkeiten, welche bei der Pechbereitung zurückbleiben, entstehet, und von Künstlern und Handwerkern auf mancherlei Weise angewendet wird.

Zur Bereitung dieses Produkts gehört das Pechbrennen der genannten harzreichen Theile, das Auffangen des Rauchs von selbigen, und desselben Aufsammeln. Hierzu wird ein Ofen und eine Rauchkammer von folgender Einrichtung erfordert. Ein halbkugelförmiger Ofen, von Ziegelsteinen gewölbet, steht über einer 3 Fuß hohen, runden Mauer von beiläufig 5 Fuß im Duchmesser, und ist vorn mit einem Schürloche und etlichen Zuglöchern, hinten mit einer halbkreisförmigen Oefnung, deren Durchmesser 2 Fuß lang ist, und 3 Fuß über dem Boden horizontal liegt, versehen. In diese Oefnung paßt ein halbzylinderförmiger, 6 Fuß langer Kanal, der auf einer Mauer von gleicher Länge und Breite, horizontal gelegt, ruhet, und sich in der Rauchkammer endiget.

Die Rauchkammer ist 6 bis 8 Fuß lang und breit, 12 bis 18 Fuß hoch, von Holz oder Steinen gebauet, auf dem

Boden und an den Wänden glatt gekalcht und eben, mit einer genau passenden Thüre, doch nicht dem Rauchloche gegenüber, versehen, und statt der Decken mit einem pyramidenförmigen Sacke von Wollenzeuge oder Leinwand geschlossen. — Ueber dieses ganze Gebäude ist zur Verminderung des Luftzuges eine Schupfe gebauet.

Wenn nun Kiehnruß gebrannt werden soll, so füllt man den Ofen mit harzigen Stoffen, und zündet sie an. Die Zuglöcher des Ofens und die Zwischenräume des leinenen Sackes verursachen einen mäßigen Luftzug, der doch durch gelindes Schlagen an den Sack anfänglich vermehrt werden muß. Dieses Schlagen, welches mit einem glatten Stocke geschiehet, wird von Zeit zu Zeit wiederholet, und muß jedesmal behutsam geschehen, daß kein Loch in den Sack kömmt, weil sonst das Feuer das ganze Gebäude anzündet. Wegen des sehr mäßigen Luftzuges verbrennen die harzigen Stoffe sehr langsam, und mit schwacher Flamme, und gehen daher meistens in Rauchgestalt fort. Der Rauch folgt der ziehenden Luft durch den Kanal in die Kammer bis in den Sack hinauf, und setzt, wenn er erkaltet, den Ruß ab. Das Brennen darf nicht über 8 bis 12 Stunden lang ununterbrochen fortgesetzt werden, weil, wenn die Luft in der Kammer einmal erwärmt ist, sich in selbiger wenig Ruß mehr anlegt.

Wenn so 3 Tage lang gebrannt worden, öfnet man die bisher aufs genaueste verschlossene Kammerthür, sammelt und sortirt den Ruß von dem Boden, den Wänden, und dem Sacke, und packt ihn in hölzerne bald größere bald kleinere Gefäße. Der feinste Kiehnruß hängt sich an den Sack, der gröbere an die Wände der Kammer an, und der gröbste liegt auf dem Boden. Je nachdem die Materialien mehr oder weniger harzig sind, das Feuer und der Luftzug mehr oder weniger schicklich regiert wird, erhält man auch mehr oder weniger Kiehnruß.

Kipsäulen, Oetwerksständer. Sind geschnittenes Eichenholz 5 Fuß lang, 4 bis 5 Zoll Kante, werden seitwärts an den Bauernhäusern, wo das Vieh steht, zum Bau verbraucht. Auf der Weser machen sie einen Artikel des Holzhandels aus.

Kircheule, s. Schleiereule.

Kirchgang, s. Wiedergang.

Kirren, gémir. Wird von der Turteltaube gesagt, wenn sie laut wird und sich hören läßt.

Kirr, O! oder Schnepfe hoch! ist der Ruf der Treibeleute bei der Schnepfenjagd, wenn sie eine Schnepfe auffliegen sehen, um die angestellten Schützen darauf aufmerksam zu machen, daß sie nichts vorbei gehen lassen.

Kirrung, s. Ankörnen.

Kirschfinke, s. Kernbeisser.

Kirschiger Boden. Heißt solcher Boden, der mit kleinen, einer Erbse großen, auch etwas größern Steinen vermischt ist, und wenn die übrigen Bestandtheile nicht entgegen sind, einer der besten Holzboden, besanders für die Buchen, ist.

Kirschvogel, s. Pirol.

Kitte, Volk, Fr. Compagnie, Volée ou Couvée de perdrix. Wird vom Federwildpret, nämlich was Hühner sind, eine Hecke genannt, die auf einmal ausgebrütet worden ist; so sagt man aber auch ein Kitt oder Volk Feld- Hasel- oder Birkhühner, wenn selbige auf einem Haufen beisammen liegen.

Klafter, Faden, Fr. Corde, deux voies de bois. Ist ein angenommenes Holzmaas zum Brenn- und Kohlholz. Zu Klafterholz taugt das Schlagholz, da es besser brennt, und nicht so oft als das dickere Stammholz gespalten werden darf, am besten. Daß die Stämme und starken Aeste in Klötze getheilt, die Klötze aber gespalten werden müssen, versteht sich von selbst, und jeder Holzhauer weiß, wie er Säge, Keil und Schlägel zu brauchen habe. Es giebt aber noch manches, das die Holzhauer nicht wissen wollen, und dazu müssen sie von dem Förster angehalten werden.

Die Scheiter zu den Klaftern dürfen weder zu dick, noch zu dünne seyn, damit Käufer und Verkäufer keinen Schaden haben. Von einigen wird daher zur

Regel angenommen, daß die Scheiter auf der Borkenseite nicht unter 6, und nicht über 9 Zoll Breite haben sollen. Nach dieser Voraussetzung dürfen nur Klötze, die über 3 Zoll dick sind, gespalten werden, und zwar die, welche weniger als 6 Zoll im Durchmesser haben, nur einmal, und zweimal, welche mehr haben. Fallen im letztern Fall die Scheiter zu dick aus, so werden sie noch einmal gespalten.

Wenn nun die Scheiter in Klaftern gelegt werden, muß der Förster genaue Aufsicht haben, daß nicht die Holzhauer, um mit der Klafterzahl auch ihren Lohn zu vermehren, die Scheiter zu hohl legen, und die Summe der Zwischenräume übermäßig vermehren. Aus eben der Ursache sollen zu krumme Scheiter gar nicht, und zu dünne nicht neben einander in die Klaftern gelegt werden.

Bei dem Aufsetzen der Klaftern ist auch noch zu erwägen, ob solches auf der Ebene, oder an den Bergen geschiehet. Wenn eine Klafter Holz an einem Berge, oder, welches einerlei ist, auf einer schiefen Fläche aufgesetzt werden muß, und sie bekommt dieselbe Breite am schiefen Boden und senkrechten Höhe an den Klafterstangen, die ihr auf horizontaler Ebene gegeben wird, so verlieret sie an ihrem körperlichen Inhalte. Die Sache verdient Aufmerksamkeit und Anwendung der leichtesten Mittel, den daraus entstehenden Schaden beurtheilen und abwenden zu können. Eine richtige Klafter ist: die in der gesetzmäßigen Höhe auf ebenem horizontalen Boden senkrecht oder in rechten Winkeln aufgesetzt ist; und ihr Inhalt wird gefunden, wenn Breite, Höhe und Scheitlänge mit einander multiplicirt werden. Wenn z. B. die Breite = 6′ die Höhe = 6′ und die Scheitlänge = $3\frac{1}{2}$′ ist: so ist der körperliche Inhalt dieser Klafter = 126 Cubikfuß.

Daß durch das schiefe Aufsetzen wirklicher Verlust entstehe, dieses soll erst geometrisch bewiesen werden, wobei sich zugleich eine Formel zur Berechnung des Verlustes ergeben wird.

Es sey ... (Fig. 1.) a b c d die am Berge aufgesetzte Klafter; f a b die Elevation des Berges gegen den Horizont = 20 Grad; das Klaftermaas aber sey 6 Fuß breit, 6 Fuß hoch und die Scheitlänge 3 und einen halben Fuß.

Weil a b h = R und jede Seite des Rhombus (oder die Stirnfläche der Klafter) = 6′ seyn soll, so ist b g die geometrische Höhe der falschen, und b h die Höhe der wahren Klafter, h b — g b aber = der fehlenden Höhe, und h g. h b = x = der Stirnfläche des Defekts, welcher mit l = der Scheitlänge multipliciret, den körperlichen Inhalt desselben giebt. Es kömmt nun darauf an, h g zu finden.

Da a b = b h und vermöge der Construktion < c b h = < b a f, so ist, wenn die Bogen b f und h c gezogen werden a f = a b = a d = b h = b c und da < b a f = < c b h sin. a = sin. b. Ferner ist a c = cos. a und b g = cos. b mithin a c = b g. Da nun sin. tot. — cosin = sin. vers. und a f = b h = sin. tot. so ist a f = a c = e f, so wie b h — b g = g h = sin. vers. des Elevationswinkels.

Nimmt man also das Klaftermaas für den Halbmesser oder den sinum totum, bringt es auf Zolle, und berechnet sich eine Tabelle für den sinus versus, so kann man nach folgender Formel verfahren:

Es sey sinus totus = r, der sinus versus des gefundenen Elevations-Winkels = s, die Scheitlänge = l, und der Cubikinhalt des Verlustes = x: so ist

$$(s. r). l = x.$$

Es sey z. B der Elevations-Winkel des Berges = 20°, so ist an einer Klafter, von dem vorher bemerkten Maase, 7,598 Cubikfuß Verlust.

zum Theil blaue, zum Theil ziegelrothe Einfassungen in den Gelenken.

Vierzehn Tage oder spätestens 3 Wochen nach dem Einspinnen, pflegt ein beinahe ein halb bis 1 Zoll langer und 2 Zoll breiter, nämlich mit ausgespannten Flügeln, Nachtvogel oder Phaläne auszufliegen. Dieser Nachtvogel hat übereinandergeschobene mittelmäßige Flügel, deren Hinterrand stumpf gezähnt oder gekerbt ist. Das Männchen ist um vieles dünner am Leibe als das Weibchen, und hat kammförmige Fühlhörner, da sie beim Weibchen nur borstenförmig sind. Kopf und Brust haben eine rothbraune ins aschgraue fallende Farbe; der Hinterleib aber ist theils einfarbig aschgrau, theils lichtockerbraun, theils ockergelb theils lichtnußbraun. Von den in vier Felder getheilten Vorderflügeln ist das erste und dritte von einerlei Farbe, rostbräun und zuweilen ins rothbraune übergehend; das zweite und vierte, ebenfalls gleichfarbig, aber aschgraubräunlich gemischt. Jedes Feld wird von dem andern durch eine schmutzig-rostfarbene zackige Querlinie abgesondert wovon die letztere bisweilen hin und her gebogen ist. Auf der Grenze des ersten und zweiten Feldes, steht ein dreieckiger weißer Fleck. Die Hinterflügel sind röthlich. Ueberhaupt ist Farbe und Zeichnung dieses Nachtvogels sehr mannigfaltig; allein die dunkeln Linien und der weiße Punkt auf den Flügeln bleiben allezeit charakteristisch.

Diese Nachtvögel begatten sich sogleich am Ende des Julius, und zum Theil auch noch bis in die erste Hälfte des Augusts, und jedes Weibchen legt wenigstens 100 Eier an die Zweige und Stämme der Kiefer, ehe es mit dem Männchen stirbt. Am Tage über sitzen beide unten am Stamme still, das Weibchen aber allemal niedriger, und können solche bequem mit den Händen erreicht werden. Nach 8 bis 10 Tagen entschlüpfen aus den Eiern die jungen Raupen, und zeigen sich bereits im Julius, zum Theil im August auf den Kiefern. Fällt gerade in der Zeit ihres Auskriechens kaltes Regenwetter ein, so kommen mehr als zwei Drittheile von der jungen Brut um; bei guter Witterung hingegen wachsen sie noch bis zum Oktober zu einer Länge von 1 und ein halb bis 2 Zoll. Wenn endlich die Kälte eintritt, so verlassen sie die Bäume, kriechen am Stamme derselben

unter das Moos, und verbleiben in dieser Lage den Winter hindurch in einer Erstarrung, wo ihnen auch die kälteste Witterung nicht schadet, wohl aber ein gelinder Winter, der mit warmen Regen und Frost abwechselt, nachtheilig wird. Sobald das Wetter im März anfängt gelinde zu werden, erwachen sie aus ihrem Winterschlafe, steigen sogleich auf die Bäume, fressen bis zum Junius unaufhörlich fort, und ziehen, wenn ein Strich kahl gefressen, in Gesellschaft wieder zu einem frischen fort; allein während dieses Zuges kommen abermals eine beträchtliche Anzahl in tiefen senkrecht abgeschnittenen Fahrgleisen, in Graben und durch den sogenannten Raupenjäger, Bandit oder Nordkäfer, Carabus sycophanta, um.

Wegen des so beträchtlichen, auch die Nachkommenschaft zugleich mit treffenden Schadens, welchen diese Processionsraupe anrichtete, hat man besonders in den Preußischen Staaten, die das Uebel am stärksten traf, allerhand Rettungsmittel und zwar aufs schleunigste angewendet. Man hat nämlich: 1) das Moos nebst den abgefallenen Kiefernadeln im März zusammengeharkt, aus dem Forste geschafft und verbrannt; 2) zwei Fuß breite und 1 Fuß tiefe Graben zwischen und um die abgefressenen und noch mit Nadeln gezierten Distrikte gezogen; 3) die Raupen selbst absuchen, zum Theil auch mit stumpfen Besen abkehren und zernichten lassen; 4) vom Ende des Julius an bis zum Ende des Augusts die Puppen einsammeln und verderben lassen; im Julius, mehr aber im August, zu welcher Zeit die Phaläne aus ihrem Gespinste entschlüpft, dieselbe theils durch kleine in der Nacht angezündete Feuer, theils aber durch Absuchen bei Tage zu zerstören und 6) so viel Raupeneier als man erreichen konnte, im August zu verderben oder zu sammeln gesucht.

Obschon durch diese Bemühungen in 18 Forsten 52 Millionen Raupen in 7 Monaten vertilgt worden sind, so würden doch alle die angewendeten Mittel zur Ausrottung der angewachsenen großen Menge dieses Insektenheeres nicht hinreichend seyn, da nach der Berechnung ohngefähr 10 bis 12 Raupen von einem Stamme abgelesen und vertilgt worden sind, und ihrer doch auf sehr schwachen und kleinen Stämmen mehrere Hundert zugleich leben. Die Hauptsa-

gewissen bestimmten Gesellschaftsgesetzen alle Tage eine hinter der andern her in der wundervollsten Ordnung ihrer Nahrung nach. Eine einzige Kolonie ist oft so zahlreich, daß sie den ganzen Baum anfällt und kahl frißt, ja oft daran nicht genug hat, und auf einen daneben stehenden wandern muß. Auszug und Rückzug geschiehet einmal wie das anderemal in der größten Ordnung. Sie haben einen Anführer, welches Amt aber abwechselt. Diesem folgt eine einfache Reihe Raupen von ohngefähr 1 Fuß Länge und zwar alle dicht angeschlossen, dann kömmt eine Reihe, die paarweise gehen, hierauf eine zu drei Gliedern neben einander, dann wieder eine zu vieren u. s. w. bis der ganze Zug aus der Wohnung ist. So wie der Anführer sich wendet, so bewegt sich ihm auch der Trupp gleichförmig nach, und so wie der hurtig oder langsam geht, in dem nämlichen Zeitmaaß folgt auch dieser. Stört man die Ordnung, so stellen sie sie geschwind wieder her, und nimmt man den Anführer weg, so vertritt die folgende Raupe sogleich seine Stelle. Sie verbreiten sich gliederweise über die Nadeln, fressen sie gliederweise gestellt ab, und gehen in der vorigen Ordnung wieder nach Hause. Abends nach Sonnenuntergang und Morgens vor Sonnenaufgang halten sie diese Processionen, gehen aber bei Regen und Nässe, welche Witterung ihnen zuwider ist, nicht aus. Allenthalben, wo sie hinschreiten, spinnen sie Seide, und der Baum, den sie bewohnen, ist gleichsam ganz damit tapezirt. Durch dieses Gespinste verrathen sie auch ihren Aufenthalt, und der Forstmann hat auf solche Bäume ein besonderes Augenmerk zu richten.

Die Vernichtung der Raupe aber muß mit besonderer Vorsicht geschehen; denn ihre Haare, die außerordentlich brüchig sind, verursachen in der Haut ein beschwerliches Jukken, aus welchem oft Geschwülste und Geschwüre entstehen. Ja diese Haare reiben sich so leicht ab, daß man nicht sicher unter einem Baume weggehen kann, ohne von diesem Jukken befallen zu werden. Die Giftmischer haben sich sonst der schädlichen Eigenschaft derselben zu den abscheulichsten Absichten bedient, sie unter das Getränke gemischt, und dadurch die bezielte Person unter den schmerzhaftesten und entsetzlichsten Convulsionen hingerichtet.

Sobald der Jäger daher dergleichen Bäume mit solchem Gespinste und Raupen gewahr wird, so erfordert nicht nur deswegen seine Pflicht, es seinem Vorgesetzten zu melden, weil diese Insekten leicht großen Schaden verursachen können, sondern auch deswegen, damit man auf vorsichtige Mittel denke, diesen durch ihre Haare so schädlich werdenden Thieren beizukommen.

Kielbuche. Ist ein Stück Buchenholz, welches ohne schadhafte Zweige, Krümmen und Astlöcher, in gerader Linie 50 Fuß und darüber lang, an Zopf und Stamm aber durchgehends bis 2 Fuß dick ist. Ob es nur figürlich so genennt wird, oder ob es wirklich zum Kiel eines Schiffs kann gebraucht werden, ist unbekannt. Die Berliner Holzhandlungs-Compagnie bezahlt ein solches Kielholz, wenn es 50 Fuß lang ist, mit 30 Rthlr. und wenn es 60 enthält, mit 40 Rthlr.

Kiehnruß, Kiehnrauch, Fr. Suie, noir de fumée, noir à noircir. Ist das bekannte Produkt, welches von dem Rauch im offenen Feuer verbrannter verschiedener Abfälle von den Harzhölzern, als Rinde, Späne, alter Stöcke, und vornemlich der Pechgriefen und Unreinigkeiten, welche bei der Pechbereitung zurückbleiben, entstehet, und von Künstlern und Handwerkern auf mancherlei Weise angewendet wird.

Zur Bereitung dieses Produkts gehört das Pechbrennen der genannten harzreichen Theile, das Auffangen des Rauchs von selbigen, und desselben Aufsammeln. Hierzu wird ein Ofen und eine Rauchkammer von folgender Einrichtung erfordert. Ein halbkugelförmiger Ofen, von Ziegelsteinen gewölbet, steht über einer 3 Fuß hohen, runden Mauer von beiläufig 5 Fuß im Duchmesser, und ist vorn mit einem Schürloche und etlichen Zuglöchern, hinten mit einer halbkreisförmigen Oefnung, deren Durchmesser 2 Fuß lang ist, und 3 Fuß über dem Boden horizontal liegt, versehen. In diese Oefnung paßt ein halbzylinderförmiger, 6 Fuß langer Kanal, der auf einer Mauer von gleicher Länge und Breite, horizontal gelegt, ruhet, und sich in der Rauchkammer endiget.

Die Rauchkammer ist 6 bis 8 Fuß lang und breit, 12 bis 18 Fuß hoch, von Holz oder Steinen gebäuet, auf dem

Boden und an den Wänden glatt gekalcht und eben, mit einer genau passenden Thüre, doch nicht dem Rauchloche gegenüber, versehen, und statt der Decken mit einem pyramidenförmigen Sacke von Wollenzeuge oder Leinwand geschlossen. — Ueber dieses ganze Gebäude ist zur Verminderung des Luftzuges eine Schupfe gebauet.

Wenn nun Kiehnruß gebrannt werden soll, so füllt man den Ofen mit harzigen Stoffen, und zündet sie an. Die Zuglöcher des Ofens und die Zwischenräume des leinenen Sackes verursachen einen mäßigen Luftzug, der doch durch gelindes Schlagen an den Sack anfänglich vermehrt werden muß. Dieses Schlagen, welches mit einem glatten Stocke geschiehet, wird von Zeit zu Zeit wiederholet, und muß jedesmal behutsam geschehen, daß kein Loch in den Sack kömmt, weil sonst das Feuer das ganze Gebäude anzündet. Wegen des sehr mäßigen Luftzuges verbrennen die harzigen Stoffe sehr langsam, und mit schwacher Flamme, und gehen daher meistens in Rauchgestalt fort. Der Rauch folgt der ziehenden Luft durch den Kanal in die Kammer bis in den Sack hinauf, und setzt, wenn er erkaltet, den Ruß ab. Das Brennen darf nicht über 8 bis 12 Stunden lang ununterbrochen fortgesetzt werden, weil, wenn die Luft in der Kammer einmal erwärmt ist, sich in selbiger wenig Ruß mehr anlegt.

Wenn so 3 Tage lang gebrannt worden, öfnet man die bisher aufs genaueste verschlossene Kammerthür, sammelt und sortirt den Ruß von dem Boden, den Wänden, und dem Sacke, und packt ihn in hölzerne bald größere bald kleinere Gefäße. Der feinste Kiehnruß hängt sich an den Sack, der gröbere an die Wände der Kammer an, und der gröbste liegt auf dem Boden. Je nachdem die Materialien mehr oder weniger harzig sind, das Feuer und der Luftzug mehr oder weniger schicklich regiert wird, erhält man auch mehr oder weniger Kiehnruß.

Kipsäulen, Oetwerksständer. Sind geschnittenes Eichenholz 5 Fuß lang, 4 bis 5 Zoll Kante, werden seitwärts an den Bauernhäusern, wo das Vieh steht, zum Bau verbraucht. Auf der Weser machen sie einen Artikel des Holzhandels aus.

Kircheule, s. Schleiereule.

Kirchgang, s. Wiedergang.

Kirren, gémir. Wird von der Turteltaube gesagt, wenn sie laut wird und sich hören läßt.

Kirr, O! oder Schnepfe hoch! ist der Ruf der Treibeleute bei der Schnepfenjagd, wenn sie eine Schnepfe auffliegen sehen, um die angestellten Schützen darauf aufmerksam zu machen, daß sie nichts vorbei gehen lassen.

Kirrung, s. Ankörnen.

Kirschfinke, s. Kernbeisser.

Kirschiger Boden. Heißt solcher Boden, der mit kleinen, einer Erbse großen, auch etwas größern Steinen vermischt ist, und wenn die übrigen Bestandtheile nicht entgegen sind, einer der besten Holzboden, besonders für die Buchen, ist.

Kirschvogel, s. Pirol.

Kitte, Volk, Fr. Compagnie, Volée ou Couvée de perdrix. Wird vom Federwildpret, nämlich was Hühner sind, eine Hecke genannt, die auf einmal ausgebrütet worden ist; so sagt man aber auch ein Kitt oder Volk Feld-Hasel- oder Birkhühner, wenn selbige auf einem Haufen beisammen liegen.

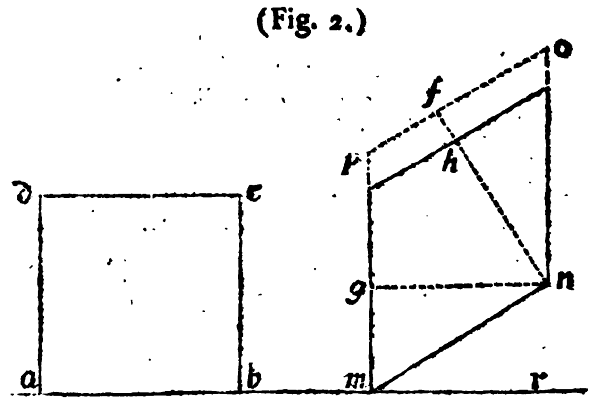
Klafter, Faden, Fr. Corde, deux voies de bois. Ist ein angenommenes Holzmaas zum Brenn- und Kohlholz. Zu Klafterholz taugt das Schlagholz, da es besser brennt, und nicht so oft als das dickere Stammholz gespalten werden darf, am besten. Daß die Stämme und starken Aeste in Klötze getheilt, die Klötze aber gespalten werden müssen, versteht sich von selbst, und jeder Holzhauer weiß, wie er Säge, Keil und Schlägel zu brauchen habe. Es giebt aber noch manches, das die Holzhauer nicht wissen wollen, und dazu müssen sie von dem Förster angehalten werden.

Die Scheiter zu den Klaftern dürfen weder zu dick, noch zu dünne seyn, damit Käufer und Verkäufer keinen Schaden haben. Von einigen wird daher zur

Für diejenigen, welche mit der Trigonometrie nicht gern umgehen, läßt sich der Beweis auch einfacher darstellen, wenn man nämlich die Scheitlänge, die auf die Veränderung der Klafter, durch das schiefe Aufsetzen gar keinen Einfluß hat, ganz ausser Betracht läßt, so daß man es nur mit der Stirnfläche derselben zu thun bekömmt. Diese Stirnfläche ist allemal ein Parallelogramm, die Klafter mag gerade oder schief seyn.

Bei einer Klafter, welche im rechten Winkel 6′ breit und 6′ hoch aufgesetzt ist, muß dieselbe 36 Quadratfuß halten; so wie sie weniger hält, ist Verlust an selbiger. Bei einer jeden Klafter, sie sei auf der Ebene oder am Berge aufgesetzt, müssen die Klafter-Stecken senkrecht stehen, weil sie sonst einfallen würde; geschieht dieses nun am Berge, mit 6′ hohen Klafter-Stecken, so leidet die Stirnfläche allerdings eine Veränderung, und zwar jedesmal einen Verlust, weil die Breite und Höhe der Klafter nicht mehr in rechten Winkeln bleiben, sondern aus dem Rechteck a b c d

(Fig. 2.)



ein Rhombus m n o p wird.

Die geometrische Höhe einer Figur ist die senkrechte Linie von ihrer Spitze auf ihre Grundlinie oder hier zwischen zwei Parallelen dieselbe; bei dem Rechteck ist sie demnach = a d, bei dem Rhombus aber ist sie nicht = m p oder n o, sondern h n und das — was h n weniger als 6′ hält, fehlt an der wahren Höhe, hier h f.

Es ist bei einer Figur einerlei, welche Seite ich zur Grundlinie nehme und die Höhe darauf bestimme; es ist also auch gleichviel, ob ich m n zur Grundlinie, und f n zur Höhe, oder ob ich m p zur erstern und g n zur letztern mache. Im ersten Falle erhalte ich kein Produkt aus 6′ Breite und 6′ Höhe, denn an letztern fehlt f h; im letztern Falle aber bekomme ich es, sobald ich m p = 6′ zur Grundlinie nehme, und das Klaftermaas = 6′ nicht nach m n, sondern nach g n″, das heißt, senkrecht von den Klafterstekken aus, mithin horizontal, anhalte.

Einige haben vorgeschlagen, die an den Bergen stehenden Klaftern höher, oder über das Maas zu setzen, damit der Verlust wieder beigebracht würde, da gehört aber das Maas des Elevations-Winkels n m r dazu, weil f h davon abhängt. Wieder andere wollen den Holzmachern hölzerne Winkelhaken geben, deren Schenkel = 6 Fuß sind, und die Klaftern so hoch legen lassen, bis sie dem aufrecht stehenden Schenkel des Winkels n f gleich kömmt. In beiden Fällen ist aber zu befürchten, daß die Holzmacher sich dem Gebrauch der Instrumente widersetzen werden. Am besten ist also wohl dieses, die Klaftern an Bergen in der gewöhnlichen Höhe zwischen den Klafterstecken aufzusetzen, ihre Breite aber alsdenn nicht nach der schiefen Linie m n (oder am Boden), sondern nach der horizontalen g n zu messen.

Ausführlichere Abhandlungen hierüber finden sich: in Oettelts praktischen Beweis Th. I. S. 67. ꝛc. im Journal für das Forst- und Jagdwesen B. II. H. 2. in Rudolphs Bruchstücken aus dem praktischen Forst- und Cameralwesen Th. I. S. 151. und in Beiträgen zur Forstwissenschaft aus der praktischen Geometrie von C. W. A. §. 59. ꝛc.

Klafterholz. Ist das in Scheiter gespaltene und in gehöriger Menge zum Klaftern bestimmte Brenn- oder Kohlholz.

Klaftermaas, Fr. Membrure. Bestehet gemeiniglich an einem langen Stock, an welchem die Höhe und Breite des in einem Lande oder Reviere bestimmten Klaftermaases abgezeichnet ist, und dessen sich der Forstbediente bei der Abpostung oder aber auch schon vorher bei der Abnahme der Hölzer von den Holzmachern, bedienet, und die Richtigkeit

der Klaftern in Rücksicht ihrer Höhe und Breite, untersucht.

Klapholz. Wird in dem Holzhandel auf der Weser das groß gespaltene Eichenholz genannt, wovon Faßstäbe gespalten werden; auch werden anderwärts die schon verarbeiteten Stäbe noch Klapholz genennt, und in der Churmark Brandenburg werden beim Holzhandel 12 Schock 48 Stück Klapholz à 32 Zoll lang, 4 bis 5 Zoll tief und 4 bis 5 Zoll breit für 1 Ring Stabholz gerechnet; nach einer neuern Holztaxe vom Jahr 1776 darf aber keins mehr gemacht werden. S. auch Stabholz.

Klapper, Fr. Cliquette. Bestehet aus einem Brettchen, wozu ein hölzerner Hammer gehöret; oder es werden etliche hölzerne Kugeln an einen Riemen gereihet. Dergleichen Klappern werden den Treibern gegeben, um damit Lerm zu machen und das Wildpret dadurch aufzuscheuchen, und werden bei der Schnepfen- besonders aber bei der Hasenjagd gebrauchet.

Klapperjagd, Fr. Chasse à bruit, à cliquet; auch genannt: Geschreijagd, Klopjagd. Heißt diejenige Jagd, wobei ein Ort durchstrichen, und das Wild durch Klappern, starkes Geräusch, Getöse und Geschrei vieler Menschen, Anschlagung der Bäume, Hetzen der Hunde und Blasen der Hörner, auch Lösung des Gewehrs, aus seinem Stande heraus und an einen gewissen Ort gejagt, und daselbst durch die auflauernden Schützen erschossen oder durch aufgestellte Jägergeräthschaften gefangen wird.

Ein jeder Jagdberechtigter hat zwar überhaupt die Befugniß, seine Gerechtigkeit auf alle mögliche Art auszuüben, sich mithin auch der Klapperjagd zu bedienen. Gleichwohl aber wird dafür gehalten, daß der mit der Mittel- und niedern Jagd Berechtigte sich an den Orten, wo sich das hohe Wild aufzuhalten pflegt, damit solches nicht aus dem Revier verscheucht werde, von der Klapperjagd, wenn er dieselbe nicht besonders durch ruhigen Besitz erworben, keinen Gebrauch machen dürfe: so wie man auch behauptet, daß derjenige, welchem die hohe Jagd zustehet, die Klapperjagd in solchen Gegenden, wo sich das mittlere und kleinere Wildpret aufhält, unterlassen müsse, und sich derselben bloß in

dem Falle bedienen könne, wenn er sie durch rechtlichen Besitz hergebracht habe.

Ein Koppeljagdberechtigter würde, wenn die Klapperjagd auf dem Koppelreviere nicht gewöhnlich, dieselbe aus obigen Gründen wider den Willen der übrigen dazu Berechtigten zu treiben, ebenfalls nicht befugt seyn. Ueberhaupt kömmt es hiebei auf jedes Orts Gewohnheiten an; billig aber sollten diese Jagden in hohen Hölzern abgeschaffet und nur in Vorhölzern und Feldbüschen beibehalten werden.

Dieser Jagd entgegengesetzt ist die stille Jagd, nämlich diejenige Jagd, die ohne oben benanntes Geräusch und lautes Zusammentreiben, auch ohne Schießen mit Büchsen oder Flinten und Jagen mit Hunden, bloß mit Netzen, Schlingen, Fallen und andern Instrumenten, oder mit Reihern, Habichten und Falken rc. getrieben wird.

Klapperstecken, Klippstecken, Fr. Pièce de bois, qu'on affermit à l'essieu pour diminuer le mouvement de la roue. Sind mäßig starke, frische und biegsame Stecken, am besten von büchenem Holze, und von solcher Länge, daß wenn sie an der Achse eines beladenen Frachtkarrens befestiget werden, sie noch in die Speichen der Räder eingreifen müssen, damit sie beim Hinabfahren steiler Berge das Fuhrwerk etwas aufhalten können. Wenn aber nicht beträchtlicher Schaden in den Holzungen verübt werden soll, so darf das Abhauen dieser Stecken den Fuhrleuten selbst durchaus nicht gestatten werden, weil diese gewöhnlich das nächststehende junge Stangenholz zuerst wegnehmen. Daher müssen dergleichen Stecken von den Aesten der Bäume in der erforderlichen Länge, durch die Holzhauer in den Holzschlägen ausgehalten und ausgeästet, an einem schicklichen Orte verwahret, und an die durchreisenden Fuhrleute, gegen Erlegung des Hauerlohns und der Herbeischaffungskosten, abgegeben werden.

Klauen, Fr. Patte, Griffe. Heissen die untern Theile an den Läuften der vierfüßigen Raubthiere, auf welchen sie gehen; so werden aber auch die Fänge oder Füße der Raubvögel genannt.

Klebegarn, s. Stoßgarn.

Kleidung, Fr. Garniture. Wird das Beschläge an einer Büchse oder Flinte genannt, wozu die Platte, Hül-

sen, Biegel, Seitenblech und Daumenstücke gehören; gelb gekleidet heißt es, wenn das Beschläge von Messing, weiß gekleidet hingegen, wenn es von Eisen gemacht ist.

Klein Geschaide, Fr. Entrailles menues. Werden vom Jäger die Därme bei dem Roth- oder Schwarzwildpret genannt.

Kleine Pfulschnepfe, s. Heerschnepfe.

Kleine Vögel, Fr. Oiseaux petits. Hierunter gehören: die Nachtigall, der Staar, die Heidelerche, der Fink, Hänfling, Goldammer, die Meisen, Grasmücken, Rothkehlchen, Zeisige und übrigen Singvögel bis zum Weidenzeisig.

Kleiner Neuntödter, s. Dorndreher.

Kleiner Taucher, lat. Colymbus minor, Linn. Fr. le Grêbe de riviere ou Castagneux, Buff. Engl. the little Grebe, Penn. auch genannt: Duckchen, schwärzlicher Taucher, gemeines Taucherchen, Tauchentchen, Käferentchen. Gehört als Wasservogel unter die dritte Familie der Taucher, nämlich die Steißfüße mit 4 lappigen Füßen und keinem Schwanze. Zu Kennzeichen seiner Art hat er einen glatten Kopf, schwarzgrauen Ober- und schmutziggrauen Unterleib, und (das Männchen) rothbraune Kehle und Wangen. Er bewohnt die süßen Wasser von Europa rc. und ist in Deutschland sehr gemein.

Seine Länge ist 11 Zoll, und die Flügelbreite 1 Fuß 5 Zoll. Der Schnabel ist 1 Zoll lang, gerade, gedruckt, der Oberkiefer dunkelbraun, die Nasenlöcher in der Mitte und eirund, die Augen bläulichbraun, die Füße schwärzlichgrün, die Zehen bis zur Hälfte mit einer Schwimmhaut verbunden, von vorne belappt, die Beine 1 und einen halben Zoll hoch, die Mittelzehe 2 und 1 Viertel Zoll, die hintere 5 Linien, und, wie bei allen Steißfüßen, nur ein bloßes Läppchen.

Der Kopf, übrige Oberleib, die Deckfedern der Flügel und die Brust ist schwarz, die Wangen, Schläfe und die Kehle hochrothbraun, der Bauch schmutzigaschgrau, die Schwungfedern aschgrau, die hintern auf der inwendigen Fahne weiß, die innern Deckfedern der Flügel auch weiß — Alle Federn sind außer den Schwungfedern haar- oder wollenartig. — Das Weibchen ist merklich verschieden, am

Oberleibe dunkelbraun, an den Wangen und der Kehle gelblichgrau, und der aschgraue Bauch zuweilen gelblich überlaufen.

Er ist ein äußerst scheuer Vogel, der, ohngeachtet er sich oft sehr nahe an den Häusern in Teichen aufhält, doch fast immer unsichtbar ist, weil er entweder, sobald er einen Menschen gewahr wird, untertaucht, oder sich in Schilf oder Gebüsche verbirgt. Er taucht unter allen Tauchern am besten. Nur zur Zeit der Paarung lassen Männchen und Weibchen ein leises J! J! hören, wodurch sie sich einander anlocken. Sie lieben vorzüglich waldige Gegenden, daher man sie auch auf Teichen, die im Walde liegen, sehr häufig antrifft; da sie hingegen im flachen, ebenen Lande auf den Flüssen und Teichen seltner sind. — In ihren Magen findet man nichts als Wasserkäfer und andere Wasserinsekten, Gras und kleine weiße Kieselchen, fressen also wohl niemals Fische.

Im Mai legt das Weibchen 4, selten 3, und noch seltner 5 Eier, von Form und Größe der Taubeneier, schmuzzig blaßgelb, und mit kleinen dunkelbraunen Flecken bestreut. Das Nest ist ein großer Klumpen Wasserflachs und andere Wasserkräuter, den sie an einen Zweig, der ins Wasser hängt, oder an Schilf befestigen. Das Weibchen brütet sie in 3 Wochen allein aus. Die Jungen schlüpfen sogleich, wenn sie aus dem Ei sind, aus dem Neste, und haben oft noch ein Stückchen Eierschale an sich, wenn sie schon im Wasser herumschwimmen. — Auch findet man das Nest nicht selten in Entenhäuschen, die auf einem Teich gebauet sind, wenn sie gehörig unter dem Wasser stehen. — Die Jungen sehen bis zum ersten Mausern am Oberleibe graubraun, am Unterleibe aber schmutzig weiß oder grau aus. Sie sind nich scheu, und können, wenn sie noch klein sind, ins Schilf getrieben und mit den Händen gefangen werden.

Sie sind äußerst schwer zu schießen; denn sobald der Hahn auf der Flinte pickt, oder das Pulver auf der Pfanne sich entzündet, so sind sie auch schon unter dem Wasser, und man schießt über ihnen weg. Man kann ihnen also nur hinter einem Baum oder zwischen Gebüschen verborgen bei windiger, unruhiger Witterung beikommen. — Ihr Fleisch

wird gegessen, muß aber von der Haut enblößt seyn, sonst schmeckt es etwas thranig. — Die Federn sind vortrefliche Dunen.

Kleines Weidewerk, Fr. Vénerie petite. Hierunter verstehet man alles, was zur niedern Jagd gerechnet wird, und ein Hegereuter oder anderer dergleichen Jagdbedienter vorzüglich vor einem Hirschgerechten Jäger verstehen muß.

Kleinjährig Holz, Fr. Bois à cerne serré. Ist dem grobjährigen entgegengesetzt, und solches Holz, dessen Jahreringe nahe beisammen sind.

Kletterstange, Fr. Perche aux gluaux. Ist eine hohe Stange, an welcher oben große Leimruthen angebracht sind. Diese Stangen setzt man im Wald an einen leeren Platz in die Erde, und setzt dabei seinen Lockvogel, welcher die vorüberfliegenden gewiß an sich lockt. Dergleichen Stangen bedienen sich die Vogelsteller vorzüglich zum Fang der Kreuzschnabel.

Klettereisen, Steighaken, Fr. Grappin. Ist in einigen Gegenden ein Instrument der Holzdiebe, und bestehet aus einer ziemlich starken tannenen Stange, durch welche Löcher gebohret sind. In diese Löcher stecken sie Pflöcke von hartem Holze, und steigen auf solchen wie auf den Sprossen einer Leiter die Bäume hinauf. Um dieses zu können, ist oben an der Stange ein krummer starker eiserner Haken befestiget, mittelst dessen sie die Stange an einen starken Zweig hängen, so auf die Bäume steigen, und solche halb abhauen. Mit dem Haken aber reissen sie auch starke Zweige von den Bäumen längst des Stammes herunter, wovon der Baum, da der Schaden nicht wieder verwächst, öfter vor der Zeit faul wird.

Klima, Fr. Climat. Hierunter wird in Absicht der Witterung, entweder ein Theil der Erdkugel verstanden, welcher zwischen zwei mit einander parallelgehenden Zirkeln unter einer Breite liegt; oder jede Himmelsgegend, und die darunter gewöhnliche Witterung, ohne Rücksicht auf die geographische Breite, bloß nach Beschaffenheit der Ebenen und Gebirge. Da beides auf das Gedeihen der Pflanzen und der Gehölze einen sehr großen Einfluß hat, so sollte auch bei dem Anbau einer gewissen Holzart das Klima billig zuerst die Aufmerksamkeit des Forstmanns an sich ziehen.

In Rücksicht dessen, was ein Klima im ökonomischen Verstande sey, begnügt sich der Forstwirth und Oekonom nicht mit bloß kosmographischen Begriffen; denn diese geben ihnen zu wenig Licht in dem, was sie hierüber zur bessern Kenntniß ihres Berufs wissen wollen; und sie finden beide hier nicht selten einerlei, dort aber verschiedenes Klima, wenn in diesen Fällen der Geograph das Gegentheil behauptet, weil beide verschiedene Data annehmen, aus welchen sie das Wort, Klima, erklären. Der Geograph sieht hier bloß auf die Dauer des längsten Tages, der Forstwirth hingegen auf die Holzpflanzen. Die beständigen und sich selbst überlassenen Erscheinungen der eigenthümlichen Pflanzen, wodurch sich ein Landstrich vor dem andern ausnimmt, sind die Charaktere, nach welchen der letztere ein Klima von dem andern unterscheidet. Daher ist es möglich, daß es mehrere Gegenden geben kann, die, ohngeachtet sie in demselben geographischen Klima liegen, dennoch beträchtliche Abänderungen in ihren Holzarten leiden; und so können auch im Gegentheil Gegenden bei ihrem kosmographischen Unterschiede und ungleichen Klima dennoch einerlei Erscheinungen im Pflanzenreiche haben. Und so ist die Sache auch wirklich; daher versteht man gemeiniglich unter Klima, die Beschaffenheit eines Landes oder eines gewissen Distrikts, in Ansehung der Luft und ihrer Eigenschaften, welche sodann ihre besondere Wirkung auf das Wachsthum aller daselbst befindlichen Gewächse äußert.

Nach den Bemerkungen des berühmten Reisebeschreibers Kalm werden Bäume, die am besten in südlichen Ländern gedeihen, desto kleiner und kommen endlich gar nicht mehr fort, je mehr man nach Norden kömmt. Hingegen giebt es wieder andere Bäume, welche die Vorsicht für die nördlichen Länder bestimmte, die daselbst zu einer bewundernswürdigen Größe wachsen. Je weiter sie aber nach Süden verpflanzt werden, desto kleiner werden dieselben, bis sie endlich so abarten, daß sie gar nicht mehr wachsen wollen.

Andere Bäume lieben einen gemäßigten Himmelsstrich, und führet man sie weiter nach Norden oder Süden, so misrathen sie und werden kleiner. So giebt es in Pensilvanien Bäume, die daselbst besonders gut fortkommen,

werden zur Stellung allerhand Garne gebrauchet, indem man geschwind und leicht damit stellen kann; s. auch unter Meisenhütte.

Klobenflösse. Heißt in Schlesien eine Schwemmerei von einer großen Anzahl Klafterholz, in einzelnen Scheiten auf freien Strömen, die, wo es ausgezogen wird, mit Versatzungen oder Floßrechen, zum Aufhalten desselben, gespannt sind. Diese Art von Flösserei ist auf der Oder erst seit 1778 eingeführt worden, und ist also derjenigen entgegengesetzt, die vorher nur allein existirte, und nebenbei noch jetzt getrieben wird; s. Matatsche.

Klobenholz, Fr. Quartier de bois. Ist eigentlich so viel als Klafterholz, nur daß an einigen Orten das grobscheitige darunter verstanden wird.

Klopfjagen, Treibejagen, Fr. Tric-trac, Battue. Ist ein Jagen, welches ohne Zeug, bloß mit Treibeleuten, Schützen und Hatzhunden geschiehet. So gering dergleichen Jagen wohl geschätzt werden mag, so angenehm und lustig ist es, und erfordert, wenn es recht angelegt werden und genugthuend ausfallend soll, große Fertigkeit, Uebung und Erfahrung, sowohl in Anlegung der Treibeleute, als auch im Treiben selbst, damit der Herr vom Jagen etwas zu schießen bekömmt, und nicht etwa das Wildpret oder die Raubthiere auf den Flügeln entfliehen.

Wenn dergleichen Jagen gehalten werden soll, so gehen zuvor die Chefs nebst den Forstbedienten in die Forste und Gehölze, ziehen dieselben durch, besehen die Dickigte, wie sie beschaffen, und wo es sich schickt, ein Treiben anzulegen, und stecken an den Ort, wo der Herr von der Jagd, ingleichen wo die Schützen stehen sollen, ein Zeichen von Stroh, oder auch einen andern Wisch. Wo aber die besten Pässe und Wechsel sind, werden sie für den Herrn besonders angemerkt, den folgenden Tag darauf wird nach Belieben des Herrn die Klopfjagd vorgenommen, die Treibeleute werden angeleget, der Herr sammt den Schützen gestellet, und eine verlohrne Wehr auf dem rechten sowohl als linken Flügel angestellet.

Sobald nun der Herr mit den Schützen angekommen, wird erstlich geloset, wie die Schützen der Reihe nach stehen sollen. Hierauf wird von einem dazu bestimmten Forstbe-

dienten, welcher auch dem Herrn seinen Standort anweiset, jeder nach seiner Nummer gerufen, so daß von No. 1, welche auf den rechten Flügel kömmt, angefangen, und so mit den Nummern fortgefahren wird, bis sie alle gestellet sind.

Auf beiden Flügeln, wie auch in der Mitte im Treiben, ist ein Commandeur, und dirigiren also ihrer drei das Treiben. Den andern Jägern werden Nummern gegeben, wie sie sich auf dem rechten und linken Flügel zwischen die Treibeleute stellen, und das Treiben ordnen müssen.

Wenn nun alles in Ordnung gebracht ist, und die Herrschaft sowohl, als die Schützen an die benannten Orte aufgeführet sind, so reitet der Forstbediente, welcher das Anweisen der Plätze besorget hat, auf den rechten Flügel, und benachrichtiget den Commandeur, daß die Schützen alle angestellet sind.

Hierauf giebt der Jäger auf dem rechten Flügel, dem auf dem linken, indem er auf dem Flügelhorn bläset, das Zeichen, daß das Treiben angehe, worauf ihm der auf dem linken Flügel antwortet, und inzwischen läßt sich auch der in der Mitte hören. Alsdann geht das Treiben an, und rücket die verlohrne Wehr auf dem linken sowohl als auf dem rechten Flügel, so wie das Treiben gehet, nach der Mitte in gerader Linie fort, wobei aber das Treiben, so viel immer möglich, in der Rundung gehalten werden muß.

Auf dem rechten Flügel wird hinter der verlohrnen Wehr eine Hatze Hunde, auf dem linken Flügel eben dieser Wehr gleichfalls eine Hatze, und in der Mitte auch eine Hatze Hunde gestellet. Nicht weniger hat der Herr eine Hatze Hunde in einer geringen Entfernung hinter sich stehen. Die erstern werden dazu gebraucht, daß wenn Sauen durch die Treibeleute brechen, oder angeschossen werden, man dieselben damit hetzen kann.

Sobald aber das Treiben bis auf die Mitte gelanget ist, wird angehalten, und ganz gemacht. Mittlerweile rücken die auf der verlohrnen Wehr nach dem Ort des Herrn zu, und hinter den Schützen hin; doch müssen sie sich in Acht nehmen, daß sie dem Herrn über drei Mann der Schützen nicht zu nahe kommen. Wenn sie nun bis an den dritten Mann vom Herrn her kommen, so machen sie

schen diesen einen dunkelbraunen; die Schwungfedern dunkelbraun, ohne Spiegel und ohne spitzige Achselfedern.

Diese Ente ist weniger scheu als die andern, und daher auch leichter zu schiessen und zu fangen. Sie schreit hell Schäak! fast wie eine Misteldrossel; ist sehr munter, taucht oft unter, und nickt beständig mit dem Kopfe. Sie liebt das süsse Wasser, bleibt das ganze Jahr da, und zieht nur vom November an bis in März von einem Teiche und Flusse zum andern, um immer offnes Wasser zu haben. Sie nährt sich von Fischen, Wasserinsekten, Schnecken u. d. gl. Ihre 12 bis 15 Eier legt sie an das Ufer ins Gras auf ein Nest von Binsen und Grashalmen; sie sind gelblich weiß, und müssen 28 bis 30 Tage bebrütet werden. Beide Eltern führen die Jungen. — Ihr Fleisch hat einen thranigen Fischgeschmack, und sie ist auch ohnehin gemeiniglich mager und dürre.

Knackweide, s. Bruchweide.

Knicke, ist so viel als Genicke.

Knie, s. Schiffsknie.

Kniebüsche, Fr. Stamonais. Werden kurze vom Vieh abgefressene oder auf hohen Gebirgen vom Schnee unterdrückte Büsche genannt, welche nicht weiter in die Höhe wachsen können, sondern kurz und struppig bleiben. Sie heissen auch Kuhmäuler, und entstehen öfters vom Misbrauch der Hut, wenn junge Schläge zur Unzeit mit dem Vieh betrieben werden. Dergleichen abgefressene Büsche treiben viele Seitenlohden, werden dick vom Stamm, gehen aber nicht mehr in die Höhe, weil die Herzreiser immer abgefressen werden. Bei diesen Kniebüschen, in so fern es Laubholz ist, und wenn es Saamenlohden waren, thut man am besten, den Ort in Hegung zu bringen, und die Büsche, in so fern sie noch nicht zu dick vom Stamme sind, hart an der Erde im März abzuhauen, da sie dann aus der Wurzel viele starke Lohden schlagen. Diese Lohden kann man gegen Johannis dicht an der Erde wieder abschneiden, und läßt nur die beste und geradeste Lohde stehen, aus welcher wieder ein ziemlich starker Baum erwachsen kann. — In Nadelhölzern findet dieses Verfahren nicht statt.

Kniehol̈z, Fr. Stamenais. Sind Eichen, welche einen starken zur Seite ausgehenden Ast haben und von Natur wie ein gebogenes Knie gewachsen sind. Sie werden zu Schiffsbauholz gebraucht, nämlich zu Knieen in den Kiel des Schiffs, woran die Seitenbreter befestiget werden. Dergleichen Holz wird, je nachdem es nach seiner Länge und Stärke zu großen oder kleinen Schiffen tüchtig ist, von 10 bis zu 20 Thlr. und noch höher bezahlt, und ist daher rathsam in Gegenden, wo solches Holz abgesetzet werden kann, dergleichen Bäume in der Jugend dazu erziehen zu suchen. — Kniehol̈z wird auch dasjenige gesunde Kiefernholz genannt, das auf hohen Gebirgen krumm, wie eine Kniebeugung wächst; siehe Krummholzkiefer, und unter Klima.

Knorren, Fr. Durillon. Heißen die abgehauenen und mit Rinde überzogenen und vermaserten Aeste am Holze.

Knoten, Fr. Malandre. Heißt die Krankheit der Bäume, wenn an einem Ort ein fauler Fleck mit einer Wulst von Rinde umgeben, oder gar überwachsen wird.

Knüppelholz, Knüttelholz, s. Klöppelholz.

Kochwildpret, Fr. Pièce de venaison à cuire. Besteht aus dem Hals, der Brust und den Seiten oder Wänden (côtés), Krieben und Wümmern (filets de cerf).

Köder, Körrung, Giftbissen, Fr. Appât pour amorcer, le Leurre. Heißt der Bissen oder Brocken, welcher an den Abzug eines Fangeisens oder einer Fälle befestiget wird, damit sie einschlagen und fangen kann, wenn das Thier solchen wegnehmen will.

Kohlen, Verkohlen, Fr. faire des charbons. Ist die Kunst, das Holz in Kohle zu verwandeln, und ein Gegenstand der Forstwirthschaft, der vorzügliche Aufmerksamkeit verdient, weil 1) eine der größten Consumtionen der Hölzer damit geschiehet, 2) der Betrieb der Hüttenwerke ohne dieselbe nicht statt hat, und 3) weil ein Theil der Waldbewohner Nahrung und Beschäftigung dadurch erhält.

Anfänglich waren die Hüttenwerke eine Nothwendigkeit für die Forsten, eben weil sie die Consumtion der Hölzer beförderten; die Dinge haben sich aber so verändert,

Das unterscheidende Kennzeichen einer guten Kohle ist: daß sie mit Zutritt der Luft glühen, zuweilen auch mit einer merklichen — jedoch nicht viel Licht gebenden Flamme brennen kann, ohne jedoch jemals Rauch noch Ruß zu geben.

Ihre Bestandtheile sind demnach (wie sie auch der Herr von Uslar angiebt) — brennbares Wesen (Phlogiston), harzichte und ölichte Theile, alkalisches Salz und Erde.

Das in der Kohle enthaltene Brennbare (Phlogiston), ob es gleich von einem Oele herkömmt, ist dennoch kein Oel, sondern nur das reine Brennbare; es ist zugleich das wesentlichste der Kohle, das unentbehrlichste beim Schmelzen der Metalle, und bestimmt ihre Güte.

Nach Herrn Prof. Gren ist Phlogiston:
„ein Wesen, welches dem entzündlichen Körper die Fähigkeit giebt, Feuer hervorzubringen; das ist: die gebundene Materie der Wärme und des Lichts zugleich, die „beide, vereiniget, einen Bestandtheil des entzündlichen „Körpers ausmachen."

Wenn die freie Materie der Hitze an den entzündbaren Körper gebracht wird, so zersetzt diese das Phlogiston und treibt es aus. Die atmosphärische Luft äußert nunmehr ihre Wirkungskraft, reißt es an sich und wird hierdurch phlogistisirt. Ohne Luft ist kein Verbrennen möglich, und in einer bestimmten Menge derselben kann nur ein verhältnißmäßiger Theil des entzündbaren Körpers verbrennen. Da sie als Auflösungsmittel für das durch die Materie der Hitze frei gewordene Phlogiston wirkt, so kann die Auflösung nur in so weit geschehen, bis das Auflösungsmittel gesättiget ist; von diesem Augenblicke an ist die phlogistisirte Luft zur Unterhaltung des Feuers nicht mehr geschickt, und es erklärt sich hieraus:

„daß eine Kohle im verschlossenen Gefäße, wo der „Zutritt der freien Luft gehindert ist, nunmehro glü„hen kann, ohne von ihrem Phlogiston weiter zu „verlieren."

Je länger eine Kohle im Feuer liegt, desto ärmer wird sie an Phlogiston, weil das Feuer den Zutritt der freien Luft voraussetzt, die das Phlogiston entwickelt, und bei vermehr-

der Auflösungsmasse mehr davon zur Sättigung braucht, welches der Kohle entgehet.

Wenn das Feuer die Verkohlung beendet hat, so fängt es an die innere Verbindung des Körpers zu zerstöhren, und von diesem Augenblick an ist es schädlich. Die vorzüglichste Kunst beim Verkohlen ist demnach:

„den Grad des Feuers zu kennen, welcher verkohlt, „nicht veraschet, und die Zeit, binnen welcher es ge„schieht.

Das alkalische Salz, welches die Kohle enthält, gehört mit zu den Erfordernissen derselben, weil es beim Schmelzen den Fluß der Metalle und Schlacken bewirkt. Je mehr salzichten Grundstoff die Kohle besitzt, desto leichter und geschwinder verbrennt sie.

III. Verschiedenheit der Kohlen.

Nicht alles Holz ist sich an innerer Struktur und Eigenschaften gleich, kann also auch nicht gleich gute Kohlen geben. Selbst bei einerlei Holzart verursacht Alter, Gesundheit, Boden und Stand desselben eine Verschiedenheit derselben, wie es Erfahrung und angestellte Versuche beweisen. Sodann hängt die Güte der Kohlen von der Geschicklichkeit und Behandlung beim Verkohlen selbst ab; und endlich fordern die verschiedenen Feuerarbeiten, bei welchen Kohlen gebraucht werden, auch eine Verschiedenheit derselben.

Ob das spezifische Gewicht des Holzes überhaupt ein Verhältniß zur Bestimmung der Tauglichkeit der daraus gebrannten Kohlen giebt, darüber sind noch Versuche zu erwarten. Allgemein aber giebt festes oder hartes Holz bessere Kohlen wie weiches; Holz von mittlerem Alter und im besten Wachsthum giebt die besten Kohlen; krankes Holz liefert wegen schon vorhandener Fäulniß schlechte Kohlen; langsam erwachsenes Holz giebt festere Kohlen als zu geil erwachsenes. Die Zeit, in welcher das Holz gefället worden, wirket ebenfalls auf die Güte der Kohlen, die forstmäßige Wedelzeit ist die beste dazu. Zu nasses Holz giebt zwar bei behutsamer Behandlung gute Kohlen, aber auch viel Brände; zu trockenes ist dem Feuer zu sehr ausgesetzt, und giebt daher leichte Kohlen.

Nach Gmelins technischer Chemie §. 957. gilt in Rücksicht der Güte der Kohlen von verschiedenen Hölzern nachstehende Stufenfolge:

Rothbüchene	Ellerne
Birkene	Rüsterne
Hainbüchene	Spierlingsbäumne
Ahornene	Kieferne
Eschene	Fichtene
Kastanienbäumne	Eichene

Man wird sich aber sehr zu hüten haben, diese Stufenfolge bei jeder Art von Schmelzfeuer ohne Unterschied gelten zu lassen. Denn so würden die harten Kohlen, die in den hohen Oefen und zum Schmelzen strengflüßiger Metalle erforderlich sind, bei Frischfeuern oder bei Zainhämmern schlechte Dienste thun, und so umgekehrt.

Nach Herrn Cammerrath Cramer geben Aspen, Weiden, Linden rc. leichte und mürbe Kohlen, die nicht lange anhalten. — Tannen, Fichten und Kiefern halten zwar auch nicht lange an, geben aber große und schnelle Hitze. — Birken, Ellern, Ahorn, Ulmen, Eschen rc. sind von mittlerer Güte und besser wie vorige. — Hainbuchen, Rothbuchen und Eichen aber geben das stärkste und dauerhafteste Feuer, letztere jedoch nur vor dem Gebläse.

In dem Gewichte, der eigenen Schwere und der Alkalisirkraft 1 Centner Salpeters, fand Herr P. Jac. Hielm folgende Unterschiede.

Kohlen.	Gewicht. des Holzes. grün	trocken	der Kohlen. 1 Cub. Fuß	eigene Schwere.	Alkalisirkraft.
	℔	℔	℔		
Eichene.	70	45	20½	0, 332	100/35
Birkene.	60	42	33½	0, 542	100/22
Kieferne.	60	36	17⅓	0, 280	100/29
Tannene.	59	36	27	0, 441	100/33

Es ist aber bei den Versuchen nicht angegeben, ob die verkohlten Hölzer naß oder trocken gewesen sind.

Herr Prof. Scopoli ließ nachstehende Hölzer trocken werden, sodann von jedem drei Stücke von einem Cubikzoll verfertigen, und zu gleicher Zeit in einem Ofen zu Kohle und Asche brennen, woraus nachstehende Resultate erschienen, welche beifolgende Tabelle zeigt.

Holz.	Gewicht.						Verlust durch die Verrichtung		Aus 100 Pf. Holz entstehen				100 Cubikfuß Holz geben an Kohlen
	des Holzes 1 Cubik Zoll		der Kohlen		der Asche				Kohlen		Asche		
	Qu.	Gr.	Qu.	Gr.	Qu.	Gr.	Zoll	Linien	Pf.	Loth	Pf.	Loth	
Tannen	1	32	—	23	—	$\frac{1}{2}$	—	$2\frac{1}{3}$	25	—	—	17	67
Buchen	2	56	—	38	—	1	—	2	21	24	—	18	58
Birken	2	41	—	37	—	$\frac{1}{2}$	—	2	23	—	—	$9\frac{3}{4}$	58
Linden	2	8	—	27	—	1	—	$1\frac{1}{2}$	22	—	—	25	67
Eichen	3	17	—	50	—	1	—	2	25	—	—	17	58

Die Schwere der Kohlen von gleicher Größe verhält sich folgendermaßen:

Wenn die Eichenen Kohlen wiegen	86	Pfund.
so wiegen die von Buchen	66	—
— — Birken	61	—
— — Tannen	44	—
— — Linden	40	—

Wenn die Kohlen von Tannen brennen	24	Stunden
so brennen die von Buchen	$21\frac{1}{4}$	—
— Linden	$15\frac{1}{2}$	—
— Eichen	$23\frac{3}{4}$	—
— Birken	$12\frac{1}{2}$	—

Wenn die Kohlen von gleichem Gewichte sind, und die von Tannen brennen	24	Stunden
so brennen die von Buchen	17	—
— Birken	$12\frac{1}{2}$	—
— Linden	$14\frac{1}{2}$	—
— Eichen	$8\frac{3}{4}$	—

Sonach behält das tannene Holz beim Verkohlen den Vorzug, wenn es nämlich trocken verkohlet wird. (Es ist aber zu bemerken, daß hier unter Tannen hauptsächlich die Rothtanne oder Fichte verstanden ist.)

Eine ausführliche Theorie des Verkohlens hier aufzustellen, würde zu weitläuftig seyn. In den Forstwirthschaftlichen Bemerkungen des Herrn von Uslar, Braunschweig, 1792 und in des Herrn Cammerrath Cramers Anleitung zum Forstwesen, Braunschweig, 1766 kann man sich desfalls Rath erholen; man wird aber dem Geschäfte in seinem natürlichen Gange folgen, um auf die dabei nöthigen Berechnungen zu kommen, welche größtentheils in den darüber erschienenen Schriften fehlen.

IV. Große und kleine Meiler.

Ehedem wurden die Hölzer überhaupt in großen Meilern verkohlet, wie es auf dem Harze noch im Gebrauch ist, allwo 60 und mehrere Malter Holz zu einem Meiler eingesetzt werden. An andern Orten gieng man davon ab, und behauptete, bei kleinen Meilern wäre überhaupt mehr Aus-

beute. Wenn aber auch wirklich etwas daran ist, so stehet die ganze Behauptung doch noch in der Luft; denn nirgends sind Berechnungen darüber gegeben worden.

Große Meiler sind besser als kleine:

1) Wo ganze Schläge verkohlt werden, weil da die Köhler mit kleinen nicht herum kommen können, mithin an Zeit gewinnen.

2) Wo es an Decke fehlt, weil sie weniger davon erfordern als eine verhältnißmäßige Anzahl kleiner Meiler.

3) Bei großen Meilern giebt es verhältnißmäßig weniger Quandelkohlen und Brände, und brauchen auch verhältnißmäßig weniger Füllung.

4) Grünes Holz, das stark mit Feuer angegriffen werden muß, verkohlt besser in großen als in kleinen Meilern.

Der Vortheil der kleinen Meiler vor den großen hingegen bestehet in folgenden:

5) Es ist verhältnißmäßig weniger Waldboden zur Kohlstätte nöthig.

6) Wo Stöcke verkohlt werden, lassen sich große Meiler nicht wohl davon errichten.

7) In großen Meilern läuft das Feuer zuweilen um den Meiler herum, und läßt in der Mitte das Holz unverkohlt.

8) In gebirgigten Gegenden sind große Meiler selten gut anzubringen.

9) Große Meiler vermehren den Luftzug wegen mehr als zwei Schichten.

10) Es ist bei kleinen Meilern eher auf beständige, wenigstens egale Witterung während des Verkohlens zu rechnen.

Berechnungen über einige der vorstehenden Punkte werden die Sache gewisser machen.

Den ersten und 5ten Punkt zu übersehen, nehme man einen Meiler auf dem Harze, wo 60 Mälter — und einen auf dem Thüringer Walde, wo 5 Klaftern Scheitholz eingesetzt werden. Zu ersterem wird eine Kohlstätte von etwa 44 Fuß Durchmesser, mithin von 1521 Quadratfuß Fläche erfordert, und zu letzterm eine von 24 Fuß Durchmesser

oder 452 Quadratfuß Fläche. Ein Malter Holz auf dem Harze von 80 Cubikfuß hält nach Leipziger Maase, als wornach obige Klaftern gesetzt werden (nach der Reduktion, die weiter unten vorkommen wird), 86 und einen halben Cubikfuß, mithin halten 60 Malter 5190 Cubikfuß. Eine Klafter Holz von obigen hält 126 Cubikfuß, mithin 5 Claftern 630 Cubikfuß. Es würden also aus einem großen Meiler acht kleine (beinahe) gemacht werden müssen.

Zwei Köhler können zu gleicher Zeit zwei große, oder statt deren, 3 kleine Meiler besorgen. Ein großer soll 12 Tage im Feuer stehen, ein kleiner aber nur 4 Tage. Was also in 12 Tagen in 2 großen Meilern verkohlt wird, das müßte in eben der Zeit in 16 kleinen verkohlt werden, wozu aber die 2 Köhler wenigstens 21 Tage und 3 Kohlstätten brauchen. Zu letztern sind 1356 Quadratfuß Raum nöthig, mithin 1686 Quadratfuß weniger als zu den 2 großen. In Ansehung der Zeit ist also Ersparniß bei den großen, am Raume aber Verlust. Nimmt man hingegen, daß durch mehrere kleine Meiler die Waldwege vermehrt, und dadurch, so wie durch mehrere dabei vorfallende Inkonvenienzen viel Forstgrund verdorben wird, so wird die Sache in Ansehung des Raums so ziemlich bilanciren.

Um den zweiten Punkt oder die Menge der nöthigen Decke darzuthun, mag nachstehende Berechnung dienen. Ein Meiler von 60 Malter Einsatz soll 20 Fuß im Halbmesser, und 15 Fuß in der Höhe, von der Kuppe an genommen, und in 3 Schichten gesetzt, haben. Werden beide Längen, 20 Fuß nämlich, und 15 Fuß, als 2 Seiten eines rechtwinklichten Triangels genommen, welche den rechten Winkel einschließen, so giebt die Hypothenuse den Radius eines Zirkels, dessen Fläche der Oberfläche des Meilers gleich ist. Es ist demnach $\sqrt{20^2 + 15^2} = 25$ Fuß, und eine Zirkelfläche von 25 Fuß Halbmesser hat 1964 Quadratfuß Flächeninhalt, = der Oberfläche des Meilers.

Ein kleiner Meiler von 5 Klaftern Einsatz wird zum Halbmesser 9 Fuß und zur senkrechten Höhe 7 Fuß haben; zu diesen beiden Katheten wird die Hypothenuse = 11,7

Fuß (beinahe) seyn. Diese als Halbmesser eines Zirkels genommen giebt 530 Quadratfuß für dessen Fläche.

Wenn nun nach dem vorhergehenden auf einen Meiler von 60 Malter Einsatz 8 kleine Meiler gerechnet werden müssen; so werden auf selbige achtmal 430 = 3440 Quadratfuß Decke nöthig seyn, also 1476 Quadratfuß mehr.

Anm. 1) Da große Meiler verhältnißmäßig dicker bedeckt werden müssen als kleine, damit das Feuer bei zu leichter Decke nicht den Meiler von aussen umläuft; so könnte dieses Plus wohl auch schwinden.

Anm. 2) Die Formel zu obiger Berechnung der Oberfläche des Meilers ist aus Schönmarks analytischer Geometrie genommen, weil sie sich hier, ohne einen merklichen Fehler zu begehen, gut anwenden läßt. Man betrachtet nämlich den Meiler als den Abschnitt einer Kugel, wodurch die Durchschnittsfläche kein größter Kreis derselben ist. Der Flächengehalt dieses Abschnitts (ohne die Durchschnittsfläche) ist alsdenn gleich einem Rechteck, dessen Länge = der Peripherie des größten Kreises, und dessen Breite = der Höhe des Abschnitts auf seiner Axe genommen ist; oder welches einerlei ist: einer Zirkelfläche, deren Halbmesser = der mittlern Proportionallinie zwischen dem Durchmesser der Kugel und der Höhe des Abschnitts ist.

Die Richtigkeit des dritten Punktes läßt sich auch einigermaßen durch Rechnung darthun. Die Quandelkohlen entstehen in der Mitte, da wo der Meiler angesteckt wird. Man kann sie sich unter einer Walze denken, deren Basis bei großen und kleinen Meilern ziemlich gleich, deren Höhe aber = der Höhe des Meilers ist. Die Basis soll im Durchmesser 2 Fuß haben, so ist ihr Inhalt = 47 und einen halben Cubikfuß beim großen und = 22 Cubikfuß beim kleinen Meiler. Letzteres Produkt achtmal genommen, beträgt 176 Cubikfuß, mithin 128 und 3 Viertel Cubikfuß Quandelkohlen mehr, als wenn diese Summe Holz in einem Meiler verkohlt würde.

Die Brände entstehen größtentheils am äußersten Umkreise des Meilers, am Fuße desselben, indem das Feuer die volle Wirkung bis dahin nicht haben kann. Nimmt man nun den Meiler im Durchschnitt, und giebt der Durch-

schnittsfläche dessen, was Brand bleibt, bei großen Meilern 4, bei kleinen aber 2 Quadratfuß, so ist der cubische Inhalt davon = einem Prisma, dessen Grundfläche = obigen Quadratinhalte des Durchschnitts, und dessen Höhe = dem äußersten Umkreise des Meilers am Boden (beinahe) ist. Beim großen Meiler würde dieses 504 und beim kleinen 112 Cubikfuß betragen. Letzteres achtmal genommen, giebt 896 Cubikfuß, mithin 392 Cubikfuß Verlust gegen den großen Einsatz.

Zum Füllen eines großen Meilers sind im Durchschnitt 3 Malter Holz oder 259 und ein halber Cubikfuß nöthig, bei einem kleinen aber eine halbe Klafter oder 42 Cubikfuß. Dieses beträgt auf 8 Meiler 336 Cubikfuß, mithin 76 und einen halben Cubikfuß Verlust.

Der 4te, 7te und 9te Punkt beruhen eigentlich auf der Geschicklichkeit des Köhlers; denn wenn dieser sein Handwerk verstehet und gehörig aufmerksam ist, so wird er diesen Zufällen ausweichen können.

Der 6te, 8te und 10te Punkt entscheiden auch für die kleinen Meiler. Es ist ein großer Unterschied, ob Scheitholz oder Stöcke einzusetzen sind; letztere haben wegen ihrer irregulären Figur keinen Halt unter sich, die Zwischenräume können nicht gehörig ausgeschlichtet werden, und ausserdem daß man das Einstürzen des Meilers bei großem Einsatz befürchten muß, bleibt auch zu viel Luftzug dazwischen.

Wer in gebirgigten Gegenden bekannt ist, der wird auch zugeben, daß eine wagrechte Fläche von 250 Quadratfuß eher zu haben ist, als eine von 1260 Quadratfuß, und daß, wenn auch keine von beiden zu haben wäre, letztere doch weit mehreren Schwierigkeiten und ungünstigen Umständen unterworfen ist, als erstere.

Die Witterung hat einen mächtigen Einfluß auf die Verkohlung, und die Köhler müssen ihre Maaßregeln darnach nehmen. Es ist aber immer sicherer, bei einer Verkohlung egal gutes oder egal schlechtes, als veränderliches Wetter zu haben, und letzteres möchte in 12 Tagen eher zu befürchten seyn als in 4 Tagen. Insbesondere aber verdient der Druck der äußern Luft auf den Meiler in Betrachtung genommen zu werden. Auf jeden Quadratfuß Fläche druckt von oben herab eine Luftmasse gleich dem Gewichte

einer Wassersäule von 33 Fuß Höhe und 1 Quadratfuß Grundfläche. Nimmt man das Gewicht eines Cubikfußes Wasser zu 60 Pfund an, so beträgt dieses 1980 Pfund auf 1 Quadratfuß Fläche, mithin auf einen großen Meiler von 1260 Quadratfuß Fläche 2,494800 Pfund (oder beinahe 25000 Centner). Hätte dieser Meiler nicht, wie alle Körper, Luft innerhalb, unter sich und neben sich zum Seitendrucke, und wäre die Luft ohne Elasticität, so würde er diese Last eben so wenig tragen können wie ein Mensch, wenn jener Gegendruck nicht wäre. Dieser Druck verursacht ein Strömen der Luft durch den Meiler, welches durch den Windstrich und durch die Decke einige Direktion und Modification erhält; natürlich muß ein größerer Luftstrom das Feuer mehr anfachen als ein kleinerer, und diesfalls kann es ein Köhler in dem kleinen Meiler mehr in seiner Gewalt haben als in dem großen. Die verschiedene Lufttemperatur bewirkt ebenfalls verschiedene Grade des Feuers. Ist sie zusammengedrängt, also kalt, so dringt sie mit mehr Federkraft in den durch das Feuer erwärmten Raum ein und begünstiget das Feuer. Die Köhler, die da wissen, daß bei kalter Luft das Feuer frischer brennt, nutzen daher diesen Zeitpunkt, und zünden einen neu errichteten Meiler bei früherer Tageszeit an, um das Feuer erst in Gang zu bringen.

An manchen Orten wird nur altes, leichtes oder anbrüchiges Holz zum Verkohlen bestimmt, wie z. B. auf dem Thüringer Walde. Dieses wird heftiger vom Feuer angegriffen wie festes und gesundes Holz, und es würden daher bei großem Einsatz die Kohlen davon ausgezehret seyn. Diesem Holze sind also kleine Meiler vortheilhafter, und hätte Herr Forstmeister Oettelt in seinem Werkchen diesen Umstand mit bemerken sollen, da bei ihm die sämmtlichen Verkohlungen mit dergleichen — oder mit sogenannten Kohlhölzern geschehen müssen; eben so, wie auch bei ihm das Verkohlen nicht auf einer Stelle, oder immer auf Schlägen, sondern im ganzen Reviere mit einzeln umherstehenden Hölzern geschiehet.

Im Ganzen genommen, mag wohl — wo nicht die Ungeschicklichkeit, doch die Aengstlichkeit der Köhler, das Feuer in einer so großen Masse Holz, wie bei 60 Malter Einsatz, regieren zu können, die kleinen Meiler eingeführt

haben. Ob wohl nicht zu läugnen ist, daß ausserdem, daß diese Aengstlichkeit dadurch vermieden wird, der Schade beim Verlust eines kleinen Meilers auch nicht so beträchtlich ist, wie da, wenn ein großer verdorben wird. Und wenn man die Umstände reiflich überlegt, so wird man finden, daß man am Harze und andern Orten eben so viel Gründe für die großen Meiler hat, als auf dem Thüringer Walde für die kleinen.

V. Verfolg des Geschäftes.

Das erste, was geschiehet, ist die Wahl und Zubereitung einer Kohlstätte. Der Zutritt der äußern Luft wird zwar absichtlich gehindert, um kein Flammenfeuer zu bekommen; aber Luftzug muß demohngeachtet bleiben, weil ausserdem der Meiler ersticken würde. Der berühmte Hales machte schon die Erfahrung, daß wenn man Feuer auf einer Diele anmachte, welche dichte auf einer Lage von Mörtel lag, daß keine Luft von unten herauf dringen konnte, diese Diele nur langsam verglomm. Eben so, wenn Feuer unter einer Diele gemacht wurde, welche oben mit Mörtel bedeckt war.

Der Luftzug hat seinen Weg durch die Decke und den Boden der Kohlstätte; bestehet nun letztere ganz aus bindender Erde, z. B. aus Leim oder Letten, so ist sie zu feste und läßt die Luft nicht durch; ist sie zu locker, oder bestehet aus Kies oder nur lockerer Lauberde, so verursacht sie einen zu starken Zug. Der Boden soll weder zu viel noch zu wenig Luft durchlassen, sich nicht fest brennen, die ausfließende Feuchtigkeit des Holzes einsaugen und doch bald wieder trocknen. Eine Vermischung von Leim mit Lauberde (argilla grandaeva, Linn.) und Kohlengestiebe von alten Kohlstätten ist daher die beste, und die Kohlstätten am Abhange von Bergen, welche gebrückt und gebohlt werden müssen, die gefährlichsten, die nur im äussersten Nothfalle zu wählen sind, weil der hohle Theil derselben noch überdies gegen die Thalseite kömmt, wo die Luft gewöhnlich ihren Strich auf den Meiler her hat. Der Nachtheil von der Feuchtigkeit einer neuaufgemachten Kohlstätte hört erst mit dem dritten darauf verkohlten Meiler auf, und der Verlust an Kohlen beträgt nicht selten ein Viertel. Daher müssen alte schon ausgebrannte Kohlstätten so lange

wie möglich benutzt werden. Ueber die Form der Kohlstätte sind verschiedene Vorschläge und Versuche gemacht worden; man hat sie ganz wagrecht gestrichen, am Quandel vertieft, und auch, daselbst auf drei Viertel bis einen ganzen Fuß hoch anlaufen lassen. Wenn aber ja eine Form sich vortheilhafter gegen die wagrechte zeigte, so war es die letztere, wenn nämlich die Stelle nach der Mitte zu etwas stieg.

Um die aus dem Holze sich ziehende Feuchtigkeit abzuleiten und dadurch die Brände zu vermindern, hat man Versuche mit Röhren von gebrannten Backsteinen, so etwa 2 Fuß tief unter der Kohlstätte lagen, gemacht. Ein Versuch damit findet sich im Journal für das Forst- und Jagdwesen B. II. H. 1. S. 95. ꝛc. beschrieben, und auf dem Communion-Harze sind sie noch an einigen Orten im Gebrauch. Im Würtembergischen hatte man einen ähnlichen Versuch zu diesem Endzweck gemacht, und die Kohlstätte unten zuerst mit Scheitholze so belegt, daß es einen Stern bildete, dessen Mittelpunkt am Quandelpfahle war, auf diese aber wieder andere Scheite quer dicht neben einander gelegt, und endlich hierauf den Meiler errichtet. Der Erfolg war aber wegen des zu häufigen Luftzugs schlecht ausgefallen. Man sehe Hrn. v. Uslar forstwirthschaftl. Bem. S. 34.

Ehe das Holz in den Meiler gesetzt oder der Meiler gerichtet wird, wird der Quandel erst in der Mitte aufgerichtet, und eine Stange, die von der Mitte bis an den äußersten Umkreis des Meilers reicht, gelegt, wodurch der Raum zum Anzünden bleibt. Hierbei ist die Vorsicht nöthig, daß das Zündloch nicht gegen die Thalseite, oder überhaupt nicht dahin seinen Ausgang nehme, wo der Wind gewöhnlich herkömmt. Hierdurch bildet sich aber eine prismatische Lücke, deren Länge dem Radius des Zirkels und deren Höhe der Scheitlänge gleich ist; gewiß ein großer leerer Raum in einem Körper, wo das Feuer keine Lücke finden soll, um sich in Flammen ausbreiten zu können.

Zunächst am Quandel wird nicht allzustarkes, etwas dürres und leichtes Holz ganz steil gerichtet, sodann mit dem übrigen Holze im Zirkel in gleicher Dichtigkeit so fortgefahren, daß die Scheite der äußersten Kreise etwas gelehnt stehen, dabei müssen aber die obern Schichten

immer mit gesetzt werden, ehe die untere sich zu weit entfernt. Auch werden die Scheite in den obern Schichten schräger gestellt, so daß sich der Meiler rund formt, und die Decke darauf liegen bleiben kann. Große Zwischenräume dürfen nicht bleiben, dieserhalb müssen die Lücken mit kleinerm Holze von Stocken oder auch Bränden ausgefüllet oder geschlichtet werden. Es ist aber nicht gut, wenn das Holz gar zu dichte gesetzt wird, weil alsdann das Feuer gern den Meiler auswendig umläuft und die Mitte unverkohlt läßt; dieserhalb ist es auch nicht gut, wenn die Scheite zu grobspaltig sind, und alle mit der Splintseite nach dem Quandel zu gesetzet werden. Unförmliche Klötze von Stockhölzern oder starke Scheite werden gern am Quandel und in der Mitte der untersten Schicht so gestellet, daß das dicke Theil oben, das dünne aber unten hinkömmt; sind sie kürzer als die andern, so werden Steine untergelegt; wird hartes und weiches Holz zugleich verkohlt, so muß es egal beim Einsetzen vertheilt werden. Sollen die Stöcke mit Vortheil verkohlt werden, so muß es abgesondert vom Stammholze geschehen und nur der äußere Kreis des Meilers mit Scheiten belegt werden, um die Figur und die Decke zu halten. Stehet der Meiler am Einhange eines Berges, so kommen die groben Stücke nach der Thalseite, oder überhaupt dahin, wo der stärkste Windzug herkömmt; hier muß sich aber der Köhler gut mit der Decke und den Zuglöchern zu helfen wissen.

Alles, was die Zwischenräume eines brennbaren Körpers verstopft, und ihn folglich der Luft undurchdringlich macht, verhindert sein Brennen; aber nicht sein Verkohlen. Betrachtet man nun den Meiler im Ganzen als einen brennbaren Körper, so geschiehet das Decken desselben darum, daß kein Flammenfeuer entstehen, aber doch so viel Luft durchgehen soll, daß die nöthige Hitze unterhalten, und die mit dem Feuer im Meiler eingeschlossene Luft nicht mit Phlogiston übersättiget wird. Unmittelbar auf das Holz wird Reißig von Nadel- oder Laubholze, in Ermangelung dessen aber auch wohl Farrenkraut, Ginster, Moos, Rasen oder trocknes Laub einer Querhand hoch dichte aufgelegt, damit die alsdann aufgeworfene Erde nicht durchfalle und das Feuer erstické. Zu letzterer ist Erde mit Kohlenstaub ver-

mischt (Kohlenlesche) am tauglichsten. Das Bedecken mit Reißig geschiehet über den ganzen Meiler vor dem Anzünden, das Bewerfen mit Erde aber vorerst nur auf der Haube, damit das Feuer Anfangs nicht zu heftig dahin wirke, doch aber Luft behalte, um sich ausbreiten und herabziehen zu können. Ist die unterste Schicht Holz sehr steil gesetzt, so wird die aufgeworfene Erde nicht wohl liegen bleiben, sondern herabrutschen; besonders wird dieses bei großen Meilern von mehr als zwei Schichten der Fall seyn, bei kleinen aber, die nur aus einer Schicht und der Haube bestehen, wird es nicht so leicht vorkommen. Dieserhalb werden da, wo große Meiler üblich sind, wie auf dem Harze, die Rüsten untergelegt, deren Anlagen Hr. Cramer und Hr. von Uslar beschrieben haben.

Mit dem weitern Bewerfen des Meilers ist zugleich das Anstecken oder Anzünden desselben verbunden, worüber auch noch einiges zu sagen ist. Vorerst ist zu bemerken: daß die Verkohlung in Meilern nicht von unten nach oben, sondern von oben nach unten zu geschiehet. Gewöhnlicher Weise wird das Zündloch am Boden der Kohlstätte vorgerichtet, indem eine Stange von 4 bis 5 Zoll Dicke vor dem Setzen des Holzes gelegt wird. Hierdurch entstehet, wie schon gedacht, ein leerer Raum in Form eines dreiseitigen Prisma, der einen starken Luftzug verursacht, wodurch das am Quandel befindliche trockene und dürre Holz leicht Feuer fängt, sich der Haube sogleich mittheilet und nicht selten dort überhand nimmt. Die natürliche Richtung, nach welcher sich das Feuer bewegt, gehet senkrecht von unten nach oben, und nach dieser Richtung geschiehet dessen schnellste und stärkste Mittheilung. Abwärts und seitwärts theilt es sich nur in so ferne mit, als es vom Phlogiston angezogen, oder durch den Stoß einer Zugluft nach dieser Richtung getrieben wird. Diese beiden Ursachen bewirken alles seitwärts laufende Feuer, so daß der Raum des Brandes die Gestalt eines Dreiecks oder Kegels bekommen muß, dessen Basis in dem Verhältniß größer wird, je nachdem vorerwähnte beide Ursachen vereinigt wirken; die Spitze desselben aber ist immer der Punkt, wo das Feuer seinen Anfang nimmt. Man kann sich davon an einer senkrechten brettenen Wand überzeugen, welche unten an einem Punkte

angezündet wird; das Feuer daran wird sich nicht allein nach oben ziehen, sondern sich auch von dem Punkte an, wo es entstand, in divergirenden Linien ausbreiten. Die Anwendung hievon auf einen Meiler läßt sich leicht machen, und der Erfolg oder das Füllen des Meilers bestätiget das Gesagte. Der obenerwähnte Feuerkegel bekömmt seine Grundfläche unter der Haube des Meilers, und diese muß um so viel größer werden, je höher derselbe ist. Wenn man nun hieraus auch keinen Grund für die kleinen Meiler herleiten will, so zeigt sich doch ein Hauptgrund für das Anstecken in der Mitte, oder gar von oben, woraus sich darthun läßt, daß mit dem Orte des Anzündens eher etwas ausgerichtet werden kann, als wenn man das Ausbreiten des Feuers und das nachtheilige Füllen durch andere Mittel verhindern will. Zwar suchen die Köhler das Feuer, welches gleich Anfangs zu große Gewalt bekömmt, dadurch zu dämpfen, daß sie erst eine Zeit lang blind kohlen, d. h. daß der zugeworfene und festgeschlagene Meiler, ohne alle Zuglöcher stehen bleibt; es ist aber sehr zu zweifeln, daß ein nothwendiges Uebel damit verbessert wird. Der Hr. von Uslar erzählt ein Beispiel von dem Anstecken der Meiler unter der Haube, auf den Westrichs-Lauterer Forsten, welches die Meinung völlig bestätiget, und den Vortheil des Anzündens von oben darthut. Es wird nämlich anstatt des Quandels ein mit Kohlen ausgefüllter Cylinder gelassen und von oben auf diesen Brandhölzer gelegt; sodann der Meiler ganz beworfen, jedoch nur locker, die Oeffnung oben aber mit einem Stücke Rasen zugedeckt, und 6 bis 8 Räume nicht weit davon gestochen. Sodann wird der Rasen abgehoben, und die Brandhölzer angezündet, und wenn die Kohlen hinlänglich Feuer gefangen haben, wieder zugedeckt, 4 bis 6 Stunden nach dem Anstecken aber wird die Erde oder Decke erst festgeschlagen.

Wenn wegen der zu schnell steigenden Grade des Feuers die Federkraft der durch die Hitze ausdünstenden wäßrigen Theile des Holzes ihrer Ausdehnungskraft gemäß, sich einen gewaltsamen Ausweg bahnt; so ist die daraus entstehende Wirkung: das Schütten des Meilers: d. h. er senkt sich oben etwas einwärts, bekömmt Risse, und fällt zuweilen gar ein. Oder aber erstickt wohl gar, wenn die Decke zu

feste geschlagen ist. Wächst hingegen das Feuer nach und nach, so entwickeln sich die Dämpfe auch allmählich, und mit der Ursache fällt die Wirkung von selbst weg. Es folgt also daraus, daß bei allmählich wachsendem Feuer, und mehreren Luftzügen, das Schütten des Meilers, wenn er vor dem Anzünden ganz beworfen ist, eben so wenig zu befürchten ist, wie dessen Erlöschen, und es ist schon viel gewonnen, wenn hierdurch die Nothwendigkeit des Füllens vermindert wird.

Wenn der Köhler glaubt, daß das Feuer hinlänglich in Gang gebracht — oder in der Kunstsprache zu reden: daß das Ankohlen (nach der gewöhnlichen Art) geschehen sey; so wird der Meiler von der Haube herab bis unter die Mitte in dem Verhältnisse, wie das Feuer sich herabwärts ziehet, beworfen, bis ganz herunter aber erst, wenn die unterste Schicht anfängt warm oder heiß zu werden. Ehe dieses aber geschieht, ist unter der Haube gewöhnlich so viel Holz zu Asche gebrannt, daß der dadurch entstandene leere Raum wieder nachgefüllt werden muß.

Es wird nicht fehlen, daß das Feuer — es sey aus welcher Ursache es wolle, an einem Fleck des Meilers stärker wirke, als an dem andern. Diesem wird durch das Stechen der Räume oder Zuglöcher abgeholfen, und dieses heißt das Regieren des Feuers. Man kann diese Zuglöcher die Register des Meilers nennen; durch sie kann der Luftzug und das Feuer an jede Stelle desselben gebracht werden, und ein Köhler, der sie gehörig zu gebrauchen weiß, wird das Feuer ganz in der Gewalt haben können. Je lokkerer der Boden der Kohlstätte und die Decke des Meilers ist, desto weniger Räume sind zu stechen, im entgegengesetzten Falle werden sie vermehrt. Sobald anstatt des weißgrauen Dampfes ein Flämmchen aus selbigem hervorbricht, ist die Verkohlung daselbst geschehen, und sie müssen sogleich geschlossen werden.

Sollte der Wind von einer Seite her zu stark auf den Meiler gehen, so werden Windschauer vorgesetzt, welche am besten von schlechten Brettern so verfertiget werden können, daß man sie hin und her schieben und aufstellen kann.

Ist der Meiler gahr, welches man erkennt, wenn sich das Feuer nach der Decke ziehet, so wird er mit frischer Erde

beworfen, im Nothfall auch mit Wasser besprengt, und ihm etwa 24 Stunden Zeit zum Abkühlen gelassen. Alsdann aber werden die Kohlen mit Harken oder Rechen in Kreisen abgehoben, gelöscht und sortiret. In Rücksicht der Größe, werden sie in Lesekohlen, Ziehkohlen und Quandelkohlen eingetheilet; wo aber harte und weiche Hölzer mit einander verkohlt werden, da ist es nothwendig, auch die harten von den weichen zu separiren. Die Abfuhre in die Magazine geschiehet am besten in Körben, die auf Wagen gesetzt werden. In den Magazinen müssen sie trocken liegen, weil sie durch die Nässe und Witterung unendlich verlieren, mürbe werden und zerfallen. Eine gut gebrannte Kohle muß die völlige Form des Holzes noch haben, ja die Rinde muß noch aufliegen. Sie muß schwer seyn, und beim Anschlagen klingen. Ihre Farbe muß Stahl- oder Kupferschwarz ins blaue oder gelbe schillernd seyn, wenig abfärben, und im Feuer ohne Rauch verbrennen.

VI. Resultate einiger Verkohlungen.

Aus dem Vorhergehenden kann man sehen, daß das Verkohlen nicht so leichte ist, als man vielleicht glaubt, und daß Kenntnisse und Beobachtungsgeist dazu gehören, die man nicht bei den gewöhnlichen Köhlern suchen darf, in deren Händen es doch fast einzig lag, bis man anfieng die Forstwirthschaft wissenschaftlich zu behandeln, und damit auch die Köhlerei zu verbessern. Der Herr von Zanthier, einer der ersten Aufklärer in diesem Fache, verbesserte auch dieses Geschäfte, und die Versuche, die er dabei anstellen ließ, finden sich in dem Journale für das Forst- und Jagdwesen B. II. H. 1. S. 95 rc. beschrieben. Es sind hier nur die Resultate davon aufgenommen, um sie mit den Verkohlungen anderer Gegenden vergleichen zu können; vorher ist aber zu bemerken:

1) daß kein Unterschied in dem Kohlenertrage vom Nadelholze und von Laubholze gemacht ist, weil er nicht von Beträchtlichkeit ist, und aus mehreren Versuchen eine Mittelzahl erhalten werden sollte.

2) Ist bei den angegebenen Resultaten nicht auf die Zwischenräume, weder des Holzes noch der Kohlen gesehen, sondern angenommen, daß sie beide in gleichem Ver-

hältnisse stehen. Wenn in Zukunft etwas darüber bestimmt wird, so wird man auch leicht andere Größen substituiren können.

Tabelle.

über die von Zanthierschen Verkohlungen.

Einsatz		verkohlt in Zeit	Ausbeute	
Mltr.	Cub. Fß.		Karren	Cub. Fß.
32	2560	vom 20. Jul. bis 7. Jul.	$13\frac{1}{2}$	$1282\frac{1}{2}$
38	3040	— 6. ej. — 30. ej.	$16\frac{1}{2}$	$1567\frac{1}{2}$
30	2400	in 14 Tagen	12	1140
30	2400	— 14 —	$13\frac{1}{2}$	$1282\frac{1}{2}$
40	3200	— 14 —	20	1900
170	13600		$75\frac{1}{2}$	$7172\frac{1}{2}$

Hiernach hätte also der cubische Inhalt des Holzes zu dem der ausgezogenen Kohlen sich verhalten wie 1 : 0,527 oder die Ausbeute an letzteren hätte etwas mehr als die Hälfte von erstern betragen.

Es waren dieses zwar nur Versuche, bei denen auch wohl manche ungünstige Umstände mit vorgefallen seyn mochten; allein die Ausbeute hieng eben von der Methode, oder von den Versuchen ab, weswegen sie mit zur Vergleichung gegen andere genommen werden müssen. Das Fußmaaß, welches dabei vorkömmt, ist das Blankenburger, es liegt aber bei dieser Tabelle noch nichts daran, welches es sey, weil es nur auf das Verhältniß der Ausbeute gegen den Einsatz ankömmt.

Ehe weiter gegangen werden kann, wird es nöthig seyn, die Verhältnisse der nun vorkommenden Fußmaaße zu bestimmen, um nicht sowohl schon vorhandene Berechnungen, als auch die noch folgenden vergleichen zu können.

Der Herr Forstmeister Oettelt in Ilmenau hat in seinem Traktätchen *) auch noch einen Anhang über das Verkohlen nach Thüringischer Waldart, geschrieben, worin aber alles nur kurz abgehandelt, und das Verhältniß der darin vorkommenden Fußmaaße nicht angegeben ist. In einem Aufsatze über das Verkohlen im Journal für das Forst- und Jagdwesen, B. III. H. 2. waren zu der Vergleichung die Verkohlungen vom Harze und Thüringer Walde genommen worden, wie sie Herr Forstm. Oettelt in dem angeführten Werkchen angegeben hat; da sie aber aus ältern Zeiten herstammen, und besonders die vom Harze aus Boses Haushaltungsprincipien genommen waren; so sind hier anstatt der erstern die jüngsten Verkohlungen vom Ilsenburger Reviere, und anstatt der letztern die neuesten vom Thüringer Walde aufgenommen, welche weit richtiger wie jene sind, und die Verkohlungstabellen von den Weimarischen Revieren reichen bis zum Jahr 1793. Es wird also vorerst das Fußmaaß vom Oberharze mit dem, das auf den Weimarischen und Ilmenauischen Revieren gebräuchlich ist, zu vergleichen seyn.

Ersteres oder das Blankenburger verhält sich zum Pariser wie 1285 : 1440, und letzteres, welches dem Leipziger gleich ist, wie 1252 : 1440. Auf dem Harze ist ein Malter Holz 4′ weit, 4′ hoch, und von 5′ Scheitlänge, mithin an Cubikinhalte = 80 Cubikfuß. Wenn nun

4′ Blankenb. = 4, 1054 Leipz.
und 5′ - - - = 5, 1306 - sind;

so betragen diese 80 Cub. Fuß nach Weimarischem Maaß 86, 475 Cub. Fuß, wofür 86 und ein halber Fuß genommen werden sollen. Eine Weimarische Klafter Holz ist 6′ weit, 6′ hoch und 3½′ Scheitlänge, mithin an Cub. Inhalt = 126 Cub. Fuß, und betragen sonach 4 Malter auf dem Harze, 2 und dreiviertel Klaftern im Weimarischen.

Die Kohlenmaaße anlangend, so ist das auf dem Harze im Diameter unten 3′ 4″ oben aber 2′ 9″ weit und 1′ 7″ Höhe, also an körperlichen Inhalte = 11 und einen halben Cub. Fuß. Diese geben im Leipziger Maaße

*) Etwas über die Harzgeschichte ꝛc. Eisenach, 1789. 8.

12 und einen halben Cub. Fuß (beinahe). Das Kohlenmaaß in Ilmenau hält 18 und einen vierthel Cub. Fuß, und auf den Weimarischen Revieren wird nach Körben gerechnet, wovon einer 6 Cub. Fuß Leipziger Maaßes hält. Auf dem Harze werden 10 Maas auf einen Karren gerechnet, dieses beträgt in hiesigem Maaße 125 Cub. Fuß; in Ilmenau aber kommen nur 8 Maas auf 1 Karren, welches 146 Cub. Fuß ausmacht. Ein Karren Kohlen in Ilmenau hält also 21 Cub. Fuß mehr, wie ein Karren auf dem Harze, und die Oettelschen Angaben können nunmehro berichtiget werden.

Jetzt soll aber die Verkohlung auf den Weimarischen Nadelholzrevieren, mit Beifügung der Resultate der darüber geführten Tabellen, beschrieben werden. Diese Reviere liegen beisammen in einer mittelmäßig gebirgigten Gegend, deren Boden größtentheils in den ausgehenden Schichten von Sand bestehet, und Kiefern und Fichten trägt. Zum Verkohlen werden nur die Stöcke, und nur ein Fünftheil Scheitholz zum Ausgleichen genommen. Da nun, um die Brennholzconsumtion in der Residenzstadt nicht leiden zu lassen, nicht jährlich sämtliche Stockhölzer aller Reviere, derer dreie sind, verkohlt werden, und etwas ausgetrocknetes Holz mehr, und bessere Kohlen giebt wie nasses; so gehet das Geschäfte in diesen drei Revieren Reihe um, und wird jährlich nur in einem gekohlet, die Köhlerei selbst aber durch zwei Köhler und einen Handlanger bei drei Meilern, betrieben.

Im Jahr 1775 wurde die Köhlerei auf vorbenannten drei Revieren angefangen, aber nicht auf die beste Art betrieben, weil sie unter keiner guten Aufsicht war. Es konnte nicht fehlen, daß sich Misbräuche einschlichen, denn der Ertrag verhielt sich zum Einsatz in den Jahren 1776 und 1777 wie 1 : 0,570, und 1 : 0,542. Es konnte aber nicht unbemerkt bleiben, es wurden Untersuchungen angestellt und nachstehendes Reglement für die Köhler zeigte, ohnerachtet noch manche Lücke darin ist, seinen Nutzen in dem höhern Ertrage.

Reglement.

1) Die Köhler sollen die ihnen angewiesen werdenden Kohlstätten ums Tagelohn aufräumen.

2) Wenn die Kohlstätten aufgeräumt sind, wird sogleich mit Setzung der Meiler angefangen, und die Köhler fahren die Kohlhölzer selbst auf Schubkarren bei.

3) Sollen künftig in einem Meiler nicht mehr als 8 Klaftern Stöcke und 1 Klafter Scheitholz eingesetzt werden.

4) Die Kohlhölzer werden nur gegen Anweisung des Rechnungsbeamten angewiesen und abgefahren, diese Anweisezeddel sammelt der Forstbediente, und berechnet sich nach geendigter Verkohlung mit dem Rechnungsbeamten.

5) Beim Ausziehen und Abmessen der Kohlen, ingleichen beim Auf- und Abladen ist Acht zu haben, daß richtig gemessen wird, und daß die Kohlen nicht zertreten oder sonst beschädiget werden. Die Anzahl der ausgezogenen Körbe Kohlen werden vom Köhler dem Forstbedienten, und von diesem dem Rechnungsführer bescheiniget.

6) Die Köhler sollen das Deckreißig, Brennspäne und Moos nur in den nächstkommenden Jahresschlägen holen.

7) Jeder Forstbediente, auf dessen Reviere gekohlet wird, hat ein Verzeichniß zu führen, worin bemerkt ist:

a) welchen Tag ein Meiler angebrannt worden ist, mit Beifügung der Nummer desselben.
b) welchen Tag derselbe ausgezogen, und
c) die Kohlen davon abgefahren worden.
d) Für wen solcher eingesetzt worden, und
e) wie viel Körbe Kohlen derselbe gegeben hat.

Dieses Verzeichniß wird nach geendigter Verkohlung mittelst Berichts an das Forstamt eingeschickt.

8) Die Kohlen, welche nach dem Aufladen etwa liegen bleiben, sind von den Köhlern mit Reißig und Schaalen zu bedecken, und so vor Regen und Nässe zu bewahren.

Die Köhlerei wird, wie oben gesagt, durch zwei Köhler und einen Handlanger betrieben, erstere bekommen jeder Tag und Nacht 8 Groschen, und letzterer 5 Groschen Lohn, und müssen beständig 3 Meiler gehen. Hierdurch, und daß die Köhler das Holz selbst beifahren müssen, haben sie hinlängliche Beschäftigung, und die fleißige Aufsicht der Forstbedienten sichert vor aller Unordnung.

Die nach Inhalt des siebenten Punktes des Reglements geführten Tabellen, folgen nun hier summarisch, und wird dabei bemerkt, daß zwei Klaftern Stöcke an körperlichem Inhalte einer Klafter Scheite gleich gerechnet werden.

No.	Zeit der Verkohlungen	Meiler Anzahl derselben	Einsatz Scheite Klafter	Einsatz Stocke- Klafter	Kohlen Ausbeute an Körben	Cubikinhalt des Holzes Cub. Fß.	Cubikinhalt der Kohlen Cub. Fß.	Verhältniß der Ausbeute zum Einsatz
1	v. 20. Mai bis 28. Aug. 1787.	40	40	320	2654	25200	15924	1: 0,632
2	— 30. Aug. — 19. Okt. — —	20	20	160	1343	12600	8058	1: 0,639
3	— 2. Mai. — 4. Sept. 1788.	44	44	352	3253	27720	20118	1: 0,725
4	— 9. — — 17. Jun. 1789.	16	16	128	1152	10080	6912	1: 0,685
5	— 14. Jun. — 24. Sept. — —	39	61	268	2691	24570	16146	1: 0,675
6	— 3. Mai. — 5. Jul. 1790.	26	52	156	1853	16380	11118	1: 0,678
7	— 8. Jul. — 7. Sept. — —	24	48	144	1621	15120	9726	1: 0,643
8	— 1. Mai — 16. Jul. 1791.	29	58	174	1994	18270	11964	1: 0,655
9	— 17. Jul. — 14. Okt. — —	34	68	204	2328	21420	13968	1: 0,652
10	— 16. Mai — 27. Aug. 1792.	42	84	252	2764	26460	16584	1: 0,626
11	— 6. — — 15. — 1793.	42	84	252	2831	26460	16986	1: 0,642
		356	575	2420	24,584	224280	147504	11: 7,252

Wenn aus der Summe der Verhältnisse der Ausbeute gegen den Einsatz, die Mittelzahl genommen wird; so ist

$$\frac{11 : 7, 252}{11} = 1 : 0, 659$$

folglich betrug die Ausbeute an Kohlen beinahe zwei Drittheile des eingesetzten Holzes.

Von vorstehender Tabelle sind No. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10 und 11. so eingerichtet, daß die Verkohlung der ein- und zweijährigen Hölzer von der mit denen im selbigen Jahre geschlagenen, separiret ist, um den Unterschied im Ertrage vom trocknen und grünen zu zeigen. Nach No. 4. 6. 8. und 10. sind ein- und zweijährige trockne, und nach No. 5 7. 9. und 11. dasselbe Jahr geschlagene Hölzer verkohlt worden, und die Ausbeuten zeigen folgendes Verhältniß:

nach No. 4.	0, 685.	nach No. 5.	0, 675.
— — 6.	0, 678.	— — 7.	0, 643.
— — 8.	0, 655.	— — 9.	0, 652.
— — 10.	0, 626.	— — 11.	0, 642.
	2, 644.		2, 612.

es ist aber $\frac{2, 644}{4} = 0, 661$. und $\frac{2, 612}{4} = 0, 653$

und 0, 661 — 0, 653 = 0, 008. mithin hätten die ein und zwei Jahre gestandenen trocknen Hölzer 0, 008 mehr Ausbeute gegeben, als die in demselben Jahre geschlagenen und auch verkohlten.

Die Verkohlungen vom Thüringer Walde Ilmenauer Repieres, die nun folgen, sind vom Jahre 1793. Zwar sind sie genau niedergeschrieben, aber doch nur summarisch, weil die Specialtabellen daselbst noch nicht wie anderwärts eingeführet sind, obwohl es von unausbleiblichem Nutzen seyn würde, wenn die Köhler wegen des bessern Ausfalls eines Meilers vor dem andern, zur Rede gestellt werden könnten.

Die Beischaffung der Kohlhölzer geschiehet wie im Weimarischen durch die Köhler auf Schubkarren, die Abfuhre der Kohlen aber in die Niederlage durch Lohnfuhren, wofür das Fuhrlohn pro Maas nach Maasgabe der Entfernung accordiret wird, so daß es im Durchschnitt auf eine Meile weit etwa 2 Groschen zu stehen kömmt. Der Köhlerlohn wird auch pro Maas verdungen, und beträgt in harten Hölzern 1 Gr. 10 Pf. und in weichen 1 Gr. 9 Pf. Sodann ist noch zu bemerken, daß zur Füllung der harten Meiler jedesmal weiche Hölzer genommen worden sind; es sind demnach 5 Klaftern Scheite zu einem Meiler zum Einsatz genommen, und auf einen Meiler $\frac{1}{3}$ Klafter zur Füllung gerechnet.

Tabelle

über die Verkohlung auf dem Ilmenauer Revier aus büchenen Hölzern.

Einsatz				Ausbeute	
Meiler	Klaftern	Füllung	beträgt an Cubik Fuß	Maas	beträgt an Cub. Fß.
17	87 $\frac{1}{2}$	6	11785	455 $\frac{1}{2}$	8313
13	65 $\frac{3}{4}$	4	8789	240 $\frac{1}{2}$	4389
39	194 $\frac{3}{4}$	13	26176	643	11735
69	348	23	46750	1339	24437

Hiernach hätte sich also der Einsatz zur Ausbeute in Cubikfußen verhalten wie 1 : 0, 522. und ein Maas oder 18 $\frac{1}{4}$ Cubikfuß Kohlen, kam überhaupt incl. Waldmiethe und Holzhauerlohn in der Niederlage, im Durchschnitt auf 8 Gr. 10 Pf. zu stehen. (NB. Diese harten Hölzer waren von sehr geringer Güte, auch hatte während der ganzen Verkohlzeit derselben böse Witterung angehalten).

Tabelle

über die Verkohlung auf dem Ilmenauer Reviers aus fichtenen Hölzern.

Einsatz		Ausbeute	
Klaftern	betragen an Cub. Fß.	Maaß	betragen an Cub. Fß.
$242\frac{1}{2}$	30555	960	17520
37	4662	136	2482
$279\frac{1}{2}$	35217	1096	20002

Da aber von diesem Einsatz 23 Klaftern oder 2898 Cub. Fuß abgehen, weil sie zur Füllung der Meiler von hartem Holze genommen worden sind; so bleiben nur 256 und eine halbe Klafter oder 32319 Cub. Fuß, und dann verhält sich der Einsatz gegen die Ausbeute wie 1 : 0, 619. Die Verkohlung der weichen Hölzer war sonach besser gerathen, als die der harten; im Durchschnitt aber kam ein Maas Kohlen, inclus. aller Unkosten, auf 9 Gr. 1 Pf. hoch zu stehen.

Im Ganzen aber stimmt diese Ausbeute nicht mit Oettelts Angabe überein, denn nach selbigem sollte sie gegen den Einsatz 0, 687, mithin mehr wie zwei Drittheile betragen, und hier beträgt sie nur wenig mehr als die Hälfte. Vielleicht aber, daß schlechte Kohlhölzer, schlechtes Wetter, oder sonst ungünstige Umstände im Spiele gewesen sind.

Es kommen nun die Verkohlungen vom Harze und zwar vom Ilsenburger Reviere. Die von den dortigen Forstbedienten darüber gefertigten Tabellen sind sorgfältiger und ausführlicher abgefaßt als irgend an einem andern Orte, und außerdem, daß richtigere Resultate daraus herzuleiten sind, so beweist es auch die Attention, die man bei dem Geschäfte angewendet hat, um es nicht ganz handwerksmäßig, sondern auch wissenschaftlich zu betreiben.

Die Kohlhölzer werden auch durch die Köhler beigeschaft, welche sich zum Theil eigenes Geschirre dazu halten, und der Köhlerlohn beträgt, inclus. desselben pro Fuder etwa 12 bis 16 Groschen; nächstdem kommen hier auch noch Extrakosten, Wegebesserung u. d. gl. vor, welche mit zum Aufwande geschlagen werden. Wegen der dabei vorkommenden Maaße ist nachstehendes zu wiederholen: 1 Malter Scheitholz hält 80 Cubikfuß, und 1 Malter Stokken 64 Cubikfuß. Ein Maas Kohlen hält 11 und einen halben Cubikfuß, 10 Maas oder 115 Cubikfuß werden auf 1 Karren und 15 Maas oder 172 und einen halben Cubikfuß oder 1 und einen halben Karren werden auf ein Fuder gerechnet (alles in dortigem Maaße).

Tabelle von dem Ausfall einiger Probemeiler auf dem Ilsenburger Reviere.

In Tannen eingesetzt: Baumholz	In Tannen eingesetzt: Stocken	In Tannen gefüllt: Baumholz	In Tannen gefüllt: Stocken	Cubikinhalt des Holzes.	Ausbeute an Kohlen: Kohlen erfolgt.		darunter sind Quandel gewesen.	Cubikinhalt der Kohlen	Im Durchschnitt hat ein Schock Holz an Kohlen gegeben		Aus 100 Cubikfuß Holz sind Kohlen erfolgt
Maltr.	Maltr.	Maltr.	Maltr.	Cubik Fuß	Fuder	Maaß	Karren	Cubik = Fuß	Fud.	Maaß	Cubik = Fuß
36	54	3	$1\frac{1}{2}$	6672	33	—	3	4191	20	$9\frac{2}{3}$	62, 8
24	36	$2\frac{7}{8}$	—	4454	23	$2\frac{1}{2}$	4	2952	22	$1\frac{1}{2}$	66, 3
18	27	2	—	3328	17	$2\frac{1}{2}$	1	2190	22	—	65, 3
15	6	1	—	1664.	9	$2\frac{1}{2}$	$1\frac{1}{3}$	1174	25	2	70, 5
—	124	—	4	8192	43	$8\frac{3}{4}$	4	5571	20	$5\frac{1}{2}$	68, 5
—	50	—	1	3264	18	2	1	2311	21	4	70, 6
32	48	$7\frac{1}{2}$	—	6232	27	$3\frac{1}{4}$	3	3476	18	$\frac{3}{4}$	55, 0
125	345	$16\frac{3}{8}$	$6\frac{1}{2}$	33806	171	$21\frac{1}{2}$	$17\frac{1}{3}$	21865			

Die Meiler von No. 1. bis No. 4. haben ganz aus Tannen oder vielmehr Fichtenholze bestanden; in denen von No. 5. bis No. 7. aber war der Einsatz melirt. Im Ganzen aber hat sich der Einsatz zur Ausbeute verhalten wie 1 : 0, 646 und die Güte der Kohlen war von der Beschaffenheit, daß zu einem Centner Stabeisen im Durchschnitt 2 Maas verbraucht wurden. (Dieses würde auf dem Thüringer Walde 1 und ein Viertheil Maas betragen).

Tabelle

über die Verkohlungen von den Köhlern auf dem Ilsenburger Reviere.

a) In hartem Holze.

Einsatz		Ausbeute				aus 100 Cub. Fuß Holz sind an Kohlen erfolgt.
Baumholz	Stöcken	Cubikinhalt des Holzes	an Kohlen		Cubikinhalt der Kohlen	
Mltr.	Mltr.	Cub. Fus	Fud.	Maas	Cubik-Fus	Cubik-Fus
210½	84½	22248	76	5	9715	43, 6
3½	½	312	1	—	127	40, 3
11	—	880	3	—	381	43, 2
1023½	3	82072	235	5	29908	36, 2
783	32½	64720	232	5	29527	45, 6
2½	5	520	1	5	190	36, 6
585	185½	58672	202	5	25717	43, 8
1134	198	103392	362	2½	46005	44, 5
238	130½	27392	107	2½	13620	49, 7
3991	639½	360208	1221		155190	

Im Ganzen hätte sich bei dieser Verkohlung der Einsatz zur Ausbeute verhalten wie 1:0, 431. Der Ertrag war mithin unter der Hälfte, und die Verkohlung überhaupt nicht gut ausgefallen, obschon die Kohlhölzer größtentheils gut gewesen waren.

b) In weichem Holze oder Fichten.

Einsatz			Ausbeute			aus 100 Cubikfuß Holz sind Kohlen erfolgt
Baumholz	Stocken	Cubikinhalt des Holzes	an Kohlen		Cubikinhalt der Kohlen	
Mltr.	Mltr.	Cub. Fuß	Fud.	Maas	Cub. Fr.	Cub. Fß.
589½	1209	124536	571	5	72580	58, 5
506	1401	130144	654	5	83121	63, 6
164	408½	39264	174	—	22098	56, 2
18	87	7008	27	—	3429	48, 8
320½	598	63912	243	7½	30956	48, 4
9	30½	2672	10	5	1333	49, 8
366½	1327½	114280	494	2½	62769	55, 0
438	1205	112160	519	—	65913	58, 8
346½	1140	100680	471	—	59817	59, 4
223	804½	69328	255	—	32385	46, 0
468	1481½	132256	549	—	69723	52, 6
384½	1044	97576	435	—	55245	56, 6
3833½	10736½	993816	4403	10	659369	

Im Ganzen verhält sich hier der Einsatz zur Ausbeute wie 1:0, 563.

Was die Unkosten bei den Probemeilern betragen haben, ist nicht bekannt, bei den andern Verkohlungen aber ist 1 Fuder Kohlen a) von harten Hölzern auf 3 Rthlr. 18 Gr. 3 Pf. und b) von den weichen Hölzern auf 2 Rthlr. 18 Gr. 6 Pf. mit Einschluß aller Unkosten zu stehen gekommen. Vergleicht man selbige mit denen vom Thüringer Walde nach einerlei Maaße, so kosten a) 100 Cub. Fuß Kohlen

in hartem Holze, auf dem Harze 2 Rthlr. — = — = und auf dem Thüringer Walde 2 Rthlr. 1 Gr. — = b) in weichem Holze, auf dem Harze 1 Rthlr. 15 Gr. 6 Pf. und auf dem Thüringer Walde 2 Rthlr. 2 Gr. — = Daß am letztern Orte die weichen Kohlen höher zu stehen kommen als die harten, rührt daher, daß die Köhler= und Fuhrlöhne pro Maas verdungen werden, daß sich mithin die Unkosten vermehren müssen wie sich die Ausbeute vermehret.

Die hier aufgeführten Verkohlungen können nunmehro zusammengestellet werden, um eine Uebersicht der verschiedenen Ausbeuten zu bekommen.

Uebersicht der Verkohlungen.

a) In harten Hölzern.

I. Auf dem Thüringer Walde.	II. Auf dem Harze.
1 : 0, 522	1 : 0, 431

b) In melirten und weichen Hölzern (Fichten).

I. Nach den von Zanthierschen Versuchen.	II. Auf den Weimarischen Revieren.	III. Auf den Ilmenauer Revieren.	IV. Auf dem Harze in den Probemeilern.	V. Auf dem Harze von den Köhlern.
1 : 0,527	1 : 0, 658	1 : 0, 619	1 : 0, 646	1 : 0, 563

Ueberhaupt genommen hätten also die weichen Hölzer mehr Kohlen geliefert wie die harten, und unter den Verkohlungen in weichen Hölzern zeigen sich die Weimarischen und die aus den Probemeilern auf dem Harze am vortheilhaftesten; daß die Ausbeute bei der Weimarischen Verkohlung sich so vortheilhaft zeigt, mag wohl seinen Grund dar=

in haben, daß der Einsatz immer in vier Fünftheilen Stöcken, und nur in ein Fünftheil Scheitholz bestehet, da erstere überhaupt mehr Kohlen geben wie letztere; denn nach Mosers Forstarchiv, B. VII. S. 181. ist das Verhältniß der Baum- gegen die Stockkohlen wie $8\frac{2}{3}:10\frac{2}{3}$, und die Wirkung im Feuer verhält sich wie 7:9.

Ob die harten Hölzer wegen der wenigen und subtilen öligten Theile, die sich leicht verflüchtigen, überhaupt weniger Kohlen geben als die weichen, oder ob es nicht vielmehr an der Behandlung liegt, und daß man die Zeit und den Grad des Feuers, der dabei nöthig ist, noch nicht kennt, ist noch nicht entschieden, vielleicht greift man sie zu stark mit Feuer an, wenn ein Meiler von lauter hartem Holze in eben der Zeit verkohlen soll, wie ein gleich großer Meiler von weichem Holze, und das ist doch gewöhnlich der Fall.

Es legt sich sattsam zu Tage, daß das Kohlenbrennen noch lange nicht zu der Vollkommenheit gediehen ist, in welcher es seyn könnte, und es beweisen nicht sowohl die ganz verschiedenen Ausbeuten bei einerlei Einsatz, daß noch manches dem Zufall ausgesetzt ist, als selbst die Auflösung des Holzes in Kohlen, so lange es in Meilern, folglich im Freien geschiehet, in so ferne auf widersprechenden Wegen geschiehet, daß die zum Brennen nöthige Beiwirkung der Luft gehindert werden soll, und gleichwohl ohne Luft das Feuer nicht wirken kann, oder ersticken muß. Längst hatte man daher den Schluß gemacht, daß durch das Maschinenverkohlen der Endzweck erreicht werden könnte, denn die Theer und Pechöfen bewiesen den Erfolg, und auch bei angestellten Versuchen erhielt man mehrere und gute Kohlen. Nahm man aber Rücksicht auf Zeit, Feuerung und Kosten, so war mehr Schaden als Nutzen. Es wird also wohl nichts übrig bleiben, als daß die Forstmänner, unter deren Aufsicht die Köhlerei getrieben wird, Kenntnisse und guten Willen haben der Sache nachzudenken, um sie nach und nach zu der Vollkommenheit zu bringen, daß sie den möglichsten Nutzen bringt. Ein ohnfehlbares Mittel dazu werden die Verkohlungstabellen mit seyn, in so ferne sie etwas umständlicher wie gewöhnlich angefertiget werden, und wozu nachstehende Rubriken vorgeschlagen werden.

Tabelle

über die Verkohlung auf dem N. N. Reviere im Jahre 17..

Nahme des Köhlers	No. des Meilers	Einsatz: Scheite	Einsatz: Stocken	Einsatz: Cubikinhalt des Holzes	Zeit: angebrannt	Zeit: gelöscht	Ausbeute: an Kohlen	Ausbeute: Cubikinhalt der Kohlen	100 Cubikfuß Holz haben an Kohlen gegeben
		Klftr.	Klftr.	Cub. Fß.			Maaß	Cub. Fß.	Cub. Fß. ⊙
Mich. Eichel	1	3	10	1008	den 4. Mai.	den 9. Mai	30	$547\frac{1}{2}$	54, 4

Witterung: Windstrich	Witterung: Wetter	Erläuterungen.
⊙		
Süd-West	windig mit Regenschauer	Am Dachskopf einjähriges Holz, größtentheils Kernfaul. Von überständigen Fichten.

Die Beifügung des Windstrichs und des Wetters sind nothwendige Stücke, und doch werden sie gewöhnlich weggelassen; die Bemerkungen über die Beschaffenheit der Kohlhölzer, ingleichen der Gehaue, worauf die Verkohlung geschehen ist, werden bis jetzt nur in den Tabellen auf dem Harze geführet, sind aber eben so wichtig wie die andern, wenn der Grund des bessern oder schlechtern Ausfalls angegeben werden soll.

Daß es für die Forstwirthschaft sowohl als für die dabei interessirten Gewerke kein unwichtiger Gegenstand ist, ob das Verkohlen gut oder schlecht betrieben wird, läßt sich sehr leicht berechnen. Angenommen, ein kleiner Meiler könnte bei etwas besserer Behandlung nur ein halbes Ilmenauer Maas oder 9½ Cubikfuß Kohlen mehr geben als gewöhnlich, so würde dieses auf 100 Meiler, die in einem Reviere verkohlet werden, 50 Maas Kohlen betragen, welches keine Kleinigkeit ist. Erwägt man nun noch die Möglichkeit, daß das Füllen mit der Zeit ganz wegfallen könnte, wenn entweder die Meiler von oben angezündet *), oder sonstige Versuche gemacht würden; so würde eine ziemliche Quantität Holz ersparet, oder wenn es ja verkohlet werden müßte, ein ansehnlicheres an Kohlen daraus erlangt werden können.

Die Meiler, von denen bis daher die Rede gewesen ist, heissen stehende Meiler; es giebt aber noch eine Art, welche liegende Meiler heissen. Diese sind noch in Schweden gebräuchlich, und man findet eine ausführliche Beschreibung davon in dem XXten Bande der Schwedischen gelehrten Abhandlungen. Ihre Einrichtung ist kürzlich folgende: Die Kohlhölzer werden in Walzen von etwa 20 Fuß Länge geschnitten; auf einem wagrecht gestrichenen Boden werden 3 Streckhölzer von 25 Fuß Länge ohngefähr 8 Fuß weit von einander gelegt, und quer über diese das Kohlholz so dichte als möglich aufgeschränket, doch so, daß nur die Stirnflächen des Kohlholzes senkrecht — die andern Seiten aber schräg anlaufen, damit die Decke nicht herabfället. An den beiden Stirnflächen des Meilers werden andere Walzen einfach so auf einander gelegt, daß sie überall 1 Fuß

*) Daß es keine Schwierigkeit habe, das Feuer, wenn der Meiler oben auf der Haube angezündet wird, herunter zu ziehen, kann man aus dem Verfahren beweisen, welches in Rußland beim Theerschwelen aus der Birkenrinde gebraucht wird. Die Birkenrinde wird in einer Grube, worin bei 500 Fuhren gehen, fast in Form eines Meilers, sehr dicht aufgesetzt, oben mit Stroh, sodann aber mit Mist leicht zugedeckt. Hierauf wird das Stroh angezündet, und wenn die Rinde Feuer gefangen hat, der Mist fest aufgestampft, worauf sich das Feuer, ohne daß weitere Zuglöcher als oben durch den Mist gestochen werden können, nach und nach bis hinunter auf den Boden der Grube zieht, so daß auch nicht einmal eine Spur von einem Brande anzutreffen ist.

weit über jene vorstehen, und hinter selbige werden Pfähle, gleich den Klafterstecken eingeschlagen, damit sie auf einander liegen bleiben. Das Decken und Bewerfen geschiehet wie bei den stehenden Meilern, auch werden Rüsten angebracht, wenn sie etwas zu steil gerichtet sind.

Das Anzünden geschiehet gleich über den Rüsten an einer Ecke, und das Feuer wird vorerst quer durchgezogen, ehe es in die Höhe gelassen wird. Es ist aber sehr in Acht zu nehmen, daß das Feuer nicht zu bald zu tief gehet, weil es in der Folge von selbst in die Tiefe brennet; auch muß die Verkohlung überhaupt langsam geschehen, so daß man den Meiler kaum dämpfen siehet.

Nach den Versuchen der Königl. Schwedischen Akademie hat sich ergeben, daß aus liegenden Meilern mehrere und bessere Kohlen erfolget sind, als aus stehenden; auch haben sie noch den Vorzug, daß sie nicht nöthig haben, gefüllet zu werden.

Ob es zuträglicher ist, das unverkohlte Holz oder die Kohlen an die Hüttenwerke abzugeben; darüber ist noch einige Untersuchung anzustellen; so gewöhnlich ersteres auch ist, so zuträglich und weit ökonomischer ist das letztere.

Wenn die Herrschaft das Holz abgiebt, so werden die Köhler von den Hüttenbesitzern angelegt, und im Taglohn bezahlt; diese sind nun ohne Aufsicht, kümmern sich wenig um gutes Verkohlen, weil es nicht mit ihrem Interesse verknüpft ist, verstehen es auch wohl nicht, und befraudiren nicht selten. Der Holzverlust ist also unbezweifelt, den man doch bei jetzigen Zeiten sehr zu vermeiden hat. Weit schlimmere Folgen aber entstehen daraus für den Forsthaushalt, besonders wenn keine beständigen Kohlplätze vorhanden sind, so daß in dem ganzen Reviere, auch wohl gar auf den Schlägen gekohlt werden muß.

Es ist eine bekannte Regel in der Forstwirthschaft, daß die Schläge oder Gehaue bald möglichst geräumet seyn müssen; dieses ist unmöglich, sobald die Verkohlungen darauf geschehen, und ausserdem, daß die Schläge verrasen, wird durch das beständige Hin- und Wiederfahren nicht nur viel

Forstgrund verdarben, sondern auch durch die Nacht-Weide der Ochsen oder Pferde viel verbissen.

So beträchtlich nun der Schade ist, den die Forste dadurch leiden, so groß sind die Ersparungen, die durch zweckmäßige Einrichtungen beim Verkohlen gemacht werden können, und wovon hier ein Beispieil gegeben werden soll. Auf dem Freudenstädter Oberforste im Würtembergischen wird alles Holz, welches für die Hüttenwerke des Christophsthals verkohlt wird, nach einem dazu eingerichteten Platze geflößt.

Dieser Platz liegt hart am Floß-Bache, welcher da, wo er an den Kohlplatz stößt, mit einem Gitter oder Rechen versehen ist, um das ankommende Holz aufzuhalten. Der Platz selbst ist eine durch Graben eingeschlossene Insel, die wiederum von mehreren Kanälen durchschnitten ist, so aber, daß Graben und Kanäle mit dem Floßbach so verbunden sind, daß durch Oefnung verschiedener Schleussen das Holz in einen beliebigen Kanal eingeflößt werden kann, worauf das eingeflößte Holz auf den Inseln, nach seiner Gattung aufgeklaftert wird.

Die Mitte des Platzes ist eine Insel, breiter wie die übrigen, und durch Brücken mit selbigen verbunden. Auf diesem Platze geschiehet das Verkohlen, die Meiler stehen in Reihen neben einander, und so, daß die Abfuhre bequem geschehen kann.

Bei einer solchen Einrichtung kann Lage und Boden zweckmäßig gewählt werden, alle zum Verkohlen nöthige Erforderniße sind vorhanden, ausser etwa die Decke nicht, doch sind die Unkosten, diese herbei zu schaffen, gegen die Vortheile nicht in Vergleich zu stellen, welche dabei erhalten werden. Ehe möchte die Anlegung eines Floßbaches und der dazu nöthigen Schwallungen, Schwierigkeiten haben, und einige Kosten verursachen, die sich aber auch durch das ersparte hohe Fuhrlohn bald wieder bezahlt machen würden.

Kohlenaufsetzen. Wird gesagt, wenn die Kohlenfuhrleute beim Aufladen die langen Kohlen sämmtlich zurück legen, bis der Korb oder Kasten mit kleinen Kohlen eben voll gemacht, und gerüttelt worden ist, daß sie sich gesetzt haben; dann werden die langen Kohlen inwendig an allen Seiten

herum aufgesetzet, so daß sie einen guten Theil über den Korb oder Kasten hinaus stehen, worauf wieder so viel Kohlen aufgetragen werden, bis sie den langen Kohlen, die auch Setzkohlen heissen, wieder gleich kommen.

Kohlenausstoßen, Kohlenlangen, Kohlen holen, Fr. éteindre les charbons, lever les charbons. Ist das Geschäfte eines Köhlers, wenn er aus einem gahren und abgekühlten Meiler, mittelst seines Reiß- oder Spreißhakens die Kohlen herauszieht, und auf den Stübbe-Rand harkt. Der Ort, wo die Kohlen ausgestoßen worden, wird ein Bruch genannt, und dieses Ausstoßen geschieht nach und nach rings um den Meiler herum, jedoch werden die Brüche allemal mit Drecke oder Gestübe wieder wohl zugeworfen, weil die Kohlen durch die darauf stoßende Luft wieder erhitzt und feurig gemacht werden. Können die Kohlen bei großen Meilern nicht auf einmal abgefahren werden, so dürfen nicht mehr ausgestoßen werden, als sogleich abgefahren werden kann, weil, wenn es darauf regnet, die Kohlen alle Kraft verlieren.

Kohlenbrenner, s. Köhler.

Kohlenfüllen, Fr. couvrir le fourneau. Ist das Geschäfte des Köhlers, wenn er, nachdem der Meiler vor nicht langer Zeit angezündet, aber nicht wohl verwahret worden ist, so daß das Feuer nicht überall gleich circuliren kann, und an einem Orte heraus brennet, eine lange Stange nimmt, selbige an dem Orte, wo das Feuer heraus brennt, hinein stößet, und sich damit einen Raum verschafft, um selbigen mit kurz geschnittenem Holze wieder auszufüllen, schmeißt es derb zusammen, wirft Moos oder grün Reisig darauf, und macht mit der Kohllesche eine neue Verdämmung. — Dieses Füllen ist ausserdem bei jedem, auch noch so gut gesetzten Meiler nöthig. Wenn z. B. bei einem kleinen Meiler, nachdem derselbe 8 bis 12 Stunden in Feuer gestanden hat, die Kappe sich setzt, so wird die Kappe oben abgeräumt, mit der Stierstange hinein und nach der Tiefe zusammen gestoßen, der Zwischenraum mit kleinem Gehölze wieder ausgefüllet, und mit der genannten Bedeckung gehörig wieder verwahret. Bei übler Witterung und schlechtem nassen Holze muß diese Füllung wohl dreimal bei einem Meiler geschehen.

Kohlengestübe, Fr. Poudre de charbon, menus charbons. Heißt das klare Gestübe, das sich von den Kohlen abreibet und auf der Meilerstätte zurück bleibt. — Kohlengestübe oder Kohlenlesche, Fr. Terre à couvrir le fourneau; heißt auch die Erde, womit der Meiler zuletzt beworfen und verdämpfet wird, damit das Feuer nicht mehr Luft hat, als man ihm geben will.

Kohlenofen. Ist so viel, als ein gewöhnlicher Meiler, nämlich die Pyramide von Holz, wenn sie bekleidet und mit Erde bedeckt ist. Man sagt: den Meiler anzünden, kühlen, ausleeren rc.

Köhler, Kohlenbrenner, Fr. Charbonnier. Sind diejenigen Personen, welche die Hölzer zu Kohlen brennen. Wenn man das Geschäfte dieser Leute (s. Kohlen) nur obenhin betrachtet, so erhellet sogleich die Wichtigkeit desselben, aber auch zugleich die Unmöglichkeit, von den Köhlern diejenigen Kenntnisse zu fordern, welche zu dem Geschäfte nöthig sind. Um desto nöthiger sind sie daher dem Forstbedienten; denn von diesem wird gefordert, daß er das Kohlwesen, als ein wichtiges Stück der Forstwirthschaft, anzugeben und zu dirigiren verstehen muß. In Ansehung der Köhler bleibt bloß übrig, sie zur Beobachtung verschiedener Dinge anzuweisen, damit die gute Ordnung nicht nur im Walde überhaupt, sondern auch was das Geschäfte des Verkohlens insbesondere betrifft, genau beibehalten und nicht im geringsten gestöhret werde.

Sobald die Verkohlung der Hölzer — welche in einigen Gegenden vom 1sten März bis zu Ende des Oktobers, anderer Orten von Michaelis bis Georgius verstattet ist — angefangen werden soll, so muß sich der Köhler bei dem Forstbedienten des Revieres desfalls melden und eben so auch wieder, wenn das Verkohlen geendiget ist, bei demselben davon die Anzeige machen. — Bei Erbauung der Köhlerhütte darf er keine Schaalen von stehenden Bäumen schälen, sondern soll solche von den Schlägen, jedoch nicht ohne Erlaubniß des Forstbedienten, erhalten, und wenn die Arbeit an einer Gegend fertig worden, muß er die Hütte zur fernern Arbeit hinschaffen, damit nicht neues Holz verbrauchet werde.

Die Kohlplätze, Kohl- oder Meilerstätten dürfen nicht in die jungen Hölzer, noch sonst anderer Orten, wo leicht Schaden entstehen kann, gemacht werden. — Das Deckreißig darf er nicht zu hoch an den Bäumen hauen, noch junge Hölzer durch das Beschnitteln beschädigen. — Bei dürren und heissen Sommertagen hat der Köhler, damit bei Füllung der Meiler, Löschung des Feuers und Herausnehmung der Kohlen, keine Feuer-Verwahrlosung durch die Brände entstehe, fleißig Sorge zu tragen, ausserdem aber dafür zu stehen. Sicherer aber ist es, besonders in Kiefernörtern, wenn dem Köhler bei lang anhaltender Dürre und Hitze die Arbeit gänzlich untersaget wird. Eben so muß er auch, wenn die Verkohlung auf einem neuen unausgeräumten Schlage, wo noch vieles Reißig und Klafterholz vorhanden ist, veranstaltet würde, von dem Kohlen bei anhaltender Dürre so lange abgehen, bis wiederum nasse Witterung einfällt. Damit er auch bei Tag und Nacht desto eher die nöthige Aufsicht über das Feuer haben kann, so muß er die Köhlerhütte nahe an der Kohlstätte und nie zu weit ab von derselben machen, auch jederzeit einen hinlänglichen Vorrath Wassers ohnweit seiner Kohlstätte in Bereitschaft halten.

Ein Köhler darf sich auch bei nahmhafter Geld- oder Leibesstrafe weder an Hölzern, so andern Personen gehören, noch auch dürrem und anderm Holze vergreifen, und daher sein Füllholz von keinem andern als dem ihm zugezählten Klafter- und Malter-Stockholz hernehmen. Endlich da er auch wegen seines fortdauernden Aufenthalts im Walde manches Gesetzwidrige, als allerhand Unterschleife und Diebereien, Schüsse, Hundehetzen und andere verdächtige Dinge zu bemerken Gelegenheit hat, so darf er nichts verschweigen, sondern muß alle und jede Vorgänge dem Forstbedienten ohne Zeitverlust anzeigen.

Köhlergraben. Ist eben so viel als Meilerstätte, und man bedient sich hie und da noch dieses Ausdrucks, ob man gleich die Kohlen nicht mehr in Gruben brennt.

Kohlfalke, s. unter Bergfalke.

Kohlhaufen, s. Meiler.

Kohlholz, Fr. Bois à charbons. Ist das Gehölz, welches zum Verkohlen bestimmt ist.

Kohlleſche, Kohllöſche, Fr. Terre à couvrir le fourneau. Iſt die klare, und durch ihre Anwendung zu Bedekkung der Meiler endlich ſchwarz gewordene Erde; ſ. unter Kohlengeſtübe.

Kohlmeiſe, Lat. Parus major, Linn. Fr. la groſſe Mesange ou Charbonniere, Buff. Engl. the great Titmouſe or Ox-eye, Penn. auch genannt: Grasmeiſe, Spiegelmeiſe, Brandmeiſe, Pickmeiſe, Finkenmeiſe, Meiſenfink, Schwarzmeiſe, Speckmeiſe, Schinkenmeiſe, große ſchwarze Meiſe; Crainiſch: Sniza. Gehört unter die Ordnung der Singvögel, und macht von der Gattung der Meiſen eine Art aus, deren Kennzeichen ein ſchwarzer Kopf, weiße Schläfe und ein gelbes Genik ſind. An Größe iſt ſie faſt dem gemeinen Finken gleich, 6 und einen halben Zoll lang und 9 Zoll 4 Linien breit. Der Schwanz iſt $2\frac{3}{4}$ Zoll lang, welchen die Flügel nur 1 Zoll lang bedecken.

Der Schnabel iſt 6 Linien lang, gerade, rund, hart, ſpitzig, kegelförmig, beide Kiefern gleich lang und ſchwärzlich, der Augenſtern dunkelbraun, die runden Naſenlöcher mit borſtenförmigen Haaren bedeckt, die geſchilderten Füße und Klauen bleifarbig, die Beine 10 Linien hoch, die mittlere Zehe 9 und die hintere 7 Linien lang, die Klauen, beſonders die hintere, ſtark und ſcharf.

Der Kopf iſt glänzend ſchwarz; die rein weißen Wangen und Schläfe werden von der ſchwarzen Kehle und dem Vorderhals eingeſchloſſen; das Genick iſt grünlichgelb, der Rücken und die Schultern ſind ſchön olivengrün, die mittelmäßigen Steißfedern hellaſchgrau, die Bruſt und der Bauch gelblichgrün, der Länge nach durch einen ſchwarzen Streifen getheilt, der After in der Mitte ſchwarz, an den Seiten weiß, die Schenkel weiß ſchwarz gefleckt, die Seiten blaß olivengrün, die Deckfedern der Flügel hellblau, und über die Flügel läuft ſchief eine weiße Binde, die Schwungfedern ſchwärzlich, die Schwanzfedern etwas gabelförmig und ſchwärzlich, mit Hellblau und Weiß. — Das Weibchen iſt kleiner, die Schwärze des Kopfs und die gelbe Farbe der Bruſt weniger lebhaft, und der ſchwarze Streifen am Bauche ſchmäler und nur bis in die Mitte des Bauchs reichend. Am letztern kann man auch ſchon die jungen Kohl-

meisenmännchen von den Weibchen unterscheiden, denen sie sonst völlig gleich sehen.

Die Kohlmeisen sind, wie alle Meisen, außerordentlich thätig, munter und muthig. Sie sind auch listig, und durch ihren Zorn, Grausamkeit und Stärke zeichnen sie sich besonders unter allen kleinen Vögeln aus, indem sie kranke oder gefangene Vögel tödten, und ihnen das Gehirn aushacken. Wegen ihres angenehmen Gesangs sind sie Stubenvögel, müssen aber entweder in einem dräthernen Vogelbauer allein gesteckt werden, oder frei herumlaufend, alle Tage gutes Futter vollauf haben, wenn sie keine andern Vögel anfallen soll. Unter ihren Locktönen zeichnet sich besonders ihr helles Fink, Fink! und ihr schnarrendes Zizerrh aus, und in dem Gesang das Sizida, Sizida! (in Thüringen nennt man dieß Sitz ich doch!! und Stiti, Stiti! Ihr Alter muß beträchtlich seyn; denn im Zimmer können sie 10 Jahre erreichen.

Sie bewohnen die ganze alte Welt, und sind in Deutschland allenthalben, wo Gärten und Holzungen sind, bekannt. Im Oktober versammeln sich mehrere Familien zu einer Heerde, und ziehen dann den ganzen Herbst und Winter durch von einem Garten und Wald zum andern. Wenn im Herbst in einer Gegend verschiedene Schaaren Meisen folgen, so sagt man: jetzt sey der Meisenstrich. Im März trennen sie sich wiederum, und jedes Paar sucht sich zur Fortpflanzung einen schicklichen Ort aus.

Ihre Nahrung sind Insekten, Sämereien und Beeren. Ihre Speise fassen sie mit den Klauen, zerreissen sie mit dem Schnabel und lecken sie in kleinen Bissen mit der Zunge hinein. In Gefangenschaft fressen sie fast alles, was auf den Tisch kommt. Sie trinken viel und baden sich gern.

Sie nisten in hohle Bäume, hoch und tief, auch in verlassene Eichhörnchens- Raben- und Elsternester und in die Mauerlöcher, und legen 8 bis 14 weißliche mit röthlichen oder rostfarbenen Strichen und Punkten besprengte Eier, die Männchen und Weibchen gemeinschaftlich in 14 Tagen ausbrüten. Die Jungen werden mit Insekten und vorzüglich mit grünen Raupen aufgefüttert. Sie fliegen nicht eher aus dem Neste, bis sie vollkommen ausgewachsen

ind, und sehen am Unterleibe bis zum ersten Mausern sehr
laßgelb aus, und die schwarze Farbe ist matt. Sie ma-
hen gewöhnlich auch eine zweite Brut, und wenn nicht in
ieselbe Höhle, doch nicht weit davon.

Im Käfig sind sie, da sie sich beständig überschlagen, dem
Taumel oft unterworfen. Von zu vielem Hanf bekommen
e die Auszehrung und auch das Podagra. Auch dem
Kropf und der Epilepsie sind sie unterworfen. — Ihre
Brut ist den Verfolgungen der Wieseln und in Gärten der
Katzen ausgesetzt. Die Erwachsenen werden auf ihrem
Strich von dem Sperber und Baumfalken gefangen.

Ohngeachtet sie scheu sind, so kann man doch mit der
Flinte nahe genug an sie kommen, mühsamer mit dem Blas-
rohre. Man fängt sie aber lieber, als daß man sie schießt;
hievon sehe man unter Meissenfang. Im Herbst fängt man
e auch einzeln in der Schneuß, wo sie nach den Vogel-
nd schwarzen Hollunderbeeren gehen. Es müssen aber
ferdehaarene Schlingen eingezogen seyn, weil sie die leine-
en zerbeißen. Im Winter lassen sie sich in einen Kasten
ocken; siehe Meisenkasten. Sie gehen auch, wie alle
Meisen, häufig nach dem Tränkheerd, wo man sie von 7 bis
Uhr Vormittags und 4 bis 5 Uhr Nachmittags antrifft.

Sie nützen durch ihr angenehmes Fleisch, besonders
ber durch die Tödtung so vieler schädlichen Insekten, Rau-
en, Puppen und Eier in Wäldern und Gärten. Beson-
ers tödten sie viele Ringelraupeneier. Von vielen werden
e als Stubenvögel geschätzt.

Ihr Schaden besteht darin, daß sie im Winter und
Frühjahr die Bienenstöcke besuchen, an welche sie mit ihrem
Schnabel klopfen, und so bald eine Biene herauskömmt,
elbige wegnehmen. Man hat auch Beispiele, daß sie schla-
enden Kindern in die Augen gehackt und sie blind gemacht
aben.

Kohlstätte, Meilerstätte, Fr. Place à la charbonnière.
Ist der cirkelrunde Platz, auf welchem der Köhler seinen
Meiler errichtet, und in diesem das Holz verkohlet; siehe
Kohlen.

Kolben, Fr. tête d'arbre coupé. Heißt ein in Form
iner Pyramide beschnittener Fichtenbusch, bei welchem al-
lerhand Vögel auf dem Leim gefangen werden. — Kolben,

Fr. Bosse; werden auch die jungen Hirschgeweihe genannt, wenn sie noch mit der Basthaut überzogen sind; s. Hirschkolben. — Kolben, Fr. Couche, Crosse; heißt auch der Anschlag an einer Büchse oder Flinte.

Kolbenhirsch, Fr. Hére. Heißt ein Hirsch so lange, als das Gehörne ihm wieder wächst, als so lange man ihn nicht nach dem Gehörne ansprechen kann; wenn er aber völlig vereckt hat, so daß man ihn wieder nach den Enden ansprechen kann, obgleich er den Bast noch nicht abgeschlagen hat, wird er nun ein Hirsch nach der Zahl seiner Enden genannt.

Kolbzeit, Fr. Temps de la mue. Ist diejenige Zeit, wenn die Hirsche im Frühjahre ihre Geweihe abwerfen, und ihnen wieder andere aus dem Kopfe hervorwachsen, welche ganz weich und mit einer rauhen Haut überzogen sind, und diese Zeit heißt es so lange bis der Hirsch völlig verecket ist.

Kolkrabe, s. Rabe.

Kollerbüsche. Heißen im Nadelholze verwahrloste Bäume, oder aus welchen das Wildpret oder zahme Vieh die Köpfe gebissen hat, da sie dann zu keiner gehörigen Höhe und Stärke haben heranwachsen können.

Königsfischer, s. Eisvogel.

Kopf. Heißt die Krone eines Baumes, besonders wird aber auch das dicke Ende eines Stammes Kopf genannt; Kopf nennt man auch einen steilen einzelnen zuckerhutförmigen Berg.

Kopfheister, Fr. menu bois qui forme le haut de la pile. Heißen Bäume, welche man 7 bis 8 Schuh hoch von der Erde kappt, damit sie nicht weiter in die Höhe treiben, sondern statt dessen häufige Seitenäste und einen dick bewachsenen Kopf treiben mögen, welche man wie Schlagholz benutzt. So oft ein solcher Stamm abgeköpft wird, so hauet man ihm einige zur Seite gerade ausgewachsene Zweige eines Fußes lang ab, damit er daselbst wieder einen andern Kopf aufsetze, und desto mehr Buschholz trage. Eichen, Hornbäume, Weiden werden auf diese Art benutzt.

Kopfwald. Ist eine Waldung, wo der Eigenthümer den Bäumen, je nachdem er den Hauptstamm zu nutzen gedenkt, eine sichere Länge bestimmt, über welcher er ihn ab-

aut, und das Gipfelholz als Brennholz oder zu anderem Gebrauche benutzt. Ein solcher Wald ist also zu Werk- und Brennholz zugleich bestimmt. Die Behandlung der Kopfwaldungen muß mit der der Hochwaldungen völlig gleich seyn; man muß nämlich zum Verpflanzen nichts anders als Saamenbäume nehmen (Weiden ausgenommen), und beim Versetzen auf alle mögliche Art die Pfahlwurzeln schonen, weil es hier eben so gut um den Hauptstamm, als bei dem Hochwalde zu thun ist. Da die Bäume (s. Kopfheister) nach sichern Jahren gestümmelt werden, und alsdann oben am gestümmelten Ende eine Menge neuer Aeste treiben, so sind diese jungen Aeste wenigstens im ersten Jahre den Winden und dem Zerreissen ausgesetzt, wenn sie sich nicht gemeinschaftlich beschützen können. Daher müssen die Bäume zu Kopfwaldungen nur in einer Entfernung von 4 bis 6 Schuh gepflanzt werden, damit die jungen Aeste sich gemeinschaftlichen Schutz können angedeihen lassen.

Die Zeit, wenn ein solcher Kopfwald zu köpfen oder zu stümmeln ist, wird von den Schriftstellern verschiedentlich angegeben, einige alle 5 bis 6, andere alle 3 bis 4 Jahre. Allein hierüber läßt sich nichts gewisses bestimmen, denn alles hängt von der Lage, dem Himmelsstrich, Boden und vorzüglich von der Nutzung ab, wozu man die abgeworfenen Stangen gebrauchen will.

Koppelbändig, Fr. harder les nouveaux chiens avec les vieux pour les dresser. Heißt, wenn man zu einem oder zwei jungen einen alten Hund an die Koppel nimmt, damit sie zusammen gewohnt werden, und bei der Felddressur ordentlich mit fortgehen; s. unter Jagdhund.

Koppelhunde, Hausen Jagdhunde, Fr. la Meute. Eine Koppel heißt, wenn 2 bis 3 Hunde an eine Koppel zusammengeschnallet, und auf die Jagd geführet werden; s. Jagdhund.

Koppeljagd, Mit- Bei- oder Samtjagd, Fr. Droit de chasse commune. Ist eigentlich diejenige Befugniß, auf des andern Grund und Boden zu jagen; wenn nämlich jemand die Jagdgerechtigkeit auf eigenem Grund und Boden, nebst andern, welche solche gleichfalls darauf erworben, oder auf fremden Grundstücken, nebst dem Eigenthümer derselben; oder nebst andern, mit oder ohne den Eigenthü-

oder auf eigenen und fremden Ländereien und Wäl-
zugleich, nebst andern, sie mögen die Eigenthümer
: Grundstücke seyn oder nicht, zustehet. Dergleichen
ıgniß kann sowohl in Ansehung der hohen als niedern
› statt finden; gewöhnlich aber kommen die Koppeljag-
ıur bei der Niederjagd vor.

Da die Vermuthung allemal für die natürliche Frei-
streitet, so muß derjenige, welcher die Koppeljag-,
derjenige, welcher jede andere Art von Jagdgerechtigkeit
eines Fremden Grund und Boden behauptet, dieselbe
rig erweisen. Wenn jedoch zweier oder mehrerer Nach-
Grundstücke dergestalt unter einander liegen, daß einer
Jagd ohne des andern Eigenthum zu betreten, unmög-
ausüben kann, so hält man dieselbe nach den Gesetzen
ündet.

In Ansehung dessen, wie die Koppeljagd zu betreiben,
ob von sämmtlichen Jagdberechtigten gemeinschaftlich,
von jedem insonderheit Gebrauch davon zu machen ist;
leichen ob einer dem andern unwissend sich derselben
enen kann, so kömmt es, wegen ermangelnder allgemei-
Gesetze und Gewohnheiten, deshalb auf die Landesge-
, oder wenn auch diese ermangeln, auf die Observanz
nach welcher ein Koppeljagdberechtigter diese Jagd ohne
andern Vorwissen und Willen zu treiben, in einem Lan-
efugt, im andern aber nicht befugt ist. Wenn hinge-
in dem Falle, da einer dem andern die Jagd als eine
nstbarkeit auf seinen Grundstücken verstattet hat, und
Jagd für beide nicht hinreichend, oder nicht Wild genug
ıanden ist, darüber Streit entstehet, wer dem andern
hen soll, so hält man dafür, daß der Eigenthümer dem
:rn sein Jagdrecht überlassen müsse. Allein diese Be-
ptung ist ohne Grund und keine Ursache vorhanden,
um dieser jenem vorgehen solle; denn hat sich der Eigen-
ner, das Jagdrecht zugleich mit zu üben, vorbehalten,
at er wenigstens so viel Recht zur Jagd als der andere.

Ordentlicher Weise stehet dem Landesherrn so wenig
Mit- oder Koppel- als Vorjagd zu, und obschon einige
ır halten, daß solche demselben in denjenigen Ländern,
velchen die Jagd für ein Regale gehalten wird und an-
zur Lehn übergeben worden, nicht streitig gemacht wer-

den könne; so ist jedoch, weil der Lehnmann usufructuarius ist, welchem alle und jede Nutzungen gehören, die vom Lehnherrn nicht ausdrücklich vorbehalten worden sind, und auch das nutzbare Eigenthum des Lehns besitzet, dieser Meinung keinesweges beizupflichten.

Korb, s. Habichtskorb.

Korben, s. Schiffsknie.

Korbweide, Lat. Salix viminalis, Linn. Fr. l'Osier à Corbeilles, le Saule liant, Engl. the Hoop Willow; auch genannt: Fischerweide, Krebsweide, Grundweide, Wasserweide, große Korbweide, Hanfweide, große oder lange Haarweide, Spitzweide, große Flachsweide, Uferweide, Kneyenbusch, Arintsweide, Seilweide, große Bandweide, auch weil sie an den Ufern der Elbe häufig wächst, Elbweide. Ist sommergrünes Laubholz, und gehört unter die weichen ganzen Sträucher.

Diese Weide ist ein ziemlich starker Strauch, der an den Flüssen und Bächen wild gefunden wird; selten findet man diese Art unter andern Weiden. Die Zweige sind sehr lang und ruthenförmig und die jungen Triebe und Blätter im Mai, bisweilen ganz mit einer silberweißen Wolle bekleidet, welche sich nach und nach verlieret. Sie erreicht in 15 Jahren ihre Vollkommenheit im Wachsthum, treibt flache 1 Fuß tief und 4 Fuß weit gehende Wurzeln. Die jüngere Rinde ist haarig grau, und die ältere glatt grünlich. Die Blätter sind unter allen Weidenblättern die längsten, vorne und hinten spitzig und wellenförmig gezahnt, oben hellgrün, glatt, mit vertieften Adern, unten fein weißhaarig. Das Holz ist weiß, weich und nicht dauerhaft, aber sehr zähe. Die männlichen Blüthenkätzchen haben zähe eiförmige, stumpfe, gelbgrüne, haarige Schuppen, deren jede zwei Staubfäden mit gelben Staubbeuteln bedeckt. Die weiblichen Kätzchen haben eiförmige, gestutzte, bräunliche, behaarte Schuppen. Der Fruchtknoten ist lanzettförmig, Anfangs fein behaart, im Alter glatt und trägt 2 glatte, gelbliche Staubwege mit gelben Narben. Die Blätter werden häufig von Insekten besucht und erscheinen daher mit mancherlei Auswüchsen.

Diese Art wird für eine der besten und dauerhaftesten Weiden gehalten und ihr Anbau daher sehr empfohlen. Die

Fischer unterhalten sie, als die für ihr Gewerbe tauglichste Art an den Ufern und auf den Strominseln. Gärtner und Landleute ziehen sie in manchen Gegenden in feuchten, lokkern Boden in den Feldbüschen, zu einer nützlichen Stammweide. Ihre Vermehrung geschieht durch die abgeschnittenen, eingelegten, schwachen Ruthen. Bei der Anlegung großer Dämme, an reissenden und Hauptströmen, wird sie als eine, in Eis und unter Wasser dauerhafte Grund- und Wasserweide gebraucht. Die Ruthen sind sehr gut zur Korbmacherarbeit, und geben das beste geflochtene Fischerzeug und die vierjährigen Stangen die besten Reifstäbe.

Kormoran, lat. Pelecanus Carbo, Linn. Fr. le Cormoran, Buff. Engl. the Corvorant, Penn. auch genannt: der Wasserrabe, Seerabe, Feuchtarsch, Schaluchorn oder Schlucker, Scharb, schwarzer und kohlschwarzer Pelikan. Er gehört unter die Ordnung der Wasservögel, und ist eine Art von der ersten Familie der Gattung der Pelikane, die als Kennzeichen ungezähnten Schnabel, schwarzen Körper, kleinen geschopften Kopf und zugerundeten Schwanz hat.

Er ist über alle Theile der nördlichen Halbkugel verbreitet; in Deutschland besucht er bloß die Seeküsten, und geht selten auf den Flüssen eine Strecke ins Land hinein, oder auf die Seen. Er hat ohngefähr die Größe einer Gans, doch ist er schlanker, 3 und einen halben Fuß lang, und 4 und einen halben Fuß breit. Der Schwanz ist 6 und 3 Viertel Zoll lang, fächerförmig, und die Flügel reichen bis 1 Zoll auf denselben. Der Schnabel ist 4 Zoll lang, gerade, messerförmig schmal, am Grunde sechseckig, am Ende hakenförmig, dunkelaschgrau, unter dem Kinn ein kleiner nackter Sack, welcher rund wird, und sehr erweitert werden kann, schwärzlich und olivengelb gemischt ist. An der Wurzel des Schnabels und um die Augen herum ist die Haut nackt, roth, safranfarbig oder schwärzlich. Die Augen liegen nicht weit vom Schnabel, und sind klein, die Pupille bläulich, der Ring grün. Die Füße sind glänzend schwarz, breit und stark, die Schwimmhaut chagrinartig, die Finger und Nägel dick, die Beine 4 und einen halben Zoll hoch, die Mittelzehe 3 und 1 Viertel Zoll lang und ihr Nagel inwendig gezähnelt, die hintere 20 Linien lang.

Die 2 Zoll langen Federn des Hinterkopfs bilden einen kleinen Federbusch; über der Wurzel des Schnabels sind sie weiß, der Kopf, Hintertheil des Halses, der Unterrücken und Steiß sind rußschwarz, zuweilen weiß gestreift; der Rücken, die Schultern, der After, die Seiten kohlschwarz, die Gurgel weiß, der Vorderhals und die Brust rußschwarz, der Bauch schwarz, in der Mitte weißlich mit rußigen Linien vermischt, an den Schenkeln ein weißer Busch (Hosen), die Schwungfedern schwärzlich, die Deckfedern der Flügel fahlschwarz, die 14 Schwanzfedern schwarz. Unter den großen Schwanzfedern sind feine dichte Dunen von grauer Farbe, und am Kopf und Hals sind die Federn ganz kurz. — Dem Weibchen fehlt die weiße Stirn und der weiße Busch an den Schenkeln, und der Unterleib ist weiß und braun gefleckt.

Dieser Vogel ist nicht scheu. Seine Stimme ist grob, und hat viel Aehnlichkeit mit dem Blöken eines Kalbes. Er hat einen sehr schweren Gang und Flug, und scheint sehr dumm zu seyn. Er bewohnt die Meeresufer und die Seeklippen und streift nur des Winters über als ein Strichvogel von einem Orte zum andern, und kömmt alsdann auch auf die Landseen und Flüsse. Seine Nahrung sind Fische, besonders macht er Jagd auf die Heeringe, wenn sie nach den Buchten gehen.

Er nistet auf die höchsten Bäume am Meeresstrande; vorzüglich hat er die Weidenbäume dazu gern. Man findet aber auch die Nester zu hunderten in den Felsenritzen. Sie bestehen aus Rohr und Schilfstengeln. Das Weibchen legt meistens 3 weiße, ins Blaßgrüne fallende Eier, wie Gänseeier gestaltet, welche stinken sollen.

Zum Fang dieser Vögel legen die Norweger des Nachts unten an den Felsen, in deren Ritzen eine Heerde nistet, Feuer an, dessen Rauch sie so taumelnd macht, daß sie herunter fallen. In andern Nordländern wirft man sie entweder mit Wurfspießen auf dem Wasser, oder fängt sie in Schlingen, welche an den steilen Abhängen herunter gelassen und vor ihre gewöhnlichen Ruheplätze gestellet werden; im Winter erhascht man sie auch auf dem Eise, wenn sie schlafen. Ueberhaupt sind sie sehr leicht zu fangen und zu schießen.

Das Fleisch wird frisch und eingesalzen gegessen, ob es gleich thranig schmeckt; doch soll ein junger, wenn man ihm die Haut abzieht, so schmackhaft, wie ein Truthahn seyn. Die Norweger bereiten diese Haut zum Einbinden der Bücher. Auch wird die Haut mit den Federn von den Nordländern zu Kleidern verwendet, und den Sack an der Kehle brauchen sie als eine Blase, um ihre Wurfspieße damit über dem Wasser zu halten. — Die Eier lassen sich nicht hart kochen, werden von einigen gegessen, von andern aber als stinkend weggeworfen. — In China werden sie gezähmt und zum Fischfang abgerichtet. Auch war in England dieser Fischfang sonst üblich.

Großen Schaden thun sie am Zuglachs. Die Lerchenbäume und andere Bäume, auf welchen sie nisten, verderben und vertrocknen, theils durch ihren ätzenden Koth, theils aber durch das beständige Abbeißen der Knospen.

Korneelkirschbaum, lat. Cornus mascula, Fr. le Cornier, Cornouiller mâle à fruit rouge, Engl. the Cornelian Cherry-Tree; auch genannt: Korneelhartriegel, wilder Korneelbaum, Corneelkirschenstrauch, Corneliuskirschen, Corle, Caneelbeerstrauch, Corniolen, Kornlebaum, Körnerbaum, Kurbeerbaum, Hörlitzenbaum, Hörnerbaum, Thierleinbaum, Dörlingsbaum, welscher Kirschbaum, Hornkirsche, Herlitze, Horlskenbeerstaude, Hörlicken, Dirlitzenstrauch, Tirlen, Dorlenstrauch, Dorlen, Dierlein, Dierlitz, Dierling, Dientel, Zieserlenstrauch, Fürwitzel.

Ist sommergrünes Laubholz, und gemeiniglich ein Strauchgewächs, wird aber, da er auch als Baum vorkömmt, unter die Baumhölzer der dritten Größe gerechnet. Er gehört mit dem Hartriegel zu einem Geschlechte, und erreicht in 35 Jahren seine Vollkommenheit. Die Wurzel ist faserig, stark, ziemlich ausbreitend, und hat zuweilen harte, schwarze Knoten in der Größe einer Haselnuß, die Rinde ist schwarzgrün und glatt, auch wohl röthlich; an alten Stämmen fällt sie ins Braungraue; die Blätter sind eirund zugespitzt, der Rand ungezahnt, oben dunkelgrün, glänzend, glatt, unten hellgrün mit vielen erhabnen, bogenförmig laufenden Adern, brechen zu Ende des Maies aus, und fallen in der Mitte des Oktobers ab; das Holz ist weißgelb, sehr hart und zähe.

Die fruchtbaren Zwitterblüthen sitzen zu mehreren Stücken in goldgelben Dolden, die eine gemeinschaftliche Decke haben, beisammen. Die Krone führt 4 aufwärts stehende und hervorragende Staubfäden mit rundlichen Staubhülsen. Der weibliche Fruchtknoten, der sich unter einer besondern Decke befindet, hat einen fadenähnlichen Staubweg, mit einer zugestumpften Befruchtungsnarbe. Die Frucht ist eine längliche, Anfangs grüne, wie eine Olive gestaltete, bei der Reife glänzend hochrothe Beere, von angenehmen säuerlichen Geschmack, und enthält einen langen, auch dem Olivenkern ähnlichen Stein mit zwei Höhlen, in deren jeder ein länglicher Kern steckt.

Dieser Baum bringt seine Blumenknospen noch sehr zeitig vor Eintritt des Winters hervor, worauf die gelben Blüthen schon zu Ende des Februars und im März zum Vorschein kommen. Die Frucht wird im September reif, welches ihre rothe Farbe anzeigt. Die Saamenkerne werden alsdann sogleich in jede Erde, die nur locker und nicht allzu mager ist, einen halben Zoll tief eingelegt. Der Saame liegt über ein Jahr, und wenn die Aussaat nicht gleich nach der Reife geschieht, liegt er wohl über zwei Jahre in der Erde, ehe er mit langen schmalen Saamenblättern aufgeht.

Die Vermehrung geschieht durch Ableger und bewurzelte Nebenschösse. Seinen natürlichen Stand hat er auf den Hügeln und um dieselben, auch an den niedrigen fruchtbaren Bergen und steinigten Anhöhen, die er zuweilen an der Mittagsseite ganz überzieht, weil er sich daselbst von ausfallenden Steinen in einer lockern Erde sehr vermehrt. Die in der Baumschule erzogenen Stämme kann man zu Hecken, Pyramiden u. s. w. im Frühjahr in Graben oder Löcher verpflanzen, durch Steckreißer aber nicht.

Der Korneelkirschenbaum empfiehlt sich sehr zu schönen Hecken in einem frischen, aus Leimen mit Dammerde gemischten Boden, die dem Raupenfraß nicht unterworfen sind. Er kann aber auch zu einem ansehnlichen Baum in Obstgärten erzogen werden. Rinde, Zweige und Blätter, ingleichen die unreifen Früchte sind zum Ledergerben brauchbar. Die kurz nach dem Ausbruch gepflückten und im Schatten getrockneten Blätter geben einen angenehm schmek-

kenden Thee. Die Früchte sind, reif und frisch genossen, verstopfend. Man pflegt sie daher noch grün und unreif abzupflücken, mit gewürzhaften Kräutern, vornemlich mit Lorbeerblättern und Fenchel, in Salzwasser einzumachen, nachdem sie weich gekocht worden, übergießt man sie mit gutem Baumöl, da sie wie Oliven genossen, und von diesen nicht leicht unterschieden werden können, nur muß man keine metallene oder glasurte Gefäße dazu nehmen. Die reifen Früchte macht man mit Zucker oder Honig ein, oder gebraucht sie zu Gallerten, und bereitet auch durch die Gährung ein weinartiges Getränke daraus.

Das Holz ist zähe, hornfest und härter als Kirschbaumholz, und läßt sich gut bearbeiten. Es dient zu allerhand kleinen Geräthen, die eine ausserordentliche Festigkeit haben müssen, daher es zu kleinen Kammzähnen in den Mühlen, zu Axthelmen, Hammerstielen, allerhand Stielen schneidender Instrumente, zu Messerheften, Säbelgriffen, Spießschäften angewendet wird; auch macht man die besten hölzernen Nägel davon.

Eine andere Art, welche in Deutschland eingeführt zu werden verdient, da sie auch bei uns reifen Saamen bringt, ist

der Nordamerikanische blühende Korneelkirschenbaum, Lat. Cornus florida, Fr. le Cornouiller de Virginie, Engl. the Virginia Dogwood. In Nordamerika wächst er zu einer Höhe von 10 bis 20 Fuß. Der Wuchs ist langsam; die Rinde weißgrau, das Holz weißgelb. Die hellgrünen Blätter sind mehr breit eiförmig als herzförmig. Der Anblick der weißröthlichen Zwitterblüthe ist sehr reizend, weil sich ein solcher kleiner Baum in einiger Entfernung dem Auge wie eine mit Rosen überschüttete Pyramide zeigt. Die Frucht ist eine langeiförmige kleine rothe Kirsche. Man findet diesen Baum gemeiniglich auf einem trocknen, aus Sand, Leimen und Dammerde gemischten Boden, auf Bergen, in Thälern und in jeder andern Lage. Die Kultur hat er mit der vorhergehenden Art gemein. — Das Holz ist sehr fest, nimmt eine vortrefliche Politur an, und

st im Trocknen sehr dauerhaft. Uebrigens hat dieser Baum alles mit der vorhergehenden Art gemein.

Körrung, s. Köder.

Kragenente, Lat. Anas Histrionica, Linn. Fr. le Canard à collier de Terre neuve, Buff. Engl. the Harlequin Duck, Penn. auch genannt: der Harlekin, die schäckige Ente, das Männchen, Plümente. Gehört unter die Ordnung der Wasservögel, und zwar unter die zweite Familie der Gattung der Enten. Als Kennzeichen ihrer Art ist sie braun, blau- und weißbunt, die Schläfe und die Ohren sind mit einer doppelten Linie bezeichnet, die Brust hat eine weiße Binde, und um den Hals geht ein weißer Kragen.

Sie ist in den nördlichsten Theilen von Europa, Asien und Amerika zu Hause. Des Sommers über hält sie sich bei felsigen und reissenden Strömen in schattigen Gegenden auf, und nistet an den Ufern unter niedrigem Gebüsche. Im Winter sucht sie die offene See auf, und kommt alsdann zuweilen an die Seeküste von Deutschland. Sie fliegt hoch, schnell, macht ein starkes Geschrei, und schwimmt und taucht vortreflich. Ihre Nahrung sind Schaalthiere, Fischroggen und Mückenlarven.

Sie hat fast die Größe der Hausente, ist 1 Fuß 8 Zoll lang, der zugespitzte Schwanz 3 und einen halben Zoll: die Flügel klaftern 30 Zoll, und legen sich auf der Mitte des Schwanzes zusammen. Der kleine Schnabel ist 1 und einen halben Zoll lang und schwärzlich; die Füße sind schwarzblau, die Beine 1 und 3 Viertel Zoll hoch, die Mittelzehe 2 Zoll und die hintere 5 Linien lang, die Schenkel 4 und eine halbe Linie weit kahl.

Zwischen dem Schnabel und den Augen ist ein großer weißer Fleck, der Scheitel schwarz, Wangen, Kinn und Hals schwarz, unter jedem ein weißer Fleck, und unter diesem eine kurze weiße Linie; den untersten Theil des Halses begränzt an beiden Seiten eine weiße Querlinie, und unter dieser steht eine zweite schwarze. Brust, Rücken und Schultern und ein Theil des Bauchs schön schieferblau, die Brust auf beiden Seiten mit weißen Streifen bezeichnet, welche mit einem schwarzen eingefaßt sind, Flügel und Schwanz schgrau, der Spiegel himmelblau mit einer weißen Quer-

linie, der Rumpf unten und oben tief schwarz. — Das Weibchen ist fast ganz dunkelbraun, an der Wurzel des Schnabels und hinter dem Ohre ein weißer Fleck.

Krähe, ist so viel als Welle.

Krähe, s. Rabe.

Krähenbeere, lat. Empetrum nigrum, Linn. Fr. la grande Bruyère à baies noires, Engl. the Crowberry; auch genannt: Affenbeerstrauch, Apenbeeee, Appenbeere, Steinbeere, Pickbeere, Kronbeere, Gichtkraut, Steinheide, Beerheide, Alpenheide, Apenheide, Trinkelbeere, schwarzbeerige Heide, schwarze Kronsbeere, schwarze Moosbeere, Thymianblättrige Heide, beerentragende Heide. Ist immergrünes Laubholz, und einer der kleinsten und niedrigsten Sträuche in Deutschland. Man findet ihn gewöhnlich nur auf den höchsten Gebirgen und Alpen, auch in tiefen Gründen, die beständig einen nassen Grund und eine Decke von Moos haben. Auf den Boden machen seine weit umher streifenden Wurzeln ein Hauptingredienz des Torfes aus. Aeußerlich hat dieser Strauch einige Aehnlichkeit mit der Heide.

Man findet Pflanzen mit Zwitterblüten, und andere, die in zwei von einander abgesonderten Sträuchern, männliche und weibliche Blüthen tragen. Bei der zwitterartigen hängen die drei Staubfäden, wie bei den blos männlichen, haarförmig heraus, und haben kurze, gerade Staubhülsen. Der Saamenstock ist rundlich, ohne merklichen Staubweg, und endiget sich in 9 verschiedene auseinanderstehende Narben. Das Saamenbehältniß oder die Frucht ist eine runde schwarze Beere von der Größe einer Erbse, die im August ihre Reife erlangt. Die Saamen sind 5 bis 6 feine Körner. Die Blätter sind sehr klein und den Blättern des Thymians etwas ähnlich, die Rinde ist rothbraun; das Holz zu allem Gebrauch zu schwach.

Die Beeren werden von allerhand Vögeln aufgesucht, besonders ziehen ihnen die Birkhühner so sehr nach, daß man sie da, wo dieser Strauch häufig wächst, meistens antrifft. Ehemals beschuldigte man die Beeren, daß sie den Kopf einnähmen und Schwindel verursachten, daß die Leute durch ihren Genuß närrisch würden, so daß sie sich wie Affen gebährdeten, weswegen man sie auch auf dem Harz Appenbeere genannt hat; aber im Herzogthum Werden wer-

en sie zum öftern von Kindern, und zwar immer ohne den
nindesten Nachtheil gegessen. Das Alaundekokt der Beere
ärbt Wolle und Garn braunroth.

Krähenhütte, s. Rabenhütte.

Kraisen, s. Kreisen.

Krallen, Waffen, Fr. Défenses. Heißen die Sporn
n den Füßen der Raubthiere und Raubvögel, auch die
Nägel an den Klauen des Luchses.

Krammetsvogel, s. Wacholderdrossel.

Kranich, Lat. Grus. Ist eine Gattung von der Ord-
ung der Sumpfvögel, die folgende Kennzeichen hat. Der
Schnabel hat ohngefähr die Länge des Kopfs, an seinem
Ursprunge, wo die Nasenlöcher stehen, eine schwache Furche,
nd ist an der Spitze etwas gewölbt. Die Zunge ist flei-
schiger, als an den Reihern, und der Zunge der Hühner
leich. Der Kopf ist mehr mit Federn bewachsen, als bei
en Reihern, und oft mit allerhand Zierrathen versehen.
Die Füße sind lang mit mittelmäßigen Zehen; die Hinter-
ehe ist kurz, und steht nicht auf der Erde auf; zwischen
er äußern und mittlern Vorderzehe ist eine Falte wie bei
en Reihern; die Nägel sind mittelmäßig groß und
pitzig.

Die Kraniche machen gleichsam die Mittelgattung
wischen Reihern und Trappen aus, und unterscheiden sich
uch in den innern Theilen von jenen, denen sie sonst zuge-
sellet wurden; denn ihr Magen ist muskulöser, das Ge-
därme hat zwei Anhängsel, da es bei den Reihern nur eins
at, und die Luftröhre hat verschiedene Beugungen.

Von dieser Gattung ist nur eine Art vorhanden, nämlich
der gemeine Kranich, Lat. Grus communis, Ardea
Grus, Linn. Fr. la Grue, Buff. Engl. the common
Crane, Penn. auch genannt: Kranich, Kranch, Crainisch,
Scheriau. Die Kennzeichen seiner Art sind: bloßer war-
ziger Hinterkopf und grauer Leib, schwarzer Oberkopf und
Schwungfedern, und faserige innere Deckfedern. Er ist
; Fuß 11 und ein viertel Zoll lang, 6 Fuß 5 und ein
halb Zoll breit, der Schwanz mißt 8 Zoll, und die gefal-
teten Flügel reichen bis an die Spitze desselben. Er wiegt
10 bis 12 Pfund. Sein Körper hat ziemlich den Umfang
des Puterhahns, ist aber länger gebaut.

Der Schnabel ist 3½ Zoll lang, gerade, spitzig, an den Seiten flach und schwarzgrün; die Zunge breit, vorne hornig; der Augenstern kastanienbraun; die schlanken und langen geschuppten Füße sind schwarz, die Schenkel vier Zoll hoch nackt, die Beine 9 Zoll hoch, die mittlere Zehe 4 Zoll und 2 Linien, und die hintere 1 Zoll lang, und die mittlere und äußere Zehe ist bis zum ersten Gelenke mit einer Haut verbunden.

Der Vorderkopf ist schwarz und wollig, der Hinterkopf halbmondförmig kahl, warzig, roth und mit wenigen, haarähnlichen Federn besetzt; im Nacken befindet sich ein dunkelaschgraues Dreieck, in welchem sich zwei weiße Streifen von jedem Auge verbergen, und von da zur Brust hinab laufen; die Zügel, Wangen und der Vorderhals sind schwärzlich aschgrau, der Unterhals und der ganze übrige Körper ist schön aschgrau; die großen Deckfedern der Flügel sind schwärzlich, die kleinern schwarz; die Kehle und die Seiten des Halses sind schwärzlich, die vordern Schwungfedern schwarz, die hintern röthlichgrau; ein großer Büschel schöner Federn ohne Fasern entspringt am Ende der Flügel, verbreitet sich über den Schwanz und kann aufgerichtet und niedergelegt werden, in Ruhe hängt er über den Schwanz her, und bedeckt ihn; dieser ist zugerundet, schön aschgrau und an den Spitzen der Federn schwärzlich.

Das Weibchen ist etwas kleiner, am Hinterkopf nicht so kahl, heller aschgrau, am Ende ins Rostfarbene fallend, und hat besonders das Eigene, daß es nur mit einer geraden und gewöhnlichen Luftröhre versehen ist, die bei dem Männchen einen besondern Bau hat.

Nachdem nämlich bei dem Männchen die Luftröhre der Länge nach über dem Brustknochen weggegangen, macht sie zwei unterschiedene Beugungen, geht wieder bis zur Hälfte des Brustknochens zurück, und beschreibt einen halben Bogen; während daß sie in die Höhe steigt, läuft sie wieder vorwärts, beugt sich nach der Brusthöhle, und theilt sich alsdann erst in die zwei gewöhnlichen Aeste. Sie ist, so weit sie im Brustknochen liegt, unbeweglich an diesem befestiget. Dieser Brustknochen hat keine scharfe Kante, sondern ist rund, um der Luftröhre Platz zu schaffen. Die untere Fläche hat oben und unten eine Hervorragung, um

er Luftröhre Raum zur Umbeugung zu geben. Aus die-
:m eigenen Luftröhren- und Brustknochenbau erklärt sich
as fürchterlich starke, helle, schnarrende Geschrei, das
ie Kraniche auf ihren Zügen hoch in der Luft von sich hö-
en lassen, das wie Irrgorr klingt, und zum Aberglau-
en vom wüthenden Heere und wilden Jäger Anlaß gege-
en hat. Es ist in der Nähe zum Taubmachen heftig.

Ihre breiten Flügel und leichten Flügelbeine machen,
aß sie nicht nur sehr hoch fliegen, und man sie wohl hören,
ber nicht sehen kann, sondern auch in einem fort sehr lange
Reisen thun können. Ihr Flug geschieht allezeit in zwei
Reihen, die vorne in einem spitzigen Winkel zusammen
oßen. Der große Zug besteht oft aus etlichen hunderten.
Man rühmt am Kranich eine große Wachsamkeit. Ihr
Gang und ihr ganzes Wesen ist wie beim Storch, ernsthaft
nd bedächtig, doch springen zuweilen im Frühjahr die Al-
en und im Herbst die Jungen tanzend herum. Auf ihren
Reisen sind sie auch gesellig und freundschaftlich, sonst
ber streiten sie sich, besonders die Männchen zur Paarungs-
eit so heftig, daß sie leicht hinterschlichen und gefangen
verden können. Gegen Adler und Falken vertheidigen sie
ch mit aufgerichtetem Schnabel, auf welchem sich jene,
venn sie unvorsichtig stoßen, zu spießen pflegen. Ohngeach-
et ihrer Wildheit lassen sie sich doch zähmen, und werden
ehr alt.

Im Sommer bewohnt der Kranich das nördliche Eu-
opa und Asien, im Winter aber findet man ihn auch tief
n wärmern Asien und in Afrika. In Deutschland ist er in
benen und sumpfigen Gegenden, die mit einzelnen Erlen-
üschen bewachsen sind, gemein, einige von ihnen auch im
Winter; dennoch muß man sie unter die Zugvögel rechnen,
ie im Herbst, in der Mitte des Oktobers, sich in großen
Schaaren versammeln, ihre Anführer wählen, sich mit gro-
em Geschrei hoch in die Luft schwingen, und in wärmere
Gegenden ziehen. Im März oder höchstens zu Anfang des
Aprils kommen sie wieder zurück. Sie reisen gern des
Nachts, und zwar oft in der größten Dunkelheit.

Ihre Nahrungsmittel sind ausgestreute und grüne
Saat, allerhand Sämereien, Insekten, Eidechsen, Frösche,
Schnecken, Würmer, Muscheln, verschiedene Kräuter und

ihre Wurzeln. Kleine Kieseln verschlucken sie in Menge, und trinken sehr oft und viel.

Das Weibchen legt zwischen große Binsenbüsche, auch in die Erlenbüsche auf einige Kräuter und Stengel, im Mai 2 schmutziggrünlich aschfarbene mit hellbraunen Flecken gewölkte Eier, von der Größe der Schwaneneier. Die Jungen kommen in 4 Wochen aus, und die Alten verlassen sie, sobald sie gehen können. Sonst pflegte man junge Kraniche zur Falkenbaize aufzuziehen. — Ihre Feinde sind der See- und Fischadler, welche sie im Winter verfolgen; auch plagen sie zuweilen äußerlich die Kranichläuse und innerlich die Egelwürmer.

Die Kraniche gehören in manchen Gegenden zur hohen und in manchen zur niedern Jagd, und der rechte Fang geht zu Ende des Julius an, und währt bis sie wegziehen. Wo sie sich häufig auf besäeten Feldern einfinden und Schaden thun, ist es jedem erlaubt, sie zu fangen und zu schiessen. An ihren Ruheorten macht man tiefe, aber enge Gruben hin, wirft Getraide oder andere Kirrung hinein, legt eine starke Schlinge von Pferdehaaren über dieselbe, und bindet solche an einem Stocke fest an. Wenn dann der Kranich mit seinem langen Halse hinunter reicht, so zieht er sich denselben mit der Schlinge zu. Andere stecken lange papierne Duten in die Grube, legen Erbsen hinein und bestreichen sie oben mit Vogelleim. Will der Kranich die Erbsen heraus holen, so bleibt ihm die Dute am Kopfe kleben, er wird geblendet, und kann alsdann leicht mit den Händen ergriffen werden.

Ferner kann man die Kraniche lebendig fangen, wenn man an einem solchen Orte, wo sie sich täglich aufhalten, einen Kreis von starken pferdehaarnen Schlingen an Pflöcken befestigt, diese Pflöcke mit Erde bedeckt, damit sie nicht zu sehen sind, und in der Mitte derselben Getraide hinstreut; wenn sie alsdann in den Kreis gehen, um das Getraide aufzulesen, so bleiben sie mit den Beinen in den Schlingen hängen.

Man läßt sie auch durch abgerichtete Falken aus der Luft herabstoßen, und die Jäger pflegen ihrer mehrere auf einem loszulassen. — Wer sie mit der Flinte erlegen will, der muß sich dem Winde entgegen an sie zu schleichen suchen, sonst

wittern sie ihn vermöge ihres scharfen Geruchs von weiten. — Ausserdem werden sie auf eben die verschiedenen Arten, wie die Trappen, vermittelst der Karrenbüchsen, Schießpferde, Weiberkleider und dergl. erschossen.

Das Fleisch erhält durch Zubereitung und Würze einen guten Geschmack; sonst ist es hart, faserig und unschmackhaft, und erfordert einen guten Magen. Durch Einwässern wird es noch härter. Klein gehauen und gekocht entsteht daraus eine Brühe, welche alle Brühen übertreffen, und für schwache Kranke die beste Suppe seyn soll. Auch vom Kranichbraten kann noch eine sehr schmackhafte und kräftige Suppe erhalten werden. In Polen und der Tartarei werden die jungen Kraniche zahm gemacht, gemästet und gegessen, und sie sollen alsdann den Geschmack der jungen Gänse und Enten haben.

Aus den Federn macht man Federbüsche, und die starken Flügelfedern werden zum Schreiben gebraucht. — Die Federn werden auch von den Tatarn in Gold oder Silber eingefaßt und als ein vorzüglicher Putz auf ihre Mützen gesteckt. — Der Kranich wird auch dadurch nützlich, daß er viel Ungeziefer, als Schnecken ꝛc. ausrottet.

Er schadet, daß er in großen Schaaren des Nachts auf die Getraidefelder fällt, grüne Saat und Körner frißt, und die Felder so zertritt, daß man glauben sollte, es hätte ein Regiment Soldaten daselbst campirt. Ferner durch den Aberglauben des gemeinen Mannes, welcher in manchen Gegenden eine Art Ehrfurcht gegen ihn hegt, indem derjenige für gottlos angesehen wird, der ihn tödtet; denn er betrachtet ihn als den besten Wetterpropheten, und richtet nach seiner frühern oder spätern Ankunft seine Feldarbeiten ein.

Krankheiten der Bäume, Fr. Maladies des arbres. Sind innerliche und äußerliche Zufälle, welche die Bäume an ihrem Wachsthum oder gar an ihrem Leben hindern, wodurch sie öfters auch zum Gebrauche untüchtig werden. Die Bäume können vorzüglich krank werden: durch Alter und aufhörende Wirkung der Naturkräfte, durch allzu plötzliche Abwechslung der Witterung, durch heftigen Frost, anhaltende Dürre, Feuer, besonders den Blitz, Sturmwinde, Schnee, Duftbruch, Glatteis, Beraubung des Laubes und

der Nadeln, unterirrdische Sümpfe, Klüfte, Steinfelsen und unfruchtbare Erdlagen, Anbohren der Bäume, Abschälen der Borke, Wegscharrung des Mooses in Nadel- und des Laubes in den Laubwäldern, Abästen der Bäume u. s. w. welches alles Gegenstände sind, worauf der Forstwirth sein wachsames Auge richten muß.

Krank seyn, Krank werden, Fr. tomber malade. Wird von einem angeschossenen und tödtlich verwundeten Stück Wildpret gesagt, wenn es sich zusammen kröpfet oder gar niederthut.

Kränzen, Fr. enlever, emporter avec les pences, tranchant du pied. Heißt, wenn der edle Hirsch, obschon der Boden hart und fest ist, dennoch mit den Schaalen einzwinget und einen Reifen macht, welches ein Thier nicht thun kann, indem es nur vorne das Erdreich spitzig berührt.

Krätze, ist so viel als Grind und Raude.

Krätzer, Fr. Tire bourre. Sind mehrentheils von Eisen gefertigte, zuweilen auch nur von gelbem oder weißem Drath zusammen gedrehete, oben mit zwei gegen einander krumm gebogenen Spitzen versehene Werkzeuge, welche in eine Hülse oder Mutter geschraubt, oder auch sogleich an einer Hülse angeschmiedet sind, und zum Ausziehen des Schusses aus Büchsen und Flinten dienen.

Krautvogel, s. Pieplerche.

Krautvögelchen, s. braunkehliger Steinschmätzer, unter Steinschmätzer.

Krebs. Ist eine Baumkrankheit, vermöge welcher die Borke vornehmlich in einer Zwiesel aufreißt, und so der Ast verdirbt.

Kreisen, s. Einkreisen.

Kreiser. Sind Bauern oder sonstige gemeine Leute, welche in irgends weitläuftigen Revieren den Jägern zur Beihülfe angenommen sind, um sowohl bei der Vorsuche und Kreisen als auch bei dem Jagen selbst mit gebraucht zu werden. Da es keine gelernten Jäger sind, so muß sie der Forstbediente zu diesen Geschäften brauchbar machen, und sich daher taugliche Subjekte darzu erwählen.

Kreisweg, Fr. la Route pour visiter. Heißt der Weg, welchen die Kreiser und Jägerbursche gehen, wenn sie im Winter auf dem Schnee nachspüren.

Kreuz, s. Hirschkreuz.

Kreuzbaum, Fr. la Paroi. Ist ein Gränz- oder Mahlbaum, welcher zum Zeichen seiner Bestimmung mit einem Kreuz bezeichnet ist.

Kreuzdickbalken. Ist ein zum Holländerholzhandel bestimmter Stamm Tannenholz, und ist mit Holländer-kreuzbalken einerlei.

Kreuzdorn, Lat. Rhamnus catharticus, Linn. Fr. le Nerprun, Bourguépine, Engl. the Purging Buckthorn; auch genannt: gemeiner Kreuzdorn, Creuzdorn, Hirschdorn, Hirsedorn, Wegedorn, Farbedorn, Stechdorn, Wiedorn, Purgierdorn, Wehdorn, Wachenbeerdorn, Amselbeerdorn, Hundsholz, Hundebaumholz, Hundsbeere, Schießbeere, Schlagbeere, Rheinbeere, Kreuzbeere, Kreuzbeere, Färbbeere, Feldbeere, Dintebeere, Farbedörner, Wersenstrauch, Werstenbeerstrauch, Blasengrün.

Der Kreuzdorn macht mit dem Pulverholz ein Geschlecht aus. Erstern findet man am öftersten in Hecken, Feldbüschen und Vorhölzern als einen stachlichten Strauch, bisweilen aber auch in einem sandigen dabei frischen Boden, als einen geringen Baum. Er gehört, als ein ganzer Strauch, unter die sommergrünen Laubhölzer, und erreicht in 30 Jahren seine Vollkommenheit; treibt flache einen halben Fuß tief und 2 Fuß in die Weite gehende Wurzeln, die viele Sprossen treiben; die Rinde ist am alten und jungen Holze glatt und braun; die Spitzen der Nebenzweige laufen in stechende Dornen aus, wodurch lauter Kreuze gebildet werden, woher der Name Kreuzdorn; das Holz ist angenehm gelblich, schön seidenhaft, hart, fest, zähe und in den Wurzeln schön maserig, die Blätter stehen bald abwechselnd, bald einander gegenüber, sind eiförmig zugespitzt, hellgrün, fein gekerbt und untenher weißadrig, 2 und einen halben Zoll lang und 1 und einen halben Zoll breit, brechen im April aus, und fallen im Oktober ab.

Einige unter dem Kreuzdorn bringen blos Zwitterblüthen, andere nur allein männliche, und wieder andere blos weibliche Blüthen zum Vorschein. Die erstern sind schon

für sich allein fruchtbar. Die blos weiblichen Stämme hingegen, in deren Blüthen die Staubfäden fehlen, erfordern aber schlechterdings einen ganz männlichen oder einen Stamm mit Zwitterblumen in der Nähe, wenn Beeren mit tüchtigen Saamen erfolgen sollen.

Die Blüthe, welche im Mai hervorkömmt, und wie gesagt entweder aus Zwitterblumen oder aus männlichen mit 4 Staubfäden, und weiblichen mit einer vierfach getheilten Narbe besteht, sind sehr klein und gelbgrün. Die Früchte sind erbsengroße glänzend schwarze Beeren, welche im September reif werden, und in einem saftigen, grünen Fleisch 4 harte, schwarzbraune, fast dreieckige Saamenkerne mit weißem Marke enthalten.

Der Saame wird gewöhnlich im Herbste, nachdem er 18 Stunden eingeweichet und etwas abgelüftet worden, einzeln in Rinnen gezettelt, und mit ein viertheil Zoll lockerer Erde bedeckt; bei trockenem Wetter muß er öfters gelinde begossen werden. Im folgenden Frühjahr geht er mit 2 ovalen, kleinen dicken Saamenblättchen auf. Die jungen Pflanzen versetzt man vom zweiten bis zum fünften Jahr auf gemäßigten frischen sandigten Boden, welches sowohl im Herbst als Frühjahr geschehen kann. Der Stock schlägt aus, daher kann dieser Strauch auch alle 8 bis 10 Jahre unter dem Busch und Schlagholz mit abgetrieben werden.

Da das gerade gesunde Holz eines der härtesten und schönsten ist, so läßt man, wenn dieser Strauch mit anderm Buschholze abgehauen wird, die besten Stämme stehen. Das Holz lässet sich sehr fein bearbeiten, und dienet zu allerhand schönen Geräthen, zum Fourniren, zu Stockknöpfen, besonders die Wurzel und Maser zu Tobacksköpfen u. d. gl. Das Reißig dient wegen seiner Härte sehr gut zur Feuerung. Besonders ist dieser Strauch zu lebendigen Hecken recht tauglich.

Die im Oktober reifenden Beeren haben eine purgirende Kraft, sonst aber einen sehr wichtigen Nutzen in der Färbekunst, indem Wolle und Saffian damit gefärbt wird. Wenn man getrocknete, unreife, im Julius gesuchte Beeren mit Wasser auskocht, und diese Farbenlauge mit Weinstein und einem in Aqua regis aufgelösten Zinn vermischt, so kann ein dazu angesottenes wollenes Gespinst darin sehr

dauerhaft gelb gefärbt werden. Mit der frischen Rinde wird auch gelb gefärbt, und mit der getrockneten dunkelbraun. Aus den reifen Beeren wird ferner auch das bekannte Mahlersaftgrün oder Blasengrün, bereitet. Man vermischt nämlich in Frankreich den ausgepreßten Saft der Beeren mit Alaunwasser, und hängt ihn alsdann in Blasen an einem warmen Orte zum trocknen hin. Die Beeren müssen aber hiezu vollkommen reif seyn; denn unreif färben sie, wie schon gesagt gelb, und überreif braun oder scharlachroth. Im letzten Falle nimmt man sie zum Färben des Leders und der Spielkarten.

Kreutzflügel, Fr. Croisée de pans, Croisière. Heißen diejenigen gehauenen Stellwege oder Flügel, wo ihrer zwei kreuzweis über einander laufen.

Kreutzfuchs, Lat. Crucigera. Ist eine Spielart von dem gemeinen Fuchs, welcher weißgelbe Haare und einen schwarzen Streif vom Maul an über den Rücken, bis zum Schwanz, und einen andern quer über die Schultern über die beiden Vorderfüße hat. Diese und eine andere Spielart, deren ganzer Körper mit schwarzen Haaren vermischt ist, und von weiten ganz schwarz aussieht, findet man nur selten.

Kreutzotter, s. unter Amphibien.

Kreutzschnabel, Lat. Loxia curvirostra, Linn. Fr. le Bec croisé, Buff. Engl. the common Crossbill, Latham; auch genannt: Kreutzvogel, Krummschnabel, Grünitz, Grienitz, Grinitz, Grönitz, Tannenpapagay, Tannenvogel, Zapfenbeißer, Zapfennager, Krünitz. Auch nach der Jahreszeit wird er benennt: Winter- Christ- Sommerkrinitz, und nach der Farbe: rother, gelber, grauer, bunter Krinitz. Gehört unter die Ordnung der Singvögel, und ist von der Gattung der Kernbeißer, eine Art, bei welcher beide Kinnladen gekrümmt sind, und sich an den Spitzen kreuzen, auch das Männchen die Farbe ändert.

Er hat ohngefähr die Größe eines Gimpels, ist 7 Zoll 5 Linien lang und 12 Zoll breit. Der Schwanz mißt 2 Zoll 7 Linien, und die gefalteten Flügel reichen bis auf die Hälfte desselben. Das Gewicht ist 1 und eine halbe Unze. Der Schnabel ist 1 Zoll lang, dick, und hat das eigene, daß sich beide Kiefer nebeneinander vorbeischlagen und sich kreuzen, woher der Schnabel eine scheeren- oder

kreuzförmige Gestalt, und der Vogel den Namen Kreuzschnabel erhält. Der Schnabel ist hornbraun, unten heller. die runden Nasenlöcher unter der Stirn sind mit Federn bedeckt. Der Stern im Auge ist nußbraun. Die Füße sind nußbraun, die starken Nägel schwärzlich und scharf, die geschilderten Beine 9 Linien hoch, die mittlere Zehe 1 Zoll 1 Linie und die hintere 9 Linien lang.

Die verschiedene Farbenänderung ist folgende. Das junge Männchen, welches graubraun und an einigen Theilen gelblich ist, wird, wenn es zum erstenmal seine Federn verliert, über dem ganzen Leibe, die schwärzlichen Schwung- und Schwanzfedern ausgenommen, hellroth, oben dunkler, unten heller. Dieses geschieht gewöhnlich im April und Mai, und erst beim zweiten Mausern verwandelt sich diese Farbe in das bleibende grüngelb. Die rothen Kreuzschnäbel sind daher immer die jährigen Männchen, und die grüngelben die alten. — Die Weibchen sind immer entweder durchgehends grau mit etwas grün an dem Kopfe, der Brust und dem Steiße vermischt, oder mit diesen Farben unrein geschäckt.

Ein altes Männchen sieht, ohne sich je zu verändern, folgendergestalt aus. Die Stirn, Backen und Augenbraunen sind grau, graugelb und weiß gefleckt; der Scheitel ist bis zum Nacken grüngelb; der Rücken und die Schulterfedern sind zeisiggrün; die kurzen Steißfedern goldgelb; der Unterleib grüngelb; die mittelmäßigen Afterfedern weiß und grau gefleckt; die Schulterfedern grau. Allenthalben aber wo die grünen und gelben Farben stehen, schimmert die dunkelgraue Grundfarbe hervor; denn eigentlich sind die Federn alle grau, und nur die Spitzen sind gelb oder grün. Die Flügel sind schwärzlich, alle Schwungfedern sind sehr fein grün gerändert; eben so die schwärzlichen Schwanzfedern.

Graue oder geschäckte Kreuzschnäbel, sind daher Junge, hellrothe sind einjährige, die sich eben gemausert haben; carminrothe, wollen sich bald zum zweitenmal mausern; roth und gelbgefleckte, sind zweijährige, die so eben in der Mauser stehen. Hieraus ersieht man, daß die Kreuzschnäbel fast einerlei Farbenwechsel mit dem Hänfling haben, und daß es nur das rothe Kleid ist, das sie ein Jahr lang tragen, welches sie so sehr vor andern Vögeln auszeichnet.

Es ist ein sehr gesellschaftlicher, aber einfältiger Vogel, er sich sehr leicht hintergehen läßt. Seine Lockstimme ist in helles hastiges Gip gip gip gip! und wenn sie sich recht wohl befinden, so bewegen sie den Leib, wie der Zeisig, hin nd her und singen darzu einige knirrende kreischende Strophen, die aber wenig Melodie haben. Doch übertrifft auch ierin ein Männchen das andere; denn diejenigen schätzt der iebhaber vorzüglich, welche einen wie Reitz oder Kreutz lingenden Ton oft wiederholen. Ihr Flug ist ziemlich chnell, und sie flattern dabei sehr geschwind. Man findet e nicht eher auf der Erde, als wenn sie trinken oder ihre Nahrung suchen müssen; alsdann hüpfen sie. Bei ihrem Klettern an den Gipfeln und Zweigen der Bäume, halten ie sich mit ihrem krummen Schnabel an, und helfen sich ort wie die Papageyen. Sie lassen sich leicht zähmen, auern aber nicht über 4 Jahre.

Der Kreutzschnabel bewohnt in Deutschland allenthalben, wo man ihn kennt, die Fichten- und Tannenwälder; och trifft man ihn nicht immer in einerlei Gegend an, sondern nur da, wo es Fichten- und Tannensaamen giebt. Wenn es daher an diesem Saamen fehlt, so streicht er familienweise im Frühjahr weg, und kömmt im Herbst wieder n; außerdem weicht er auch den Sommer über gar nicht on seinem Geburtsorte.

Seine vorzügliche Nahrung besteht in Fichtensaamen, welchen er mit seinem krummen Schnabel sehr geschickt zwischen den Schuppen der Zapfen hervorzuholen weiß. Außerem frißt er auch Tannen- und Erlensaamen, junge Knosen und Blüthen von Fichten, Tannen und Kiefern, und spaltet die Aepfel um die Kerne heraus zu holen. Im Zimmer frißt er auch Hanf, Rübsaamen und Wachholdern.

Wider die Gewohnheit anderer Vögel bauet er sich ein Nest im Winter, vom December bis in März, auch zuweilen noch im April an. Es ist napfförmig, besteht äußerlich aus dünnen Fichten- oder Tannenreisern, hierauf folgt eine dicke Lage Erdmoos, und inwendig ist es mit Corallen- und Haarmoos ausgefüttert. Das Weibchen legt bis 5 stumpfe, einer Haselnuß große Eier, die grauichweiß und am stumpfen Ende mit einem Kranz von roth-

braunen Fleckchen und Pünktchen umgeben, übrigens aber fast ganz rein sind. Sie werden 14 Tage bebrütet, alsdann kriechen die Jungen aus, die Anfangs fast ganz nackt, und nur mit einzelnen gelben Härchen besetzt und in 4 Wochen zum Ausfliegen flügge sind. Hätten sie nicht den Winter, wo noch alle Zapfen gefüllt sind, zu ihrer Fortpflanzung, so wären sie nicht im Stande, den Jungen hinlängliche Nahrung herbei zu schaffen, wenn sie die einzelnen ausgeflogenen Fichtenkörner auf der Erde auffammeln sollten. Sie machen des Jahrs nur eine Brut.

Es wirken im Zimmer alle böse Ausdünstungen auf den Kreuzschnabel, und er wird daher auch immer in Gesellschaft der Menschen krank, bekommt geschwollene und beulige Füße und böse Augen. Ferner sind sie auch den Schlagflüssen und der fallenden Sucht unterworfen.

Ihre Feinde sind die Sperber, welche ihnen im Winter sehr nachstellen, und auch die Baummarder, welche die Nester ausnehmen.

Sie sind nicht schwer zu schießen, und wegen ihres unaufhörlichen Geschreies leicht zu entdecken. Eben so leicht sind sie auch im Herbst und Frühling zu fangen, wenn man einen oder etliche Lockvögel hat, und dieses geschieht gewöhnlich mit einer Stange (s. Kletterstange). — In einigen Gegenden bestellt man den Gipfel eines Baums mit Sprenkeln, und hängt einen guten Lockvogel verborgen in die obersten Zweige. Sobald sich der erstere auffetzt, so kommen die andern alle nach, fangen sich und fallen herab. Man macht die Sprenkel lose, damit sie ihnen kein Bein zerschlagen. Auch auf dem Kloben, wenn man Fichtenzapfen dran hängt, lassen sie sich fangen, in Walddörfern sogar an Fenstern, wenn man einen guten Lockvogel hat. Außerdem gehen sie auch unter die Schlagwände und auf die Finkenheerde, die in oder nahe bei Schwarzwäldern sich befinden.

Sie nützen durch ihr eßbares, leicht verdauliches Fleisch, welches von seinen Nahrungsmitteln einen aromatischen Geschmack bekömmt. Man hält sie auch an vielen Orten als Stubenvögel nicht sowohl ihres Gesangs, als des Aberglaubens halber, da man glaubt, daß sie Krankheiten und Schmerzen an sich zögen und benähmen.

Kreuztritt, Fr. Signe de la croix. Heißt in der Fährte des Hirsches, wenn er mit den hintern Schaalen in die vordern tritt, und gleichsam die vordern spaltet, so daß es wie ein Kreuz aussieht.

Kreuzvogel, s. Kreuzschnabel.

Kreuzwechsel, Fr. ruser à croix. Heißt, wenn ein Hirsch oder Thier quer über andere Gänge ziehet.

Krickelster, s. unter Würger.

Krickente, s. Knäckente.

Krieben, s. unter Kochwildpret.

Kriechelster, s. Mandelkrähe.

Kriechen, Fr. romper, se trainer. Wird gesagt vom Dachs oder Fuchs, wenn er zu Baue gehet, und in seine Höle schlupfet, desgleichen auch von Dachshunden, wenn sie in die Baue gelassen werden.

Kriechende Ginster, s. unter Ginster.

Kriechente, s. Kriekente.

Kriekente, Lat. Anas Crecca, Linn. Fr. la petite Sarcelle, Buff. Engl. the European Teal, Penn. auch genannt: Kriechente, Spiegelente, Krikente, Krugente, Kriechen, Kricke, Biekelchen, Karnellen, Karnel, Wöbke, scheckig Entlein, das Weibchen, das Grauentchen. Sie gehört unter die Ordnung der Wasservögel, und ist von der zweiten Familie der Gattung der Enten eine Art, bei welcher der Spiegel auf den Flügeln so wie die Schläfe grün sind, und eine weiße Linie über und unter den Augen weggeht.

Diese bekannte Ente findet man in Europa im nördlichen Amerika ꝛc. und ist in ganz Deutschland gemein. Sie mißt fast 16 Zoll, der Schwanz 3 Zoll und die Flügelbreite über 2 Fuß. Die gespalteten Flügel reichen fast bis auf die Schwanzspitze. Der Schnabel ist schwarz, etwas ausgebogen, mit einem kleinen Nagel, und 1 Zoll 10 Linien lang; die Nasenlöcher rundlich; der Stern bräunlich; die Füße aschgrau, die Beine 1 und einen halben Zoll hoch, über den Knieen etwas kahl, die Mittelzehe 1 und ein halb Zoll lang, und die hintere 3 Linien.

Der Kopf, Hals und die Kehle sind braunroth; die Schläfe grun; eine weiße Binde über und unter den Augen; der Oberleib mit weißen und schwarzen klaren Wellen ge-

zeichnet; die Brust röthlichweiß mit schwarzbraunen Flecken; der Bauch schmutzig weiß mit röthlichen Wellen; die untern Deckfedern des Schwanzes sammtschwarz; die Deckfedern der Flügel aschgraubraun mit weißen und röthlichen Spitzen, die hintern Schulterfedern lang an den Flügeln herabhangend und schwarz; die Schwungfedern röthlichgraubraun, der Spiegel grün schwarz eingefaßt; der zugespitzte Schwanz dunkelaschgrau, die Endfedern weiß gerändet.

Das Weibchen ist am Kopfe röthlich und braun gesprenkelt; der Oberleib dunkelbraun; die Federn röthlichgelb eingefaßt, die Brust röthlichgelb und schwarzbraun gefleckt; der Bauch weiß; die Schwungfedern schwarz; der Schwanz dunkelbraun.

Zur Zeit der Begattung ist sie sehr scheu, und zu anderer Zeit sehr wenig. Wenn sie in Gefahr schnell auffliegt, so schreit sie laut und schnarrend: Kreckkreck oder Krückkrück. Sie fliegt sehr schnell, ist ein guter Taucher spielt beständig mit ihres Gleichen, und sträubt die Kopf- und Halsfedern zu einer dicken Holle. — Sie hält sich allenthalben in süßen Wassern auf, auf großen Flüssen, Seen und Teichen, die mit Rohr und Schilf bewachsen sind. Da sie im Winter in großen Heerden von einem offnen Wasser zum andern zieht, so wird sie unter die Strichvögel gerechnet. — Ihre Nahrung sind Sumpfgräser, Binsensaamen, kleine Fische und Insekten.

Diese Enten machen ihr Nest zwischen die Binsengräser und das Schilf von dürren Kräutern, zuweilen auch ins Wasser auf Hügel, manchmal in den Sumpf, und füttern sie mit ihren eigenen Federn aus. Das Weibchen legt 9 bis 13 mehr runde, als länglichweiße, ins gelbröthliche spielende, Eier, brütet sie in 25 bis 28 Tagen aus und die Eltern führen die Jungen gemeinschaftlich, beschützen sie vor den Raubvögeln, und bemühen sich überhaupt gar sehr, sie vor Menschen und Thieren zu verbergen.

Man fängt sie gewöhnlich in Netzen, kann aber auch gut zum Schuß an sie kommen. — Sie nützen durch ihr Fleisch, welches von so feinem guten Geschmacke ist, daß sie darin fast alle Entenarten übertreffen.

Abänderungen von ihr sind: 1) Die Kriekente, welche einen goldgrünen sichelförmigen Streif von den Augen

an bis zum Nacken hat; 2) Die Kriekente mit einem weißen Streifen unter den Augen und braunen Backen.

Krinitz, s. Kreutzschnabel.

Krone. Heißt der waldigte Gipfel eines Baums.

Krone, Fr. Couronnure, Paumure. Werden die obersten Enden (epois) auf den Stangen des Hirschgeweihes genannt, wenn ihrer drei, vier oder mehrere beisammen sind.

Kronengehörn, Fr. Tête couronnée. Wird beim Hirsch ein Gehörn genannt, das drei, vier und mehrere Enden am Gipfel der Stangen zeigt.

Kronhirsch, Fr. Cerf sommé, Cerf qui a la tête couronnée. Heißt ein Hirsch, der an der äußersten Spitze seines Gehörnes 3, 4 und mehr Enden, mithin ein sogenanntes Kronengehörn hat.

Kropfeichen, s. Horseleichen.

Kröpfen, Fr. jetter sa gourme. Wird gesagt von Falken oder andern abgetragenen Raubvögeln, wenn sie ihren Fraß zu sich nehmen.

Kropfgans, lat. Pelecanus Onocrotalus, Linn. Fr. le Pelican, Buff. Engl. the great Pelicane, Penn. auch genannt; bei den Alten Pelikan, Beutelgans, Sackgans, Schneegans, Kropfpelikan, Riesenpelikan, Schwanentaucher, Vielfraß, Nimmersatt, Wasservielfraß, Ohrvogel, Eselschreier. Dieser Vogel gehört unter die Wasser- oder Schwimmvögel, und ist von der ersten Familie der Gattung der Pelikane diejenige Art, welche sich durch ungezähnten Schnabel, und eine am untern Kiefer hängende sackförmige Haut von den übrigen Arten unterscheidet. Er erstreckt sich über die meisten Gegenden der heißen und gemäßigten Zonen, und kömmt auch, wiewohl selten nach Deutschland.

Er ist der größte Schwimmvogel, und fast noch einmal so groß als ein Schwan, und an Gestalt einer zahmen Gans ähnlich. Er ist 6 und einen halben Fuß lang, und 12 und einen halben Fuß breit und drüber. Der Schwanz hat 20 Federn, ist 8 Zoll lang und die Flügel reichen bis an seine Spitze. Das Gewicht ist 18 bis 25 Pfund. Der flache Schnabel ist 17 Zoll lang, an der Spitze sehr schmal, mit einem röthlichen Haken am Ende; der Oberkiefer scheint aus drei Erhabenheiten oder langen Leisten zusammengesetzt

zeichnet; die Brust röthlichweiß mit schwarzbraunen Flecken; der Bauch schmutzig weiß mit röthlichen Wellen; die untern Deckfedern des Schwanzes sammtschwarz; die Deckfedern der Flügel aschgraubraun mit weißen und röthlichen Spitzen, die hintern Schulterfedern lang an den Flügeln herabhangend und schwarz; die Schwungfedern röthlichgraubraun, der Spiegel grün schwarz eingefaßt; der zugespitzte Schwanz dunkelaschgrau, die Endfedern weiß gerändet.

Das Weibchen ist am Kopfe röthlich und braun gesprenkelt; der Oberleib dunkelbraun; die Federn röthlichgelb eingefaßt, die Brust röthlichgelb und schwarzbraun gefleckt; der Bauch weiß; die Schwungfedern schwarz; der Schwanz dunkelbraun.

Zur Zeit der Begattung ist sie sehr scheu, und zu anderer Zeit sehr wenig. Wenn sie in Gefahr schnell auffliegt, so schreit sie laut und schnarrend: Kreckkreck oder Krückkrück. Sie fliegt sehr schnell, ist ein guter Taucher spielt beständig mit ihres Gleichen, und sträubt die Kopf- und Halsfedern zu einer dicken Holle. — Sie hält sich allenthalben in süßen Wassern auf, auf großen Flüssen, Seen und Teichen, die mit Rohr und Schilf bewachsen sind. Da sie im Winter in großen Heerden von einem offnen Wasser zum andern zieht, so wird sie unter die Strichvögel gerechnet. — Ihre Nahrung sind Sumpfgräser, Binsensaamen, kleine Fische und Insekten.

Diese Enten machen ihr Nest zwischen die Binsengräser und das Schilf von dürren Kräutern, zuweilen auch ins Wasser auf Hügel, manchmal in den Sumpf, und füttern sie mit ihren eigenen Federn aus. Das Weibchen legt 9 bis 13 mehr runde, als länglichweiße, ins gelbröthliche spielende, Eier, brütet sie in 25 bis 28 Tagen aus und die Eltern führen die Jungen gemeinschaftlich, beschützen sie vor den Raubvögeln, und bemühen sich überhaupt gar sehr, sie vor Menschen und Thieren zu verbergen.

Man fängt sie gewöhnlich in Netzen, kann aber auch gut zum Schuß an sie kommen. — Sie nützen durch ihr Fleisch, welches von so feinem guten Geschmacke ist, daß sie darin fast alle Entenarten übertreffen.

Abänderungen von ihr sind: 1) Die Kriekente, welche einen goldgrünen sichelförmigen Streif von den Augen

an bis zum Nacken hat; 2) Die Kriekente mit einem weißen Streifen unter den Augen und braunen Backen.

Krinitz, s. Kreutzschnabel.

Krone. Heißt der waldigte Gipfel eines Baums.

Krone, Fr. Couronnure, Paumure. Werden die obersten Enden (epois) auf den Stangen des Hirschgeweihes genannt, wenn ihrer drei, vier oder mehrere beisammen sind.

Kronengehörn, Fr. Tête couronnée. Wird beim Hirsch ein Gehörn genannt, das drei, vier und mehrere Enden am Gipfel der Stangen zeigt.

Kronhirsch, Fr. Cerf sommé, Cerf qui a la tête couronnée. Heißt ein Hirsch, der an der äußersten Spitze seines Gehörnes 3, 4 und mehr Enden, mithin ein sogenanntes Kronengehörn hat.

Kropfeichen, s. Horseleichen.

Kröpfen, Fr. jetter sa gourme. Wird gesagt von Falken oder andern abgetragenen Raubvögeln, wenn sie ihren Fraß zu sich nehmen.

Kropfgans, lat. Pelecanus Onocrotalus, Linn. Fr. le Pelican, Buff. Engl. the great Pelicane, Penn. auch genannt; bei den Alten Pelikan, Beutelgans, Sackgans, Schneegans, Kropfpelikan, Riesenpelikan, Schwanentaucher, Vielfraß, Nimmersatt, Wasservielfraß, Ohrvogel, Eselschreier. Dieser Vogel gehört unter die Wasser- oder Schwimmvögel, und ist von der ersten Familie der Gattung der Pelikane diejenige Art, welche sich durch ungezähnten Schnabel, und eine am untern Kiefer hängende sackförmige Haut von den übrigen Arten unterscheidet. Er erstreckt sich über die meisten Gegenden der heißen und gemäßigten Zonen, und kömmt auch, wiewohl selten nach Deutschland.

Er ist der größte Schwimmvogel, und fast noch einmal so groß als ein Schwan, und an Gestalt einer zahmen Gans ähnlich. Er ist 6 und einen halben Fuß lang, und 12 und einen halben Fuß breit und drüber. Der Schwanz hat 20 Federn, ist 8 Zoll lang und die Flügel reichen bis an seine Spitze. Das Gewicht ist 18 bis 25 Pfund. Der flache Schnabel ist 17 Zoll lang, an der Spitze sehr schmal, mit einem röthlichen Haken am Ende; der Oberkiefer scheint aus drei Erhabenheiten oder langen Leisten zusammengesetzt

die in der Mitte Hohlkehlen lassen; der Unterkiefer besteht aus zwei biegsamen Gräten, welche mit einer gelben pergamentartigen Haut überzogen sind, die sich in einen großen, nackten Beutel erweitert, der am Vordertheil des Halses fast 1 Fuß herunter läuft. Dieser Beutel ist von einzelnen feinen Härchen sammtweich, und läßt sich so gegen den Schnabel zusammenrunzeln, daß er äußerlich gar nicht sichtbar wird; er erweitert sich aber auch wieder so sehr, daß er wohl 30 Pfund Wasser und einen ganzen Menschenkopf fassen kann. Der Kopf ist um die rothen, schönen Augen herum und an den Seiten kahl, und mit einer fleischfarbigen Haut bedeckt. Die starken Füße sind bleifärbig oder fleischroth, und stehen sehr einwärts, die Klauen braun, die Beine 4 Zoll hoch, die Mittelzehe 5 und ein viertel Zoll, und die hintere 2 und einen halben Zoll lang.

Am Hintertheil des Kopfs ist ein Busch schmaler zarter Federn; die übrigen Kopf- und Halsfedern sind mit den feinsten, wolligen Dunen besetzt. Das ganze Gefieder ist bis auf die schwarzen vordern Schwungfedern und die Afterflügel, und die hintern schwärzlich aschgrauen Schulterfedern im Winter nach dem Mausern blaßfleischfarben, geht im Frühjahr und Sommer ins weiße, und im Herbst ins gelblichweiße über. Die Schulterfedern sind alle schmal und lang. — Das Weibchen sieht dem Männchen völlig gleich, außer daß die Seiten seines Unterkiefers blau sind.

Die Kropfgans grunzt fast immer wie eine Sau, tief Rö, Rö! Ohngeachtet ihrer großen Masse steigt sie doch zu einer so erstaunlichen Höhe in die Luft, daß sie kaum noch die Größe einer Schwalbe zu haben scheint. Sie fliegt auch ziemlich schnell, ist aber sonst sehr träge, indem sie außer der Zeit, wo sie ihrer Nahrung nachgeht, immer ruht und schläft. Sie geht langsam und ist scheu, läßt sich aber leicht zähmen. Sie erreicht ein hohes, zuweilen 80jähriges Alter.

Sie bewohnt die Meeresufer, großen Flüsse, und besucht die Seen. Als Zugvogel geht sie im Winter in Schaaren in die südlichen Länder. Sie ist ungemein gefräßig, verschluckt Karpfen von mehrern Pfunden auf einmal, und verwahrt die übrige Beute nach der Sättigung im Beutel, bis zum folgenden Hunger. Sie schöpft auch in Gesell-

schaft Dümpfel und kleine Weiher aus, um desto bequemer fischen zu können, oder eine ganze Heerde treibt auf Strömen die Fische in die Mitte, worauf jeder Vogel seinen Beutel mit Beute füllet, dann den Schnabel niederbeugt, und das Wasser herauslaufen läßt, ans Ufer fliegt und in Ruhe frißt. Sie stoßen auch oft hoch aus der Luft herab auf die Fische.

Zur Paarungszeit im Frühjahr schwillt den Kropfgänsen an der Wurzel des Schnabels ein runder Höcker empor, welcher schwammig und fleischfarbig ist, und sich im Sommer wieder verliert. Ihre 2 bis 5 abgerundeten, großen, weißen Eier, legen sie entweder in eine Höhlung auf flacher Erde hin, oder auf sumpfigen Inseln auf Riedgras, brüten sie daselbst in 30 Tagen aus, und bringen ihren Jungen, bis sie fliegen können, in ihren Kröpfen Fische zu. Bei der Fütterung beugen sie den Unterschnabel nach der Brust zu, und lassen sie aus dem Beutel, wie aus einer Schüssel, fressen. Da es nun hier nicht ohne Blutvergießen abgehen mag, weil die Alten oder Jungen wohl zuweilen genöthiget sind, große Fische zu zerreißen, so ist die Fabel entstanden, daß die Alten sich die Brust aufrissen, um die Jungen mit ihrem Blute zu tränken. Nach der Sättigung wird ihnen auch in diesem Kropfe Wasser herbeigetragen, um ihren Durst zu löschen. — In ihrer Jugend haben sie einen ganz gelben Schnabel.

Das Fleisch der Alten und vorzüglich der Jungen wird, ob es gleich thranig schmeckt, gegessen. — Ihre Haut wird sammt den Federn gegerbt und als Pelzwerk getragen. — Der Kropf wird genäht und gestickt, und zu allerhand Beuteln, Säcken, Mützen, auch statt der Felle u. d. gl. gebraucht. Am Vorgebirge der guten Hoffnung macht man Tobaksbeutel aus denselben, in welche 2 Pfund Tobak gehen. — Die Dunen sind so gut wie Gänsedunen. — In Ostindien macht man sie zahm, und richtet sie zum Fischfang ab. — Sie schaden, indem sie die fischreichen Gewässer entvölkern.

Krümmer, s. Wagenschuß-Krümmling, und Pfeifholz.

Krummholz, Krümmling. Ist natürlich wie C oder J krumm gewachsenes Eichenholz, das zum Schiffbau ge-

braucht und theuer bezahlt wird. Zuweilen werden auch die Schiffsknie mit dazu gerechnet. Je nachdem es stark oder schwach ist, wird es ein Wagenschuß- oder ein Pfeifholz-Krümmling genannt, andere nennen es auch: Stebens.

Krummholzbaum, s. Krummholzkiefer.

Krummholzkiefer, Lat. Pinus montana, *Münchhausen*, Fr. le Pin de Montagne, le Torchepin, Engl. the Mugho-Pine; auch genannt: Krummholzbaum, Legföhre, Legfohren, Legföhre, Legforche, Bergfichte, kleine Alpenkiefer, Lindbaum, Knieholz. Ist ein immergrüner Baum, der sich mit Stamm und Aesten auf die Erde drückt, auf welcher er wohl 20 Fuß weit fortkriecht, und sich dann, jedoch selten über 3 Ellen hoch aufrichtet. Er wächst auf den Gebirgen in Ungarn, Tyrol, auf dem Würtemberger Schwarzwalde und den Schweizer Alpen. Auf der Schneekoppe des Riesengebirgs und auf andern Orten hoher Gebirge, schlägt er ohne Stamm gleich aus der Wurzel Aeste, breitet sich sehr aus und bleibt ungemein niedrig, und die Wurzel kriecht eben so im Boden wie der Stamm auf der Erde. Die Rinde ist bräunlich schwarz. Die Nadeln sind schmuzziggrün, nicht nur länger, sondern auch stärker und härter als an der gemeinen Kiefer. Das Holz ist bräunlich, harzreich und riecht sehr balsamisch. Die Zweige sind sehr zähe. Die Zapfen sind kegelförmig und ihre Schuppen länglicht rund. Nach von Haller, Linne', Schrank, von Burgsdorf und mehrerer Forstmänner Meinung und Versuchen ist die Krummholzkiefer keine besondere Art des Pinusgeschlechts, sondern nichts anders als durch Schneedruck, Rohreif, schlechten Boden, und durch Reinheit der Luft, entstaltete wahre Kiefer.

Wegen ihrer biegsamen Zweige leidet diese Kiefer nichts von Schneelasten, welche unsere Kiefer so oft beschädigen. Ihr Holz dient zur Verfertigung verschiedener kleiner Geräthschaften, und die Zweige zu Bändern und Faßreifen. Aus den jungen Frühlingssprossen wird in Ungarn das sogenannte Krummholzöl bereitet, und aus dem freiwillig ausschwitzenden Harze der bekannte Ungarische Balsam gemacht. Die krummen Nutzholzstücke werden beim Schiffbau sehr gesucht. Außerdem dient das Holz unter allen

Nadelhölzern am besten zum Verkohlen, und die Eisenarbeiter setzen ihre Güte sogar den rothbuchenen gleich.

Krummruthe, Fr. Forçeau. Ist eine starke hölzerne Stange, die bei Stellung eines Laufts gebraucht wird, um die Rundung zu erhalten. Sie müssen um die Hälfte stärker als die gewöhnlichen Stellstangen seyn, und in der Länge 11 Fuß haben; von oben 3 Zoll herunterwärts wird ein Loch durchgebohret, in welches eine Heft- oder recht starke Windleine gezogen wird, die an beiden Seiten unten auf die Hefteln reicht und angebunden werden kann. Oben um die Krummruthe kommt ein breiter eiserner Rink, woran ein starker eiserner Haken, auf welchen sowohl die Oberleine vom Tuche zu liegen kömmt, als auch noch eine starke Windleine daran geheftet wird. Bei einem Abjagungslauft sind die Krummruthen unentbehrlich, und weil die Läufte nicht jedesmal einerlei, so können doch zu einem vollständigen Jagdzeuge 9 Krummruthen vorräthig seyn.

Krüppelbüsche. Sind das beim Laubholz was Kollerbüsche beim Nadelholze sind.

Kübelbäume, oder Sägblock, Sägkloß, von Tannen, Fichten oder Kiefern; ist eine Welle von 14 bis 36 Schuh lang. Kübelbäume heißen sie ohnstreitig deshalb, weil sie von den Küblern zu allerlei tannenen Kübelgeschirr verschnitten und verarbeitet werden, so wie sie Sägblock genennet werden, wenn sie auf einer Sägmühle zu Brettern oder Latten verschnitten werden.

Kuhmäuler. Sind Lohden und junge Bäume, welche abgebissen worden, und daher zu keiner gehörigen Größe und Stärke kommen können.

Kukkuk, Lat. Cuculus. Macht von der Ordnung der Waldvögel eine Gattung aus, welche fast runden, nach vorne etwas umgebogenen, an den Seiten gedruckten Schnabel hat. Die Nasenlöcher haben einen über den Schnabel etwas erhöheten Rand. Die Zunge ist pfeilförmig, ganz und flach. Die Füße sind Kletterfüße mit scharfen Klauen. Man hat davon folgende 2 Arten: den gemeinen und den rothbraunen Guckuk.

Der gemeine Guckuk, Lat. Cuculus canorus, Linn. Fr. le Coucou, Buff. Engl. the European Cuckoo, Penn. auch genannt: der Europäische Guckuk, aschgraue Guckuk,

fliegende Guckuk, Guckguck, Guckgu, Gugug, Guckaug, Gugauck, Gukker, Guckuker; Krainisch: Kukauza. Als Kennzeichen seiner Art hat er taubenhalsigen Oberleib und schwärzlichen Schwanz mit weißen Flecken. Er bewohnt Europa und Asien, und ist in Deutschland allenthalben gemein.

Er hat ohngefähr die Größe einer Turteltaube, ist 1 Fuß 3 und 3 Viertel Zoll lang und 2 Fuß 3 Zoll breit. Der Schwanz ist fast 8 Zoll lang, und wird von den Flügeln drei Viertheile bedeckt. Der Schnabel ist 1 Zoll lang, fängt sich an der Wurzel zu krümmen an, die obere Kinnlade geht ein wenig über die untere her und ist nicht ausgehöhlt. Seine Farbe ist oben schwarz, unten bläulichgrün, die Winkel saffrangelb, der Rachen orangenroth. Die Nasenlöcher sind rund, klein, gerändet und unbedeckt, der Stern und der Rand der Augenlider gelb, die Füße, Zehen und Nägel gelb, die Beine 1 Zoll hoch, die äußere Vorderzehe 16, die innere 9, die äußere Hinterzehe 11, die innere aber 6 Linien lang.

Die bestimmte Farbe des Männchens ist am Kopf, Hintertheil des Halses, Rücken, Steiß und an den Deckfedern der Flügel dunkelaschgrau. Der Unterleib ist vom Schnabel bis zur Hälfte der Brust hellaschgrau, von da wird die Grundfarbe an der Brust, dem Bauch, den Seiten und langbefiederten Schenkeln schön weiß, mit vielen schwarzgrauen Querstreifen, die Afterfedern sind gelblichweiß und haben nur einzelne dunkelbraune Querstreifen. Die erste Ordnung der Schwungfedern ist dunkelbraun, und hat auf der innern Fahne weiße eirunde Flecken, die übrigen Schwungfedern haben die Farbe der Deckfedern und am Ende schmale weißliche Säume; die untern Deckfedern der Flügel sind weiß und schwarzgrau gestreift und die untern Schwungfedern dunkelbraun und weißbunt. Die Flügel spitzen sich wie bei den Raubvögeln, scharf zu. Der Schwanz ist keilförmig und schwarz, alle Federn mit weißen Spitzen.

Das Weibchen ist kleiner, oben dunkelgrau mit schmuzigbraunen Flecken, am untern Halse aschfarben und gelblich gemischt mit schwarzbraunen Querstreifen, am Bauche schmutzig weiß und dunkelbraun gestreift. Außerdem wird

bei beiden Geschlechtern die Farbe, die bei Hervorkeimung der neuen Federn schwach und unrein ist, nach und nach wieder hell und reiner.

Der Kuckuk ist ein unruhiger und scheuer Vogel, mit einem schnellen, wie ein Sperber schwimmenden, kurzen, unterbrochenen und niedrigen Flug. Er gehört unter die Zugvögel, und das Männchen meldet sich zu Ende des Aprils durch sein Geschrei: Kuckuk! an. Dieß Geschrei läßt er so lange hören, als die Zeit seiner Fortpflanzung währet. Das Weibchen krächzt nur, kann aber nicht Kukkuk schreien. Er entfernt sich allezeit im September. Der Stand, den Männchen und Weibchen einnehmen, hat ohngefähr eine Stunde im Umfange. In diesem Bezirke leiden sie keinen Vogel ihres gleichen, und durchstreifen denselben täglich gesellschaftlich. Sie lieben vorzüglich waldige Gegenden, wo in der Nähe Wiesen liegen, und in diesen ziehen sie, wo es seyn kann, wiederum die Nadelhölzer dem Buschgehölze vor.

Ihre Nahrung besteht vorzüglich bis zum August in einer purpurrothen Raupe, welche sich in diesen Monaten an den Stämmen der Bäume aufhält. Sobald sich diese zu verpuppen anfangen, und in einen kleinen Nachtschmetterling verwandeln, ziehen sie sich nach den Teichen und sumpfigen Gegenden, und fangen an den Orten, wo Schilf wächst, Mücken, Schnaken und Hafte, oder lesen andere kleine Raupen und Käfer von den Bäumen, vorzüglich von den Kirsch- und Pflaumenbäumen ab.

In dieser Angabe der Nahrungsmittel, die ihnen die Natur bei ihrer großen Gefräßigkeit doch so sparsam und in so kleinen Portionen reicht, läßt sich vielleicht der wahrscheinlichste Grund finden, warum sie ihre Jungen der Pflege anderer Vögel überlassen müssen. Männchen und Weibchen sind zur Begattungszeit außerordentlich hitzig, und verrichten die Paarung gewöhnlich auf dem Gipfel der höchsten Bäume, unter einem steten, heisern, krächzenden Geschrei, das ihrem einfachen Kuckuksruf sonst zur Fundamentalstimme dient. Sie streifen hierauf in ihrem Reviere von einem Orte zum andern, die Mutter beobachtet dabei täglich die Nester verschiedener Motacillen, um zu wissen, wenn ihr

Bau vollendet, und das letzte Ei gelegt ist, damit sie zu gehöriger Zeit das ihrige unterbringen kann. Zu Anfang des Junius bringt sie das erste Ei, welches rundlich, schmutzig weiß, und an der obern Hälfte braun und braungrau gefleckt ist, und schiebt es mit ihrem Schnabel vorzüglich gern in ein Rothkehlchen- oder Zaunkönigsnest. In die Nester der übrigen Motacillen, der Weidenzeisige, Grasmücken, Mönche, Bachstelzen ꝛc. die nicht auf die Erde bauen, trägt sie ihr Ei, das sie auf die Erde gelegt hat, in dem Schnabel, weil sie sich darüber nicht setzn kann. Diese kleinen Vögel, die über ihren Eiern brüten, fliegen sogleich, wenn der Kuckuk bei ihrem Neste ankömmt, von demselben herab, und machen ihm mit Freuden Platz, damit er sein Ei desto bequemer einschieben könne. Der Kuckuk wirft alsdann die Eier, die dem seinigen im Wege liegen, entweder selbst aus dem Neste, oder die Pflegemutter thut es, um das fremde Ei desto besser bedecken zu können. Bis zur Mitte des Julius legt die Kuckuksmutter fast alle 8 Tage in ein anderes Nest, und auch hierin, daß sich die Eier nicht geschwind genug in ihr gehörig entwickeln, um sie zusammen ausbrüten zu können, liegt vielleicht eine Ursache, warum sie dieses Geschäfte andern Vögeln auflegen muß. Die rechte Mutter bekümmert sich übrigens gar nicht um ihre Nachkommenschaft, sondern begnügt sich bloß damit, ihre Eier gelegt zu haben.

So wie der junge Kuckuk, der oben dunkelbraun und entweder mit rothbraunen und weißen Querlinien oder bloß mit weißen Endkanten, an der Brust und am Bauche aber weiß mit schwärzlichen Wellen gezeichnet ist, größer wird, dehnt er sein Nest weiter aus, und erweitert spielend die enge Oefnung desselben, um beim Ausfliegen desto bequemer durchbrechen zu können. Wenn er ausgeflogen ist, setzt er sich auf einen nahen Baum, streckt sich einigemal aus, zieht die Federn durch den Schnabel, und läßt seine rauhe schnarrende Stimme zum erstenmale hören. Sobald das hohe kreischende Girrke, Girrke! nur einigemal in der Gegend erschollen ist, so kommen alle kleine Vögel zusammen geflogen, schwärmen um ihn herum und tragen ihm aus allen Kräften Nahrung zu. — Erst nach dem zweiten Mausern erhalten die Jungen ihre eigentliche feste Farbe, doch kann

man vorher schon deutlich Männchen und Weibchen unterscheiden; denn das Männchen sieht immer auf dem Rücken dunkelaschgrau aus, hat aber allenthalben noch weiß eingefaßte Federn. — Feinde des Kuckuks sind kriechende und fliegende Vogelläuse.

Ausser der Zeit der Paarung ist er schwer zu schießen, alsdann aber läßt er nicht nur nahe an sich gehen, sondern auch durch einen nachgemachten Ruf (s. Kuckukspfeife) herbeilocken.

Die Alten rühmten das Fleisch, besonders der Jungen, als eine vortrefliche Speise, und es ist in der That sehr wohlschmeckend. — Auch werden sie durch Vertilgung mancher schädlichen Insekten, besonders in den Obstgärten, durch Vertilgung der Spann- und Wicklerraupen zur Zeit der Blüthe nützlich.

Sonst glaubte man fälschlich, daß sich der Kuckuk alle Herbste in einen Raubvogel verwandele, und erst im Frühjahr wieder ein Kuckuk werde. Dadurch schadet er aber, daß er in dem Neste, wo er seine Eier hinlegt, Verwüstungen anrichtet.

Der rothbraune Kuckuk, lat. Cuculus rufus; hat braunrothen Oberleib mit schwarzen Querstrichen, und rothbraunen Schwanz mit breiten winklichen schwarzen Querstreifen. Er unterscheidet sich von dem vorigen gar sehr durch seine Größe, da er merklich kleiner ist, durch seinen dickern, viereckigen Kopf, schlankern Leib, durch seine kürzern Beine, die fast ganz mit Federn bedeckt sind, durch einen kürzern und an der Wurzel stärkern Schnabel und besonders durch seine auffallende verschiedene schöne Farbe.

Kopf, Hals und Rücken sind schön braunroth mit schwarzen Querbinden. Die Deckfedern der Flügel haben gleiche Zeichnung, und die großen noch weiße Kanten. Die Schwungfedern sind schwarzgrau. Die obern Deckfedern des Schwanzes und der keilförmige Schwanz selbst sind ochrothbraun mit schwarzen Punkten, dergleichen Bändern und weißen Flecken. Die Spitzen der Schwungfedern sind weiß. Die Kehle und der Hals sind gelblich, und von hier

verläuft sich diese Farbe in die schneeweiße bis zu den untern Deckfedern des Schwanzes, die langen Schenkelfedern (Hosen) mit eingeschlossen. Der ganze Unterleib ist mit schwarzgrauen Wellen gezeichnet. Die innern Achselfedern sind braun mit schwarzen Punkten, und die untern Deckfedern der Flügel weiß mit schwärzlichen Kanten.

Das Weibchen ist etwas kleiner, hat alle diese Farben, nur minder hell und regelmäßig gezeichnet. Es ist auf dem braunen Rücken schwärzlich und weiß gesprengt, und hat eine schwärzlich und weißgelb gewellte unreine Brust. — Sonach kommen beide Arten Kuckuke in ihrem äußerm Körperbaue fast gänzlich überein.

Dieser letztere Kuckuk kommt im Frühjahr zu Ende des Aprils und Anfang des Maies nach Thüringen, und scheint fast immer nur durchzuziehen.

Kuckukspfeife, Fr. Pipée pour le coucou. Ist eine Pfeife, deren man sich im Frühjahr bedient, wenn der Kukkuk ankömmt, und die also gemacht wird: Man nimmt ein Ende vom Horne, 3 und einen halben Zoll lang, und inwendig über 1 und einen halben Zoll in die Quere weit, drehet es rund ab, und macht an beiden Enden einen Boden hinein; oben an dem einen Ende wird ein Loch wie an einer Flöte gemacht, am andern Ende aber ein rundes Loch, jedoch so groß, daß beim Auf- und Zuhalten des Lochs die Pfeife den Ton des Kuckuks bekömmt. Mit dieser Pfeife stellt man sich in die Gegend hin, wo der Kuckuk ruft, und antwortet ihm damit, worauf er gar bald geflogen kommt, da man denn zum Schuße fertig seyn muß, indem er nicht lange wartet.

Kugel, Fr. Boule de plomb, Balle. Sind die von Blei gegossenen runden Körper, womit die Büchsen geladen werden. Hierzu muß man gutes Blei (s. Blei) wählen, und die Kugeln nicht hohl giessen, auch nicht zu tief abkneipen, sondern man muß darauf sehen, daß sie recht rund bleiben; denn je runder und vollkommener eine Kugel ist, desto besser und gewisser ist sie, weil sie wegen der Runde viel weiter, als eine unvollkommene gehet.

Kugelbüchse, Fr. Arquebuse rayée. Ist ein Schießgewehr, dessen Rohr oder Lauft stärker von Eisen als bei einer Flinte, und inwendig gezogen ist, und woraus

lichts als Kugeln geschossen werden. Siehe Birsch-büchse.

Kugelfutter, Kugelpflaster, Fr. Tapon ensuivé, ou rotté de suif. Werden von feiner, guter und gleicher Lein-wand, noch besser von feinem gleichen Parchent gemacht; diesen bestreicht man mit Talg oder tunkt ihn in zerlassenen Talg oder Fett ein und schneidet davon hernach nach Ver-hältniß der Mündung der Büchse, viereckigte Stücke; s. Birschbüchse. Wenn das Pflaster nicht gleich stark ist, so ver-hindert es an dem accuraten Schießen sehr viel, indem man sonst auch bei dem besten und gewissesten Gewehr den Punkt niemals genau treffen wird.

Kugel gerade, Fr. percé ou foré égalemont et juste. Wird gesagt von einem Büchsen- oder Flintenlauf, wenn er inwendig von einer accuraten und gleichen Weite ausgebo-ret ist, und keine Erhöhungen und Vertiefungen hat. S. Birschbüchse und Jagdflinte.

Kugelhölzer. Sind diejenigen Stämme tannen Floß-holz, die zwar von Aesten und Zacken gereinigt, und wie man zu sagen pflegt, rauh bewaldrechtet, hingegen nicht beschlagen, sondern in ihrer natürlichen Rundung, oft mit der Rinde gelassen worden sind. Sie können weniger Last als die beschlagenen Stämme tragen, und sind der Floß-straße und Floßgebäuden wegen der vielen Beschädigungen sehr nachtheilig. Der Stamm soll 30 Schuh lang und höch-stens 18 Zoll dick im Durchmesser seyn.

Kugelpflaster, s. Kugelfutter.

Kugelzieher, Fr. Tire-balle, Tire-bourre. Ist eigentlich ein Krätzer, der in eine Hülse oder Mutter, an einen Ladestock befestiget, eingeschraubt werden kann, und statt der zwei krummen Spitzen bei einem Krätzer, eine spitzige Schraube wie ein Nagelbohrer hat, die man in die Kugel hinein schraubt, wenn man sie aus der Büchse wieder herausziehen will.

Kühnpost, Lat. Ledum palustre, Linn. Fr. le Ro-marin sauvage, Engl. the Marsh-Cistus, wild Rosemary; auch genannt: Porst, Porsch, Tannenporst, Kirieporst, Kierigost, wilder Rosmarin, Moorroßmarin, Schaben-kraut, Mottenkraut, Bienenkraut, Heidnischbienenkraut, Granze, Saugranze, Sichtanne, Sauchtanne, Bienen-

heide, Hartheide, weiße Heide, Kühnrost, Kührust. Ist immergrünes Laubholz, das als ein dauerhafter, halber Strauch in Sümpfen und Moorgründen, besonders des nördlichen Deutschlands wild wächst.

Dieses kleine aber nützliche Strauchgewächs erlangt in 15 Jahren sein vollkommenes Wachsthum, treibt Pfahl- und flache Wurzeln, die sehr feine und zähe Haarwurzeln haben, vermöge welcher es sich in der sumpfigen Erde sehr weit ausbreitet; die Rinde ist unten am Stocke aschfarbig, an den Zweigen des jungen Holzes braunroth und etwas wollig, am alten Holze glatt braun; die Blätter sind oval-spitzig, sehen wie Rosmarinblätter aus, sind aber etwas dicker, oben dunkelgrün, unten rauh und braungelblich. Das Holz ist weißlich, und von mittelmäßiger Härte und Dauer. Die Blüthe besteht in fruchtbaren Zwitterblumen, welche im Junius und Julius in großen weißen Sträußern auf den Spitzen der Zweige hervorbrechen. In der Mitte der Krone, die aus 5 weißlichen Blättern besteht, befinden sich 10 dünne weiße Staubfäden mit weißen Hülsen. Der Staubweg hat die Länge der Fäden und ist mit einer stumpfen Narbe gekrönt. Die Frucht ist eine längliche bräunliche Kapsel mit 5 Fächern, welche die sehr feine bräunliche längliche, auf beiden Seiten zugespitzte und zahlreiche Saamenkörner enthält, die im Oktober reif werden und ausfallen.

Die Fortpflanzung des Kühnpostes geschieht natürlicher Weise aus dem Saamen; indessen hält dessen Anbau sehr schwer, da diese Pflanze bloß in die schattigten Sümpfe gehört, und im trocknen Boden und in einer freien Lage nicht fortkömmt. Weit leichter hingegen läßt sich dieser Strauch aus einem Sumpfbruche in den andern verpflanzen, und dergleichen damit anzubauen, welche vorher gar keine Pflanzen hatten. Sie vermehren sich darin sehr häufig durch den natürlich ausfallenden Saamen, der zwei Jahre liegt.

Der ganze Strauch giebt mit und ohne Blüthen eine brauchbare Gerberlauge, worin das Leder dem englischen gleich gemacht werden kann. Die Blüthen lieben die Bienen sehr, und man pflegt ihre Stöcke damit auszureiben. Die frisch abgeschnittenen Zweige sollen die Wanzen vertrei-

ben, und der Absud derselben die Läuse der Thiere tödten, auch den Schweinen die Grannen und Finnen vertreiben. Die obersten Gipfel mischen manche mit unter das Bier, welches aber dadurch eine sehr berauschende, der Gesundheit nachtheilige Eigenschaft erhält. Das von dieser Holzart abgezogene Oel sollen die Russen mit Birkenöl vermischt anwenden, um dem Juchtenleder seinen spezifischen Geruch zu verschaffen, welches indessen noch nicht völlig erwiesen ist. Desto gewisser besitzt dieser Strauch wirksame Heilkräfte.

Kührer. Sind auf dem Schwarzwald besondere Männer, welche an den Sägmühlen die zum Handel geschnittenen Bretter beschauen, und in taugliche Sorten setzen.

Kümmerer, Fr. Cerf blessé aux daintiers. Wird ein Hirsch genannt, welcher im Kampfe, durch einen Schuß, oder auch auf eine andere Art, an dem Kurzwildpret verletzet wird, worauf er entweder gar nicht, oder doch zu einer ganz ungewöhnlichen Zeit abwirft. Er bekömmt auch niemals ein reifes oder geschicktes Gehörn, sondern behält allemal ein knotiges, auch wohl schwüriges, unreifes und unförmliches Geweihe. Werden sie aber wohl gar von den Hirten oder andern schadenfrohen Menschen castrirt, ehe sie aufsetzen, so wächst ihnen hernach die ganze Lebenszeit über kein Gehörn.

Kupferschlange, s. unter Amphibien.

Kuppmeise, s. Haubenmeise.

Kurzfesseln, s. Wurffesseln.

Kurzschießen, Fr. n'atteindre point le but de son dessein. Heißt, wenn man im Abdrücken eines Gewehrs nicht hoch oder weit genug vorkommt, und man dahinter, oder wohl gar darunter weg schießet.

Kurz-Wildpret, Geschröte, Fr. Daintiers. Heissen bei dem Roth- oder Schwarzwildpret die Hoden.

L.

Lachbar, Fr. Arbre dont on peut fendre l'écorce. Heißt es von einer Fichte, wenn sie die gehörige Stärke zum Harzscharren erhalten hat, so daß sie nun gelachet oder gelochet werden kann; s. Harzscharren.

Lachmeve, s. unter Meve.

Lachrinken, Lochrinken, Meßring, Fr. Mesure d'épaisseur des arbres qu'ont peut écorcer. Ist ein eiserner, in der Mitte mit einem Gelenke versehener Rinken, der in der Rundung (Peripherie) 36 Zoll, besser 3 Spannen oder 45 Zoll mißt, und das Maas von der Stärke der Fichten, indem man den Rinken um die Bäume legt, ist, welche sie haben müssen, wenn sie zum Harzscharren aufgerissen oder gelachet werden sollen. Dergleichen Rinken sind da gewöhnlich und nöthig, wo die Herrschaften andere Personen mit dem Harzen gegen einen Erbzins belehnet haben, damit nicht, wie gar gern geschiehet, jüngere Bäume zum größten Schaden der Waldungen gelachet werden; siehe Harzscharren.

Lachtaube, Lat. Columba risoria; Linn. Fr. le Tourterelle à Collier, Buff. Engl. the collared Turtle, Lath. auch genannt: Turteltaube mit dem schwarzen Halsbande, gemeine oder einheimische Turteltaube, Türkisches Täublein, Indianisches Turteltäublein. Wird unter die Ordnung der Singvögel gerechnet, und ist von der Gattung der Tauben eine Art, welche weißliche Farbe und einen an jeder Seite des Halses hinlaufenden schwarzen halbmondförmigen Fleck als Kennzeichen hat. Da diese Taube bei uns ein bloßer Stubenvogel, mithin kein Gegenstand der Jagd ist, so wird ihre weitere Beschreibung hier übergangen.

Lachter, Mahlbäume, s. Gränzbäume.

Läde, Leede, Laite, Fr. Terres en friche. Hierunter werden ganz verödete und wüste, oder holzleere Distrikte verstanden. Wie man diese zu Wald anlegen, und für die Zukunft einen möglichst großen Vortheil davon ziehen kann, ist unter Holzkultur, Anpflanzen und Ansäen nachzusehen.

Lademaas, Fr. Mesure à poudre. Ist ein kleines von Messing, Kupfer, Eisen oder Horn gefertigtes Maas, nach welchem man die zu einem Schuße gehörige Quantität Pulver richtig und genau abmißt. Es ist dieses ein wesentlich nothwendiges Stück zum Schießen, weil bei einer ungewissen und nur nach Gutdünken bestimmten Ladung Pulver der Schuß niemals richtig seyn und genau treffen, son-

ern entweder zu hoch, oder zu niedrig, auch vielmal nicht
as rechte Ziel erreichen wird.

Vorzüglich nöthig und unentbehrlich ist ein Lademaas
ei Kugelbüchsen, und überhaupt wenn der Jäger Genauig-
eit liebt, muß er die Schüße zu seinem Gewehr abmessen,
nd in hölzernen Patronen im Vorrathe bei sich führen, in-
em solchergestalt der Schuß einerlei bleibt, mithin gewisser
rifft, als wenn man aus freier Hand ladet, wobei man
us Uebereilung, und da das Augenmaas öfters trügt, bald
u wenig bald zu viel nehmen kann.

Laden, Fr. charger. Ist die Verrichtung eines Jä-
ers, wenn er sein Gewehr zum Schuß zubereitet, und mit
Pulver und Blei versieht. Wenn das Gewehr zum ersten-
nale geladen wird, ist es nicht undienlich, selbiges mit einem
leinen Schuß Pulver ohne Pfropfen auszuflammen. Beim
aden nimmt man entweder nach dem aus Erfahrung haben-
en Augenmaas, oder, und zwar besser und gewisser, nach
em Lademaas, die zum Schuße gehörige Quantität Pul-
er, und schüttet solches, indem man das Gewehr so senk-
echt als möglich hält, in den Lauf, stößt alsdenn mit dem
Kolben einigemal sanft gegen die Erde, damit die an den Sei-
en hängenden Körner herabfallen, bringt hierauf den Vor-
chlag in die Mündung, schiebt selbigen mittelst des Lade-
locks in der Seele hinunter bis auf das Pulver, und drückt
hn zwei- bis dreimal fest an, stößt ihn aber ja nicht wie ge-
vöhnlich mit dem Ladestocke einigemal mit Gewalt nieder, weil
onst durch das Zerdrücken der Pulverkörner die Entzündbar-
eit vermindert wird. Die Pfanne beschütte man nicht eher
nit Pulver, als bis auch der Hagel in der Flinte ist, weil
nan aus dem Fallen der Pulverkörner durch das Zündloch
ichtig schließen kann, ob dasselbe rein oder verstopft ist;
enn sind keine Körner durchgefallen, so muß man es so
ange mit einer Nadel oder besser mit einer Rebhuhnfeder
einigen, bis beim Anschlagen mit der Hand an den Kolben
inige Körner durchrollen. Man mag nun entweder vor
der nach dem Laden die Pfanne beschütten, so muß die
Reinigung des Zündlochs doch allemal vorhergehen, weil
nan dadurch nicht nur die dem Pulver nachtheilige Feuchtig-
eit wegschafft, sondern auch durch Hinwegbringung der im

Gewehre gebliebenen brennenden oder glimmenden Theile des Vorschlags allem Unglücke vorbeugt.

Hat man nun so das Gewehr mit Pulver geladen, so muß man den Hagel in die Seele laufen lassen, das Gewehr einigemal sanft gegen die Erde stoßen, damit der Hagel sich gehörig in einander lege, und alsdann einen schwachen Vorschlag ganz gelinde auf denselben drücken; denn ist der Hagel fest auf einander gepreßt, so wird er weit aus einander streuen und das Gewehr stoßen. Wie man nach dem Abschießen des Gewehrs verfahren soll, davon sehe man unter Jagdflinte. — Vom Laden einer Kugelbüchse, ist unter Birschbüchse gesagt worden.

Lage, Fr. Situation. Die Kenntniß der Lage ist dem Forstmann eben so nothwendig und erforderlich, als die Kenntniß des Bodens, nicht nur bei Führung der Holzschläge, sondern auch bei dem Anbau einer Holzart oder bei der Nationalisirung fremder Holzarten in Deutschland, um für dieselben eine solche Lage zu wählen, welche sie vorzüglich lieben. Denn keinesweges ist es gleichgültig, ob man eine Holzart im Gebirge, in der Ebene oder in Thälern erzieht, und ob der Ort gegen Morgen, Mittag, Abend oder Mitternacht liegt. Vorzüglich äussert die Lage ihren Einfluß auf die verschiedene Beschaffenheit des Bodens, auf dessen Kräfte, und folglich auch dadurch auf das Wachsthum und das Gedeihen der Pflanzen. Wie man die Lage in Absicht der Himmelsgegend eintheilt, sehe man unter Himmelsgegend, und was diese für Einfluß auf die Holzpflanzen hat, davon ist unter Holzkultur gesagt worden.

Lager, Fr. Retraite, Démeure, Lit de bête sauvage. Wird, anstatt daß es bei dem Rothwildpret das Bette heißt, bei vielen andern wilden Thieren, bei dem Bär, wilden Schwein, Wolf, Luchs, Hasen ꝛc. der Ort genannt, auf welchen sie sich sowohl bei Tag als bei Nacht niederthun.

Lagerholz, Fr. Bois gisant, Bois mort. Heißt das Holz im Walde, welches vom Winde umgeworfen wird, oder sonst umfällt und liegen bleibt.

Lähmen, Fr. le blaisser dans les ailes. Geschiehet bei den Fasanen, wenn sie in den Fasanengärten bleiben und nicht heraus fliegen sollen, da man ihnen mit einem feinen Messer das vorderste Flügelgelenk ablöset.

Laite, s. Lâde.

Lämmchen, Schäfschen, Fr. Chats, Chaton. Wird as Blüthenkätzchen an verschiedenen Bäumen genannt.

Lämmergeier, s. Bartgeier.

Lanciren, Fr. lancer. Ist, wenn beim Anfang einer)arforcejagd, nämlich der Anjagd, der angegebene Hirsch, urch einige der besten Hunde aus der Meute, oder besonde- e Lancirhunde aus seinem Stande gejagt und gesprenget irb, die Lancirhunde jagen läßt, bis man über einen Weg der eine Allee kömmt, sie alsdenn stopfet, und daselbst den)irsch verbricht. Oder es geschiehet auch durch einen Leit- und, welchen man von den Brüchen auf der Fährte fort achhängt, bis man den Hirsch sprenget.

Landbär, s. unter Bär.

Landforstmeister, Fr. Grand maitre des forêts. Ist iner von der befehlenden Classe der Forstbedienten eines andes; s. Forstbedienter und Chef.

Landhirsch, Hirsch der Ebenen, Fr. Cerf champêtre. Lennt man allein diejenigen Hirsche, welche sich in den Höl- ern des platten und sandigen Landes aufhalten. Sie sind nggestreckt, leicht und rothbraun, und haben ein schöneres nd lichteres Geweihe als die Berghirsche, nicht so stumpfe Schaalen, aber eine kleinere Fährte und ein weniger schmack- afteres Fleisch.

Landjägermeister, Fr. Grand maitre des chasses de la rovince. Ist ein oberer Forst- oder Jagdbedienter, wel- ier in seinem Range gewöhnlich nach dem Oberjägermeister lgt; s. Forstbedienter.

Lanette, Lat. Falco Lanarius, Linn. Fr. le Lanier, uff. Engl. the Lanner, Penn. auch genannt: Mausad- r, Schwimmer, Swimmer, Schweymer, großer Schlachter, Würger mit dem langen Schwanze, wolliger alke. Gehört als Raubvogel unter die erste Ordnung des inneeischen Systems, und ist von der Gattung der Falken, nd zwar von deren zweiten Familie, den eigentlichen Fal- n, eine Art, die folgende Kennzeichen hat: Ueber die lugen geht ein weißer Strich; die Füße sind bläulich und er Körper ist unten mit schwarzen länglichen Flecken ge- ichnet.

sen, wenn sie im Laufen sind. Besonders stecke man auch die Stöcke, daß sie wie ein Geländer stehen.

Man kann auch eine ganze Parthie dergleichen Laufdohnen machen und durch die jungen Schläge und Dickigte, auch Steige mit durchstecken, wie man denn nicht nur Schnepfen, sondern auch Krammetsvögel in diesem Zeuge in Menge fangen kann. Im Winter, wenn der Vogelfang vorbei ist, kann man sie wieder aufheben, und die Schleifen ausstreichen, daß sie gerade hängen, und desto accurater sich wieder stellen. Hiebei ist noch zu bemerken, daß man auch mit einem stumpfen oder von Dornen gemachten Besen die Steige nach den Dohnen zu glatt kehren muß, weil die Schnepfen auf solchen desto lieber laufen.

Will man die Laufdohnen zum Fang der Vögel, die nach den Würmern fallen und suchen, stellen, so wird mit den Stöcken auf gleiche Art verfahren, nur müssen die Schleifen etwas enger, als zum Schnepfenfang gemacht werden. — Wo Viehtriften oder sehr viel Wildpret und Sauen sind, schicken sich die Laufdohnen nicht hin, weil beständig daran auszubessern ist. Zwischen den Dohnen werden Vogel- oder Wachholderbeeren mit hingeworfen, oder an kleine Gäbelchen gehangen.

Laufen auf Reitzen. Heißt, wenn sich der Jäger vor ein Dickigt stellet, wo Füchse zu vermuthen sind, oder wo er sonst einen Fuchs gewahr wird, wie eine Maus quitschet oder wie ein gefangner Vogel schreit, oder wie ein Hase quecket, wenn ihn die Windhunde erwischen, worauf, wenn es recht gemacht wird, die Füchse sehr gerne darnach kommen; auch kann man durch einen nachgemachten sanften Laut der Hasen selbige in der Rammelzeit gut herbei rufen.

Läuferplatz, Fr. Aire de la chasse. Werden diejenigen Plätze von grünem Rasen genannt, welche bei Anlegung eines Strauchs oder Busches zu einem Vogelheerd, vorn und hinten an jedem Ort und Ende, zuweilen auch noch einer mitten auf den Busch, bereitet, und auf welchen Plätzen die sogenanten Läufervögel von der Art, wornach man stellet, angefesselt (angeläufert) werden, so daß sie zuvor auf selbigen herum hüpfen, aber doch nicht hinweg können.

Läufervogel, Fr. appellant attaché sur l'aire. Heißen diejenigen Vögel, welche man bei Stellung eines Vogelheerdes, ihrer 2 bis 3 auf den Läuferplätzen anfesselt (anrühret), damit sie darauf herumhüpfen, und die wilden Vögel desto her und sicherer zum einfallen anlocken.

Läuferzug, Fr. Landelette. Bestehet aus folgender Zubereitung. Dem Läufervogel werden zwei zarte, aber doch feste, schmale Striemchen Leder oben an dem Leibe, um jeden Flügel eins, angemacht, und auch jedes besonders mit einem zarten geflochtenen Schnürchen befestiget, aber so, daß es den Vogel nicht reibt, sondern um die Flügel geräumig genug ist; diese Schnürchen werden auf dem Rücken zusammen gebunden, und unten an die Schnürchen wird ein kleiner Rinken von Drath mit einem Wirbel gemacht, und so ist der Läuferzug fertig.

Lauffaden, Fr. Tirant. Heißen die Faden Zwirn, deren da, wo ein spiegelichtes Garn mit einem Inngarn der Busen eingebunden wird, unten und oben zu zwei an den Busen durch das ganze Garn gezogen und mit eingebunden werden, an welchen Faden sich der Busen hin und her ziehen kann.

Laufhund, s. Parforcehund.

Laufkäfer, Rennkäfer, lat. Carabus, Fr. Carabé. Diese Käfer gehören wegen ihrer Nahrung unter die nützlichen Waldinsekten, sind aber auch Raubthiere ihrer Art. Sie geben, wenn man sie anfaßt, einen widerlichen Geruch von sich. Die wenigsten können fliegen, laufen aber desto schneller. Die Larven wohnen in faulem Holze, unter dem Moos und in der Erde, und nähren sich wie die vollkommenen Käfer von Raupen und andern Insekten. Letztere haben an den hintern Schenkeln ein paar Blättchen, die vielleicht die Geschwindigkeit im Laufen befördern. Merkwürdig ist hier: der Aufpasser oder Puppenräuber (Car. inquisitor). Seine Flügeldecken sind goldfarben mit einer grünen Einfassung. Er ist einer der merkwürdigsten seines Geschlechts, welchen man zu kennen viele Ursache hat, da er vor andern seines Gleichen, die Raupen ungemein vermindert, und deshalb eine sorgfältigere Vermehrung verdiente. Seine Wohnung hat er unten um die Wurzeln, in der Erde und unter dem Moose, auch im faulen Holze,

und raubt sogar im Fluge. Im Junius und Julius sucht er das Kern- und Steinobst durch, bis auf die äußersten Zweige, um die Raupen zu erhaschen.

Laufleitern, Steckleitern, Fr. About ou Allonge de filets. Heißen die einfachen, etwa drei viertel Ellen hohen spiegelicht gestrickten Gärnchen, welche an kleine Stäbe gebunden und nur zum abwehren, damit die Feldhühner nicht vorbeilaufen können, vor die Treibezeuge zu beiden Seiten gestecket werden.

Laufschütze, Fr. bon tireur à la course; ist so viel als Flugschütze.

Läufte, des Wildes (pieds), der Hasen (jambes); werden bei allen vierfüßigen Jagdthieren die Beine genannt.

Lauft zum Abjagen, Auslauft, Fr. Clairière ou Prairie pour chasser en avant. Wird der freie, ebene und lichte Platz auf einer Wiese, einem Acker, oder einer alten Läde, oder auch wo es nicht zu ändern, auf einem aufgeräumten jungen Schlage genannt, welcher vor einem Jagen ausgewählet wird, und auf welchen die eingestellten Hirsche oder Sauen vorgejaget werden, damit sie von dem Leibschirme aus von den Herrschaften todt geschossen werden können.

Bei Absteckung des Laufts muß vorzüglich darauf gesehen werden, daß derselbe wo möglich dahin gebracht werde, wohin die Hirsche ihren meisten Wechsel gehabt; auch muß solcher mehr Berg unter als Berg auf liegen, so, daß die Kammer zum Abjagen Berg unter getrieben werden muß. Der Platz zum Lauft muß gehörig abgeräumt, und Hügel und Löcher geebnet seyn. Ueberhaupt kömmt das meiste auf die genaue Anlegung des Laufts an, wenn das Jagen angenehm und ansehnlich seyn soll, und würde übel stehen, wenn derselbe schief, unförmlich, ungleich und schräg winklicht angelegt würde. S. Hauptjagen und Bestätigungsjagen.

Dem Laufte kann man aber in Ansehung seiner Richtung verschiedene Abänderungen geben. Mehrentheils wird ihm hinter dem Schirme eine Rundung gegeben, welche sich aber gegen den Schirm eckigt nach innen zieht, um dadurch, wenn das Wildpret vorgejaget wird, selbiges dem

Schusse näher zu bringen. Außerdem kann man ihn auch ckigt machen mit gebrochenen Flügeln, und hinten mit iner Schnappe; und dieser wird also gestellet.

Erstlich werden die beiden Krummruthen gegen den Schirm über und hinten auf beiden Ecken des Laufts feste ingestoßen, alsdenn wird das Tuch hinten quer vorgestrek-et, die Schnappstangen mit den Rädern oben auswendig n das Tuch eingetheilet, und recht feste gesetzet, da denn ie Leine, die oben durch die Räder oder den Kloben gehet, nit einem Ende angebunden wird; zu dem andern Ende, voran man das Tuch aufziehen oder ablassen muß, wird in Heftel geschlagen.

Wenn das Tuch an dieser Leine heraufgezogen worden, indet man solches, jedoch mit einer Schleife, am Heftel in, damit im nöthigen Fall die Schleife geschwind aufge-ogen werden kann, daß es gleich herunter falle. Inglei-hen werden auch die Windleinen am Tuche halb hinaus und halb hineingebunden, auf daß es auch im Winde sicher tehe. An etlichen Schnappstangen werden Gabeln geschla-gen, und Faschinen darauf gelegt, worauf etliche von denen, o bei die Schnappstangen beordert sind, treten, um über das Tuch sehen und genau beobachten zu können, wenn was ömmt, und solches herauszulassen ihnen zugerufen wird.

Zu beiden Seiten an das Falltuch werden sodann die andern Tücher angeknebelt; die hintern Krummruthen kom-nen inwendig in den Lauft, die gegen den Schirm über aber aus-wendig, denn diese müssen das Tuch näher gegen den Schirm zwingen, damit nicht so weit zu schießen ist. So werden nun von beiden Seiten die Tücher am Laufte nach dem Ja-en zu fortgestellet, dabei fein glatt angezogen; dem Schirme gegen über, längs desselben, werden grüne Brüche oben an das Tuch gehängt, zum Zeichen, daß man nur so weit chießen darf, und daß sich außerhalb des Tuchs keine Zu-chauer in diese Gegend wagen. Vom Abjagen sehe man unter Bestätigungsjagen.

Dergleichen Lauft ist besonders nützlich zur Erhaltung er Wildbahn. Wenn das Jagen und der Lauft vollkom-nen fertig, das Rolltuch weggeschaft, zu Holze gezogen, nd die Jagdhunde gelöset worden, diese auch die Hirsche un herausgejaget bringen, so werden die jagdbaren und

Hirsche geschossen. Reisen die übrigen nicht gleich
r in das Jagen, so wird aus dem Schirme denjenigen,
i die Schnappe beordert sind, zugerufen: Laß fallen!
ch müssen sie auch fertig seyn, die Schleifen an den
ln aufziehen, und das Tuch fallen lassen. An jeder
appstange müssen 2 Mann seyn, nebst ein paar Jä-
die jene commandiren. Bei wenigem Geschicke kann
mit so hurtig zugehen, daß wenn das Wildpret bei
Schirme vorbei nach dem Falltuche fliehet, und geru-
ird: Laß fallen! es auch so geschwind herunter liegen
daß das Wildpret gerade fort und darüber hinaus
n kann.

Wenn auch während der Zeit, da das Wildpret im
fliehen des Falltuches wäre, schon wieder Hirsche ge-
en Schirm kämen, die nicht heraus sollen, so müssen
ch das Falltuch so geschwinde wieder herauf haben, daß
irsche zu kurz kommen, und nicht überfliehen können.

Sobald also die Jagdhunde nur etwas herausgejagt
en, werden die alten Thiere, Kälber, Rehe und
hten Hirsche, sogleich über das Falltuch wieder in ihre
eit gelassen. Auf diese Art, da die schlechten Hirsche,
daß sie lange im Jagen gehetzet werden dürfen, wieder
lassen werden, ziehet man von den schlechten Hirschen
r sofort wieder jagdbare Hirsche zu, so daß an solchen
ein Jagen mit guten und jagdbaren Hirschen öfters
ten werden kann.

Ein eckigter Laust zu einem Sau-Bestätigungsjagen
auf folgende Art gemacht werden. Man nimmt 5
gen, geht an die Mitte des Rolltuchs, stößt dahin
Stange, schreitet hierauf an jeder Seite nach der Krumm-
85 Schritte, stößt sodann drei Schritte von derselben
ge auf jeder Seite am Rolltuche eine Stange, tritt
die eine Stange, daß man sie alle drei vor sich hat,
ieht an den Stangen gerade hinaus, so daß man keine
ge vor der andern auf der Seite vorstehen sieht, und
recht gerader Linie stehen. Nach diesen drei Stangen
man denn auch die Krummruthen in gerade Linie.

Alsdann steckt man die andern beiden noch übrigen Stangen, eine nach dem Rolltuche, die andere nach der Mitte des Laufts, doch so, daß sie in einer geraden Linie stehen. Die mittelste, wie auch die beiden Seitenstangen am Rolltuch nach den Flügeln zu, müssen unbeweglich in ihrer Linie stehen bleiben, hingegen die beiden letztern Stangen müssen nach der mittelsten Stange in eine gerade Linie gerichtet werden. An diesen 3 Stangen sieht man nun auf die Mitte des Laufts hinaus, fällt dahin eine senkrechte Linie, und schreitet 385 Schritte hinaus, läßt dahin 3 Stangen in einer Linie stoßen, oder wenn man niemanden hiezu bei sich hat, nur eine; schreitet alsdann auf der senkrechten Linie hinaus, und nimmt 100 Schritte, woselbst der Schirm hinkommt, und dahin stößt man auch eine Stange.

Ferner geht man auf der senkrechten Linie hinaus bis an die Stangen, die anfangs gestoßen worden, und steckt alsdann genau auf der senkrechten Linie drei Stangen, sieht an den Stangen hinauf, daß man die Stange im Mittelpunkte des Schirms und die am Rolltuche in gleicher Linie hat. Alsdann stößt man hinten nach jedem Flügel eine Stange, tritt dann hinter die Stange am rechten Flügel, und sieht an den drei vor sich habenden Stangen nach der Stange am linken Flügel, ob sie in gerader Linie sind, daß keine der andern vorsteht. Sind sie nicht gleich, so muß man sie nach der Mittelstange, wie oben am Rolltuche geschehen, in gerade Linie richten, schreitet von der Mittelstange nach der Stange am linken Flügel 100 Schritte, wohin eine Krummruthe kömmt, ferner auch von der Mittelstange nach der Stange am rechten Flügel 100 Schritte, wohin ebenfalls eine Krummruthe kömmt, und so hat man also die Ecken des Laufts.

Auf solche Art wird der Lauft nach den Stangen abgestochen, welches Abstecken auch bei allen Läuften angeht, sie mögen eckigt oder rund seyn, nur ist es langwieriger und man muß mehr hin und her gehen. Dabei ist aber noch dieses zu beobachten, daß, wo die Flügel mit Krummruthen nach dem Schirm zu gebrochen werden, man auch am Schirme einen Stand mit den Stangen machen muß. Ein gleiches muß auch geschehen, wo eine Rundung am Laufte angehen soll, daß man daselbst den dritten Stand nehmen

muß, sowohl die Seiten- als hinterste Krummruthe einzurichten.

Mit dem Stellen verfährt man auf folgende Art. Hinten am Laufte in der Mitte, wo die senkrechte Linie hinläuft, knebelt man zwei Tücher an einander, streckt eins nach dem rechten, das andere nach dem linken Flügel um die Krummruthen herum; ferner wird auf beiden Flügeln ein Tuch angeknebelt, auf dem linken Flügel von der Eckstange nach der obern am Rolltuche gerade fort gerichtet, ingleichen an der hintern Krummruthe am rechten Flügel herum, und an diesem ebenfalls gerade fort nach der Ecke des Rolltuchs die Tücher an einander geknebelt und gestreckt. Nach hinten am rechten Flügel wird eine Schnappe auf gleiche Art gemacht, wie bei dem vorher beschriebenen eckigten Laufte angezeigt worden ist. In der Mitte der Linie, wo vorher das Quertuch gestanden, wird das Rolltuch zu diesem Jagen gemacht, und an der Stelle der 100 Schritte von dieser Mitte eingestoßenen Stange wird der Schirm aufgeschlagen.

Wenn dieser Lauft abgestochen worden, so muß er auch, da er eigentlich zum Saujagen gehört, mit Netzen dupliret werden. An der Schnappe wird zwar auch mit Netzen dupliret, diese müssen aber nicht so feste angezogen werden, und dichte am Tuche seyn, damit sie mit dem Tuche zugleich aufgezogen und abgelassen werden können. Ueberhaupt müssen in diesem ganzen Laufte die Netze dichte an die Tücher kommen. In den hintern Ecken werden an den Tüchern zu beiden Seiten der Krummruthen, Stellstangen dichte eine an die andere gestoßen, auf 50 Schritte lang, damit die Sauen nicht durchschlagen können. Gegen beide Ecken stellet man ein paar Zeugwagen hin, worauf die Herrschaften treten, und von selbigen herab die Sauen birschen können.

Nachdem nun die Jägerei zu Holze gezogen, und die Hatzhunde oben auf beiden Seiten des Laufts und hinter dem Leibschirme in ihre Schirme gebracht worden sind, so wird das Rolltuch aufgezogen, die Jägerei ziehet zu Holze, nimmt die Finder und einige Rüden mit ins Jagen, läßt die Finder streichen, legt die Treibeleute an der Jagensrundung an, und treibt die Sauen heraus. So bald ein

Rudel Sauen heraus, werden die Rolltücher in der Mitte ugezogen.

Auf dem Laufte sind die Jagdpagen und einige Jäger u Pferde. Diese jagen die Sauen auf dem Laufte herum, ınd schießen auch wohl mit Schwärmern unter sie, daß sie uf diese Art nicht nur böse werden, und alles anzufallen egehren, sondern sie suchen auch, da sie nichts ausrichten önnen, einen Zufluchtsort, und zwar fliehen sie gemeinilich in die Winkel.

Da nun die Herrschaften mit Birschbüchsen und Pistolen auf den beiden Zeugwagen, welche quer vor den hinern Ecken stehen, sich befinden, so schießen sie eins nach em andern auf den Kopf. Wenn die Schweine und Keuer mit Huy Sau! angerufen werden, so wollen selbige beerzt auf den Ruf zu, kommen daher ganz dichte vor den Wagen, so daß man sie mit Pistolen auf die Köpfe schießen kann. Obgleich auch eines nach dem andern todt geschossen wird, die andern aber aus dem Winkel einmal herausprellen, und sich auf den freien Lauft machen, so kommen sie doch gar bald wieder in die Ecken. Alte und unermögende Herren können nach dieser Einrichtung auf den Wagen sicher und gut sitzen und stehen, auf dem Laufte iberall herum sehen, und die Sauen todt schießen. Wenn ie meisten und stärksten geschossen sind, so werden die übrien gehetzet.

Die Schnappe oder das Falltuch ist deswegen an der Seite angebracht, daß man theils Bachen, und alle Frischinge heraus lassen kann, damit starke Sauen wieder zugeogen werden können. Die Flügel am Laufte sind auch desalb gerade, und nicht gebrochen, daß die Sauen, so bald e nur aus dem Jagen sehen, den freien und weiten Lauft or sich gewahr werden, und sich also gleich nach den Ecken achen. Weil auch nicht aus dem Schirme geschossen wird, behält der Lauft um so mehr fast eine gleiche Breite, auer daß er wegen des Rolltuches, daß solches zureichen muß, nit den obern Krummruthen etwas eingezogen wird.

In Ansehung des Schirmes ist es zwar sonst an vielen Orten gebräuchlich, daß derselbe gemeiniglich auf den dri-

ten Theil des Laufts gesetzt wird, jedoch wenn der Lauft lang wird, so nimmt man 125 Schritte vom Jagen. Gleichwohl muß man sich mancher Ursache halber mit dem Schirme nicht allein nach der Länge des Laufts richten, sondern auch vornehmlich auf dessen Bequemlichkeit und Nutzen sehen, wie denn auf diesem Laufte der Schirm nur 109 Schritte vom Jagen absteher. Dieses geschiehet deswegen, weil der Schirm nicht sowohl für die Herrschaften, welche die Sauen schießen wollen, sondern nur für die Zuschauer gemacht ist, und damit auch, weil hinten in den Ecken geschossen wird, der Lauft um desto freiern Platz zu haben, vom Schirm bis dorthin, einen desto längern und freiern Raum habe. Ueberdies sind diese Läufte nicht nur bequem zum Abjagen, sondern auch nützlich zur Erhaltung der Sauen, weil man an den schlechten Sauen, die in einem Jahre herausgelassen werden, in 2 bis 3 Jahren desto stärkere und mehrere wieder zu hoffen hat.

Man kann auch einen Lauft machen mit zwei Krummruthen gegen den Schirm und hinten mit einer Rundung, welcher vorzüglich zu einem Hauptjagen schicklich ist.

Ferner wenn bei einem Bestätigungsjagen der Raum eines freien Platzes zu einem ordentlichen Laufte sich nicht findet, oder der Herr die dazu nöthige Zeit nicht verstattet, um entweder die Kosten zu ersparen, oder aber, weil derselbe bereits einen gewissen Tag zum Abjagen bestimmt hat, so findet sichs nöthig, das Jagen mit einem gebrochenen Laufte zu machen. Besonders ist es dann sehr nöthig, wenn die Hirsche oder Sauen in einem solchen Waldreviere eingestellt sind, da auf dem Platze, wo der Lauft vom Jagen gerade aus angebracht werden könnte, auf dem daranstoßenden Felde noch unreifes Getraide stünde, wodurch dem Eigenthümer großer Schaden verursachet würde; oder wodurch das Jagen in Gebirgen, wo nur ein schmales Revier ist, und selbiges die Queere am Jagen herunter stößt, hat müssen eingerichtet werden.

Gleiche Bewandniß hat es auch, wo schon Ebenen lnd, und ein freier Platz, welcher nicht lang genug zum auft ist, schief oder fast die Quere am Jagen hin liegt. Wollte man nun den Lauft aus dem Jagen gerade über den reien Platz und drüben zu Holze einrichten, so müßte man as im Wege stehende Holz abräumen, wodurch großer Schaden verursacht würde, welches besonders in den jetzi-en Zeiten unverantwortlich wäre.

Einen Lauft mit geraden Flügeln und einer Rundung ichtet man vornehmlich zu solchen Jagen ein, wo ein Herr ust hat, das Wildpret zu Pferde auf dem Laufte zu jagen, lbiges entweder mit Lanzen zu fangen, mit Chevelins zu erfen, oder mit Pistolen zu schießen, auch wohl mit dem hirschfänger zu fangen. Zu Absteckung eines dergleichen aufts ist keine große Kunst erforderlich, jedoch müssen die lügel fein gerade in ihrer Linie gestellet seyn, auch darf ar keine Windleine im Laufte hinaus gebunden werden, ndern die Hälfte der Windleinen wird inwendig dicht am uche herunter gezogen, auswendig aber an einem dichte ei der Unterleine eingeschlagenen Heftel angebunden.

Die Flügel stehen so gerade in einer Linie, werden ber hier verändert benennt, nämlich der rechte Flügel bei ndern Läuften heißt hier der linke, und so auch der linke, ei jenen, heißt bei diesen der rechte. Diese Veränderung t wegen des Leibschirms nöthig, weil derselbe sowohl der Mittelpunkt, als auch der Hauptstand vom ganzen Laufte t, mithin weil die Herrschaft in währendem Abjagen mit er Fronte nach dem Jagen stehet, der Flügel zur rechten hand der rechte, so wie der Flügel zur linken Hand der nke genannt wird.

Das Rolltuch muß 200 Schritte breit seyn; von des-n Mitte 150 Schritte ab kömmt der Leibschirm zu stehen, nd von diesem mißt man noch 350 Schritte in gerader Linie rt, daß sonach der ganze Lauft 500 Schritte lang und var winkelrecht seyn muß. Auf solche Art hat die Herr-haft vollkommenen Raum, das Abjagen zu Pferde zu hal-n, und wegen der Länge des Laufts können die Zuschauer

im Leibschirm das Jagen desto besser übersehen, so wie auch um den Schirm und zwischen demselben und dem Jagen frei herumgejaget werden kann.

Zu Holze ziehen die Jäger auf die gewöhnliche Art (s. Hauptjagen und Bestätigungsjagen). Noch ist aber hier zu bemerken, daß, wenn das Jagen nicht allzu stark an vielem Wildpret ist, man anstatt des Rolltuchs eine Schnappe oder ein Falltuch hin mache. Auf diese Art kann man einige wenige Stücke herauslassen, indem das Falltuch geschwinder aufgezogen und herunter gelassen werden kann, als ein Rolltuch, und mithin das Vergnügen von der Jagd desto länger dauert. Wäre auch vieles Wildpret im Jagen, so kann auf gleiche Weise verhütet werden, daß nicht allzu viel auf einmal herauskömmt, und die Reuter durch die Menge irre gemacht werden. So könnte auch wohl das Abjagen zwei Tage nach einander dauern.

Nicht allein zu gedenken, daß auch noch mehrere Veränderungen bei den Abjagungsläuften gemacht werden können, so sollen auch die angezeigten nicht zu einer strengen Richtschnur dienen. Denn bekanntlich sind nicht alle Gelegenheiten nach ihrer Länge und Breite sich gleich, so daß man sie nicht genau nach den angegebenen Schritten machen kann, indessen kann man sie doch nach der angeführten Beschreibung ihrer Figur einrichten, und derselben gleich machen.

Laufschneider, Fr. Faiseur des circles de crible. Sind diejenigen Arbeiter, welche die Läufte zu den Sieben ausschneiden, und solche Schock oder Bundweise an die Siebmacher verkaufen.

Lauftuch, Rolltuch, Fr. Pan à anneaux. Ist ein zu vielen Jagen gebräuchliches, zu Saujagen besonders fast unentbehrliches Tuch, welches quer vor das Jagen, nach dem Laufte zu gestellt wird. Anfangs ist es, wie ein Vorhang, auf und zusammengezogen; wenn dann vom Wildpret aus dem Jagen auf den Lauft getrieben wird, so wird das Tuch, so bald etwas heraus ist, hinterher wieder zugezogen. Man macht es mit den hohen Tüchern von gleicher Länge, nämlich 150 Schritte lang, und der Gleichheit halber, mit den hohen Tüchern auch von gleicher Höhe.

Ein ſolches Rolltuch wird in 5 Theile getheilet, kömmt alſo zu jedem Theil 30 Schritte Länge, ſo daß es von beiden Seiten recht gut auf- und zugezogen werden kann. Die Koſten hierzu betragen etwas unbedeutendes mehr, als ein hohes Rinkentuch, indem an beiden Enden oder Wechſeln jeden Theils, Knebel und Knopflöcher ſeyn müſſen; auch gehören hierzu 12 Stellſtangen. Am beſten werden dergleichen Tücher von guter und derber neuer Leinwand gemacht, weil ſie, von alten hohen Tüchern gefertiget, durch das öftere Auf- und Zuziehen ſehr bald zerreißen.

Lauſchengarn, Lückenetz, Fr. Filet aux lièvres et renards. Werden die in Abſicht ihres Gebrauchs mittelmäßig großen, von zartem aber doch feſtem Bindfaden geſtrickten Haſengarne genannt, welche Abends und Morgens vor die Hölzer, wo Haſen und Füchſe wechſeln, Bogenweiſe auf kleine Forkeln geſtellet, aber von den Jägern nicht viel beſſer als Lauergruben geachtet werden, indem einer das Garn in einen Sack faſſen, und ſeine Jagd ganz ſtillſchweigend dem Nachbar zum Schaden damit exerciren kann.

Laut, Fr. Chien chaſſe de gueule. Sagt man von Hunden, wenn ſie jagen und ausgeben, oder aber ein Thier ſtellen, und ſolches verbellen. — Auch ſagt man, der Schnee iſt laut, wenn er eine gefrorne Kruſte hat.

Laut von Halſe und Horn. Iſt ein gebräuchlicher Ausdruck vom Jäger, wenn einer eine ſtarke Ausſprache hat, das Waldgeſchrei zu thun, und dabei das Horn gut blaſen kann.

Lebendig Holz, Fr. Bois vif. Iſt ſo viel als Laubholz, und wird um deswillen lebendig genannt, weil es, ſo oft man es abhauet, wieder lebendig wird, nämlich von neuem wieder ausſchlägt, welches bei den Nadelhölzern nicht geſchiehet.

Lebendige Wehre. Heißt, wenn bei einem Jagen mit Zeuge, da derſelbe im Stellen nicht völlig zureicht, in die Oeffnung Jagdleute angeleget werden, welche Achtung geben müſſen, daß daſelbſt nichts herauskömmt.

Lecklein, Lecken, Fr. Marque du bout des pinces. Der Hirſch ſchiebt bei hartem Boden mit dem Ballen kleine, ohngefähr eines Kreuzers große, Scheiben ab; bleibt er aber etwas mit dem hintern Lauft zurücke, und ſchiebt die Erde nicht ſo ganz weg, ſo zwingt er doch vorne weg, daß

es wie ein kleines Loch wird, welches nach Jägersprache Lecken oder das Lecklein genannt wird.

Leede, s. Lade.

Legdenholz, hat den Namen von legen, und ist eine Grundlage oder Schwelle von Bindwerks- oder hölzernen Häusern. Dergleichen Benennung ist bei dem Holzhandel auf der Weser gebräuchlich.

Legen, s. Eisen legen.

Legforche, s. Krummholzkiefer.

Leibhatze, Fr. Meute d' élite ou choisie. Hierunter wird diejenige Hatze Hunde verstanden, welche der Herr bei einem Streifjagen, außer den übrigen Hatzen, bei sich herführen, und nicht eher schießen läßt, bis die Finder eine Sau gefunden und gestellet haben, und er selbst an den Ort kommen kann.

Leibholz, Fr. Bois de tronc. Heißt in Schlesien alles dasjenige Scheit- und Klafterholz, welches aus einem spaltigen Stamm gehauen wird, und hat seinen Namen davon, daß man dort den Stamm eines Baums seinen Leib nennt.

Leibhund, Fr. Chien favori ou mignon; heißen auch Blendlinge. Sind eine Art leichte und wohlgestaltete Hatzhunde, welche ein scharfes Gebiß haben, und im Lichten, auf Sauen, Rehe und Füchse sehr nützlich zum hetzen sind, auch deshalb von großen Herren zu ihren Leibhünden gewählet werden, und auf den Jagden zum Vergnügen besonders mit sich führen lassen.

Leibjäger, Leibschütze, Fr. Porte-arquebuse du Prince, Veneur de corps. Ist ein Jäger vom Hofe, der den Rang über den Büchsenspanner hat, und sowohl zur Bedienung des Fürsten, als auch und besonders auf den Jagen stets um und neben demselben seyn muß.

Leibschirm, s. Jagdschirm.

Leimbänke, Fr. Tablettes à gluaux. Sind ordentliche bretterne Bänke, welche mit Löchern versehen werden, um in selbige die Leimruthe zu stecken, und solche darauf forttragen zu können.

Leimheerd. Heißt die in vielen Gegenden Deutschlands gewöhnliche Art Vogelfangs, welche besonders da, wo bloß Feldhölzer sind, angewendet wird. Auf einem Holzschlag nämlich, durch welchen die Meisen häufig ziehen und wo einzelne Bäume z. B. Birken stehen geblieben sind, be-

festigt man an beweglichen Kloben glatte Stangen, die neben diesen Bäumen an der Erde in einer Gabel liegen, sich in den Kloben hin und her bewegen, und so lang sind, daß sie aufgerichtet über die abgestutzte Spitze der grünen Bäume in die Höhe reichen. Ehe man sie aufstellt, bindet man an ihre Spitzen eine geschälte Krone von einem Nadelholzbaume und bestreicht diese mit einem guten Vogelleime. Dieser Fang dauert vom September bis mitten im Winter. Wenn die Meisen ziehen, so lockt man sie mit einer Pfeife herbei, und wirft, wenn sie etwa vorbei streichen möchten, einen Flederwisch, der an einen Stein befestiget ist, in die Höhe. Diesen sehen sie für einen Raubvogel an, und fallen sogleich zur Erde nieder. Nach und nach kriechen sie an dem grünen Baum wieder in die Höhe und kommen so auch auf die obersten Leimruthen. Sobald eine hängt, so schreit sie, und die andern eilen alle herbei und fangen sich. — Dieser sehr lustige Fang kann auf alle Zugvögel angewandt werden, wenn man sie durch Lockvögel beizulocken weiß.

Leimruthe, Fr. Gluau, Verge engluée. Sind Ruthen von weichem Holze von verschiedener Länge und Stärke, welche mit Leim überzogen werden, damit diejenigen Vögel, welche sich darauf setzen, darauf kleben bleiben.

Leimstange, Fr. Perche à gluaux. Ist eine gewöhnliche Stange, welche den Namen davon erhält, daß mit Leim darauf gestellet wird, indem an ihrem obern Theile oder der Spitze ein Quirl von starken Aesten angebunden ist; in diese Aeste werden Löcher gebohret und in dieselben die Leimruthen hineingestecket, hierauf wird die Stange auf- und in die Höhe gerichtet.

Leinbaum, s. unter Ahorn.

Leinebock, Ruhebock, Fr. Support. Heißt ein Gerüste, worauf die Vogelsteller die Stangen mit den Leimruthen legen, wenn sie die anklebenden und gefangenen Vögel herunter nehmen, und dienen darzu, daß die Leimruthen im Niederlegen nicht die Erde berühren und unrein werden, oder gar zerbrechen.

Leinen, Fr. Cordes; heissen auch Archen. Hierunter werden alle und jede Seile und Stricke verstanden, welche bei der Jagd zu den Tüchern, Tuchlappen und Garnen gebraucht werden.

Leinen anbinden, s. Anbinden.

Leinisch, Fr. Chien trisle. Wird ein Hund genannt, wenn er beständig verdrossen, und niemals gern oder mit Freuden zu seinem Herrn gehet, auch wohl gar nach den Schlägen einen gefährlichen Blick machet, und demselben die Zähne zeiget.

Leite, s. Lade.

Leiterstange. Ist ein Stamm Tannen- Fichten- oder Kiefernholz von unbestimmter Länge, dessen Durchmesser am Stammende 4 bis 6 Zoll hält.

Leithund, Fr. le Limier, Chien au grand collier, Chien muet, Chien de quête, Chien requeraut. Ist einer der unentbehrlichsten und nützlichsten Hunde bei der Jägerei, daher auch ein Weidmann, welcher diese Art von Hunden gut und vollkommen abzurichten weiß, hirschgerecht genannt wird. Er hat seinen Namen davon erhalten, daß er während seiner Arbeit an einem langen Riemen, dem sogenannten Hängeseille, geleitet wird. Diejenigen Leithunde, welche nur zur großen Jagd gebraucht werden, bleiben beständig in einem trockenen Hundestalle angelegt und bekommen täglich dreimal Futter (hievon, so wie auch von ihrer Erziehung und Wartung, sehe man unter Jagdhund), überdieß aber noch Milch und zuweilen frisches Wildpret und guten Hirschschweiß; den jungen Leithund hingegen läßt man fleißig aufgebrochene Thiere beriechen und berupfen. Ihre Art ist nicht zu bellen oder laut zu werden, oder einzuschlagen, wodurch sie das Wild verscheuchen würden, sondern man gewöhnt sie von Jugend an stumm (muet) zu seyn.

Der Leithund muß eine starke Brust, einen untersetzten Körper und nicht zu hohe Füße haben, aber allemal von mittlerer Größe seyn. Der Kopf darf kurz, die Schnauze aber nicht gar zu spitzig seyn, weil er eine dicke und breite Nase haben muß, in welcher das Häutchen, welches zum Riechen oder Wittern bestimmt ist, mehr Raum einnimmt, und wodurch er die Fährte des Wildes deutlicher wittern kann; denn seine eigentliche Bestimmung ist den Stand des Wildes auszuspüren, damit der Jäger des Wildes Zeichen, Wechsel und Wandel inne werde. Der Hinterkopf ist mehrentheils

eingefurcht oder hat einen deutlichen Kamm oder Erhöhung. Die Ohren oder Behänge sind dick und gut behangen, hängen nämlich breit herunter. An den fleischigen Beinen liegen die mit Klauen versehenen Afterzehen hoch. Der Schwanz ist von der Wurzel an dick und läuft spitzig zu, steht in die Höhe gerichtet und beugt sich etwas vorwärts.

Das Arbeiten oder Abrichten der Leithunde, welche im zweiten Jahre führig, zur Arbeit nämlich tüchtig sind, geschieht von der Mitte des Junius an bis Ende des Julius, und man nennt diese Zeit die Behängezeit. Um sie zu ihrer künftigen Arbeit vorzubereiten, muß man die noch nicht führigen Hunde von Jugend an gewöhnen, auf Feldern und Wiesen immer vor dem Jäger her zu laufen, und das Anfallen der Hasen- Fuchs und anderen Fährten sorgfältig verhüten. Damit die Leithunde desto fleißiger mit der Nase suchen und keine Fährten übergehen sollen, blenden ihnen einige Jäger auf eine grausame Art die Augen mit Beifist, oder mit dem braunen Staubpilze, und andere suchen ihnen die Witterung dadurch zu verstärken, indem sie den Hunden die Nase mit altem Käse reiben, welchen dieselben ablecken müssen.

Um den Hund zu arbeiten, zieht der Jäger an einem Tage, wo es weder regnet oder zu windig ist, des Morgens vor Sonnenaufgang mit dem Hunde aus, wenn der Hirsch einige Stunden von Wiesen oder Feldern zu Holze gezogen ist, oder seinen Wiedergang gehalten hat. Sobald der Jäger an die Holzränder kömmt, löset er den zusammengewikkelten Riemen, oder die Docke, von einander, und hält den Hund mit dem an seiner Halsung befestigten Hängeseile in der rechten Hand, in der linken Hand hat er aber einen Bruch, läßt das Hängeseil schleppen, und zieht so mit dem Hunde weiter. Bei dem Arbeiten des Hundes muß man aber anfänglich mit demselben auf dürre Läden und trockene harte Plätze ziehen, wo er die Fährte nicht im Thaue sehen kann. Denn wird ein Leithund zuerst und zwar öfters auf frischen Fährten, die er zugleich sehen kann, gearbeitet, und man kömmt alsdann mit ihm auf Läden, Sandboden oder trockene Felder, wo die Witterung sehr fein und wenig oder gar nicht zu sehen ist, so fällt er dieselbe entweder gar

nicht, oder doch wenigstens kaltsinnig an, ist ihm mithin nicht gerecht, und er kann nicht weiter fort.

Wenn man einen Leithund so weit gearbeitet, daß er richtig sucht, anfällt und nichts übergeht, so spricht man ihm mit sanfter Stimme noch nach Gewohnheit der Jäger zu: He! He! Hin! und wiederholt diesen Zuspruch bei faulen Hunden alle 20 und 30 Schritte, um ihn dadurch aufzumuntern, hingegen bei hitzigen jungen Hunden darf man nur selten zusprechen; denn sonst werden sie gern laut, welches man ihnen nicht leicht wieder abgewöhnen kann. Sobald nun dem Hunde eine Fährte gerecht ist, so steht der Jäger augenblicklich still, und läßt das Hängeseil dem Hunde willig nach, um zu sehen, ob er fortziehen oder was er sonst thun will. Hierauf greift man das Hängeseil mit beiden Händen bis zu dem Hunde hin, an, bückt sich zu ihm um nachzusehen, ob derselbe die Fährte richtig zeichnet, und fragt ihn nach der Jägersprache: Was da, mein Mann; was schleichet daher? Hierauf läßt man den Hund, wenn er ferner an der Fährte beharret, zur rechten Hand am Hängeseile hinaus fahren, und verfolgt dieselbe Fährte. Diese Arbeit muß man so lange und so oft wiederholen, bis der Hund allemal richtig die Fährte angefallen und festgehalten hat. Steht nun derselbe zuletzt auf der Fährte, so hilft man ihm mit der linken Hand unter dem Halse ein wenig empor, damit er gestreckt steht, schmeichelt demselben mit dem eichenen Bruche um den Kopf und besonders um die Augen, legt den Bruch auf die Fährte, trägt den Leithund von der Fährte ab an einen reinen schattigen Ort, wo keine Fährte ist und läßt ihn daselbst ausruhen. Ueberhaupt muß der Jäger den Leithund nicht länger als bis gegen 9 und 10 Uhr Vormittags arbeiten, weil alsdann die Fährten ausgetrocknet sind, und der Hund durch die Hitze zu stark abgemattet wird.

Während des Arbeitens muß auch vorzüglich darauf gesehen werden, daß man mit dem Leithunde auf keine gebrannten Stätten, Heideplätze, Kohlenbrennereien, Pechhütten, Aas- oder Luderplätze, zu blumenreichen Orten rc. komme, weil alle dergleichen Ausdünstungen und Gerüche seine Witterung verderben. Aus gleicher Ursache darf man schon

während dem Ausziehen den Hund nicht vor den Häusern
an die Knochen- oder Kothhaufen anschnuppern lassen, oder
ihm erlauben, in die Fahrgleise und Wasserpfützen einzu-
fallen. Eben so wenig muß der Hund dem Winde entgegen
suchen, weil er dadurch leicht die Fährte übergehen lernt,
und bloß mit der in die Höhe gerichteten Nase in der Luft su-
chet. Diesen Nachtheil muß man auch befürchten, wenn man
den Hund mit zu langem Hängeseile an Sträuchern, Ge-
traide, Schilf oder langem Grase führt. Wenn daher der
Hund nicht in der Luft schwärmen soll, so muß man ihn
durchaus kurz halten, und so bald er Wild sieht, mit dem
eichenen Bruche ablieben oder verblenden, bei dessen Hart-
näckigkeit aber mit dem Hängeseile schnellen. Wird die Arbeit
auf diese Art vorgenommen, so kann man versichert seyn,
daß er durch öftere Uebung der beste Hund werden wird.

Da aus Erfahrung bekannt ist, daß träge Hunde von
guter Art am besten dadurch hitzig und begierig gemacht
werden, wenn man sie einigemal hinter dem Hirsche jagen
läßt, oder welches weit vorzüglicher, ihnen durch den Ge-
nuß des warmen frischen Schweißes zu Hülfe kömmt, so
muß man diese Mittel der Peitsche vorziehen, welche gemei-
niglich die ohnehin sehr furchtsamen Leithunde vollends ab-
schreckt. Hat man einen Hirsch gefället oder aufgebrochen,
so muß man ihn in ein Gesträuch absondern, vornemlich
aber ausser den Wald legen, sein kurzes Wildpret spalten,
oder etwas Wildpret am Halse ausschneiden, mit Schweiß
bestreichen und zwischen die vordern Schaalen des Hirsches
gut einzwängen. Mit dieser eingetauchten Klaue macht man
bis auf ohngefähr 100 Schritte eine Spur zum Hirsche,
nimmt den trägen Leithund, führet ihn ausser den Wind,
mit dem Zuspruche: Ablieben und Recht geben, bis zu die-
sem Bissen; und läßt ihn aus der Schaale heraus fressen
(Genießen.). Hierauf liebkoset man ihn mit einem Bruche
unter freundlichen Worten, und wiederholt diese so lange,
bis man eine Besserung des Hundes bemerkt. Man kann
auch, wenn das Revier weitläuftig und gut bestanden ist,
zur Verbesserung eines solchen Hundes ein Thier mit Vor-
satz erst nur weidewund anschießen, damit es schweißt, noch
eine Strecke flüchtig ist, und sich oft aus Schmerz nieder-

es wie ein kleines Loch wird, welches nach Jägersprache Lecken oder das Lecklein genannt wird.

Leede, s. Lade.

Legdenholz, hat den Namen von legen, und ist eine Grundlage oder Schwelle von Bindwerks- oder hölzernen Häusern. Dergleichen Benennung ist bei dem Holzhandel auf der Weser gebräuchlich.

Legen, s. Eisen legen.

Legforche, s. Krummholzkiefer.

Leibhatze, Fr. Meute d' élite ou choisie. Hierunter wird diejenige Hatze Hunde verstanden, welche der Herr bei einem Streifjagen, außer den übrigen Hatzen, bei sich herführen, und nicht eher schießen läßt, bis die Finder eine Sau gefunden und gestellet haben, und er selbst an den Ort kommen kann.

Leibholz, Fr. Bois de tronc. Heißt in Schlesien alles dasjenige Scheit- und Klafterholz, welches aus einem spaltigen Stamm gehauen wird, und hat seinen Namen davon, daß man dort den Stamm eines Baums seinen Leib nennt.

Leibhund, Fr. Chien favori ou mignon; heißen auch Blendlinge. Sind eine Art leichte und wohlgestaltete Hatzhunde, welche ein scharfes Gebiß haben, und im Lichten, auf Sauen, Rehe und Füchse sehr nützlich zum hetzen sind, auch deshalb von großen Herren zu ihren Leibhunden gewählet werden, und auf den Jagden zum Vergnügen besonders mit sich führen lassen.

Leibjäger, Leibschütze, Fr. Porte-arquebuse du Prince, Veneur de corps. Ist ein Jäger vom Hofe, der den Rang über den Büchsenspanner hat, und sowohl zur Bedienung des Fürsten, als auch und besonders auf den Jagen stets um und neben demselben seyn muß.

Leibschirm, s. Jagdschirm.

Leimbänke, Fr. Tablettes à gluaux. Sind ordentliche bretterne Bänke, welche mit Löchern versehen werden, um in selbige die Leimruthe zu stecken, und solche darauf forttragen zu können.

Leimheerd. Heißt die in vielen Gegenden Deutschlands gewöhnliche Art Vogelfangs, welche besonders da, wo bloß Feldhölzer sind, angewendet wird. Auf einem Holzschlag nämlich, durch welchen die Meisen häufig ziehen und wo einzelne Bäume z. B. Birken stehen geblieben sind, be-

festigt man an beweglichen Kloben glatte Stangen, die neben diesen Bäumen an der Erde in einer Gabel liegen, sich in den Kloben hin und her bewegen, und so lang sind, daß sie aufgerichtet über die abgestutzte Spitze der grünen Bäume in die Höhe reichen. Ehe man sie aufstellt, bindet man an ihre Spitzen eine geschälte Krone von einem Nadelholzbaume und bestreicht diese mit einem guten Vogelleime. Dieser Fang dauert vom September bis mitten im Winter. Wenn die Meisen ziehen, so lockt man sie mit einer Pfeife herbei, und wirft, wenn sie etwa vorbei streichen möchten, einen Flederwisch, der an einen Stein befestiget ist, in die Höhe. Diesen sehen sie für einen Raubvogel an, und fallen sogleich zur Erde nieder. Nach und nach kriechen sie an dem grünen Baum wieder in die Höhe und kommen so auch auf die obersten Leimruthen. Sobald eine hängt, so schreit sie, und die andern eilen alle herbei und fangen sich. — Dieser sehr lustige Fang kann auf alle Zugvögel angewandt werden, wenn man sie durch Lockvögel beizulocken weiß.

Leimruthe, Fr. Gluau, Verge engluée. Sind Ruthen von weichem Holze von verschiedener Länge und Stärke, welche mit Leim überzogen werden, damit diejenigen Vögel, welche sich darauf setzen, darauf kleben bleiben.

Leimstange, Fr. Perche à gluaux. Ist eine gewöhnliche Stange, welche den Namen davon erhält, daß mit Leim darauf gestellet wird, indem an ihrem obern Theile oder der Spitze ein Quirl von starken Aesten angebunden ist; in diese Aeste werden Löcher gebohret und in dieselben die Leimruthen hineingestecket, hierauf wird die Stange auf- und in die Höhe gerichtet.

Leinbaum, s. unter Ahorn.

Leinebock, Ruhebock, Fr. Support. Heißt ein Gerüste, worauf die Vogelsteller die Stangen mit den Leimruthen legen, wenn sie die anklebenden und gefangenen Vögel herunter nehmen, und dienen darzu, daß die Leimruthen im Niederlegen nicht die Erde berühren und unrein werden, oder gar zerbrechen.

Leinen, Fr. Cordes; heissen auch Arben. Hierunter werden alle und jede Seile und Stricke verstanden, welche bei der Jagd zu den Tüchern, Tuchlappen und Garnen gebraucht werden.

Leinen anbinden, s. Anbinden.

Leinisch, Fr. Chien trisle. Wird ein Hund genannt, wenn er beständig verdrossen, und niemals gern oder mit Freuden zu seinem Herrn gehet, auch wohl gar nach den Schlägen einen gefährlichen Blick machet, und demselben die Zähne zeiget.

Leite, s. Lade.

Leiterstange. Ist ein Stamm Tannen- Fichten- oder Kiefernholz von unbestimmter Länge, dessen Durchmesser am Stammende 4 bis 6 Zoll hält.

Leithund, Fr. le Limier, Chien au grand collier, Chien muet, Chien de quête, Chien requeraut. Ist einer der unentbehrlichsten und nützlichsten Hunde bei der Jägerei, daher auch ein Weidmann, welcher diese Art von Hunden gut und vollkommen abzurichten weiß, hirschgerecht genannt wird. Er hat seinen Namen davon erhalten, daß er während seiner Arbeit an einem langen Riemen, dem sogenannten Hängeselle, geleitet wird. Diejenigen Leithunde, welche nur zur großen Jagd gebraucht werden, bleiben beständig in einem trockenen Hundestalle angelegt und bekommen täglich dreimal Futter (hievon, so wie auch von ihrer Erziehung und Wartung, sehe man unter Jagdhund), überdieß aber noch Milch und zuweilen frisches Wildpret und guten Hirschschweiß; den jungen Leithund hingegen läßt man fleißig aufgebrochene Thiere beriechen und berupfen. Ihre Art ist nicht zu bellen oder laut zu werden, oder einzuschlagen, wodurch sie das Wild verscheuchen würden, sondern man gewöhnt sie von Jugend an stumm (muet) zu seyn.

Der Leithund muß eine starke Brust, einen untersetzten Körper und nicht zu hohe Füße haben, aber allemal von mittlerer Größe seyn. Der Kopf darf kurz, die Schnauze aber nicht gar zu spitzig seyn, weil er eine dicke und breite Nase haben muß, in welcher das Häutchen, welches zum Riechen oder Wittern bestimmt ist, mehr Raum einnimmt, und wodurch er die Fährte des Wildes deutlicher wittern kann; denn seine eigentliche Bestimmung ist den Stand des Wildes auszuspüren, damit der Jäger des Wildes Zeichen, Wechsel und Wandel inne werde. Der Hinterkopf ist mehrentheils

eingefurcht oder hat einen deutlichen Kamm oder Erhöhung. Die Ohren oder Behänge sind dick und gut behangen, hängen nämlich breit herunter. An den fleischigen Beinen liegen die mit Klauen versehenen Afterzehen hoch. Der Schwanz ist von der Wurzel an dick und läuft spitzig zu, steht in die Höhe gerichtet und beugt sich etwas vorwärts.

Das Arbeiten oder Abrichten der Leithunde, welche im zweiten Jahre führig, zur Arbeit nämlich tüchtig sind, geschieht von der Mitte des Junius an bis Ende des Julius, und man nennt diese Zeit die Behängezeit. Um sie zu ihrer künftigen Arbeit vorzubereiten, muß man die noch nicht führigen Hunde von Jugend an gewöhnen, auf Feldern und Wiesen immer vor dem Jäger her zu laufen, und das Anfallen der Hasen- Fuchs und anderen Fährten sorgfältig verhüten. Damit die Leithunde desto fleißiger mit der Nase suchen und keine Fährten übergehen sollen, blenden ihnen einige Jäger auf eine grausame Art die Augen mit Bofist, oder mit dem braunen Staubpilze, und andere suchen ihnen die Witterung dadurch zu verstärken, indem sie den Hunden die Nase mit altem Käse reiben, welchen dieselben ablecken müssen.

Um den Hund zu arbeiten, zieht der Jäger an einem Tage, wo es weder regnet oder zu windig ist, des Morgens vor Sonnenaufgang mit dem Hunde aus, wenn der Hirsch einige Stunden von Wiesen oder Feldern zu Holze gezogen ist, oder seinen Wiedergang gehalten hat. Sobald der Jäger an die Holzränder kömmt, löset er den zusammengewickelten Riemen, oder die Docke, von einander, und hält den Hund mit dem an seiner Halsung befestigten Hängeseile in der rechten Hand, in der linken Hand hat er aber einen Bruch, läßt das Hängeseil schleppen, und zieht so mit dem Hunde weiter. Bei dem Arbeiten des Hundes muß man aber anfänglich mit demselben auf dürre Läden und trockene harte Plätze ziehen, wo er die Fährte nicht im Thaue sehen kann. Denn wird ein Leithund zuerst und zwar öfters auf frischen Fährten, die er zugleich sehen kann, gearbeitet, und man kömmt alsdann mit ihm auf Läden, Sandboden oder trockene Felder, wo die Witterung sehr fein und wenig oder gar nicht zu sehen ist, so fällt er dieselbe entweder gar

nicht, oder doch wenigstens kaltsinnig an, ist ihm mithin nicht gerecht, und er kann nicht weiter fort.

Wenn man einen Leithund so weit gearbeitet, daß er richtig sucht, anfällt und nichts übergeht, so spricht man ihm mit sanfter Stimme noch nach Gewohnheit der Jäger zu: He! He! Hin! und wiederholt diesen Zuspruch bei faulen Hunden alle 20 und 30 Schritte, um ihn dadurch aufzumuntern, hingegen bei hitzigen jungen Hunden darf man nur selten zusprechen; denn sonst werden sie gern laut, welches man ihnen nicht leicht wieder abgewöhnen kann. Sobald nun dem Hunde eine Fährte gerecht ist, so steht der Jäger augenblicklich still, und läßt das Hängeseil dem Hunde willig nach, um zu sehen, ob er fortziehen oder was er sonst thun will. Hierauf greift man das Hängeseil mit beiden Händen bis zu dem Hunde hin, an, bückt sich zu ihm um nachzusehen, ob derselbe die Fährte richtig zeichnet, und fragt ihn nach der Jägersprache: Was da, mein Mann; was schleichet daher? Hierauf läßt man den Hund, wenn er ferner an der Fährte beharret, zur rechten Hand am Hängeseile hinaus fahren, und verfolgt dieselbe Fährte. Diese Arbeit muß man so lange und so oft wiederholen, bis der Hund allemal richtig die Fährte angefallen und festgehalten hat. Steht nun derselbe zuletzt auf der Fährte, so hilft man ihm mit der linken Hand unter dem Halse ein wenig empor, damit er gestreckt steht, schmeichelt demselben mit dem eichenen Bruche um den Kopf und besonders um die Augen, legt den Bruch auf die Fährte, trägt den Leithund von der Fährte ab an einen reinen schattigen Ort, wo keine Fährte ist und läßt ihn daselbst ausruhen. Ueberhaupt muß der Jäger den Leithund nicht länger als bis gegen 9 und 10 Uhr Vormittags arbeiten, weil alsdann die Fährten ausgetrocknet sind, und der Hund durch die Hitze zu stark abgemattet wird.

Während des Arbeitens muß auch vorzüglich darauf gesehen werden, daß man mit dem Leithunde auf keine gebrannten Stätten, Heideplätze, Kohlenbrennereien, Pechhütten, Aas- oder Luderplätze, zu blumenreichen Orten rc. komme, weil alle dergleichen Ausdünstungen und Gerüche seine Witterung verderben. Aus gleicher Ursache darf man schon

während dem Ausziehen den Hund nicht vor den Häusern
in die Knochen- oder Kothhaufen anschnuppern lassen, oder
ihm erlauben, in die Fahrgleise und Wasserpfützen einzu-
fallen. Eben so wenig muß der Hund dem Winde entgegen
suchen, weil er dadurch leicht die Fährte übergehen lernt,
und bloß mit der in die Höhe gerichteten Nase in der Luft su-
chet. Diesen Nachtheil muß man auch befürchten, wenn man
den Hund mit zu langem Hängeseile an Sträuchern, Ge-
traide, Schilf oder langem Grase führt. Wenn daher der
Hund nicht in der Luft schwärmen soll, so muß man ihn
durchaus kurz halten, und so bald er Wild sieht, mit dem
eichenen Bruche abliebeu oder verblenden, bei dessen Hart-
näckigkeit aber mit dem Hängeseile schnellen. Wird die Arbeit
auf diese Art vorgenommen, so kann man versichert seyn,
daß er durch öftere Uebung der beste Hund werden wird.

Da aus Erfahrung bekannt ist, daß träge Hunde von
guter Art am besten dadurch hitzig und begierig gemacht
werden, wenn man sie einigemal hinter dem Hirsche jagen
läßt, oder welches weit vorzüglicher, ihnen durch den Ge-
nuß des warmen frischen Schweißes zu Hülfe kömmt, so
muß man diese Mittel der Peitsche vorziehen, welche gemei-
niglich die ohnehin sehr furchtsamen Leithunde vollends ab-
schreckt. Hat man einen Hirsch gefället oder aufgebrochen,
so muß man ihn in ein Gesträuch absondern, vornemlich
aber ausser den Wald legen, sein kurzes Wildpret spalten,
oder etwas Wildpret am Halse ausschneiden, mit Schweiß
bestreichen und zwischen die vordern Schaalen des Hirsches
gut einzwängen. Mit dieser eingetauchten Klaue macht man
bis auf ohngefähr 100 Schritte eine Spur zum Hirsche,
nimmt den trägen Leithund, führet ihn ausser den Wind,
mit dem Zuspruche: Abliebeu und Recht geben, bis zu die-
sem Bissen; und läßt ihn aus der Schaale heraus fressen
(s. Genießen.). Hierauf liebkoset man ihn mit einem Bruche
unter freundlichen Worten, und wiederholt diese so lange,
bis man eine Besserung des Hundes bemerkt. Man kann
auch, wenn das Revier weitläuftig und gut bestanden ist,
zur Verbesserung eines solchen Hundes ein Thier mit Vor-
satz erst nur weidewund anschießen, damit es schweißt, noch
eine Strecke flüchtig ist, und sich oft aus Schmerz nieder-

bückt, ehe es vollends stürzt, worauf man ihm entweder einen Fang giebt, oder dasselbe niederschießt, welche Arbeit des Hundes nach Beschaffenheit der Umstände 2, 3 oder 4 Stunden dauern kann. Hierbei ist es endlich auch noch sehr nützlich, wenn man das Bast oder den Dickmaas vom Gehörne, oder die weichen Kolben eines Hirsches oder die Ballen, wenn sie noch warm sind, abschneidet und in die Fährte legt, daß sie der Hund beim Suchen findet; denn dadurch wird ihm die Fährte ebenfalls gerecht werden. So bald nun der Hund das verbrochene Thier gefunden hat, muß man ihn wieder liebkosen und bei Seite abtragen; das Thier hingegen wie gewöhnlich in Gegenwart des Hundes ausbrechen, ihn den Schweiß genießen lassen, auch etwas Gelünge geben, ihn nochmals liebkosen und dann wegnehmen. Wenn der Besuch oder der Ort, wo das Wild aufgespürt wird, weit vom Hundezwinger abgelegen ist, so pflegt man die Leithunde gemeiniglich auf Wagen dahin zu fahren, damit sie nicht vorher ermüden, und durch die mancherlei Wildfährten irre gemacht werden.

Wenn nun auf die beschriebene Art der Hirsch mit dem Hunde vorgesucht, zu Holze gerichtet und verbrochen ist, und man auch die Fährte gewiß zum Eingange in das Dickigt hat, so zieht man mit dem Hunde auf harten Wegen und Plätzen umher, wo man glaubt, daß der Hirsch geblieben sey. Geht nun die Fährte wieder über den Weg und weiter fort, so greift er ihm wieder vor, und sieht sie der Hund alsdann weiter nicht, so ist der Hirsch hier geblieben und hat seinen Stand in dem Dickige. Bisweilen tritt der Fall ein, daß die Fährte vier, fünf, sechs und mehreremale über den Weg geht, und auch wieder zurück wechselt; findet der Jäger dieses, so muß er sich dadurch nicht irre machen lassen, sondern vielmehr in solchen Fällen die Gänge zählen. Sind dieselben gerade, z. B. 4 oder 6, so bleibt der Hirsch rückwärts, wo er hergekommen ist, im Dickig stehen; sind die Gänge hingegen ungerade, z. B. 3, 5, 7 — so steckt der Hirsch weiter drüben, wo er seinen Wiedergang hin gehalten hat, und in diesem Falle muß Jäger und Hund noch weiter vorgreifen. Wollte jedoch der Hirsch oder ein anderes Wild den Jäger mit vielen Wiedergängen irre machen, so muß er dasselbe so weitläuftig beziehen, daß er alle Ein-

und Ausgänge einschließt, und keine Fährte mehr aus dem Stande des Wildes findet.

Wenn nun endlich alle Aus- und Eingänge eingeschlossen sind, so ist der jagdbare Hirsch bestätigt, und der Jäger steckt zum Zeichen der glücklich vollendeten Arbeit einen Bruch auf seinen Huth, und zieht mit seinem Hunde nach Hause. Hierauf kann eine Bestätigungsjagd gehalten werden, da sich ein oder mehrere Hirsche in dem umgangenen Bezirke befinden.

Lendenbraten, s. Mehrbraten.

Lerche, Lat. Alauda, Fr. l'Alouette. Macht eine Gattung von der sechsten Ordnung der Singvögel aus. Die Kennzeichen dieser Gattung sind folgende: Der Schnabel ist schwach, gerade, walzenförmig, spitzig auslaufend, und die Kinnladen sind gleich lang und klaffen nach unten an der Wurzel. Die Nasenlöcher sind mit Federn oder Borsten besetzt. Die Zunge ist gespalten. Die Zehen sind bis an ihren Ursprung getrennt, und die hintere Kralle (der Sporn) ist länger als die Zehe selbst, entweder gerade, oder doch nur wenig gebogen. Sie nähren sich von Insekten, Kräutern und Pflanzensaamen. So lange die Zeit ihrer Fortpflanzung dauert, steigen sie fast alle singend empor, und schweben eine kürzere oder längere Zeit in der Luft. Sie ziehen mehrentheils weg, sehen einander sehr ähnlich, besonders die inländischen, und unterscheiden sich vorzüglich durch ihren Aufenthalt auf Aeckern, Wiesen und in Feldern.

In Deutschland zählt man sieben Arten: die Feldlerche, die Baumlerche, die Brachlerche, die Haubenlerche, die Berglerche, die Pieplerche und die Sumpflerche. Von der Art, wie man sie am gewöhnlichsten zu fangen sucht, sehe man unter Lerchenfang.

Lerchenbaum, Lat. Pinus larix, Linn. Fr. la Mélese d'Europe, Engl. the common Larch-Tree. Ist eine Gattung von dem Geschlecht der hohen Nadelhölzer, deren Nadeln aber zum Winter absterben, und gehört unter die harten Bauhölzer. Dieser Baum wird übrigens als die Krone unserer Nadelhölzer angesehen, und er ist auch gewiß der ansehnlichste und der schönste, auch zugleich der nützlichste Baum unter den deutschen hohen Nadelhölzern.

Die Wurzel des Lerchenbaums breitet sich auf der Oberfläche weit aus und geht tiefer in die Erde als die Fichte und Kiefer, daher wird der Lerchenbaum nicht so leicht vom Winde umgeworfen. Die Rinde ist stark, dick, rissig und rauh, röthlich, zuletzt mehr braun, an jungen Trieben ist sie gelblich und gestreift, an Geschmacke ist sie herbe, grob und zusammenziehend, wie die Fruchtzapfen und Nadeln selbst. Das Holz ist sehr schön, schwer und bräunroth, oder auch rothgelblich, auch zum Theil weiß oder weißlich, und zwar in verschiedenen Ländern nach dem Grunde, der Lage und dem Alter; das reife und recht gesunde Holz ist unter allem Nadelholze das härteste und dabei viel schwerer als Tannen- Fichten- und Kiefernholz, hat auch die vorzügliche Eigenschaft, daß es sich weder verwirft noch rissig wird. Der Stamm selbst erreicht schon in seinem vierzigsten Jahre eine Höhe von 40 Fuß, und wächst noch in der Folge zu einer Höhe von 50, 60 auch 80 Fuß. Die Aeste sind kürzer, als die der Tannen, dabei sehr dünne, schlank, schwach, und über und über mit kleinen Haarfasern bedeckten Knoten besetzt, woraus im April die Nadeln büschelweise hervorkommen; sie fallen im Herbste ab. Die Farbe der Nadeln ist nach dem Grunde, der Lage und dem Alter entweder recht dunkel oder etwas hellgrün; sie sind aber nicht völlig 1 Zoll lang, sehr dünne, weich, spitzig und ungezahnt.

Im April, ehe andere Nadelhölzer bei uns noch blühen, kommen schon die unterwärts geneigten männlichen Blüthen, vor dem Ausbruche der Blätter (Nadeln) hervor; sie haben die Gestalt eines Zäpfchens, das die Größe einer Erbse hat und aus sehr vielen feinen, weißlichen Schuppen besteht, deren jede zwei gelbliche Staubhülsen führt. Die an den Seiten der Zweige, gerade in die Höhe auf festen Stielchen stehenden weiblichen Blüthen sind ebenfalls kleine, längliche und schuppige Zäpfchen von rother, violetter, oder grünlicher Farbe. Nach dem Verblühen nehmen die Zapfen zu, daß sie die Länge eines Zolls und drüber und eine hellbraune Farbe erhalten. Sie stehen immer gerade in die Höhe, und werden im Oktober reif. Jede Schuppe des Zapfens bedeckt, wie bei der Kiefer, zwei kleine eirunde, kurz und breit geflügelte rauhe Saamen, welche sich auf 40 bis 50 der Anzahl nach belaufen.

Der befruchtete Saame bleibt in dem Zapfen bis zum nächsten Frühling, oder auch wohl ein Jahr sitzen, da sich denn die Schuppen öfnen, und die Saamenkörner abfliegen. Zur Saat werden aber die Zäpfchen schon vom November an bis im März gebrochen; hiebei muß man die alten, oder den sogenannten tauben Saamen von dem guten und vollen wohl zu unterscheiden wissen; erstere haben eine matte und graue Farbe. Den sogenannten tauben Saamen findet man am häufigsten an jungen Bäumen, weil an solchen immer das eine oder andere Geschlecht fehlt.

Der Lerchensaamen ist unter den Nadelholzsaamen der kleinsten, aber auch am mühsamsten auszubringen, weil zur Erleichterung dieser Verrichtung die Wärme nichts beitragen kann, sondern im Gegentheil die Schuppen nur noch mehr zusammenziehet; ja man hat noch gar kein Mittel erdacht, den Saamen ohne ihn zu beschädigen, durch Hitze oder Wärme, so wie bei Kiefern oder Fichten von den Aepfeln zu scheiden. Das sicherste und beste Mittel ist daher immer noch das Zerschneiden der Zapfen, wovon unter Ausklempeln, bereits gesagt worden ist. Da dieses Ausmachen aber sehr mühsam ist, so hat es zur natürlichen Folge, daß der Saame nie so wohlfeil als anderer seyn kann, und daß man beim Einkauf desselben nie Vorsicht genug anzuwenden hat, weil er gewöhnlich, um geschwinder davon abzukommen, mit ausgekochten oder stark ausgebrüheten Saamen vermengt zu seyn pflegt. Der letztere zeichnet sich indeß bei einer genauen Besichtigung durch seine größere Gestalt und weißlichere Farbe aus.

Der Lerchenbaum liebt am vorzüglichsten einen lockern vermischten Sandboden, der in einer gemäßigten, lieber zu kalten als warmen Lage, sich befindet, und dieser ist auch dem Lerchenholz am zuträglichsten. Da bekanntlich alles Nadelholz einen größern Grad Kälte als Hitze vertragen kann, so muß man noch bei Anlegung der Lerchenwaldungen auch auf eine Nordseite, Nordost- oder Nordwestseite, Rückficht nehmen. Hieraus ist es klar, daß ein hitziger Flugsand, ein kiesigter Boden oder eine kalchartige Erde dem Lerchenholze durchaus nicht zuträglich ist, und nie einen hohen Grad der Vollkommenheit erreichen kann.

Der Saame wird im Frühjahr, so bald keine strenge Kälte mehr zu befürchten ist, und nachdem er eingeweicht und abgelüftet worden, wo möglich bei nassem Wetter, auf den feuchten Boden in Rinnen oder Riefen gesäet, und nur mit etwas Sand bestiebet, weil es ausserdem zu kostbar seyn würde, diesen Saamen so aus der Hand zu werfen, wie es mit den übrigen weit wohlfeilern Nadelholzsaamen geschehen kann. Befürchtet man, daß die Lage des Bodens, auf welcher der Saame gesäet ist, ein wenig zu sehr der Sonne ausgesetzt sey, so wird eine dünne Bedeckung mit Ginster oder leichtem Reißig zu seiner Erhaltung dienen. Ist die Aussaat auf obigen Boden und bei feuchter Witterung vorgenommen worden, so werden die jungen Pflänzchen schon in einer Zeit von 6 Wochen zum Vorschein kommen. Da dem Auskeimen anhaltende Dürrung am nachtheiligsten ist, so warte man mit dem Säen lieber feuchtes Wetter ab, sollte sich solches auch bis Anfangs Mai verzögern.

Der Boden muß überdieß nicht zu tief, sondern nur ganz flach obenhin, je feiner, je besser, etwas locker, unterwärts aber fest seyn, damit das Erdreich in kühlen, feuchten Nächten nicht so leicht aufquellen, und bei Sonnenschein sich nicht wiederum senken könne. An das Aussäen der Zapfen ist nicht zu denken. Der Saame mit Flügeln leidet keine Bedeckung über sich. Damit er indessen fest zu liegen komme, und desto leichter sich einsauge, so ist es gut, wenn er nach der Aussaat mit einer Gießkanne besprengt werden kann. Was sonst von unbeflügeltem Saamen zu halten ist, davon gilt auch hier das, was unter Fichte gesagt worden ist.

Die jungen Pflanzen haben gleich im ersten Jahre ein ziemlich schnelles Wachsthum, und erreichen öfters schon die Länge eines halben Fußes; sie sind dabei sehr dauerhaft gegen die Kälte des Winters, und leiden nichts vom Froste. Zum Verpflanzen werden die jungen Stämme im März bei gelinder Witterung und feuchten Boden behutsam durch Spaten so ausgestochen, daß wo möglich das Erdreich an den Wurzeln sitzen bleibe. Sie werden hierauf so geschwind als möglich in die dazu ausersehenen Gegenden, wo möglich mit ihrer Erde, 3 bis 4 Fuß weit aus einander wieder eingesetzt. Die Pflanzung wird noch um so sicherer anschlagen,

denn die Plätze dergestalt in Schonung gelegt werden kön-
nen, daß binnen 8 bis 10 Jahren weder Wildpret noch
Vieh hineinkommen kann, sonst sind sie besonders dem Fe-
gen der Hirsche und Rehböcke sehr ausgesetzt.

Der Lerchenbaum gelangt schon im 80sten Jahre zu sei-
ner Vollkommenheit, und dauert darin fort bis gegen 200
Jahre. Er wird zu Anfang des Winters gefällt und dient
vorzüglich zu Masten und überhaupt zum Schiffbau, ferner
zu Brettklötzen, Zimmerholz, Salinen- Gruben- und Was-
serbau; auch ist es, wenn es nicht zu harzig ist, sehr gut zu
Schreinerarbeit, eben so wird es auch zu dauerhaften Schin-
deln genutzt. In Sibirien und der Schweitz macht man
Bier- und Weinfässer daraus. Im Wasser wird es hart,
fest, wie das Erlen- und Eichenholz, und bald zum Steine.
Das Brennholz giebt eine starke Hitze, brennt langsam
und wird mit Nutzen beim Brauen und in Töpferöfen ge-
braucht. Die Kohlen davon sind hart und dauerhaft, weit
schwerer als die von den übrigen Nadelhölzern; sie geben
ein stärkeres Feuer als diese, und zugleich eine anhaltende
Hitze, und sind deswegen bei den Eisenwerken im Ge-
brauche.

Durch das Anbohren des Stammes erhält man ein
schönes, helles, flüßiges Harz, welches unter dem Namen
des ächten venetianischen Terpentins bekannt ist. Das An-
bohren kann vom Frühlinge an bis in den September ge-
schehen, da man alsdenn die Löcher zumacht. Das Harz,
was von selbst ausschwitzt, wird Bijas genannt. Die Ler-
chenbäume auf den Alpen bringen im Junius, wenn sie im
stärksten Safte stehen, kleine weiße klebrige, ekelsüße Kör-
ner, welche unter dem Namen Manna von Briançon be-
kannt sind. Ausser diesen harzigen Säften, welche sich vor-
züglich in den äußern Holzrinden befinden, enthält das inne-
re alte Holz ein Gummi, welches dem arabischen ähnlich ist,
und in Rußland orenburgisches Gummi heißt. Uebrigens
wird die Rinde, wie die von Eichen, zum Ledergerben ge-
braucht, und der Lerchenschwamm ist officinell.

Lerchenfalke, s. Baumfalke.

Lerchenfang, Fr. Chasse aux alouettes. Dieser ge-
schieht auf verschiedene Art. Die vorzüglichste Art sie zu
fangen ist das sogenannte Lerchenstreichen, welches entweder

mit Tagnetzen oder Nachtnetzen geschieht; s. unter Lerchenstreichen.

Ferner fängt man die Lerchen im September, auch wohl schon im August, wenn sie sich mausern, mit dem sogenannten Feldfalken und dem Tiraß. Den Feldfalken, welches ein wohl abgerichteter Baumfalke ist, trägt man aufs Feld, wo Stoppeln sind, oder an solche Orte, wo man Lerchen bemerkt hat. Sobald als eine auffliegt, bemerkt man den Ort, wo sie wieder hin fällt. Man geht auf die Stelle zu, und bewegt während dem Gehen beständig die Hand, auf welcher der Baumfalke sitzt, damit er mit den Flügeln wedelt. Sobald die Lerche ihren Erbfeind erblickt, liegt sie todtstille; so daß man sie, wenn es zwei Personen sind, tirassiren, oder wenn es nur eine ist, entweder mit der freien Hand greifen oder mit einem Gärnchen, das einem Fischhamen ähnlich sieht (siehe Lerchenhaube) bedecken kann.

Eine sehr wohlfeile Art, die Lerchen vom Anfange des Augusts an, bis zu Anfange des Oktobers zu fangen, und die besonders bei windigem Wetter, wo vielleicht jeder andere Versuch fruchtlos abläuft, sehr gute Dienste leistet, ist diese: Wo viel Lerchen in den Stoppeln liegen — wohin man sie auch treibt — oder wo noch Hafer auf dem Felde steht, richtet man Steckgarne auf. Dieser muß man wenigstens 24 Stück von 15 Schritten Länge haben, auch müssen sie im Spiegel nur 3 Maschen hoch, und wie Wachtelnetze gestrickt seyn. Diese Garne steckt man gegen den Wind, doch so, daß sie von unterschiedenen Orten Winkel und Ecken machen. Wenn es nun gegen 2 Uhr Nachmittags kömmt, als um welche Zeit die Lerchen liegen bleiben, fängt man an zu verstecken; und so bald dieses geschehen, treibt man mit einer Leine dem Winde entgegen, die Lerchen hinein.

Dabei muß man aber nicht nur einen lebendigen Feldfalken, welcher in der Mitte auf der Faust an einem Fessel von einem getragen wird, welcher ihn auf der Hand sich mit den Flügeln bewegen läßt, sondern auch auf jeder Seite einen ausgeschnitzten, und auf Art eines Falkens angestrichenen hölzernen Falken haben, welche so zugerichtet seyn müssen, daß sie an einer Stange mit einem Leinchen können an-

jehenket und beweget werden. Sie werden auf beiden Sei-
en von zweien getragen und immer geschwanket. So schrei-
et man langsam fort, bleibt auch zuweilen ein wenig stehen,
amit man die in den Furchen laufenden Lerchen nicht über-
ile und auftreibe; denn diese, wenn sie ihren Feind von
erne sehen, wollen sich in der Stille fortschleichen, und ge-
athen darüber alle zusammen in die vorgesteckten Gärnchen,
vorin auf diese Art oft 2 bis 3 Schock gefangen werden.
In den Leinen muß man nach Verhältniß Junge anlegen
und haben, welche treiben helfen, aber ja mit dem Treiben
ich nicht übereilen, sondern nur Schritt vor Schritt fortge-
hen, bis man weit genug heran ist. Diese Garne kann man
is dreimal fortstecken, folglich eine gute Menge von Lerchen
angen. Man muß aber nicht eine allzu große Fläche vor
ich nehmen, weil dieß zu viel Mühe verursachen, auch die
erchen durch allzu weites Treiben leicht aufstieben und da-
von gehen würden. — Bei Regenwetter kann man nicht
iel damit ausrichten, weil die Lerchen alsdann zu feste lie-
gen, und wenn man ihnen zu nahe kömmt, sie leicht auf-
tieben; desto bequemer sind sie hingegen bei windigem
Wetter.

Eine andere Art Lerchen zu fangen, welche manchen
Personen ein besonderes Vergnügen gewähret, geschiehet mit
inem Spiegel; s. Lerchenspiegel.

Auch kann man sie auf dem Heerde fangen. Die Netze
azu werden ziemlich groß, von feinem Zwirn und weiten
Maschen gestrickt, und der Heerd wird auf die Stoppeln ge-
nacht. Man hat hiebei Locklerchen, Läuferlerchen und einen
Ruhrvogel nöthig. Man stellt, wie auf andern Heerden,
es Vormittags, und die Hütte wird in die Erde gegraben.

Wenn man im Frühling ein vorzüglich schön sin-
endes Männchen fangen will, nimmt man eine Lerche,
indet ihr die Flügel zusammen und oben ein klei-
nes gabelförmiges Leimrüthchen darauf, geht dahin, wo
ine sehr singende in der Luft flattert und läßt die Lerche mit
er Leimruthe laufen. So bald die Lerche in der Luft diese ge-
vahr wird, kömmt sie aus Eifersucht blitzschnell aus der Luft
erab, und bleibt am Leime kleben.

Lerchenfink, Lat. Fringilla Lapponica, Linn. Fringilla cal-
arata, Pallas, Fr. le grand Montain, Buff. Engl. the Lapland

Finch, Lath. auch genannt: der Lappländische oder große Bergfink. Er gehört unter die Ordnung der Singvögel, und zwar unter die Gattung der Finken, von deren dritten Familie er eine Art ist, die sich durch folgende Kennzeichen unterscheidet: Die Kralle der Hinterzehe ist so lang und gerad wie ein Lerchensporn; der Oberleib hat die Lerchenfarbe; über den Augen ist ein weißer Strich und die beiden äußern Schwanzfedern haben zwei weiße keilförmige Flecken.

Er gleicht nicht nur in der Farbe sondern auch durch den großen Sporn der Feldlerche so sehr, daß ihn viele beim ersten Anblick für eine Lerche halten. Wegen seines Betragens und besonders der Gestalt des Schnabels rückt er auch den Ammern etwas näher als die andern Finken. An Größe gleicht er einem Goldammer, ist 7 und ein Viertel Zoll lang, 9 Zoll breit und 3 Viertel Unzen schwer. Der Schwanz ist 2 Zoll lang und gabelförmig, und die Flügel bedecken zwei Drittel desselben.

Der Schnabel ist 6 Linien lang, an der Wurzel stark und läuft spitzig zu, oben am Gaumen bemerkt man die Spuren eines Zahns wie bei den Ammern; die Farbe ist gelb, an der Spitze dunkelbraun; die Nasenlöcher sind klein, eiförmig, halb offen, der Stern im Auge nußbraun, die Füße dunkelbraun, die Beine 1 Zoll hoch, die Mittelzehe 9 Linien lang, und die hintere mit dem geraden Nagel 11 Linien.

Der Scheitel ist von dichten Federn aufgeschwollen und schwarz; von der Wurzel des Schnabels geht ein weißer Strich über jedes Auge, die Seiten des Halses herunter, der Hintertheil des Halses, die Schultern und der Rücken braun, die Kehle und der Vordertheil der Brust schwarz, die Seiten derselben, der Bauch und After weiß, die Flügel dunkelbraun, und zusammengeschlagen entstehen auf ihnen zwei weiße Streifen, der Schwanz dunkelbraun, die zwei äußern Federn mit einem weißen Fleck. — Das Weibchen ist grau und rostfarben mit schwarzen Flecken.

Dieser Vogel bewohnt eigentlich den Norden, und kömmt nur im Herbst, Winter und Frühjahr auf seinen Wanderungen nach Deutschland. Er erscheint hier, als auf seinen Brüteplätzen, sobald die Hungerblümchen auf den Feldern anfangen zu blühen, und zwar in großer Menge.

Er hat gerade die Stellung der Feldlerche, läuft auch gern und so geschwind wie diese auf der Erde hin, setzt sich aber doch auch gern auf die Bäume, und hüpft auf den Aesten herum. Er gleicht also auch durch Vereinigung dieser beiden Eigenschaften den Ammern. Seine Lockstimme ist ein starker gerader Pfiff; das Männchen singt fast wie ein Hänfling und flattert dabei wie die Lerche in die Höhe; das Weibchen singt auch, aber selten, und nur so knirrend, wie ein Gimpel.

In der Freiheit frißt er allerhand Sämereien, z. B. von verschiedenen Weiden, aber auch Insekten. — Er macht im Felde auf sumpfige Hügel ein Nest ohne alle Kunst aus Moos und Gras, und füttert es mit Federn aus. Das Weibchen legt im Junius 5 bis 6 lehmgelbe etwas braungewölkte Eier, und zieht bald mit den Jungen weg; daher sie bei uns mit den Lerchen gefangen werden können.

Lerchengarn, Fr. Pentière, Filet aux alouettes. Heißen alle diejenigen Netze, welche zum Lerchenfang gebraucht werden, besonders aber die Tag- und Nachtgarne.

Lerchenhaube, Fr. Filet à couvrir l'alouette. Bestehet aus einem Biegel von starkem Drath, 18 bis 20 Zoll übers Kreuz, mit einem doppelten Spiegel und einem kleinen Inngarn versehen; dieser Biegel wird an ein langes schwaches Stängelchen gebunden, und die Lerche damit zu bedecken und zu fangen gebraucht. Siehe Lerchenfang.

Lerchenschnepfe, Lat. Scolopax Pygmea, Linn. Engl. the Pigmy Curlew, Lath. Gehört unter die Ordnung der Sumpfvögel, und ist von der ersten Familie der Gattung der Schnepfen eine Art, deren Kennzeichen sind: gekrümmter Schnabel und schwarze Füße, rostfarbener, braun und weiß gefleckter, unten weißer Körper.

Sie gleicht an Größe der Lerche. Kopf, Rücken und Deckfedern der Flügel sind braun, rostfarben und weiß gemischt, die Flügel und der Schwanz dunkelbraun, letzterer am Rande der äußersten Federn weiß, und die vordern Schwungfedern weiß eingefaßt, die obern Deckfedern des Schwanzes, der ganze Unterleib und die Seiten sind weiß. Sie wohnt in Holland und soll auch in dem nördlichen Deutschland angetroffen werden.

Lerchenspiegel, Fr. Miroir à prendre des alouettes. Ist eine ovalrunde mit einem grossen und vielen kleinen Spiegeln von reinem und hellen Glas versehene Maschine, welche auf einer Walze gehet, und im Herbst bei hellem Wetter und Sonnenschein, zugleich mit Aufstellung ordentlicher Schlagwände, auf folgende Art zum Lerchenfang gebraucht wird. Die Schlagwände, welche dazu gehören, werden also verfertigt: Man fängt mit einer Masche an, und strickt selbige fort bis auf 380, alle auf einen Bindfaden, und strickt nach diesem in die Breite 180 Maschen, welche 1 und ein Viertel Zoll von einem Knoten zum andern breit sind. Sodann wird die Wand rund herum mit dreidräthigem Zwirn oder feinem Bindfaden vermaschet. Hierzu müssen die Oberleinen fast eines Fingers stark, von feinem ausgehecheltem Hanfe und auf 17 Klaftern lang, die Unterleinen aber kaum halb so stark und 13 und eine halbe Klafter lang seyn. Zu den Saumleinen nimmt man nur starken Bindfaden. Ferner gehören dazu lange Rückleinen, damit der Lerchenfänger nicht zu nahe bei den Wänden sitzen darf.

Wenn heller Sonnenschein ist, wo nur dieser Fang statt haben kann, so wird der Spiegel in der Mitte der Wände so angebracht, daß man eine Spindel in die Erde schlägt, die kaum 2 Zoll heraussteht, den Spiegel darauf setzt, und ein eisernes Häkchen an denselben anheftet, an welches ein Leinchen angeknüpft ist, welches der Lerchenfänger zu sich nimmt. Sieht er alsdann Lerchen geflogen kommen, so dreht er den Spiegel mit dem Leinchen beständig. Wird die Lerche sich im Spiegel gewahr, so nähert sie sich, weil sie hier mehrere Kameraden vermuthet, und mit ihr oft der ganze Schwarm. Sobald sie nach dem Spiegel fallen, muß man auch fertig seyn die Wände zu rücken. Der Lerchenfänger sitzt in einer in die Erde gegrabenen Höhle, damit ihn die Vögel nicht scheuen.

Lerchenstreichen, Fr. Chasse aux alouettes. Ist die vorzüglichste Art Lerchen zu fangen, und geschiehet im Herbst den ganzen Oktober durch, auch wohl schon im September, wenn diese Vögel in grossen Heerden streichen, entweder mit Taggarnen oder mit Nachtgarnen.

Ist man beim Fang mit Taggarnen nicht gebunden, auf einem gewissen Felde zu stellen, so suchet man zuvor das Feld ab, ob Vögel darauf liegen, und wählet dann das Feld, wo man die mehresten findet. Hat man dieses, so sucht man sich einen guten Platz, worauf das Zeug zu stehen kömmt. Hiebei muß man vorzüglich darauf sehen, daß das Zeug nicht auf eine Ebene, oder, was noch schlimmer ist, auf einen Berg zu stehen kommt; denn geschiehe letzteres, so wird der Vogel die Netze gewahr und geht hinüber. Stellet man das Zeug auf eine Ebene, so stehen die Wände zu frei, denn es ist hinter denselben zu helle, und der Vogel entdeckt alsdann das Zeug zu früh und gehet ebenfalls darüber. Stellet man das Zeug hinter den Berg, so daß man den Berg vor den Wänden hat, so eilt der Vogel nach dem Grunde, und geht über die Netze. Also ist vorzüglich darauf zu sehen, daß das Zeug in eine Niederung und etwas tief zu stehen kommt, so daß hinter den Wänden das Terrain mehr bergauf gehet. Hierdurch werden die Netze verdunkelt, und der Vogel wird solche beim Eintreiben nicht so leicht gewahr.

Die Netze stellt man in drei, besser in vier Reihen (Wänden), in jeder Wand 15 Netze, jedes Netz 11 Klafter lang (s. Tagnetze). Denn je länger die Wände, desto besser ist solches, weil der Vogel hierdurch beim Eintreiben mehr Platz erhält, und nicht so sehr in die Enge getrieben wird. Also stellet eine jede Wand 165 Klafter; je breiter man das Zeug stellet, je mehr Vögel giebt es. Von den ersten drei Wänden stellet man jede 10 (einige 20 bis 24) Schritt hinter einander, die vierte oder letzte Wand stellt man 30 Schritt hinter die dritte Wand. Die Herausrückung der vierten Wand bringt im Fangen einen merklichen Nutzen, weil der Vogel, wenn er über die drei ersten Wände hinüber ist, wieder fällt, und sich dann in der vierten Wand von neuem fängt. Wer das Zeug hat, 6 Wände stellen zu können, der kann 4 Wände stellen, jede 10 Schritt hinter einander, die fünfte aber 30 Schritt zurück, und die sechste wieder 10 Schritt dahinter. Man stellt die Netze auf hölzernen Gabeln (Furcheln) in einem Haferstoppelfelde dergestalt auf, daß sie oben an den Leinen ganz auseinander gezogen, unten aber ohngefähr 1 Elle von der

Erde entfernt sind, und sonst gegen den Boden und auf beiden Seiten ganz frei schweben.

Am besten ist das Zeug so zu stellen, daß der Eintrieb gegen Morgen geschieht, weil der Vogel alsdann beim Eintreiben nichts helles hinter dem Zeuge siehet und sie nicht so leicht gewahr wird. Man braucht sich aber nicht daran zu binden, daß man immer gegen Morgen treibt, sondern man kann auch gegen Mitternacht und Mittag treiben, nur muß das Zeug nicht zu hoch stehen. Gegen Abend zu treiben, ist nicht anzurathen. Einige richten sich jedesmal nach dem Winde, und stellen das Zeug darnach. Es ist auch nichts unangenehmer als wenn man Linienwind hat, weil sich dann die Netze über die Linien schlagen, und es dann sehr verdrießliche Arbeit ist, die Netze wieder los zu winden. Setzt sich der Wind des Mittags um, so wird er selten des Abends stille, daher ist es vorzüglich gut, sich mit dem Stellen des Zeuges nach dem Winde zu richten.

Sowohl auf der rechten als linken Seite der aufgestellten Netze befindet sich ein Gestelle mit einem Haspel, auf welchen eine sehr lange Linie gewunden ist. An jedes Ende derselben spannt man ein Pferd, läßt sie gerade ausziehen, und durch dabei angestellte Knaben, die in einer gewissen Entfernung von einander stehen, nachtragen, und wenn sie hängen bleibt, lösen. Sind die Leinen auf beiden Seiten abgewunden, so rücken die Pferde und Knaben mit denselben auf ein gegebnes Zeichen in einen halben Cirkelbogen zusammen, und die Leinen werden zusammengeknüpft. Hierauf fängt man an, sie bei den Netzen wieder auf die Haspel aufzuwinden, die ringsherum an der Leine vertheilten Knaben gehen erstlich Schritt vor Schritt der langsam sich aufwickelnden Leine nach, damit die Lerchen nur sanft auffliegen und etwa 30 Schritte vorwärts sich wieder niedersetzen, und so treibt man sie immer allmählich auf, bis sie 40 bis 50 Schritte vor dem Garne sich gelagert haben, alsdann haspelt man geschwinder, die Treiber gehen stärker, und von der einbrechenden Nacht geblendet, fliegen die Lerchen niedrig und haufenweise in die Netze, so daß in einem Abende eine beträchtliche Anzahl Schocke gefangen werden. — Sieht man während dem Heranrücken der Knaben, daß der Vogel steigt, so muß sogleich Halt damit gemacht wer-

en. Das Eintreiben muß auch nicht zu rasch auf einmal
eschehen, sondern die Lerchen müssen zuweilen etwas Ruhe
enießen. Auch ist darauf zu sehen, daß bei dem Treiben
ein Geschrei oder Lerm gemacht werde, damit der Vogel
mmer sicher bleibt. Wird ein Flug rege, und gehet nach
em Zeuge zu, so ist es gut, wenn man mit dem Treiben
) lange einhält, bis der Schwarm sich gefangen oder über
ie Netze weg ist; dann wird wieder fortgefahren, bis das Ein-
reiben geschehen ist. Die gefangenen Lerchen werden in den
Garnen gewürget, und behutsam ausgenommen. Biswei-
en fängt man auch Wachteln, Schnepfen und Rebhühner,
och machen diese meist große Löcher ins Netz, und ihr Fang
ringt auf diese Art mehr Nachtheil als Vortheil.

Andere ziehen der Leine zum Auftreiben die Federlap-
en vor, weil man mit selbigen den Vogel besser zusammen-
alten, und auch mit weniger Mann beim Treiben fertig
verden könne. Uebrigens werden sie ebenfalls auf Haspeln
ewunden, und auch wird übrigens das Feld ebenfalls so,
ls mit den Leinen umzogen.

Der Anfang des Aufstellens der Garne und besonders
es Auftreibens richtet sich nach der Größe des Feldes. Am
esten ist es, wenn die Sonne sich neigt, und noch besser,
venn man Zeit dazu hat, und nicht weit mit den Lappen
erumziehen muß, daß man erst das Treiben anfange, wenn
ie Sonne noch Mannshöhe über der Erde stehet. Hat
nan aber ein großes Feld, so muß man eher zu treiben an-
angen, weil man sonst zu spät mit dem Treiben fertig wer-
en würde. Im letztern Falle geschieht der Anfang des
lufstellens der Garne Nachmittags um 3 Uhr, und der
etzte Trieb zum Fange, welches beim Lerchenfange eine
Hauptsache ist, wenn sich Tag und Nacht zu scheiden be-
innt. Jedoch beständig kann man nicht darnach gehen,
nd es ist am besten, wenn man sich mit dem Eintreiben
arnach richtet, wie sich der Vogel treiben läßt. Denn
ängt der Vogel erst an zu schwärmen, so läßt er sich nicht
nehr halten, und es ist Zeit, daß man eintreibt. Auch
t es gut, wenn ein Mann beim Eintreiben an jeder Winde
eim Zeuge stehet und den Vogel beobachtet; fangen welche
n sich zu fangen, so ist gewiß zum Eintreiben die rechte

Zeit da. Auch ist es immer besser etwas zu früh als zu spät einzutreiben.

Bei diesem Fange muß es allemal heiteres und stilles Wetter seyn; denn bei windigen Abenden fängt sich der Vogel nicht. Erfordert es aber die Noth, daß man Vögel schaffen und fangen muß, so schiebe man die Netze der vordern Wand an den Stangen so weit herunter, daß das unterste Ende der Netze die Stoppeln auf dem Felde berühre; die zweite Wand schiebe man etwas höher, die dritte wieder höher, die vierte bleibt wie sie ist, so daß die vier Wände wie eine Treppe zu stehen kommen. Auch muß bei windigem Wetter das Eintreiben, wenn man nahe und ohngefähr 80 Schritte vor die Netze kommt, sehr rasch geschehen, damit der Vogel nicht Zeit sich zu besinnen gewinnt, und die Netze flattern siehet, sondern er muß mit Force darauf getrieben werden.

Die andere Art das Lerchenstreichen zu verrichten, geschieht mit dem Nachtgarne, und dieses hat seinen Namen von der Zeit, wo man es braucht, denn man kann sich desselben nur bei dunkler und finsterer Nacht bedienen. Ja wenn der Mond des Nachts auch nur ein wenig scheint, so stöhret er den Fang, je dunkler hingegen die Nacht ist, desto besser geht er von statten. Man kann mit dem Fange, wenn es Abend ist, anfangen, und bis Mitternacht damit fortfahren. Es ist nützlich, wenn man des Tages das Feld untersuchet, ob sich Vögel darauf befinden. Auch kann man, welches noch besser ist, die Vögel den Abend mit einer Federlappe erst zusammen treiben, und dann so lange ruhen, bis der Fang seinen Anfang nehmen soll. So ist der Fang stärker und man ermüdet nicht so sehr.

Wenn man nun mit dem Netz (s. Nachtgarn) auf den Lerchenfang gehen will, so werden hinter dasselbe drei kurze Linien gebunden, woran Strohwische sind, und Weckers genannt werden, und diese Linien befinden sich an jedem Ende und in der Mitte eine, und schleppen hinten nach. Hierauf faßt an jede Stange in der Mitte ein Mann, und so wird das Netz auf den Haferstoppeläckern, wo man viel Lerchen bemerkt hat, hingetragen, daß es die Stoppeln nicht berührt. Sobald als etwas unter dem Netze aufflattert, und an dasselbe stößt, so wird es niedergelegt. Man

gehet darauf und ziehet die Lerchen durch die Maschen des Netzes, und so wird mit dem Fange fortgefahren. Wenn die Nacht nicht ganz dunkel ist, so muß hurtiger gegangen werden.

Andere stricken hinten an das Netz einen Zipfel oder Schweif (Sack) an, und diesen trägt ein Dritter fein niedrig über der Erde an einem Bindfaden nach. Weil aber zu einem solchen Netze 3 Mann gehören, so ist ein Netz mit dem Wecker besser, da mit diesem die Sache 2 Mann verrichten können.

Das Nachtnetz wird zwar nur eigentlich zum Lerchenfang gebraucht; es werden aber auch Wachteln, ja ganze Völker Rebhühner, auch junge Hasen damit gefangen, daher niemanden damit zu gehen erlaubt ist, als der die Gerechtigkeit der niedern Jagd hat.

Lesche, s. Kohllesche.

Leseholz, Fr. Ramage. Heißt der Abfall, welcher in den Forsten zerstreut herum liegt, und aus dürren abgeworfenen Aesten besteht, deren Zusammenlesen und Wegtragen den Armen erlaubet wird; s. unter Holztag.

Letzsaul, Streichsaul. Wird innerhalb eines Wehrs nächst am Floßloch zur Beschirmung desselben errichtet, damit das Floß daran streicht und sich gerade durch das Floßloch zieht; es ist also ein mit der Länge des Floßlochs in Verhältniß liegender nicht befestigter Balken.

Leuer, Leure oder

Leyer. Heißt bei den Vogelstellern folgende Art die Meisen zu fangen. Hierzu bedient man sich entweder einer gewöhnlichen Meisenhütte, oder nur einer von grünen Reisern zusammengelegten, und veranstaltet alsdann nachfolgendes. Man schlägt zwei 6 Fuß lange Pfähle, 4 Ellen auseinander, bohrt oben große Löcher durch und macht alsdann eine Walze eines guten Arms stark, mit Zapfen an beiden Enden, die in die Löcher der Pfähle so passen, daß sich die Walze drehen läßt. In die Walze werden Löcher, acht Zoll weit von einander also gebohrt, damit zwei und zwei übers Kreuz kommen, und ungeschälte haselne Stöckchen von 3 Fuß Länge drein gesteckt. In diese Haselstöckchen bohrt man zwei Paar kleine Löcher so unter einander, daß die Leimruthen, die in dieselben gesteckt werden, den folgen-

den Stock nicht berühren können. Die Leimruthen sind 9 Zoll lang, einer Federspule dick, und am Ende zum Einstecken spitzig. In die Walze wird ein hölzerner Nagel geschlagen, an welchem eine doppelte Leine also befestigt wird, daß die eine, wenn sie aufgewickelt ist, im Anziehen die Walze drehet, und sich ab- die andere aber aufwindet. Nach diesen Anstalten setzt sich der Vogelsteller in die Hütte, pfeifet fleißig, rührt die Rudelruthe, die hierbei ebenfalls nöthig ist, dreht die Leier beständig, und wenn auch die ankommenden Meisen nicht gleich nach Wunsch sich aufsetzen sollten. Da nun die Meisen oft mit den Leimruthen auf die Erde fallen, so ist nöthig, daß der Platz unter der Leier von Gras entblößt und rein sey, und damit die Vögel nicht wegfliegen oder sich verkriechen können, führt man ein dichtes Zäunchen um die Leier herum auf.

Lichter Zeug. Hierunter werden Tuchlappen und Garne verstanden.

Lichtes Holz, Fr. Bois éclairci. Wird ein Ort genannt, wo lauter hochstämmigte sich gereinigte Bäume stehen, so daß man durchsehen kann.

Lichtschlag, s. unter Holzschlag.

Lieben, Fr. caresser. Ist so viel als Ablieben.

Liebich, s. Gimpel.

Liguster, Lat. Ligustrum vulgare, Linn. Fr. le Trôene commun, Engl. the common or deciduous Privet; auch genannt: Rheinweide; Reinweide; Rheinbeerbaum; Rheinbesingbeerstrauch; Rheinwunde; Spanische Weide; Mundweide; Röhrenweide; Schulweide; Beinholz; Mundholz; Kehlholz; Griesholz; Weißbeinholz; Bahnholz; Heckholz; Beinhölzlein; Zaunriegel; unächter Hartriegel; weißer Hartriegel; Beinhülse; Haushülse; Geishülse; Deutsches Braunheil; Tintenbeerstrauch; Eisenbeerstrauch; Härtern; Härthern; Kerngerten; Kiengärten; Kingerten; Kerngerste; Grünselbaum; grüner Faulbaum; Chingert.

Ist sommergrünes Laubholz und ein harter ganzer Strauch, wovon in Deutschland nur eine Art einheimisch ist, die in einigen Ländern sehr häufig im Unterholz, in andern aber einzelner und sparsamer unter dem Heckholze gefunden wird. Dieser Strauch erreicht in 20 Jahren seine

Vollkommenheit; die Wurzel läuft schräg und flach in der Erde fort, und geht 1 Fuß tief und 2 Fuß weit; die Rinde ist glatt und aschgrau; die Blätter sind dunkelgrün, lang, schmal, und an beiden Enden spitzig, dabei glatt, steif, glänzend, ungezahnt, brechen zu Anfang des Maies aus, und fallen in der Mitte des Oktobers ab; die Zweige sind sehr zähe und biegsam; das Stammholz ist weißlich, sehr hart und mittelmäßig dauerhaft.

Sie bringen fruchtbare Zwitterblüthen, die im Junius und Julius an den Enden der Zweige in weißen Aehren, oder in langen, spitzigen, traubigen und wohlriechenden Büscheln zum Vorschein kommen. Decke und Krone sind einblätterig, trichterförmig und in vier Einschnitte getheilt. Sie haben 2 Staubfäden. Der Knoten hat eine kurze Röhre mit einer zweifach getheilten Narbe. Auf diese Blüthen folgen schwarze Beeren, von der Größe der Wachholderbeeren. Sie erlangen Anfangs Oktobers ihre Reife, da sie denn den Winter über an den Sträuchern büschelweise hängen bleiben.

Der Saame, wovon sich 2 bis 4 schwarze Kerne in einer Beere befinden, wird Ende Oktobers reif und bei der Fortpflanzung einzeln in die Rinnen gestreut, mit einem halben Zoll Erde bedeckt, im Schatten gehalten, und liegt ein, auch zwei Jahre. Die künstliche Vermehrung geschieht sehr leicht durch Ableger, welche in einem Jahr Wurzel bekommen, und durch bewurzelte Brut, desgleichen auch durch Stecklinge. Sie müssen sehr zeitig im Frühjahr ausgepflanzt werden, weil sie früh treiben. Bei der Herbstpflanzung erfrieren die meisten Stämme. Sie lieben einen schattigten, lockern, mäßig feuchten Boden, oder auch einen andern, wenn es nur kein trockner Sand ist.

Der Liguster giebt brauchbare Hecken, Lauben und grüne Wände, die aber oft in der schönsten Jahrszeit von spanischen Fliegen entlaubt werden. Nach 16 bis 20 Jahren kann man das Holz benutzen; die zähen Zweige dienen den Korbmachern zu feinen Körben, und zu gutem Reisholz; das Holz von stärkern Stämmen nimmt eine gute Politur an, giebt kleines Schirr- und Dreherholz, Schuhzwecke, feuert gut, und die Kohlen sollen ein vorzüglich gutes Schießpulver geben. Die reifen Beeren enthalten einen

rothen Saft. Die niederländischen Weinhändler
en sich derselben, ihren rothen Weinen eine dunklere
zu geben. Auch kann man eine schöne dunkelviolette
rfarbe daraus bereiten, so wie sie auch Hoffnung zu
hen Versuchen in der Färberei geben.
Linde, lat. Tilia. Die Arten dieses Geschlechts sind
rgrüne Laubhölzer, und werden unter die weichen
hölzer der ersten Größe gerechnet. Alle Lindenarten
n auch zu denjenigen Bäumen, die fruchtbare Zwit-
hen auf einem Baume erzeugen. Der Fruchtknoten
ten in der Mitte der Blumendecke, die in fünf Ein-
e getheilt ist, und welche von 30 bis 35 Staubfäden
nfachen Staubhülsen umgeben ist. Das Fruchtbe-
ß ist eine runde, bräunliche, harte und lederartige,
ächern versehene Kapsel, welche auf einem langen
, mit mehreren an einem Flügelblatte sitzt. Der
e ist eine kleine, weißgrüne, öligmehligte Nuß, mit
braunen, weichen Schale überzogen. Er wird im
e reif, und vermehret seine Art in frischem Boden
iufig. Die Blätter sind rundlich, am Rande gezähnt,
zulaufend, und stehen auf langen Stielen wechsels-
n den jungen Zweigen. Hievon haben wir folgende
n.

) Die rauchblättrige Sommerlinde, lat. Tilia eu-
, Linn. Fr. le Tilleul des bois, Engl. the com-
ime-tree; auch genannt: Linde, Lindenbaum; Was-
e, Graslinde, breitblättrige Linde, großblättrige
holländische Linde, Hamburger Linde, Frühlinde,
e wilde Linde, gemeine zahme Linde. Diese vollen-
r Wachsthum mit 100 Jahren, und kann ein Alter
0 in einer außerordentlichen Höhe erreichen; sie treibt
und flache Wurzel, welche stark und fest ist, auf
tief und 16 Fuß in die Weite, mithin unter den be-
n Laubhölzern fast am weitesten rund um sich her geht.
Linde ist am jungen Holze saftig, glatt und bräunlich,
tern dick, gerissen, und rauh schwärzlich; sie ist sehr
und giebt, wie die von der folgenden, einen haltba-
önen Bast. Die Blätter sind herzförmig, oben rund-
gespitzt, der Rand gezahnt, die obere Fläche dunkel-
glänzend, die untere aber matter, gelblich, mit er-

habenen und weißlichen Adern, in deren Achseln sich Wolle in kleinen grüngelblichen Knötchen befindet, wod. diese Art von der folgenden besonders unterschieden ist; Blätter brechen in der Mitte des Aprils aus, und fa zeitig ab. Das Holz ist weißlich, leicht, weich, aber dabei zähe, nur wenig dauerhaft. Die Blüthen erschei im Junius und Julius in kleinen Büscheln, und ha einen angenehmen Geruch. Die Frucht, die im Sept ber bis gegen die Mitte des Oktobers reifet, ist noch ein so groß als bei der folgenden Linde. In dieser befindet der Saame, der wenn er gleich frisch, in einem feuc lockern Grunde nur flach zu liegen kömmt, im folgen Mai häufig genug aufgeht, sonst aber liegt er über Jahr.

Die Linde wächst in unterschiedenem Boden, sch und gut, sie wird aber im Wachsthum und Holze vorzü cher, wenn ein tiefer, feuchter, lockerer Boden etwas ten Leim in sich hat. Der Saame wird ein halb Zoll neben einander in die Rinnen gelegt, mit Erde bedeckt, liegt ein, auch bis ins zweite Jahr, ja vieler ist t Die jungen Pflanzen erscheinen mit zwei eingeschnitte Petersilienblättern, und müssen feucht erhalten wer Wenn die jungen Stämme die Größe und Stärke zu Leenbäumen erlangt haben, so werden sie mit möglic Schonung der Wurzeln ausgehoben, und wenigstens Fuß weit verpflanzt; wobei ihnen durch das dichte Absch ren der eingestutzten Sumpfe, bis auf 8 Fuß hoch, glatter Schaft, ohne jedoch die Gipfel zu beschädigen, macht wird, und nun werden die obern Zweige bis auf Spanne eingestutzt.

Die künstliche Vermehrung geschieht sehr leicht d Ableger, welche in einem Jahre Wurzeln bekommen. zu ist der zweijährige Baumausschlag am tauglichsten. Linde wird übrigens außer den Forsten sehr alt, und t ihre Zweige immer fort, obschon der Kern durch Fäu längst verlohren gegangen ist. Einige haben schon ein ter von 1000 Jahren erreicht. Ihre Stämme gewi zuweilen eine Höhe von 36 bis 70 Fuß, und ihr Um am untersten Stammende 20 Fuß. Aus diesem Gr schickt sich die Linde sehr wohl zu Gränz- und Mahlbäu

Die Linden schicken sich als Oberholz nicht wohl für die Schlaghölzer, da sie wegen ihrer breiten Kronen alles verdämmen. Wo sie aber in den Forsten befindlich sind, werden sie mit dem andern Stammschlagholze abgetrieben, da sie denn in den Wellen ein leichtes, weiches Feuerholz liefern, oder zu Schießpulverkohlen gebrannt werden. Allein in Plantagen, auf öffentlichen Wegen, in Vorstädten, um und in den Dörfern verdienen sie angepflanzt zu werden, wegen des Schutzes und Schattens, besonders auch der Bienenzucht halber.

Als Stammholz dient es den Tischlern und Drechslern, um allerhand feine Geräthschaften daraus zu machen. Besonders ist es den Bildhauern und zum Vergolden nutzbar. Den Blüthen fliegen die Bienen nach, auch wird ein Wasser davon abgezogen. Die Saamenkerne geben ein überaus feines, süßes und gemäßigtes Oel, nur Schade, daß es in so geringer Menge herauszubringen ist. Der Gebrauch des Bastes von der Rinde zu Matten und Decken zum Emballiren der Kaufmannsgüter ist bekannt, so wie sein Gebrauch beim Gartenwesen.

2) Die glattblättrige Winterlinde, Lat. Tilia cordata, Fr. le Tillau, Engl. the female Lime-tree; auch genannt: Steinlinde, kleine Linde, kleinblättrige Linde, späte Linde, Waldlinde, Berglinde, Brandlinde, glattblättrige Linde, blaublättrige Linde, schmalblättrige Linde, hartblättrige Linde, harte Linde, Sandlinde. Diese kömmt in unsern Wäldern häufiger vor, als die vorige Art, mit der sie Kultur und Nutzen gemein hat. Sie wurde sonst von einigen ganz unrecht für eine männliche Pflanze gehalten. Sie macht aber eine eigene Art aus, und unterscheidet sich von der vorigen durch folgende Stücke.

Sie ist niedriger von Wuchs, und vollendet ihr Wachsthum mit 150 Jahren. Die Rinde ist brauner, an jungen Schüssen lichtgrün, das Holz zäher, fester, gröber, knotiger und röthlichgelb; es ist daher folglich brauchbarer. Ihr Laub bricht später aus und fällt auch später ab. An Höhe und Stärke kommt sie der vorigen Art nicht gleich. Die Blätter sind kleiner, mehr herzförmig zugespitzt, von Farbe dunkler, weniger glänzend und unten blaulich grün, glatt, und ohne alle Haare, haben bisweilen braunwollige

Aderachseln. Die kleinern mehr weißlichen Blüthen erscheinen später, und die kleinen runden, fünffächerigen Früchte werden später reif. Wegen ihres länger dauernden Laubes, zieht man sie in Pflanzungen der vorhergehenden Art vor. Außerdem gilt von ihr alles, was bei der Sommerlinde bereits gesagt worden ist.

Linker Flügel, Fr. Voie à gauche. Ist derjenige Flügel, welcher einem zur linken Hand stehet, wenn man von dem Laufte mit dem Gesichte nach dem Jagen zu stehet. Mithin heißt derjenige der rechte Flügel, welcher in dieser Stellung zur rechten Hand stehet.

Lochbaum, s. Lachterbaum und Kreutzbaum.

Lochen, s. Lache.

Lochguker, Stopfer. Werden die Leithunde genannt, die nur allein auf solchen Fährten gerne suchen, welche sie sehen, erkennen, und mit der Nase recht tief eingreifen können.

Lochrinken, s. Lachrinken.

Lockvogel, Fr. Appeau, Perchant, Appellant. Mancherlei Vögel werden beim Vogelfang gebraucht, um die wilden herbeizulocken; so hat man Lockenten, Lockfinken, Locklerchen, Lockmeisen, Lockwachteln u. s. w.

Löffel, Fr. Oreilles de lièvre. Heißen die Ohren der Hasen.

Löffelente, Lat. Anas clypeata, Linn. Fr. le Souchet, Buff. Engl. the Shoveler, Penn. auch genannt: Schildente, Spatelente, Leppelschnute, Breitschnabel, deutscher Pelikan, Seefasan, bei den Jägern Taschenmaul. Gehört als Wasservogel unter die dritte Ordnung, und ist von der zweiten Familie der Gattung der Enten eine Art, deren Kennzeichen, ein an der Spitze breiter und bauchiger Schnabel, und krummer Nagel, sind. Sie ist 23 Zoll lang, der Schwanz 3 Zoll, die ausgebreiteten Flügel 3 Fuß, und reichen bis ein Viertheil vor die Schwanzspitze; sie wiegt 22 Unzen.

Der schwarze Schnabel ist 3 Zoll 2 Linien lang, wird gegen das Ende zu viel breiter und bauchig wie ein Schild, hat einen krummen Haaken, und beide Kinnladen sind mit Zähnen versehen; der Stern ist gelbroth; die Füße sind roth, die Beine 1 und drei viertel Zoll hoch, die Mittelzehe 2 Linien, und die Hinterzehe 4 Linien lang.

Der Kopf, und der größte Theil des Halses ist goldgrün und violet (entenhalsig); der Rücken dunkelbraun; der Steiß grünschwärzlich; der Hals und die Brust oben weiß, der übrige Unterleib kastanienbraun; die Achselfedern lang, weiß, an den Spitzen braun; die kleinen Deckfedern der Flügel himmelblau, die größern dunkelbraun mit weißen Spitzen; der Spiegel grünglänzend; die Schwungfedern hellbraun mit weißen Schäften; der Schwanz sehr zugespitzt, die mitlern Federn graubraun am Rande weiß bespritzt, die Seitenfedern gelblichweiß, in der Mitte und an der Wurzel graubraun. — Das Weibchen gleicht am Gefieder der gemeinen wilden Ente gar sehr, ist oben braun mit röthlichen Federrändern, unten braun und fahl gefleckt, die Deckfedern der Flügel wie beim Männchen, der Spiegel grün, purpurfarben glänzend und mit zwei weißen Linien eingefaßt.

Diese Ente zeichnet sich vorzüglich durch ihren löffelartigen Schnabel aus, ist außerordentlich scheu, hat einen schwerledigen Flug, und giebt einen außerordentlich starken und pfeifenden Ton mit ihren Flügeln von sich, so daß man sie des Nachts sehr weit hören kann. Ihre Stimme ist ein schnarrendes Quäcken. Sie kömmt nur im November in unsre Gegend, bleibt so lange da, als die Teiche offen sind, alsdann zieht sie weiter, und kömmt erst im Mai, wenn sie in ihre nördliche Heimath zurückkehrt, wieder durch. — Wasserkräuter und Fische müssen ihre Nahrung ausmachen. — Sie nistet am Seestrande, — und wird gefangen und geschossen, wie andere wilde Enten. — Ihr Fleisch schmeckt zu manchen Zeiten sehr ekelhaft thranig; dafür können aber ihre weichen Federn als Dunen gut benutzt werden.

Löffelreiher, Lat. Platalea. Macht eine eigene Gattung von der Ordnung der Sumpfvögel aus, welche folgende Kennzeichen hat. Der Schnabel ist fast glatt, hat ein erweitertes kreisrundes plattes Ende, und bekömmt dadurch die Gestalt eines Löffels. Die Nasenlöcher sind klein und an der Wurzel des Schnabels. Die Zunge ist kurz und zugespitzt. Die Füße haben 4 Zehen, und sind bis zur Hälfte mit einer Schwimmhaut verbunden. Von dieser Gattung giebt es nur eine Art, nämlich:

Der weiße Löffelreiher, lat. Platalea Leucorodia, Linn. Fr. la Spatule, Buff. Engl. the Spoon-bill, Penn. auch genannt: Löffelgans, Spatelgans, Löffler, Pelikan. Weißer Körper, schwarze kahle Kehle, und ein kleiner Federbusch auf dem Hinterkopf sind seine Hauptkennzeichen. Er gleicht an Größe dem Fischreiher, doch sind Hals und Füße kürzer. Seine Länge ist über 3 Fuß, und die Flügelbreite 4 und einen halben Fuß. Der Schwanz ist 5 Zoll lang, uud die Flügel reichen bis zu dessen Spitze.

Der Schnabel ist 7 Zoll 9 Linien lang, in der Mitte 3 Linien breit, gegen die Spitze 2 Zoll breit, oben und unten breit gedruckt, an der Spitze oben mit einem kleinen Haaken versehen, an der Wurzel oben runzlich, unten aber an dieser Stelle mit zwei Reihen rauher Höcker besetzt, der Oberkiefer an beiden Seiten mit einer Furche, die den Löffel umgiebt, die Grundfarbe gelb, auf dem Löffel mit schwarzen Punkten besetzt. Die Zunge ist herzförmig; der Augenstern graubraun; die kahlen Zügel und der Augenkreis orangengelb; die nackte, sich erweiternde Kehle schwarz. Die Füße und Nägel sind schwarz, die Zehen mit einer halben Schwimmhaut verbunden, die Schenkel 4 Zoll hoch nackt, die dünnen Beine 7 Zoll, die Mittelzehe 3 und einen halben Zoll, die Hinterzehe 1 Zoll 10 Linien lang.

Die weiße Farbe ist die herrschende am ganzen Körper, nur am Ende des Halses ist ein röthlichgelber Kreis, und bei einigen sind die Spitzen der großen Schwungfedern schwarz. Der Hals ist gleich dick, schwanenhälsig gebogen und mit kurzen Federn besetzt; am Nacken entstehen lange schmale Federn, die einen am Halse anliegenden Federbusch bilden; der Schwanz ist gerade und weiß. — Das Weibchen ist kleiner als das Männchen, und hat an der Wurzel des Oberkiefers weder Runzeln noch an der des Unterkiefers rauhe Hügel.

In Deutschland trift man diesen Vogel an der Donau und am Rhein, jedoch nur selten an, ist aber sonst weit verbreitet. Aus den nördlichen Gegenden begiebt er sich im Winter nach den südlichen, und gehört also in erstern unter die Zugvögel. Seine Nahrung sind Fische, Schlangen, Frösche, Schaalthiere, vorzüglich aber allerhand Wasserinsekten und Wasserpflanzen, Riedgras und Rohrwurzeln.

Er nistet auf hohe Bäume, legt 3 bis 4 weiße, mit einzelnen röthlichen Flecken bezeichnete Eier, von der Größe der Hühnereier, und schreit in der Brütezeit sehr. — Das Fleisch hat den Geschmack, wie Gänsefleisch, vornehmlich das von Jungen. — Auf ihm wohnt die Löffelreiherlaus.

Lohden. Fr. Jets, Rejettons. Heißen die jungen Sprossen des Holzes, welche entweder aus dem Saamen oder aus einem Stock ausschlagen, und zwar werden die letztern Stammlohden, und die erstern Saamenlohden genannt. Lohden heißen sie so lange, bis sie die Dicke einer Stange oder eines Heisters bekommen.

Lönne, s. unter Ahorn.

Looshölzer. Sind eine Gattung Eichenbauholz, das auf der Weser in den Handel gebracht wird. Sie sind 4 Fuß lang, und 4 bis 5 Zoll dick, und kommen in den Niedersächsischen Bauerhäusern zwischen die Kipsäulen.

Lorbeerweide, Lat. Salix pentandra, Linn. Fr. le Saule odorant à feuilles de Laurier, Engl. the sweet scented Willow; auch genannt: Lorbeerblättrige Weide, Fieberweide, Schaafweide, wohlriechende Weide, Baumwollenweide, Streichweide, Bitterweide, glatte Saalweide, wilde Weide. Ist sommergrünes Laubholz, kömmt zwar sehr oft als Buschholz vor, erreicht aber doch durch die Kultur eine ziemliche, 12 Fuß Höhe und 2 Fuß Stärke. so daß sie ganz füglich noch zu dem Baumholz gerechnet werden kann.

Sie erreicht in 20 Jahren ihre Vollkommenheit; treibt flache Wurzeln, die 1 Fuß tief und 4 Fuß in die Weite gehen, die Rinde der Zweige ist glänzend, braunroth, an den ältern Aesten und Stämmen grau und rissig, ohngefähr wie an den Eichen; die Blätter sind den Lorbeerblättern ähnlich, eiförmig, spitzig, der Rand fein gezahnt, sie sind 4 Zoll lang, und 1 und ein halb Zoll breit, haben einen angenehmen Geruch, sind auf beiden Flächen glatt, auf der obern schön dunkelgrün, glänzend, auf der untern matt, ins Weißgraue fallend. Die männlichen Kätzchen sind groß, stark, und haben einen erquickenden Geruch. Die rauhen dunkelbraunen Schuppen enthalten 5 bis 8 Staubfäden. Die weiblichen Kätzchen sind viel dünner und schlanker, und wachsen nach deren Befruchtung weit länger und größer als

bei vielen andern. Der kleine befiederte Saame wird erst zu Ende des Augusts reif, und fällt nachher ab, liegt 8 Monate, und keimt sodann im künftigen Mai. Von der Aussaat und Pflanzung sehe man unter Weide.

Das Holz ist weiß und weich, jedoch unter allen Weidenarten das festeste, dabei zähe und fault im Stamme nicht leicht aus. Die Rinde der einjährigen Zweige wird in manchen Fällen der Chinarinde substituiret. Den Blüthen fliegen die Bienen häufig nach, und das Laub lieben die Schaafe. Die Kätzchen geben uns im Oktober, nachdem sie einige Nachtfröste erlitten haben, eine feine und gute Baumwolle, welche unter dem Namen schlesische, märkische, baiersche und sächsische Baumwolle bekannt ist. Die davon verfertigten Fabrikate werden nicht leicht von Motten angegriffen. Um sie zu gewinnen, sammelt man die Kätzchen, wenn sie reif sind, und Wolle zeigen, breitet sie auf ein Tuch aus, läßt sie einige Tage in der Sonne zum Trocknen liegen, wendet sie während dieser Zeit oft um, und reinigt sie nachher durch Klopfen mit Stecken von dem darin befindlichen Saamen. — Das beste Wachsthum zeigt dieser Baum in Niederungen, in feuchten Büschen und Feldhölzern, um Wiesen, Dörfer, besonders im freien Stande.

Lorfe, Larve, Fr. Entaille. Heißen die Kimmen oder Kerben, welche oben auf den Forkeln oder Stellstangen eingeschnitten werden, und worin die obere Leine von dem Jagdzeuge zu stehen kömmt. — Lorfen auf dem Vogelheerd, sind 1 und einen halben Fuß lange Pfähle, von 2 Zoll Dicke und 3 Zoll Breite, s. unter Vogelheerd.

Losbrechen, Fr. détacher par force. Man sagt losgebrochen, wenn mit den Jagdleuten ein Dickigt abgetrieben wird, und diese auf ein Rudel Hirsche, Wildpret oder Sauen kommen, so daß solche aus dem Lager fort müssen.

Losdrücken, s. Abdrücken.

Lösen, s. Auflösen und Hundelösen.

Losschießen, s. Abschießen.

Lostreiben. Der Zeug, heißt es, ist losgetrieben, wenn ein Haupt- oder Treibejagen ins Enge kömmt, daß Lappen und Tuche übrig, und solche wieder aufgehoben worden sind.

Losung, des Rothwildes (Fumées); des alten Hirsches (Ridées); halbgebildete des Rothwildes oder Losung im Winter (Troches); des Hirsches vom Mai bis Ende Augusts (nouées) gelbe (dorées) frische (Boulard); übelverdaute (la Malmoulure); auf einer Seite platt (martelées); der wilden Schweine (Laissées); von Hasen (le Repaire); von Kaninchen (la Crotte). Heißt überhaupt der Koth von wilden Thieren; s. auch Hirschgeloß.

Lottbaum, Lothbaum. Ist eine Art von Schauffel oder Schuh mit einer Deichsel, der beim Herabbringen der Floßstämme von den Bergen ans Wasser gebraucht wird. Der Stamm wird mit seinem dünnen Ende auf die Schaufel aufgelegt, damit der Stamm beim Schleifen nicht in die Erde fassen kann; ein Eisen mit einem Wirbel wird in den Stamm eingeschlagen, und derselbe mittelst dieses Eisens und einer Kette auf den Lottbaum befestiget; an die Deichsel aber die Ochsen angespannt, wie unter Floßholz bereits gesagt worden ist.

Luchs, lat. Felis Lynx, Linn. Fr. le Loup-cervier, Buff. Engl. the Lynx, Penn. auch genannt: gemeiner Luchs, Luchskatze, Hirschluchs, Hirschwolf. Ist ein Säugthier, und gehört als Raubthier unter die Gattung der Katzen. Lange und zugespitzte Ohren, auf deren Spitzen ein Büschel gerader Haare in die Höhe steht, und kurzer Schwanz, sind die Kennzeichen seiner Art.

Dies fürchterlich kühne und einzig getiegerte Säugethier, das in den kalten Zonen aller drei Welttheile lebt, pflanzt sich jetzt nur noch selten in Deutschland fort, sondern streicht vielmehr wie ein Zugthier zur Zeit seiner Begattung herum, und kömmt aus benachbarten südlichen und nördlichen Wildnissen in die großen und dichten Wälder Böhmens, nach dem Harz und Thüringerwalde, und verweilt hier des guten Raubes halber so lange, als es vor den Nachstellungen sicher ist.

Aeußerlich hat es sehr vieles mit der Katze gemein, nur ist es größer, stärker, hochbeiniger und kurzschwänziger. Die Größe vom Kopf bis zum Schwanz beträgt 3 und einen halben Fuß; der Schwanz hat 8 und einen halben Zoll; die Höhe ist 2 und einen halben Fuß. Der Kopf, was auf dem Halse breit aufsitzt, ist einem Katzenkopfe sehr

ähnlich, und 7 Zoll lang. Die Zunge ist stachlicht. In beiden Kinnladen befinden sich 6 kleine Vorderzähne; einzelne 1 und ein halb Zoll lange Eckzähne (Fänge), und auf jeder Seite 3 große scharf gezackte und ausgeschnittene Backenzähne. Die Augen sind rund, enthalten beinahe 1 Zoll im Durchschnitt, und haben eine hochgewölbte grüngelbe Hornhaut, der rothe Folie untergelegt zu seyn scheint, und zur Seiten an den Schläfen, und statt der Augenbraunen einige größere und kleinere weiße Borstenhaare. Des Nachts blitzen sie wie Feuer. Die Ohren sind weit, mittelmäßig lang, dreieckig, zugespitzt, wie Sammt glänzend, und an den Spitzen mit einem in die Höhe stehenden, 2 Zoll langen Büschel steifer Haare besetzt. Der Hals ist stark; der Leib dick und läuft grade aus; der Schwanz (Ruthe) kurz, abgestumpft, gleich dick, und wird etwas in die Höhe gekrümmt getragen. Die Beine (Läufte) sind hoch, stark; die Pfoten plump, 3 und ein halb Zoll breit, mit großen 1 und ein halb Zoll langen, scharfen, weißen Krallen (Waffen) bewaffnet.

Der ganze Balg überhaupt ist langhaarig, dicht, gelinde, und seidenartig anzufühlen; doch hat der Unterleib besonders feine Haare, die 2 und einen halben Zoll lang sind. Das Haar ist im Gesichte braun. Die Backen sind hellkastanienbraun. Die Schnauze ist schwarz, und die langen starken Barthaare sind weiß. Das untere Augenlid ist weiß, so wie das obere nach dem großen Augenwinkel zu, und beide sind schwarz gerändelt. Drei glänzendschwarze Streifen laufen in schräger Richtung, wie ein S über die Backen bis unter die Ohren, wo sie sich in einen großen schwarzen Flecken vereinigen, und mit den über und unter ihm stehenden Haaren einen großen Backenbart bilden, der bis zum Kinn reicht, und dem Thiere ein ganz eignes Ansehen giebt. Die Ohren sind in der Mitte weißgrau, mit einem breiten glänzend schwarzen Rande, und die 1 und einen halben Zoll langen Haarbüschel derselben bestehen aus schwarzen Stachelhaaren, die mit einigen weißen vermischt sind. Vom Kopfe bis zur Hälfte des Schwanzes ist der ganze Oberleib rothbraun. Die auf selbigem ausgestreuten Stachelhaare, haben weiße oder schwarze Spitzen. Nach den Seiten herab verläuft sich die braune

Rückenfarbe in weiß. Die gleichgefärbten Weichen u[nd] Hinterschenkel haben reihenweise schwarzbraune Punkt[e,] das übrige Hinterbein aber ist roth mit Weiß überlauf[en.] Die Vorderbeine sind röthlich ebenfalls mit Weiß überla[uf]fen, und haben unordentlich gestellte schwarzbraune Punkt[e,] die nach den Zehen zu immer kleiner werden. Die Keh[le] ist weißgelb. Die Brust und Unterbeine sind weiß und gel[b] mit schwarzen Flecken, welche sich an den Vorderbeinen [in] schwarze Streifen verwandeln. Der übrige Unterleib [ist] weiß mit großen schwarzbraunen Flecken. Der Schwan[z] mit gelblichem Grund, hat undeutliche rothbraune Ring[e,] und die 3 und einen halben Zoll lange Schwanzspitze [ist] glänzend schwarz. Die Näthe des Balges sind: eine vo[n] dem hintern Ohrenwinkel nach der Schulter; eine ander[e] von dem After nach der Ferse, und eine doppelte von da nach der Fußsohle hinunter. — Die Stimme dieser Thiere ist scharfklingend und heulend, wie ein Hund, und ihr unverkürztes Lebensziel dauert bis 15 Jahre. — Das Weibchen unterscheidet sich vom Männchen durch einen schmälern Kopf, kleinern Körper, weniger schalkhaftes Gesicht, weniger schönen und bleichern Balg, und endlich noch durch die 8 Säugwarzen.

Ihren Aufenthalt (Lager) haben der Luchs und die Luchsin in den dicksten einsamsten Wäldern, in Steinklüften und Felsenritzen. Am Tage setzen sie sich, wo sie sicher sind, auf die Felsenspitzen oder abgestumpfte Baumstämme hin und sonnen sich. Nur bei der heftigsten Verfolgung und bei ihrem Spielen besteigen sie rauhe und schiefstehende Bäume, und können sich der Länge nach, wie die Katzen, auf einen Ast hinlegen, daß man sie kaum bemerkt. Zu uns kommen sie in den letzten Wintermonaten, durchstreifen von Osten nach Westen zu unsere düstern Waldgegenden, und wohnen in Felsenritzen, alten Bergwerksstollen, und Fuchs und Dachsbauen. Nur selten bleiben sie des Sommers über da.

Ihre eigentliche Nahrung besteht aus dem Raube (Riß) des Rothwildprets, welchem sie Abends und Morgens in der Dämmerung nachgehen. Sie lauschen, wie schlafend, an den Wechseln, die sie genau ausspüren, und springen, wenn sie sich einem vorbeigehenden Hirsche oder

Rehe nahe genug glauben, durch drei bis vier Sprünge, deren jeder aber 12 bis 14 Fuß mißt, nach demselben hin, fassen es im Genicke, halten sich mit den tief eingeschlagenen Klauen in dem Rücken fest, und zerbeißen ihm die Halsflechsen, daß das Thier in einigen Minuten todt zur Erde niederstürzt. Haben sie ihren Raub glücklich ergriffen und getödtet, so tragen sie ihn entweder an einen sichern Ort, oder saugen ihm, wenn ihnen die Mordstätte sicher genug scheint, auf der Stelle das Blut aus, fressen ohngefähr 3 bis 4 Pfund zu ihrer Sättigung von den schmackhaftesten Theilen, und bedecken oder verscharren das übrige Aas. Wenn der Luchs den folgenden Tag kein neues Thier erlauern kann, so kehrt er wieder zurück, und zehrt von dem übrig gelassenen. Allein selten ist ihm dieses Fleisch länger als 3 Tage frisch genug, und thut daher lieber weite Reisen, um neue Beute zu machen. Im Thüringerwalde sind seine Nahrungsmittel, Rothwildpret, Hasen, Birk- Auer- und Haselhühner; an andern Orten soll er aber auch wilde Schweine fangen. Es folgen ihm gern die kleinern Raubthiere, als Füchse, Marder, u. d. gl. nach, weil sie immer von seinem Raube noch etwas finden.

Die Begattung (Ranzen, Brunften) geschieht zu Ende des Jänners und Anfang des Hornungs. Die Luchsin bringt dann nach 2 und einem halben Monate, zu Ende des Aprils oder Anfang des Mais am liebsten in einer Felsenkluft auf einem Lager von Laub, Moos und Geniste ihre 2 bis 3, selten 4 Junge. Diese sind 9 Tage blind, und anfangs weiß von Farbe. — In der Tartarei zieht man die Jungen des schönen weißen und schwarzgefleckten Luchses mit Milch und Fleisch auf, und richtet sie zur Jagd ab wie die Hunde.

Der Luchs verräth sein Dasein auf verschiedene Art. Wenn Schnee liegt, so spürt der Jäger ihn an seiner Fährte, die ohne sichtbare Krallen der Katzenfährte ähnlich, nur von dickern Ballen, runder und größer ist, indem sie gewöhnlich 3 und einen halben Zoll Breite, oder die Größe einer Jagdhundsfährte hat. Er setzt sie im Gehen (Trabe) in Zickzack (schränkt) in der Flucht aber auseinander, wie alles Wild. Weiter kann der Jäger ihn daher vermuthen, wenn das Rothwild auf seinem Forste ganz scheu ist, daß

es etliche 100 Schritte vor ihm flüchtig wird, und immer unstät ist. Endlich verrathen ihn auch die Jagdhunde, wenn sie vergrabenes Rothwildpret finden. Wenn er sich einmal an einem bestimmten Orte aufhält (steckt), so ist er auch besser zu kreisen als der Wolf, weil er eher und fester hält, und wird mit dem kleinen Jagdzeuge, als halben Tüchern, Wolfs- oder Rehgarnen, welche leicht fortzubringen sind, eingestellt. Er läßt sich alsdann entweder, wenn die Treiber mit Geschrei und Trommeln Lerm machen, in die aufgestellten Netze treiben, oder besteigt, wenn ihm die Hunde zu nahe kommen, einen Baum, von welchem er leicht geschossen werden kann. Die Hunde, die ihm angehetzt werden, richtet er oft schändlich zu, und die Wunden von seinen Zähnen und Krallen heilen schwer.

Wenn der Luchs etwas gefangen hat, und man den Riß findet, welches man leicht durch die Krähen, Raben und Heher gewahr wird, so legt man, um ihn zu fangen, etliche verdeckte an Ketten befestigte Tellereisen ohne alle Körrung und Witterung, denn er achtet keine, da er besser sieht, als riecht, um den frischgefangenen Raub, den er vergraben hat, herum; weil er mehrentheils den folgenden Tag diese Ueberbleibsel noch einmal besucht, und etwas davon genießet.

Der Fang in der großen Luchsfalle, welches eine Art von hölzerner Schnellfalle ist, an deren Zunge ein Stück frisches Fleisch gebunden wird, ist trüglich. Eben so wenig darf ihn der Jäger mit der Flinte wegen seines scharfen Gesichts und seiner Schlauigkeit zu hinterschleichen hoffen. — Man sagt, daß wenn man beim Anstellen mit einer Pfeife dem Pfeifen der Drossel, wenn sie in einer Dohne gefangen sey, oder dem Schreien des Hasen nachahme, der Luchs dem Reizen nachgienge, wodurch er leicht geschossen werden könne, wenn man zum Schusse fertig sey; denn er komme schnell, und reiße auch sogleich wieder aus. — Oft hat er in der Wuth den Jäger, der ihn nicht stark verwundet hatte, angegriffen.

Der Luchs leistet Nutzen durch sein Fleisch, welches in einigen nördlichen Gegenden gegessen wird. — Der Balg gehört unter die vorzüglichen schönen und kostbaren Pelzwerke. Das Stück kostet 10 bis 15 Rthlr. — Er

soll auch Eichhörnchen, Wieseln, Marder und wilde Katzen tödten.

In Ansehung seines Schadens ist er das schädlichste Thier für die Wildbahn des Rothwildes, und fängt auch Hasen, Schweine und Federwildpret. Die Schafe fällt er auf dem Felde in den Horden an, und der Hunger soll ihn oft so dreiste machen, daß er die Hühner und Gänse von den Bauerhöfen wegholt, und sich, wie der Wolf, durch Graben einen Weg in die Ställe nach den Ziegen, Kälbern und Schafen zu verschaffen sucht.

Von dem Luchse nehmen die Jäger zwei Abänderungen an: 1) Katzenluchse oder Luchskatzen. Diese sollen einen weichen gelinden, lichtgelben Balg mit rothen Flecken und weißem Bauche haben, niedriger, kurz und dick seyn, und sich in gebirgigten felsigten Gegenden aufhalten. 2) Kälberluchse. Diese sollen nicht schön und reichhaarig, sondern wie neugeborne Kälber falbig, ziegelroth mit weißen Flecken, schlank und hochbeinig seyn, und sich in ebenen Wäldern aufhalten. Die Kürschner hingegen nennen unsern Luchs, Kalbluchs, zum Unterschied von dem persischen, den sie Katzenluchs heißen, weil er kleiner und schöner ist, indem er einen weißen Balg mit schwarzen Flecken hat.

Ludern. Sagt man von wilden Thieren, und heißt so viel als Aas fressen, oder mit Aas vorlieb nehmen.

Lumme, lat. Colymbus arcticus, Linn. Fr. le Lumme ou petit Plongeon de Mer de Nord, Buff. Engl. black throated Diver, Penn. auch genannt: schwarzkehliger Taucher, Polarente, Polartaucher, die zweite Hälbente, der Lumb, Lumbe, Lomme. Gehört unter die Ordnung der Wasser- oder Schwimmvögel, und ist von der Gattung der Taucher eine Art, die folgende Kennzeichen hat. Kopf und Hals sind grau, die Kehle violet schwarz, der schwarze Rücken mit viereckigen weißen Flecken besetzt.

Diesen Taucher trift man in verschiedenen Gegenden Deutschlands zuweilen im Herbst, Winter, Frühjahr, auf seinem Zuge auf Sümpfen und Teichen an; er bewohnt aber eigentlich die nördlichen und nördlichsten Länder. Er ist 2 Fuß 2 Zoll lang, und 3 Fuß 6 Zoll breit. Der Schwanz ist nicht sehr bemerkbar, und die gefalteten Flügel berühren den Steiß. Der Schnabel ist 3 Zoll lang,

gerade, schmal, scharfzugespitzt und schwarz; die Füße schwarz, die Beine 3 Zoll hoch, die Mittelzehe 3 und ein viertel Zoll, und die hintere 9 Linien lang, die Nägel breit und glatt.

Die Stirn und die Wangen sind schwarz; der Kopf und Hintertheil des Halses schmutzig-aschgrau; die Seiten des Halses weißlich, mit schwarzen Strichen; der Rücken und die Deckfedern der Flügel dunkelbraun mit weißen Flekken; die Kehle und der Vorderhals schwarz violet- und grünglänzend; die Brust und der Bauch weiß; die Schwungfedern ebenfalls schwarz. — Das Weibchen hat an der schwarzen Kehle weißliche, und auf dem Rücken weißgerändete Federn.

Die Norweger halten es für sündlich, diesen Vogel zu tödten oder nur zu beunruhigen; wenn es stark regnen will, fliegt er wild umher, und schreit kläglich Hui, hui! will sich der Himmel hingegen wieder aufhellen, so läßt er ein frohlockendes Karola! Karola! hören. Zur Zeit seiner Wanderung verbreitet er sich über alle Theile des nördlichen Europa. — Seine Nahrung besteht vorzüglich in Fischen, doch findet man in Thüringen auch Wasserkäfer und Wassergräser in seinem Magen.

Sein Nest macht er ans Ufer des Meeres sowohl als der Landseen und Moräste in das Schilf und die Sumpfgräser. Das Weibchen legt 2 braune ziemlich große Eier, und beide Gatten brüten sie in 4 Wochen aus. Die Jungen haben auf dem Rücken, außer den viereckigen Flecken noch weiße Ränder an den Federn, und an den Seiten der Brust stehen einige schwarze Striche.

Sie sind leicht zu schießen, und die Grönländer schlagen sie sogar mit Prügeln todt. — Das Fleisch schmeckt gut, und wird von den meisten nördlichen Völkern für eine Delikatesse gehalten; das von den Jungen kömmt an Geschmack dem jungen Hasenfleisch am nächsten. — Auch die Eier werden gesammlet und gebraucht. — Besonders werden die zähen Häute gahr gemacht, und zu Pulverbehältnissen, Verbrämungen der Wintermützen, zu Brustlätzen, Ober- und Unterkleidern verarbeitet.

Lunte, Ruthe; wird der Schwanz eines Wolfs, Luchses, Fuchses u. d. gl. genannt.

Lunze, s. Geräusche.

M.

Maalbarte, ist so viel als Waldhammer.

Maalbaum, ist so viel als Lochbaum.

Mach feste; wird denjenigen, die bei der Stellung der hohen Zeuge nachbinden, zugerufen, daß sie die Leine anbinden und befestigen sollen, wenn der Zeugreif genug angezogen oder gestrecket worden ist.

Madrirter Falke, Fr. Oiseau madré. Wird ein Falke genannt, welcher mehr als einmal die Federn verwechselt (vermausert) hat; s. unter Falkenjagd.

Mahlbaum, ist so viel, als Maalbaum.

Mahlhaufen, Fr. Colline limitrophe. Heißt ein großer um gesetzte Marksteine herum gestürzter Haufen anderer Steine, welches zu dem Ende geschiehet, damit der eigentliche Markstein nicht so leicht herausgerissen und verworfen wird. Dergleichen Mahlhaufen müssen aber in den Gränzprotokollen gehörig beschrieben werden, weil sie sonst die Nachkommen in Ermangelung der Nachrichten nicht zu suchen wissen.

Mai, Maimonat, Fr. Mai. Die Verrichtungen des Forstmanns sind in diesem Monate folgende. Jede Holzart, bei welcher die Knospen aufbrechen, darf nicht mehr verpflanzt werden, daher kann es in diesem Monate nur noch bei denjenigen geschehen, wo die Knospen noch geschlossen sind.

Die Aussaat der Kiefern, Fichten und Lerchensaamen muß im Anfang des Monats beendiget werden. So muß man auch, wenn an den bereits aufgegangenen Saamen dieser Holzarten durch späte Nachtfröste Schaden geschehen ist, durch das Nachsäen wieder ausbessern. — Sämtliche Baumschulen müssen jetzt zum erstenmal von Unkraut tüchtig gereiniget werden; Mäuse und Maulwürfe darin muß man zu vertilgen suchen, und bei trocknem Wetter gießen.

Das Räumen und Aufpflügen der Hauptgestelle und Wildbahnen muß jetzt beendiget; die Schlagholzschläge wegen des Wiederausschlags und der Saamenlohden völlig leer gemacht; das Maienstehlen verhütet, und in Gebirgen der Abtrieb der Schlaghölzer beendiget werden. — Auf Hirten und Schäfer ist fortan fleißig Aufsicht zu halten,

daß sie, wegen des an dem jungen Laube zu verübenden Schadens, keine jungen Oerter betreiben, auch keinen Feuerschaden anstiften. Besonders in den trockenen Kiefer-revieren ist gegen Feueranmachen und Tobaksrauchen Sorgsalt nöthig. — Die im Winter entstandenen Schleifwege sind abzustellen und zu vergraben; die gangbaren Wege und Straßen in Forsten hingegen, wieder in fahrbaren, guten Stand zu bringen. Mit Wasserableitungsarbeiten und mit dem Wasserbau überhaupt, kann jetzt bei niedrigem Wasserstande der Anfang gemacht werden.

Das Schälen der Rinde, so wie die Köhlerei in den Laubforsten und im Gebirge wird eifrig fortgesetzt, jedoch ist es zuträglicher, wenn letztere vorjetzt eingestellet wird, weil der von den Meilern aufsteigende Rauch der Befruchtung der Blüthen und der Erzeugung der Saamen so sehr nachtheilig ist.

Das Schifs- Stab- Nutz- und Bauholz wird aus den geschälten Eichen aufgearbeitet, auch das Nutzholz von geschälten Birken und Eilern zu Gute gemacht, das übrige dazu untaugliche aber zu Brennholz aufgeschlagen. In Gebirgsforsten hauet man in Nadelhölzern noch Brennholz und in Fichtenvorhölzerrevieren fället man geringes Bauholz zum Loheschälen. — Das Stöcke- oder Stubbenroden in Nadelholzwaldungen überhaupt, das Harzscharren in Fichtenwäldern, das Harzbeulensammeln in Weißtannen und Lerchenbäumen, das Torfgraben und die Bienenweide gehen an.

In diesem Monate blühen: die Traubeneiche; die Stieleiche, die Esche, die Mastbuche, der Hornbaum, der gemeine Ahorn, der Vogelkirschbaum, der Elzbeerbaum, der Mehlbeerbaum, der gemeine Weißdorn, der Holzbirnbaum, der Holzapfelbaum, der Vogelbeerbaum, der Masholder, der Traubenkirschbaum, der Sauerkirschbaum, die Lorbeerweide, der rothe Hollunder, der Kreutzdorn, der Schlehendorn, das Pfaffenhüthchen, der Heckenkirschenstrauch, der weidenblättrige Seekreutzdorn, der Berbisbeerstrauch, der Quittenbaum, der Quittenmispelstrauch, das Pulverholz, die Besenpfrieme, die Gärbermyrthe, der Trunkelbeerstrauch, die Heidelbeere, die Hülse, der hohe Brombeerstrauch, die Bärenbeere, die Rosmarinandromede,

:r kriechende Ginster, die Kiefer, die Weißtanne und
e Fichte.

Der Saamen fällt von nachstehenden Bäumen ab:
m der glatten Ulme, die man zu Ende des Monats täg-
h untersuchen muß, damit er nicht abfliegt; vom Win-
terpheu, von der Kiefer und von der Fichte; hingegen ge-
n auf die Saamen der Traubeneiche, der Esche, der ge-
einen Eller, des Hornbaums, der Birke, der weißen
ller, des Vogelkirschbaums; der beiden Lindenarten, des
olzbirnbaums, des Mehlbeerbaums, des kleinen deut-
hen Ahorns, des Traubenkirschbaums, des Sauerkirsch-
iums, des Kornelkirschbaums, des Mispelbaums, der
rbeerweide, des Häselstrauchs, des rothen Hollunders,
:s Pimpernußstrauchs, des Schlehendorns, der Besen-
frieme, des Straußbeerenstrauchs, des schwarzen und
ilden Johannisbeerstrauchs, des Stachelbeerstrauchs, des
ärbeginsters, der Waldrebe, der Alfranke, der Gärber-
myrthe, der Hauhechel, des kleinen stachelichten und krie-
enden Ginsters, des Eibenbaums, der Hülse, der Bä-
nbeere, der Rosmarinandromede, der Preusselbeere, des
rchenbaums und der Weißtanne.

Für den Jäger. Die Gewohnheit in diesem Monate
hon mit den Leithunden zu ziehen, ist unschicklich, weil
as Wildpret noch färbt, und von seinen Haaren an den
ecken hängen läßt, wodurch diese Hunde für die Fährte
erdorben werden. Man führt sie aber dafür in den jungen
Saamen, den sie gern genießen, und welcher ihnen gesund
t, weil er nach den Zeugnissen der Jäger statt einer Pur-
anz dienet.

Wegen der Setz- und Brütezeit ist in Vorhölzern
nd Dickigen die möglichste Ruhe zu halten, und alles Wild-
ret zu hegen; deswegen wird den Holzmachern rc. der Wal-
urgistag verboten und den Eigenthümern der Bauernhunde
ı Waldörtern das Anlegen derselben, den Hirten, Schä-
ern und Feldwächtern aber das Anbinden starker Knüttel
efohlen, damit sie die jungen Hirsche und Rehkälber nicht
eunruhigen. Eben deshalb darf auch das weidende Vieh
en jungen Schlägen nicht zu nahe kommen.

Der Hirsch stehet in der Kolbenzeit. Die jungen Hir-
sche werfen endlich das Gehörn ab; die jagdbaren pflegen

schon gebirscht zu werden. — Die Rehe hären ab, und färben roth. — Der Damhirsch sucht jetzt besonders den lichten Stand der Hölzer. Die alten Hirschkühe und Ricken setzen, und die Tannengeis begiebt sich an stillere und sichere Oerter zum Setzen. — Die Salzlecken, welche jetzt stark besucht, auch von den wilden Tauben heimgesucht werden, müssen wieder aufgefrischt werden, weil das Salz dem Wildpret das Verfärben erleichtert und den Sommerstand sichert.

Besonders sieht der Jäger noch darauf, daß die Bruten der Waldhühner, der Fasanen, überhaupt des Federwildprets, nicht durch Menschen, Eulen, Raubthiere und Raubvögel gestöhret werden. Letztere haben jetzt Junge, und thun besonders an diesem Geflügel viel Schaden. Auch sollte der Jäger besser, als es bisher geschehen ist, auf die jungen Bauerbursche und Vogelfänger Acht haben, damit nicht so viele den Wäldern nützliche Vögel, z. B. Spechte, Eulen, Meisen ꝛc. weggefangen und vertilget würden. — Die jungen Füchse sind auszugraben, so wie den schädlichen Raubvögeln in den Forsten die Jungen und Eier zu zerstören.

Mai. Heißen einige die jungen Blätter des Laubholzes, besonders der Buchen und Birken. — Mai heißt ferner der junge Wuchs an den Aesten der Tannen, Fichten und Kiefer; auch der von der männlichen Blüthe verstäubte gelbe Staub.

Maikäfer. Lat. Scarabaeus Melolontha, Linn. Fr. Hanneton de Mai. Ist eins der gemeinsten Insekten, das vier Jahr lang als Engerling unter der Erde lebt, sich von Getraidewurzeln u. s. w. nährt, und zuweilen allgemeinen Miswachs verursacht hat. Im sechsten Jahr kömmt es endlich als Maikäfer zum Vorschein und schadet in dieser Gestalt dem jungen Laub, besonders an Roth- und Hainbuchen, an Eichen und Obstbäumen, die er in gewissen Jahren zur Paarzeit sämtlich kahl macht. Der Maikäfer verdient daher sowohl als Larve (Engerling, Glime) die Aufmerksamkeit des Landmanns, als auch als vollkommenes Insekt oder als Käfer die des Forstmanns. Denn jenem schadet er vier Jahre hindurch an seinen Feldfrüchten, diesem zwar nur so viel Wochen lang, obgleich oft mit weit

größerm Nachdruck. So siehet man oft ganze Eichen- und Buchenwälder, wenigstens die Gränzen derselben, im Mai von diesen Verderbern kahl gefressen, und so deren ganzen Jahrausschlag verlohren gehen.

Das einzige und sicherste Mittel, sie von den Waldungen abzuhalten, ist folgendes, und etlichemal hintereinander wiederholet, kann es, wenigstens in Waldgegenden, für die Folge fast gänzlich vor diesen Thieren sicher stellen. Man läßt nämlich die von ihnen besetzten Bäume sowohl früh beim Aufgange der Sonne, wo die Käfer von der Kälte ganz erstarrt sind, als auch in der wärmsten Mittagsstunde, wo sie entweder mit der Begattung begriffen oder davon abgemattet sind, schütteln, die Käfer alle auf einen Haufen bringen und verbrennen, oder in ein Loch tragen, zertreten und verscharren. Dieses Mittel wird auch nicht viel Kosten machen, da theils die Verheerungen des Käfers nur alle vier bis fünf Jahre zu befürchten sind, theils die Waldverbrecher oder armen Kinder darzu gebraucht werden könnten.

Maiwachs. Werden die jungen Schüsse, die mitten aus den Quirln hervorschießen, genannt.

Malter, Fr. Voie de bois, demi-corde. Ist, so wie Klafter, ein Holzmaas für das Brennholz, noch gewöhnlicher aber für das Kohlholz, indem dieses zwischen in bestimmter Weite von einander eingeschlagenen Pfählen bis zu der bestimmten Höhe geschlichtet wird. In einigen Orten machen 2 Malter, in andern 2 und eine viertel Malter eine Klafter aus.

Malterholz, Fr. Bois de moule, de quartier. Heißt dasjenige Holz, welches zu Maltern bestimmt ist, und in einigen Gegenden, in Rücksicht der Scheitlänge, ein von dem Klafterholz verschiedenes Maas, bald längeres bald kürzeres hat.

Mandelkrähe, lat. Coracias garrula, Linn. Fr. le Rollier d'Europe; Buff. Engl. the Garrulous, Penn. auch genannt: der blaue Rabe, Heidenelster, Kugelelster, Kriegelelster, die blaue Krähe, Garbenkrähe, wilde Goldkrähe, Strasburger Krähe, Grünkrähe, blaue Holzkrähe, der Galgenregel, Helkregel, Gelsregel, Halsregel, Rakker, Racher, Rake, Raake, Rackervogel, Plauderracker-

vogel, Deutsche Papagai, Birkheher, Meerheher, Roller, Blaurack, Blaurock, Blabrack, leberfarbiger Birkheher, Europäischer Racker. Er gehört unter die Ordnung der Wald- oder spechtartigen Vögel, und ist die einzige Art von der Gattung der Birkheher, welche grünlichblaue Hauptfarbe, und hinter jedem Auge einen nackten Fleck hat.

Dieser schöne Vogel gleicht an Größe und Gestalt dem Holzheher, doch ist sein Kopf nach Verhältniß größer, breiter und stärker, der Leib schmäler, und so wie Flügel und Schwanz länger, und die Beine und Klauen kürzer. Er ist 13 Zoll lang, der Schwanz 5 Zoll, die Flügelbreite 2 Fuß 3 Zoll. Die Flügel bedecken zwei Drittheile des Schwanzes. Der Schnabel ist 1 und ein halb Zoll lang, etwas herabgekrümmt und schwärzlich; an der Schnabelwurzel stehen kurze Borsten; der nackte Fleck hinter den Augen hat 2 bis 3 Warzen; die Augen sind grau; die Zunge schwarz und vorne gelappt; die Beine 1 und ein viertel Zoll hoch, mit den Zehen schmutzig gelb, die Klauen hornfarbig, die Mittelzehe 16 und die hintere 10 Linien lang.

Der Kopf, Nacken, die Kehle, der Hals, die Brust, der Bauch, After, die Deckfedern der Flügel sind glänzend hellbläulichgrün; der Rücken, die Schultern und die drei letztern Schwungfedern leberfarben; die Deckfedern des Schwanzes, die kleinern der Flügel, und die untern Seiten der Schwungfedern am innersten Rande indigblau; die Schwungfedern an der äußern Fahne schwarz. Der Schwanz ist gerade, abgerundet, nur läuft die erste Feder spitzig aus; alle Federn sind im Ganzen blaugrün, einzeln die beiden mittelsten ganz braungrün, die erste an der Spitze schwarz, die zweite bis fünfte an der innern Fahne mit einem blauen Fleck und bräunlichen Spitzen, und alle diese Farben schimmern auch unten hervor. — Das Weibchen ist am Kopf, Hals, Brust und Bauche bräunlich aschgrau, die Schwanzfedern sind gleich lang und von gleicher Farbe ohne dunklere Spitzen, der nackte Augenfleck ist kleiner und die Stimme klärer.

Die Mandelkrähe ist so scheu wie ein Raubvogel, und so flüchtig wie eine Taube. Sie schreiet mehr wie ein Laubfrosch oder Elster, als wie eine Krähe, und läßt ihre starke, unangenehme Stimme beständig hören. Sie läßt sich nicht

zähmen, sondern stirbt allezeit in den ersten Tagen, hat aber im Freien ein sehr zähes Leben. Als ein Zugvogel verläßt sie ihre Heimath, welches in Deutschland die mehr ebenen, als gebirgigen Eichen- und Kiefernwälder sind, allezeit im September, und kehrt erst zu Anfang des Mais wieder zurück. Auf ihrem Zuge besucht sie mehrere Länder von Deutschland, und man trift sie, besonders im Herbste auf den im Felde stehenden Getraidegarben (Mandeln) an; daher der Name Mandelkrähe.

Ihre Nahrung sind Insekten, Insektenlarven, Regenwürmer, nackte Schnecken, knotige Pflanzenwurzeln, Eicheln, Waldbeeren, Frösche, und Getraidekörner. Ihre Jungen füttert sie mit großen Insektenlarven; sie selbst aber frißt die Mist- und Maikäfer, Erd- und Laufkäfer und Heuschrecken, Vielfüße, Skolopendern und andere Insekten, die sich unter der Rinde der Bäume aufzuhalten pflegen, am liebsten.

Ihr Nest, das aus Reisern, Moos ꝛc. besteht, und inwendig mit Federn und Haaren ausgefüttert ist, legen sie in die Hölungen der Eichen, Fichten, Birken und Espen, brüten in 20 Tagen 4 bis 7 oben sehr zugestumpfte, und unten sehr zugespitzte, glänzende weiße Eier wechselsweise aus, und tragen ihren Jungen das Futter, erst unschalige, dann schalige Insekten, wie die Raben, im Schlunde verborgen bei. Sie fliegen bald aus; sehen bis zum zweiten Jahr nicht so schön blaulichgrün aus, sondern sind am Kopf, Hals und Brust noch mit Grauweiß überzogen, erlangen daher ihre vollkommene Schönheit erst im dritten. Die Alten suchen immer ihre alten Hölen wieder auf. — Ihre Feinde sind innerlich Bandwürmer, und äußerlich hinter den Ohren Nadelwürmer.

Die alten sind wegen ihrer Schlauheit schwer zu schießen; die Jungen leichter, wenn ihnen nicht ihre Eltern die Gefahr bemerkbar machen. Eigentlich aber sollte dieser Vogel, seiner Nahrungsmittel halber, nicht verfolgt werden. — Große Herren baizen sie mit Falken.

Ihr Nutzen und Schaden ergiebt sich mehrentheils aus ihrer Nahrung; ihr Fleisch soll angenehm schmecken, und besonders ist es im Herbste sehr fett.

Mandelweide, Lat. Salix Amygdalina, Linn. Fr. le Saule à feuilles d'Amandier, Engl. the Almond-leaved Willow; auch genannt: Mandelblättrige Weide, Pfirsigweide, langblättrige Wasserweide, Schälweide, Pfahlweide, Buschweide, Schlickweide, Hägerweide, gemeine Korbweide. Ist sommergrünes Laubholz, und wird, da sie in einem guten Boden und in ihrem natürlichen Zustande einen Schaft von 18 Fuß Höhe erreicht, unter die Baumhölzer der zweiten Größe gerechnet.

Sie erreicht in 30 Jahren ihren vollkommenen Wuchs; treibt flache, 1 und einen halben Fuß tief und 4 Fuß in die Weite gehende Wurzeln; die Rinde der Zweige und der Blattstiele ist hellgrün und glatt; die Blätter sind groß, 3 Zoll lang und 1 Zoll breit, glatt, länglich zugespitzt, den Mandelblättern ähnlich, auf der obern Fläche dunkelgrün, auf der untern weißlich, mit vielen dunkeln Adern, der Rand gezahnt; das Holz ist weiß, weich und wenig dauerhaft; die Schuppen der männlichen Kätzchen haben 2 Staubfäden und zwei dicht beisammenstehende Honigbehältnisse, die weiblichen Kätzchen sind sehr lang und wollig; der kleine befiederte Saame wird im Junius reif.

Sie wächst vorzüglich an Ufern und Dämmen, im Moraste und Schatten, wohin sie zur Befestigung oft mit andern Arten eingelegt wird, wo sie aber einen schlechten Stamm, und mehrentheils nur sehr lange feine Ruthen treibt, die weniger zähe sind als bei andern Weidenarten, daher auch ihr meister Nutzen in Faschinenreißig bestehen möchte. Sonst giebt sie ein leichtes schlechtes Brennholz.

Männchen, Männlein, Fr. le Lièvre s'accroupit. Ein Männchen macht der Hase, indem er sich in vollem Laufen öfters hoch aufbäumelt, und gerade auf die Hinterläufte tritt, um zu sehen, wo die Hunde herkommen, oder was ihm sonst schädlich seyn möchte.

Mantel, werden die äußersten Oberbäume eines Waldes genannt. — Mantel; heißt auch ein von Stroh oder Schilf gemachter Schirm, welcher beim Verkohlen des Turfes, in einiger Entfernung an die Seite des Meilers gesetzet wird, um den auf den Meiler stoßenden Wind abzuhalten, weil ohne diese Vorsicht alle Kohlen in Asche verwandelt werden.

zähmen, sondern stirbt allezeit in den ersten Tagen, hat aber im Freien ein sehr zähes Leben. Als ein Zugvogel verläßt sie ihre Heimath, welches in Deutschland die mehr ebenen, als gebirgigen Eichen- und Kiefernwälder sind, allezeit im September, und kehrt erst zu Anfang des Mais wieder zurück. Auf ihrem Zuge besucht sie mehrere Länder von Deutschland, und man trift sie, besonders im Herbste auf den im Felde stehenden Getraidegarben (Mandeln) an; daher der Name Mandelkrähe.

Ihre Nahrung sind Insekten, Insektenlarven, Regenwürmer, nackte Schnecken, knotige Pflanzenwurzeln, Eicheln, Waldbeeren, Frösche, und Getraidekörner. Ihre Jungen füttert sie mit großen Insektenlarven; sie selbst aber frißt die Mist- und Maikäfer, Erd- und Laufkäfer und Heuschrecken, Vielfüße, Skolopendern und andere Insekten, die sich unter der Rinde der Bäume aufzuhalten pflegen, am liebsten.

Ihr Nest, das aus Reisern, Moos rc. besteht, und inwendig mit Federn und Haaren ausgefüttert ist, legen sie in die Hölungen der Eichen, Fichten, Birken und Espen, brüten in 20 Tagen 4 bis 7 oben sehr zugestumpfte, und unten sehr zugespitzte, glänzende weiße Eier wechselsweise aus, und tragen ihren Jungen das Futter, erst unschalige, dann schalige Insekten, wie die Raben, im Schlunde verborgen bei. Sie fliegen bald aus; sehen bis zum zweiten Jahr nicht so schön blaulichgrün aus, sondern sind am Kopf, Hals und Brust noch mit Grauweiß überzogen, erlangen daher ihre vollkommene Schönheit erst im dritten. Die Alten suchen immer ihre alten Hölen wieder auf. — Ihre Feinde sind innerlich Bandwürmer, und äußerlich hinter den Ohren Nadelwürmer.

Die alten sind wegen ihrer Schlauheit schwer zu schießen; die Jungen leichter, wenn ihnen nicht ihre Eltern die Gefahr bemerkbar machen. Eigentlich aber sollte dieser Vogel, seiner Nahrungsmittel halber, nicht verfolgt werden. — Große Herren baizen sie mit Falken.

Ihr Nutzen und Schaden ergiebt sich mehrentheils aus ihrer Nahrung; ihr Fleisch soll angenehm schmecken, und besonders ist es im Herbste sehr fett.

Zweifel keine andere, als dem Holzmangel vorzubeugen, welcher bei unbegränzten Ausrottungen zu Felde, entstanden seyn würde; und weil der Deutsche immer Liebhaber von der Jagd gewesen, so wurde öfters auch die Jagd in den Markwaldungen den darein gehörigen Gemeindsleuten mit reservirt, wobei es jedoch in der Folge viele Abänderungen gegeben hat.

Martin, s. unter Bleifalke.

März, Märzmonat, Fr. Mars, le mois de Mars. In diesem Monate hat der Forstmann folgende Geschäfte. In den gebirgigten und sehr rauhen Gegenden können in diesem Monate noch Lerchenbaumzäpschen gebrochen werden. Sobald heller Sonnenschein eintritt, macht man mit dem Ausklempeln der Nadelholzsaamen in den Saamendarren den Anfang. In der Mitte dieses Monats kann bei günstiger Witterung mit der Aussaat der Kiefern, Fichten, und Lerchenbäume angefangen, auch der Weißtannen- und Birkensaame, sowohl auf dem Schnee als auch auf bloßen Boden ausgesäet werden; indessen hat die Aussaat in dem folgenden Monate den Vorzug, weil alsdann der Zug der Vögel selbiger nicht mehr so schädlich ist.

Die Holzschläge müssen gänzlich geräumet und zur bevorstehenden natürlichen und künstlichen Besaamung zubereitet werden. — Nach dem Zerschmelzen des Eises wird der Ellernsaamen in Ellernbrüchen aus dem Wasser gefischet, getrocknet, gereinigt, und in kühle Verwahrung gebracht. — Alle Sorten von Laub- und Nadelhölzern können anjetzt bei gelinder Witterung gepflanzt werden. Ueberhaupt muß der Forstmann alle Pflanz- und Saatarbeiten nebst der Befestigung der Sandschollen eifrig fortsetzen und in diesem Monate ganz zu beendigen suchen; ferner in den Baumschulen die vom Froste gehobenen Pflanzen bei offenem Wetter wieder fest drücken, das Schneewasser von allen Anlagen sobald als möglich ableiten, und die Umzäunungen und Verheegungen in tüchtigen Stand setzen.

Mit dem Anweisen des Bauholzes wird der Beschluß gemacht, und die noch stehenden Baustämme muß man vollends fällen, und alsbald beschlagen lassen. Der Hieb in Ellernbrüchen höret auf, die Ellernstämme aber, welche für die Färber und Huthmacher zum Abschälen bestimmt sind,

nüssen herausgeschafft und aufgeschränkt werden. — Das Weidenköpfen und der Abtrieb aller Schlaghölzer überhaupt, ist mit vollem Ernst zu betreiben und wo möglich in diesem Monate zu endigen. Besonders sollte man den Communen auflegen, ihre Weidenschläge in der ersten Hälfte dieses Monats zu endigen. — Von den geköpften Weiden werden die Stangen zum Setzen zugerichtet, ins Wasser gesteckt und gegen Ende dieses Monats gepflanzt, so wie auch alle Stecklinge und Ableger gemacht.

Das Brennholzanweisen, Fällen, Aufschlagen und Abzählen geht sowohl in Hochwaldungen als Schlaghölzern ununterbrochen fort, und in den leztern schießt man zugleich alles Nutzholz aus. — Das Nadelholz, welches zu Nutzholz für die Bötticher bestimmt ist, muß jezt vollends geschlagen werden, weil das später gefällte anläuft, blau, und also zu Kaufmannswaaren untüchtig wird.

Das Kohlenbrennen von allen Holzarten hat in den Landforsten und Vorhölzern seinen Fortgang, und mit der Zimmerarbeit und dem Trennen der Baustämme und Pfosten macht man den Anfang. — Wo die Gärbermyrthe und der Kühnpost wachsen, können diese für die Gärber gehauen und aufgebunden werden; auch kann man Birken- und Ahornsaft in denjenigen Schlägen zapfen, welche im nächsten Jahre abgetrieben werden. — Die Holzflösserei und Schifferth fängt an und wird eifrig betrieben. Hingegen geht da, wo das Raff- und Leseholzsammeln der Heydemiether üblich ist, dies zu Ende.

Von den Waldbäumen blühen in diesem Monate die rauhe und glatte Ulme, die Silberpappel, die Zitterpappel, die gemeine und weiße Eller, der Haselstrauch und der Kellerhals. — Die Saamen fallen ab von der glattblättrigen Winterlinde, vom Vogelbeerbaum, vom Weißdorne, von der Rheinweide, dem Schwalkenbeerstrauche, Schlingstrauche, der Weinrose, der Hagebuttenrose, der blassen, weißen und gelben Feldrose, der Erdrose, der Hülse, Mistel, der Moosbeere, der gemeinen Heide, Sumpfheide, und von dem Wachholder.

Zur Waldpolizei gehört das Verbot des Tobakrauchens, der Hirtenfeuer und der Kohlerei in den Kieferrevieren zu Ende dieses Monats.

Der Jäger hat folgendes zu beobachten. Die Fütterung und Körnung darf bei harter Witterung nicht unterlassen werden, weil das meiste Wildpret, da es jetzt sehr geringe ist und von den Engerlingen sehr aussteht, sonst in diesem Monate umfällt. Der Hirsch und das Reh begeben sich an ihre alten Stände, und die Damhirsche suchen die Dickige. Die jagdbaren Hirsche werfen ihr Gehörne ab, so daß die verlornen Stangen jetzt aufzusuchen sind. Der Rehbock schlägt das rauhe Bast seines Gehörns an Birken, Saalweiden, Tannen und Kiefern ab. Ueberhaupt wird den ersten dieses Monats alle Jagd geschlossen und die Salzlecken müssen frisch aufgeschlagen werden.

Die jungen Jagdhunde müssen mit Sorgfalt vor der Kälte bewahrt werden.

Jetzt sind die Auerhühner und Birkhühner am besten im Falzen zu schießen, auch der Schnepfenstrich nimmt seinen Anfang. Wenn die letztern in Wiesen liegen, die feucht und mit Kuhmist belegt sind, so bekömmt man sie am besten in Steck- oder Klebgarnen. Sie sind aber jetzt mager und nicht so gut zu verspeisen, als im Herbst. Man thäte daher besser, sie blos im Herbst zu fangen und zu schießen. Die Fasanen falzen. Die Trappen leiden sehr von der Kälte. Schwäne und Enten streichen sehr nach großen Gewässern, und letztere lockt man mit der Lockente zum Schuß oder in Netze.

Der brave Jäger macht es sich auch jetzt zur Pflicht, den großen Verheerungen zu steuern, welche die Vogelsteller unter den Singvögeln anrichten, die eines kleinen Interesse halber in manchen Ländern ganze Gegenden entvölkern. Schändlich ist es besonders, die unschädlichen Singvögel ohne einen edlen Zweck wegzufangen, wenn sie sich schon gepaart haben.

Masche, Fr. Maille. Heißen die Löcher in den Garnen oder Netzen von einem Knoten zum andern, welche nach Verschiedenheit des Fangs von verschiedener Größe sind.

Maserig, Fr. taché, madré. Ist, wenn die Fasern im Holze verwickelt durch einander laufen, und daher gleichsam ein Gewölke bilden.

Masholder, **Maßeller**, s. unter Ahorn.

Mast, Mastung, Fr. Glandée, Paisson. Ist diejenige Forstnützung, wo Eicheln, Buchecken, Haselnüsse und wildes Obst, entweder durch in den Wald getriebene Schweine gegen einen gewissen Zins benutzet, oder zu Hause verfüttert werden. In guten Jahren ist es eine der vorzüglichern Forstnützungen, indem dadurch nicht nur eine beträchtliche Summe, als ganz reiner Ertrag, in die Forstkasse fließt, sondern auch, durch Ersparung des besser anzuwendenden Futters, der umliegenden Gegend ein ansehnlicher Vortheil zu Theil wird.

Die Eicheln haben vor den Bucheckern, weil sie kernichtern Speck geben, den Vorzug, und beide vor dem wilden Obste, welches die Schweine nicht eigentlich mästet, sondern nur zum bessern Gedeihen der Mast beiträgt, indem es die natürliche Hitze mäßiget, welche die Eicheln und vorzüglich die Buchecker in diesen Thieren rege gemacht haben. Dieser Eigenschaft des wilden Obstes halber, muß daher der Förster in den Eichen- und Buchenörtern wilde Aepfel und Birnen einsprengen, und die schon gegenwärtigen möglichst schonen. Nebst den genannten Früchten dienen auch Schwämme, Wurzeln, und vornehmlich Würmer zur Mastung, welche letzere der Kühlung wegen die Schweine sehr begierig verschlucken. Man unterscheidet darum füglich zwei Arten der Mast, und nennt eine, welche die Eicheln, Bucheckern, und das wilde Obst in sich begreift, die Obermast, die andere, welche in Schwämmen, Wurzeln und Würmern besteht, die Untermast (s. Erdmast).

Die Obermast wird ihrer Menge nach in ganze, dreiviertel, halbe, viertel und Sprengmast eingetheilt. Sind alle Mastbäume, und ganz mit Früchten beladen, so hat man ganze Mast, dreiviertel, halbe und viertel Mast, wenn entweder nur drei Viertheile, die Hälfte, oder ein Viertheil der Mastbäume ganz beladen sind, oder zwar alle, aber nur drei Viertheile, die Hälfte oder ein Viertheil Frucht tragen, und endlich Sprengmast, wenn nur hie und da einzelne Bäume mit wenigen Früchten behangen sind. In einigen Ländern ist nur die Eintheilung in ganze, halbe und Sprengmast üblich.

Das Recht der Mast kömmt ordentlicher Weise dem Forstherrn zu (s. Eichellesen), und die Nützung derselben

besteht gewöhnlich darin, daß man eine verhältnißmäßige Anzahl Schweine der Unterthanen, gegen eine herkömmliche, oder erst zu bestimmende Abgabe (Fehmgeld) etliche Wochen lang einschlägt. Die längste Mastzeit sind 7 bis 9 Wochen, von der Mitte des Septembers an gerechnet. Zuweilen, wenn ganze Mast vorhanden, oder die Zahl der Schweine nicht voll geworden, wird auch zweimal Mast gemacht; die zweite dauert dann so lange, als es die Witterung erlaubt, und die Schweine noch keinen Mangel an Nahrung haben. Die Nachmast über diese Zeit zu verlängern, ist weder den Schweinen gedeihlich, die nun nicht mehr zunehmen, noch dem Forste, weil in Ermangelung der Obermast, die Schweine die Erde umwühlen, und den etwa vorhandenen Aufschlag verderben. Soll aber die Mast den Schweinen wohl gedeihen, so müssen sie in mehrern Orten hinlänglich Wasser haben, und die Masthölzer nahe genug beisammen stehen. Des Wassers können die Schweine nicht entbehren, so daß es in dessen Ermangelung nöthig ist, hie und da in dem Forste Tränken auszugraben; und stehen die Masthölzer weit auseinander, so laufen sich die Schweine sehr aus, und werden nicht fett.

Der Ordnung gemäß muß der Förster jedes Jahr die Zahl der einzunehmenden Schweine den Unterthanen kund machen, damit sich jeder zeitig hiezu melden, und in Ankaufung magerer Schweine darnach richten könne. Zu dem Ende soll er a) im Julius oder August sein Revier durchgehen, und zusehen, ob sie ganze, dreiviertel oder halbe Mast geben, und b) nach der vorgefundenen Mast die Zahl der Schweine überschlagen, welche dieses Jahr aufgetrieben werden können. Hierzu läßt sich aber keine sichere Regel angeben, und es ist am besten, der Erfahrung alter, verständiger, dabei ganz uneigennütziger Bauern sich zu bedienen, so wie es auch Länder giebt, wo der Förster solche Leute zur Beurtheilung der Mast beiziehen muß.

Findet sich bei der Besichtigung des Mastreviers nur Viertelmast, oder gar nur Sprengmast vor, so ist es nicht rathsam Schweine eintreiben zu lassen. Denn es würde in diesem Falle der Mühe des Einschlagens nicht lohnen, und die Saamenlohden, wenn das Revier nicht Hochwald ist, stehen in Gefahr von den Schweinen, die aus Hunger nach

Untermast die Erde durchwühlten, an den Wurzeln beschädigt, oder gar ausgehoben zu werden. Hat man sich von den abgefallenen Eicheln und Buchecken mit den nöthigen Saamen versehen, so kann man die übrigen von den Unterthanen, um sie unter anderes Futter zu mischen, und damit die Schweine auf dem Stalle zu mästen, auflesen lassen.

Mit der Zahl der einzunehmenden Schweine wird zugleich der Mastzins für ein Stück Schwein in diesem Jahre bestimmt, wenn derselbe nicht schon für immer, durch Gesetze oder Gewohnheit, festgesetzt ist. Der Förster muß bei dieser Bestimmung die Größe der Schweine, die Menge der Mast, und den laufenden Fruchtpreis in genaue Erwägung ziehen, und den für ein Schwein zu zahlenden Zins so gemäßigt und ehrlich berechnen, daß auch dem Unterthan noch ein kleiner Gewinst von der Waldmast zufließen möge. Gewöhnlich werden 2 halbjährige Schweine, und 4 Saugferkel für ein Hauptschwein gerechnet.

Wenn nun diese doppelte Bestimmung der einzuschlagenden Anzahl Schweine, und des Mastzinses vom Forstamte oder von der Kammer, oder von beiden zugleich genehmiget worden ist, so macht sie der Förster den Unterthanen bekannt, und verbietet von dieser Zeit an die Hütung des andern Viehes auf eben den Schlägen, wo Mast vorhanden ist, in so fern sie nicht, vermöge besonderer Verträge, für immer geduldet werden muß. Nach dieser Bekanntmachung werden die Schweine der Unterthanen nach der Ordnung, wie sie zur Mast gemeldet worden, eingeschrieben, jedoch so, daß die Mastberechtigten immer vor den andern den Vorzug haben, bis die Zahl voll ist.

Sind nun die Schweine eingeschrieben, und fängt die Reife-Mast an zu fallen, so wird der Tag zum Auftreiben bestimmt. So bald an diesem Tage die Schweine alle auf dem Platze sind, so läßt sie der Förster mit seinem, und der Eigenthümer ihren Zeicheneisen anbrennen, und dem Hirten zuzählen, und dann mit der Mastung den Anfang machen. Dieses doppelte Anbrennen der Schweine ist um deswillen nöthig, damit jeder Eigenthümer die seinigen von den fremden unterscheiden, und keiner mehrere als aufgeschrieben worden, heimlicher Weise nachtreiben könne. Ob

besteht gewöhnlich darin, daß man eine verhältnißmäßige Anzahl Schweine der Unterthanen, gegen eine herkömmliche, oder erst zu bestimmende Abgabe (Fehmgeld) etliche Wochen lang einschlägt. Die längste Mastzeit sind 7 bis 9 Wochen, von der Mitte des Septembers an gerechnet. Zuweilen, wenn ganze Mast vorhanden, oder die Zahl der Schweine nicht voll geworden, wird auch zweimal Mast gemacht; die zweite dauert dann so lange, als es die Witterung erlaubt, und die Schweine noch keinen Mangel an Nahrung haben. Die Nachmast über diese Zeit zu verlängern, ist weder den Schweinen gedeihlich, die nun nicht mehr zunehmen, noch dem Forste, weil in Ermangelung der Obermast, die Schweine die Erde umwühlen, und den etwa vorhandenen Aufschlag verderben. Soll aber die Mast den Schweinen wohl gedeihen, so müssen sie in mehrern Orten hinlänglich Wasser haben, und die Masthölzer nahe genug beisammen stehen. Des Wassers können die Schweine nicht entbehren, so daß es in dessen Ermangelung nöthig ist, hie und da in dem Forste Tränken auszugraben; und stehen die Masthölzer weit auseinander, so laufen sich die Schweine sehr aus, und werden nicht fett.

Der Ordnung gemäß muß der Förster jedes Jahr die Zahl der einzunehmenden Schweine den Unterthanen kund machen, damit sich jeder zeitig hiezu melden, und in Ankaufung magerer Schweine darnach richten könne. Zu dem Ende soll er a) im Julius oder August sein Revier durchgehen, und zusehen, ob sie ganze, dreiviertel oder halbe Mast geben, und b) nach der vorgefundenen Mast die Zahl der Schweine überschlagen, welche dieses Jahr aufgetrieben werden können. Hierzu läßt sich aber keine sichere Regel angeben, und es ist am besten, der Erfahrung alter, verständiger, dabei ganz uneigennütziger Bauern sich zu bedienen, so wie es auch Länder giebt, wo der Förster solche Leute zur Beurtheilung der Mast beiziehen muß.

Findet sich bei der Besichtigung des Mastreviers nur Viertelmast, oder gar nur Sprengmast vor, so ist es nicht rathsam Schweine eintreiben zu lassen. Denn es würde in diesem Falle der Mühe des Einschlagens nicht lohnen, und die Saamenlohden, wenn das Revier nicht Hochwald ist, stehen in Gefahr von den Schweinen, die aus Hunger nach

Untermast die Erde durchwühlten, an den Wurzeln beschädigt, oder gar ausgehoben zu werden. Hat man sich von den abgefallenen Eicheln und Buchecker mit den nöthigen Saamen versehen, so kann man die übrigen von den Unterthanen, um sie unter anderes Futter zu mischen, und damit die Schweine auf dem Stalle zu mästen, auflesen lassen.

Mit der Zahl der einzunehmenden Schweine wird zugleich der Mastzins für ein Stück Schwein in diesem Jahre bestimmt, wenn derselbe nicht schon für immer, durch Gesetze oder Gewohnheit, festgesetzt ist. Der Förster muß bei dieser Bestimmung die Größe der Schweine, die Menge der Mast, und den laufenden Fruchtpreis in genaue Erwägung ziehen, und den für ein Schwein zu zahlenden Zins so gemäßigt und ehrlich berechnen, daß auch dem Unterthan noch ein kleiner Gewinst von der Waldmast zufließen möge. Gewöhnlich werden 2 halbjährige Schweine, und 4 Saugferkel für ein Hauptschwein gerechnet.

Wenn nun diese doppelte Bestimmung der einzuschlagenden Anzahl Schweine, und des Mastzinses vom Forstamte oder von der Kammer, oder von beiden zugleich genehmiget worden ist, so macht sie der Förster den Unterthanen bekannt, und verbietet von dieser Zeit an die Hütung des andern Viehes auf eben den Schlägen, wo Mast vorhanden ist, in so fern sie nicht, vermöge besonderer Verträge, für immer geduldet werden muß. Nach dieser Bekanntmachung werden die Schweine der Unterthanen nach der Ordnung, wie sie zur Mast gemeldet worden, eingeschrieben, jedoch so, daß die Mastberechtigten immer vor den andern den Vorzug haben, bis die Zahl voll ist.

Sind nun die Schweine eingeschrieben, und fängt die Reise-Mast an zu fallen, so wird der Tag zum Auftreiben bestimmt. So bald an diesem Tage die Schweine alle auf dem Platze sind, so läßt sie der Förster mit seinem, und der Eigenthümer ihren Zeicheneisen anbrennen, und dem Hirten zuzählen, und dann mit der Mastung den Anfang machen. Dieses doppelte Anbrennen der Schweine ist um deswillen nöthig, damit jeder Eigenthümer die seinigen von den fremden unterscheiden, und keiner mehrere als aufgeschrieben worden, heimlicher Weise nachtreiben könne. Ob

der Mastzins bei dem Ein- oder Austriebe der Schweine, ganz, oder jedesmal zur Hälfte, an Geld, oder Frucht bezahlt werden muß, hängt von jedes Orts Gewohnheit, und wo diese nicht ist, von der Bestimmung der Kammer ab. Während der Mastzeit besucht der Förster öfters und unvermuthet die Heerden, und sieht nach, ob keine unangebrannte Schweine sich darunter befinden. Wenn nach Verlauf einiger Wochen die Schweine fetter geworden, so läßt er nun auch den Tag des Austriebes den Eigenthümern bekannt machen, und zählt sie an dem bestimmten Tage denselben ordentlich wieder zu. Was der Förster außer diesem Gesagten noch zu beobachten hat, muß er sich, weil es meistens lokal ist, aus der Forstordnung seines Landes bekannt machen.

Wenn eine zweite Mast vorgenommen werden kann, so wird nun sogleich zu selbiger Anstalt gemacht, und im Ganzen, wie bei der ersten, verfahren; nur muß hier der Mastzins geringer, auch, wegen ungewisser Dauer der guten Witterung, nur wochenweise angesetzt werden.

Mastbuche, Lat. Fagus sylvatica, Linn. Fr. le Hedre, Engl. the common Beech; auch genannt: Buche, Büche, Rothbüche, Bucke, Bücke, Buchbaum, Winterbuche, Sommerbuche, Rauchbuche, Bergbuche, Thalbuche, Tragebuche, Beuchbaum. Ist sommergrünes Laubholz, und gehört unter die harten Bauhölzer. Sie ist einer der schönsten, und in Wurzel, Stamm und Krone einer der ansehnlichsten hochstämmigen, starken Bäume in unsern Forsten, und nur die einzige Art, die aus diesem Geschlechte bei uns einheimisch ist. Die verschiedene Farbe des Holzes und der Rinde, und die veränderlichen Umstände des Laubes, sind bloße Zufälle, an welchen das Alter, die Nahrung, der Boden rc. sehr großen Antheil haben, welche zwar wohl Veränderungen, aber keine Gattungen erzeugen können. Es ist daher die wahre oder Mastbuche sehr wohl von der Weißbuche (Hornbaum) zu unterscheiden.

Die Mastbuche erreicht in 120 Jahren, im geschlossenen Stande und guten Boden, eine sehr ansehnliche Höhe von 100 bis 132 Fuß, und eine Stärke im Durchmesser von 2, 3 bis 4 Fuß. Die starken holzigen Wurzeln streichen in einem gemäßigt feuchten lockern Boden weit und

sehr flach in der Erde aus, daher die Buchen keinen so tiefen, lockern Boden als die Eichen brauchen. Die glatte Rinde wird da, wo die Stämme frei stehen, so daß sie der Witterung ausgesetzt sind, sehr hell und mehr weißgrau als sonst, dagegen wird sie tiefer im Holze, viel brauner, und wo sie der Luft nicht frei ausgesetzt sind, noch weit dunkler. Das Holz ist weiß, auch röthlich, hart, schwer und sprödbrüchig. Die Blätter sind 2 und drei viertel Zoll lang und 1 und fünf Achtel Zoll breit, eiförmig zugespitzt, am Rande krauswellenförmig ausgebogen, anfangs weich, hellgrün und etwas wollig, werden aber in der Folge glatt, steif, glänzend und dunkelgrün; im Herbste werden sie braun, dürre, und fallen zum Theil ab. Sie sitzen abwechselnd an den Zweigen auf kurzen Stielen, brechen mit der Blüthe zugleich aus, nehmen leicht unbeständige Veränderungen an, und sind auch zu monströsen Auswüchsen geneigt.

Die Buche ist eine Zwitterpflanze, welche besondere männliche und besondere weibliche Blüthen von einander auf einem oder mehreren Zweigen abgesondert, im Mai hervorbringt. Die männliche Blüthe mit 12 Staubfäden, befindet sich in langen Stielen unterwärts des neuen Triebes in einem Blumenzapfen von der Größe einer Vogelkirsche. Die weiblichen Blüthen stehen an den jungen Zweigen in Gestalt rother Knöpfchen besonders und aufrecht. Aus dieser weiblichen Blüthe wird die stachliche, rauhe, in vier Theile getheilte, rundlich spitz zulaufende Fruchtkapsel, in welcher zwei einen halben Zoll lange, dreieckigte, braune und glatte Saamenkörner, die sogenannten Buchecker, eingeschlossen werden. Sie springt bei der Reife im Oktober in vier Theile auf, da sie braun ist, und dann ihren Saamen gerade unter den Baum ausstreuet, weil dieser nicht, wie viele andere Saamen abfliegen kann. Die Blüthe leidet zuweilen ungemein durch die späten Nachtfröste.

In Absicht des Bodens ist die Buche zufrieden, sobald dessen aus Dammerde bestehende Oberfläche nur nicht austrocknen kann, welches in obiger Lage und Stand auch so leicht nicht geschieht. Vorzüglich aber lieben sie an der nordöstlichen Seite, einen mit Gries und Stein vermischten guten und gemäßigt feuchten und lockern Boden, welcher zugleich einen geringen Antheil von Leim und Thon ent-

hält. In einem trocknen kalkigthonigten Boden hingegen wachsen die Buchen struppig, strauchig und knotig; da im Gegentheil im erstern Grunde die vielen ästigen Zweige der Wurzeln, ohne Hinderniß sehr weit und sehr flach in der Dammerde ausstreichen.

Die Bucheckern säet man vom Oktober an bis zu Ende des Novembers in einem recht rein gemachten ausgelüfteten Grunde, an den Morgen- und Mitternachtsseiten der Berge. Der Platz wird reihenweise, wie bei den Eichen, gehackt; die Bucheckern legt man sodann etwa 6 Zoll auseinander einzeln in die Rinnen, und giebt ihnen nicht über einen halben Zoll hoch lockere Erde, sodann Reißig oder Laub zur Bedeckung. — Wenn die Saamen zur Mastzeit stark fallen, und die Schweine, welche nicht hungrig eingetrieben werden dürfen, dieselben etwas in die Erde gebracht und den Boden gut durchwühlt haben, so hilft man öfters mit der Harke nach, und wirft noch etwas Saamen dazu.

Man schlägt auch vor, die Buchensaat erst im Frühling vorzunehmen, um dadurch den späten Frösten auszuweichen, die den jungen Pflanzen im Aufgehen tödlich sind, zu welchem Ende man die Bucheckern den Winter über im Sande aufzubewahren empfiehlt. Allein Erfahrungen haben bestätiget, daß die im April gesäeten Bucheckern, welche nach empfangenem Regen gar bald aufgehen, eben so gut durch späte Fröste getödtet werden, als die im Herbste gesäeten. Da es auch ohnehin mislich ist, solche den ganzen Winter hindurch bis zur Saatzeit zu erhalten, so wird man immer am sichersten gehen, wenn man hierin der Vorschrift der Natur folgt, und den Saamen schon im Herbst der Erde anvertrauet.

Die Schläge, von denen kein Stock oder Wurzelausschlag mehr zu erwarten steht, und die wieder mit Bucheckern besäet werden, hat man auf verschiedene Weise bearbeitet. Von allen gemachten Proben aber wurde noch keine besser gefunden, als diejenige, nach welcher man den zu besaamenden Ort eine Zeitlang zuvor behackte, von allem Genisse und Graswurzeln reinigte, die Bucheckern auf vorher gemachte Riefen legte, ganz seichte mit Erde und Buchenlaub bedeckte, und den Platz mit einem Zaun verwahrte.

Auf großen und längst verrasten Schlägen, kann die Wiederbesaamung mit Buchen auch auf eine viel leichtere Art geschehen. Man läßt nämlich einen solchen schon längst verrasten Schlag, wenn Hoffnung zu einer Saat vorhanden ist, im Sommer vorher ganz abmähen, hernach das Vieh hineintreiben, damit solches das zurückgebliebene Gras vollends gänzlich herausnage, worauf ein solcher Wald alsdann gewiß gesäubert werden wird. Säet man einen auf diese Art behandelten Schlag im Herbste an, so kann man versichert seyn, daß er gewiß schon aufgehen und fortwachsen werde. Freilich muß ein solcher Platz weit dicker angesäet werden, als einer, welcher gehackt wird, weil hier der Saame dem Ungeziefer und Vögeln weit mehr Preis gegeben ist. — Die Buchensaat auf großen Blößen ist im übrigen sehr mislich; und wenn sie gerathen soll, so muß ihr auf solchen Strecken allezeit der Anbau anderer Holzarten schlechterdings vorhergehen.

Der Buchensaame geht im Frühjahr und zwar gemeiniglich im April auf, indem die Pflänzchen mit zwei dicken nierenförmigen Saamenblättern erscheinen. Alsdenn muß man hauptsächlich darauf bedacht seyn, daß die jungen Pflanzen durch eine Umzäunung vor dem Wildpret und zahmen Vieh gesichert werde. Wo aber eine Umzäunung nicht wohl anzulegen ist, da säe man zwischen die Buchen etwas Aspen und Saalweiden; denn nach Erfahrung greift das Wildpret, so lange es dergleichen Hölzer zum abkappen hat, nicht leicht die jungen Buchen und andere Hölzer, als Eschen, Ahorn ꝛc. an.

Die Verpflanzung geschieht am vorzüglichsten zu Ende des Oktobers und Anfang Novembers. Auch im März und Anfang Aprils, wenn man wegen des Schnees Pflanzen ausheben lassen kann, sind solche noch zu versetzen. Zum Verpflanzen sind die von drei bis vier Fuß länge die schicklichsten. Solche werden mit der gehörigen Vorsicht (s. Anpflanzen und Holzkultur) ausgehoben, an den für sie bestimmten Ort gebracht, und in reichlich 1 Fuß tiefe und 1 Fuß weite Löcher, ohne lange an der Luft zu liegen, nach beliebiger Weite, gehörig versetzt. Der Buche den Gipfel abzuschneiden hindert nach der Erfahrung ihren Wuchs, und verwandelt sie in struppigte Büsche. Die Erde darf

nicht gar zu feste angetreten, sondern nur mäßig angedrückt werden.

Wenn die Pflanzung wohl gerathen soll, so muß auch das junge Holz vor dem Wildpret sehr gehütet werden. Unter dem Wildpret sind ihnen im Winter die Hasen und Rehe, und unterm Vieh die Schafe am gefährlichsten. Da endlich die Buchen in der Jugend schlechterdings viel Schatten verlangen, so muß auch das junge Holz vor dem Wildpret sehr gehütet werden. Unter dem Wildpret sind ihnen im Winter die Hasen und Rehe, und unterm Vieh die Schafe am gefährlichsten. Da endlich die Buchen in der Jugend schlechterdings viel Schatten verlangen, so muß man ihnen solchen in den Baumschulen auf eine künstliche Art verschaffen, in der Folge aber zum Ort der Bestimmung, außer einem für sie schicklichen Boden, auch auf einen kühlen Stand Rücksicht nehmen.

Frucht, Rinde und Holz machen diesen Baum schätzbar. Vorzüglich schickt er sich zu Baumholz, keinesweges aber zu Schlagholz. Zwischen 100 bis 200 Jahren gelangt die Buche zu ihrer Vollkommenheit, und dann fällt man sie im Spatherbst. Das Holz ist im Wetter und in der freien Luft nicht sehr dauerhaft, so hart es auch ist; daher dient es nicht wohl zu Zimmerholz, ausgenommen bei Hammerwerken, zu Helmen, Keilen u. d. gl. Desto besser bauet es im Trocknen und unterm Wasser. Selbst beim Schiffbau sind die Kiele und die unter Wasser kommenden Planken von diesem Holze bei jeder Marine schätzbar. Wenn es frisch ins Wasser kömmt, soll es ziemlich dauerhaft seyn, nur Abwechslungen von Nässe und Trockne richten es bald zu Grunde. Da das buchene Holz leicht von Würmern angegriffen wird, gerne aufreißt, so lange es noch saftig ist, und ausgetrocknet brüchig wird, so haben die Engländer, um es für das Bauwesen nutzbarer zu machen, mittelst einer Dampfmaschine vor dem Gebrauch ausgetrocknet, wodurch seine Dauer vermehrt und der Wurm abgehalten wird. So lang es grün ist, läßt es sich gut hauen und schneiden, wie man es denn zu Buchbinder- Brandsohlen- und Spiegelbrettern sehr dünne haben muß, trocken hingegen stumpft es die Instrumente sehr ab. In der Rinde dauert es am allerwenigsten.

Das starke Nutzholz, wenn ihm der Saft benommen
worden ist, dient bei Hütten- und Pochwerken, Mehl-
Wind- Oel- und Papiermühlen, auf Hammerwerken zu
Dreßblöcken, Blasebalggerüsten, Balken, Keil- und
Stangenwerken. Ferner wird es zu Wagnerholz, Schrau-
ben, Oelstampfen, Rollen, Keltern, Stühlen, Bettstel-
len, Mulden, Kisten, Schlittkufen angewendet. Das
schwächere Buchenholz giebt allerhand gemeines Schirrholz,
Wurf- und Kornschaufeln, Ruder, Spaden, Flachsbre-
chen, Joche, Achsen, Felgen, hölzerne Schuhe, Absätze,
Kummet- und Sattelhölzer, Handschlitten, Teller, Was-
sereimer, Degen- und Messerscheiden. Unter unsern ein-
heimischen Holzarten ist es mit das beste Brenn- und Kohl-
holz, es giebt eine helle Flamme, hält Gluth und Hitze
lange genug ohne zu prasseln oder zu springen. Die Koh-
len sind hart, schwer und im Feuer dauerhaft, sie halten
die Hitze stark und lange, und die Asche ist zu Pottasche,
ingleichen für Glashütten und Seifensiedereien eine der aller-
besten. Die Späne dienen zur Läuterung des Weines.
Das Laub dient zum Ausfüllen der Bettsäcke, die sich drei-
mal länger und besser halten, als die mit Stroh gefüllten.
Aus der Rinde verfertigte man sonst Pokale.

Die Bucheckern geben mit Erbsen oder Bohnen ver-
mischt, eine sehr gute Mast. Im freien ist die Mast desto
besser, wenn sie mit der von Eichen vermischt ist. Sonst
hat man sie auch geröstet, statt des Kaffees vorgeschlagen,
wozu sie aber wegen ihrer narkotischen Eigenschaft nicht zu
taugen scheinen. Besser ist es sie auf Oel zu benutzen. Sie
geben ein überaus klares und schönes Oel, welches zuwei-
len dem Olivenöl vorgezogen, auch in einigen Gegenden
als Speiseöl gebraucht wird. Es ist blaßgelb, hell, durch-
sichtig und von einem angenehmen Geschmack. Zur Ge-
winnung desselben müssen die Bucheckern geschält werden,
weil sie vieles Oel einschlucken, und dem ausgepreßten einen
herben widerlichen Geschmack geben. So dürfen sie auch
nicht frisch, sondern erst nach Verlauf einiger Monate ge-
schlagen werden, da sie dann mehr Oel liefern. Das Mark,
welches beim schlagen und pressen zurück bleibt, dient als
ein Mastfutter für Rindvieh, Schweine und Geflügel.
Getrocknet giebt es ein Mehl, so wie auch Stärke und Pu-

der, welche man auch aus ungepreßten Eckern erhalten kann. Außer dem Gebrauche des Oels zum speisen, dient es in England auch zum Wollewaschen. Beim Brennen giebt es, wenn es älter geworden, eine helle Flamme, ohne daß es dampfet oder berauschet, und in der Kälte gerinnt es nicht so leicht als Baumöl.

Matatsche. Ist ein Floß, von seinem Erfinder Matthus, einem Oberschlesischen Bauer, so benannt, wo 25, 30 bis 35 Klaftern Holz, nach Maasgabe der Größe des Stroms, durch einen Rahm von schlankem Bauholze in ein oblonges Volumen gebracht, und durch darauf stehende Menschen regieret werden. Ein solches Floß ist so sinnreich als einfach, und verdient vor allen andern gebundenen Flössen einen Vorzug, außer wenn man das Brennholz in ganzen Stämmen oder Klötzen transportiren kann, welches aber nur thunlich ist, wo das Holz unmittelbar zu starken Wässern angerückt werden kann. Ohnerachtet der Einfachheit der Matätschen macht es doch, gegen die jetzt mehr gewöhnliche Klobenflösse, ein unendliches Detail, viel mehr Kosten, Abgang an Holz, Verwüstung des schönsten anwachsenden Holzes zum Verbinden der Flösse, und oft wird der Hauptzweck damit verfehlt, weil diese Art Flösserei nur bei einem starken Wasser ausgeübt werden kann.

Mathematik, Fr. les Mathématiques. Ist eine dem Forstmann vorzüglich nöthige aber auch dem Jäger nützliche Wissenschaft. Denn ohne dieselbe, oder ohne auf sie wenigstens gebaute Anstalten, kann nie im Forstwesen das geringste mit Zuverlässigkeit bestimmt und nie eine fortwährende Dauer schöner Waldungen und deren möglichst höchste Benutzung zu versprechen seyn, wenn auch gleich alle übrige Kenntnisse aus andern Hülfswissenschaften angewendet werden. Denn wenn man den Vorrath, mit welchem man wirthschaftet, und seinen Werth nicht kennt, und wenn man also nicht nach einem solchen Ueberschlag eine nachhaltige, dem Kapital angemessene sichere Benutzung ausmitteln und bewirken, keine dieser Benutzung, und dem Ganzen angemessene, verhältnißmäßige Herstellung und Verbesserung machen kann, welches alles ohne Mathesis ohnmöglich zuverläßig geschiehet; so fällt die Forstwissenschaft und Forstwirthschaft weg, die doch im eigentlichen Verstande die Er-

nntniß der Gründe begreifen, nach welchen Forste oder
Waldungen pfleglich und wirthschaftlich zu nutzen, und zu-
leich immer fort bei einem ihrer Größe gemäßen, taugli-
hen Holzbestand zu erhalten sind. S. Forstwissenschaften.

Mausadler, s. Lanette.

Mause, Rauhe, Rauche, Fr. être en mue, chan-
er de plumes, se déplumer. Heißt, wenn der Vogel
ie Federn wechselt, indem er die alten verlieret und neue
ekömmt.

Mäusefalke, Lat. Falco Buteo, Linn. Fr. la Buse,
uff. Engl. the Buzzard, Penn. auch genannt: Bus-
rd, Bushart, Bushartfalk, Weyhe, Waldgeier, die
Rüttelweihe, Sumpfweihe, Wasservogel, Unkenfresser;
krainisch, Kaine. Gehört unter die Ordnung der Raub-
ögel, und zwar unter die Gattung der Falken, nämlich
nter deren zweite Familie, die eigentlichen Falken. Bloße
nittelmäßige Füße, gezähnter Schnabel, gerader Schwanz,
nd lange Flügel sind Kennzeichen seiner Art.

Dieser Raubvogel ist fast in ganz Deutschland bekannt.
Er ist 2 Fuß 3 Zoll lang, der Schwanz 11 Zoll, und die
Flügelbreite beträgt 5 Fuß. Das Weibchen wiegt über 2
Pfund, und das Männchen 1 Pfund 20 Loth. Der Schna-
el ist 1 und ein halb Zoll lang, sehr gekrümmt, dunkel-
raun; die Wachshaut gelb; die runden Nasenlöcher mit
Borsten bedeckt; die Schnabelecken gelb; die Zunge dick,
nit einem Einschnitt; der Augenstern graubraun; das un-
tere Augenlid wollig und weiß; der Augenrand gelblich-
grün; die starken Füße gelb; die Schenkel 4 und einen
halben Zoll und die Beine 3 Zoll 9 Linien hoch; die mittlere
Zehe 2 und ein Viertel Zoll und die hintere 1 und ein Vier-
tel Zoll lang.

Der große Kopf ist mit dem kurzen dicken Hals, dem
Rücken und den Deckfedern der Flügel und des Schwanzes
ischgraubraun. Der Unterleib hat ein gesprenkeltes Anse-
hen; die Kehle ist weiß, schwärzlich gestrichelt; der Hals
grau, mit gelblichen Bändern; der Hals weiß mit dunkel-
braunen Wellen; der Bauch weiß; die Afterfedern weiß
mit dunkelbraunen Wellen; die Schenkelfedern (Hosen)
auswendig grau und inwendig mit braunen Flecken; die
Schwungfedern äußerlich schwarzgrau, wie mit einem wei-

ßen Puder überstreut, die inwendige Fahne weiß mit sechs schwärzlichen Flecken; die innern Deckfedern grau mit weißen braunen und gelben Bändern, und ihre Schwungfedern schmutzig weiß und schwärzlich bandirt; der Schwanz hat ohngefähr 12 schwärzliche Bänder mit brauner Einfassung; die Spitze ist röthlich aschgrau.

Das Weibchen ist 4 Zoll länger und 5 Zoll breiter; der Oberleib hat an jeder Feder eine rostfarbene aufgeschlissene Spitze; die obern Deckfedern des Schwanzes sind aschgraubraun mit gelblichrother Einfassung; der Bauch und After gelblich weiß mit dunkelbraunen röthlich eingefaßten Bändern. — Ueberhaupt ist die Verschiedenheit der Farbe bei diesem Raubvogel mehr als bei einem andern bemerklich.

Es sind träge, ungeschickte Vögel, die stundenlang auf einem Baume zusammengedrückt sitzen, und nicht eher auf den Raub ausfliegen, als bis sie der größte Hunger treibt. Sie fliegen langsam, hoch, und beschreiben in der Luft immer Kreise; haben eine zischende Stimme, die sie aber nur selten hören lassen. In Deutschland sind sie Strichvögel, da sie bei zu strengem Winter südlicher wandern, wenn aber gelindere Witterung eintritt, sogleich an ihren alten Ort wieder kommen. Sie lieben die Vorhölzer in großen Waldungen, fliegen am Tage ins Feld, und halten sich auf den Feldbäumen, Gränzsteinen, und an den Hecken ihres Raubes halber auf.

Ihre vorzügliche Nahrung besteht aus Ringelnattern, die sie sehr geschickt aus dem Balge und den Knorpeln auszufressen wissen, aus Fröschen, Kröten, Eidechsen, Blindschleichen, großen Heuschrecken u. d. gl. Sie lauern den Maulwürfen und Feldmäusen auf, und unter den nützlichen Thieren haben blos die jungen Hasen, Kaninchen, Rebhühner und Wachteln sie als Feinde zu fürchten. Sie verschlucken auch nicht wie andere Vögel ihren Raub ganz, sondern lösen die vierfüßigen Thiere erst aus ihrem Balge aus, und entblößen die Vögel von ihren Federn.

Ihr Nest findet man in Wäldern auf den höchsten Bäumen, vorzüglich auf alten hohen Fichten. Das Weibchen legt 3 bis 4 weißliche, ins grüne spielende, mit gelbbraunen Flecken bestreute Eier. Die Jungen füttern sie

änger im Neste, als die andern Raubvögel. — Man fin-
iet dreierlei Arten Läuse an ihnen, und in ihnen viererlei
Arten Würmer.

Da sie scheu sind, so können sie nur durch Hinterschlei-
hung geschossen werden. In Vergleichung aber ihres aus
hrer Nahrung ersichtlichen Schadens gegen ihren Nutzen,
ollte man sie nicht tödten.

Mäuschabicht, s. Wespenfalke.

May, s. Mai.

Meeramsel, s. Ringdrossel.

Meerelster, lat. Haematopus Ostralegus, Linn. Fr.
'Huitrier, Buff. Engl. the pied Oistercatcher, Penn.
uch genannt; Austerfischer, Austersammler, Austermann,
Austerdieb, Austerfresser; schwarz und weiße Schnepfe.
Sie gehört unter die Ordnung der Sumpfvögel, und ist die
inzige Art von der Gattung der Austernfischer. Als Gat-
ungskennzeichen ist bei ihr der Schnabel zusammengedrückt,
ind stellt an der Spitze einen Keil vor, die Nasenlöcher
ind schmal, und die Füße sind Lauffüße. Als Kennzeichen
hrer Art hat sie schwarzen Oberleib, weißen Unterleib, an
er Wurzel weißen und an der Spitze schwarzen Schwanz.

Sie ist größer als eine Krähe, 18 Zoll lang, und die
Breite 3 Fuß 9 Zoll und 9 Linien; der Schwanz 5 Zoll,
ind die Flügel reichen bis auf drei Viertheile desselben.
Der Schnabel ist 3 und ein halb Zoll lang, orangenroth,
uweilen halb schwarz; die dicken Füße sind mit einer schup-
igen Haut verwahrt und schmutzig fleischroth, die Nägel
hwärzlich, der nackte Theil der Schenkel 4 Linien, die
Beine 2 Zoll hoch, und die Mittelzehe 1 und zwei Drit-
heile Zoll lang.

Der ganze Kopf, Hals und Rücken ist schwarz, ein
eißer Fleck unter den Augen und an der Kehle; der Un-
errücken, Steiß, die Unterflügel, die Brust, und der
brige Unterleib weiß; die kleinen Deckfedern der Flügel
hwarz, die großen weiß, daher ein weißer Querstreifen
ber die Flügel läuft; die vordern Schwungfedern dunkel-
raun, die hintern weiß; der Schwanz gerade, das un-
ere Thei. weiß, das Ende schwarz. — Männchen und
Weibchen sind von einerlei Farbe, nur daß bei letzterm der
Rücken mehr dunkelbraun als schwarz ist.

Sie läuft mehr am Strande herum, als daß sie schwimmt. Wenn Ebbe ist, bezeigt sie sich sehr fröhlich und ruft Quil! Wenn sie einen Jäger, oder sonst einen Feind gewahr wird, so erhebt sie ein lautes Geschrei und reizt dadurch die Gänse und anderes Wassergeflügel zur Flucht. — Sie ist sehr weit verbreitet. In Deutschland trifft man sie an der Ostsee, auch im Brandenburgischen an den Seen an, verfliegt sich aber in andere Gegenden äußerst selten. Im Herbst zieht sie in großen Haufen aus einigen Gegenden weg, kömmt aber im Frühjahr bald wieder zurück.

Ihre vorzüglichste Nahrung machen die Austern aus. Sonst frißt sie auch Miesmuscheln, Seeschnecken, allerhand Aas, und bei Island auch den Uferwurm.

Unter allen Wasservögeln legt sie am ersten ihre 3 bis 5 graulichgrünen mit schwarzen Strichen und Flecken besetzten Eier. Sie werden auf dem nackten Boden am Ufer gefunden, und 3 Wochen bebrütet. Den Raben, der die Eier rauben will, jagt sie weg, und einem Menschen fliegt sie schon, wie der Kiebitz, von ferne entgegen, und schwebt mit einem starken Geschrei um ihn herum.

Die Jungen können, ehe sie sich zum erstenmal mausern, nicht nur schwimmen, sondern auch untertauchen, und erhalten sogleich die Farbe der Alten, außer daß die schwarze Farbe ins bräunliche fällt, und der weiße Fleck unter den Augen, und der weiße Kehlstreifen fehlt. Sie lassen sich jung leicht zähmen, und gehen mit den Enten; alt aber sind sie dazu zu wild. — Sie werden von der Meerelsterlaus geplagt.

Das Fleisch ist wohlschmeckend, besonders nach abgezogner Haut, daher dieser Vogel in Island gefangen und gespeiset wird. Daselbst werden auch die hartgekochten Eier für einen Leckerbissen gehalten. — Die Kamtschadalen halten es für die größte Sünde, ihn zu tödten, weil man dadurch die Witterung verderbe, und schlechtes Wetter verursache.

Meerhuhn, s. Wasserhühnchen.

Meerlerche, lat. Tringa Cinclus, Linn. Fr. l'Alouette de Mer, ou Cincle, Buff. Engl. the Purre, Peen, auch genannt: der Steinpicker; in Thüringen der

unte oder mittlere Strandläufer. Ist ein Sumpfvogel, nd eine Art von der Gattung der Strandläufer, welche olgende Kennzeichen hat. Der Schnabel ist schwarz und latt, die Füße sind dunkelbraungrün; über die Augen geht ine weiße Linie, und durch dieselbe eine dunkelbraune, und ie Brust ist dunkelbraun gefleckt.

Dieser Strandläufer ist 7 und einen halben Zoll lang, er Schwanz 2 Zoll, die Breite der Flügel, die gefaltet is bald an die Schwanzspitze reichen, 1 Fuß 2 Zoll, und das Gewicht 2 Unzen. Der Schnabel ist über 1 Zoll lang, rund, mit einer scharfen glatten Hornspitze, von Farbe dunkelbraun, an der Spitze schwarz und der Unterkiefer von er Wurzel bis in die Mitte weißgelb; der Augenstern hellnußbraun; die Augenlider weiß; die Füße schwarzgrün, ie Nägel schwarz, die Beine vorn geschildert, an den Seien und hinten aber netzförmig und 1 Zoll hoch, die Schenkel ½ Zoll nakt, die Mittelzehe 1 Zoll lang, und die hintere 3 Linien, ie mittlere und äußere durch eine kleine Haut verbunden.

Der ganze Oberleib mit den Deckfedern der Flügel, Schulterfedern und hintern Schwungfedern ist dunkelaschgrau; über die Augen läuft ein röthlichweißer Streif, der inter denselben ins hellrostfarbene fällt, und durch dieselen geht ein schmaler dunkelbrauner; die Backen sind dunkelbraun, schwarz gestrichelt; der ganze Unterleib ist schneeweiß, dunkelbraun gestrichelt; die erste Ordnung der Schwungfedern mit ihren Deckfedern ist schwarzbraun mit weißen Spitzen; die zweite Ordnung Schwungfedern in der Mitte mit einem großen weißen Flecken, weißen Spitzen, übrigens dunkelbraun; die untern Deckfedern der Flügel weiß und dunkelbraun gefleckt; die weiße Zeichnung auf den Flügeln macht zwei weiße Flecken, und bei ausgebreiteten Flügeln oder im Fluge zwei weiße Querbinden; der Schwanz ist keilförmig, die drei mittlern Federn sind graubraun mit schwärzlichen Bändern, die mittelste mit röthlichweißen, und die beiden andern mit weißen Spitzen; die übrigen Seitenfedern weiß mit 5 oder 6 dunkelbraunen Bändern. — Das Weibchen ist um einen ganzen Zoll länger und nach Verhältniß breiter und schwerer, hat einen 1 und einen halben Zoll langen Schnabel, ist überhaupt heller; die Kehle weiß; der Unterhals und die Hälfte der Brust

dunkelbraun gestrichelt und mit etwas roth vermischt; die 4 mittlern Schwanzfedern ganz graubraun; alle Federn schillernd, über den Augen ein weißlicher Strich.

Dieser Strandläufer, der einen sehr schnellen, aber niedrigen Flug hat, ist weniger scheu als die übrigen. Er läßt sich sehr nahe kommen, und schreit beim Abfliegen Zi zi zi! Zi zi zi! setzt sich bald wieder hin, und zwar mehr als die andern auf einen erhabenen Ort, und bewegt den Hinterleib immer, wie eine Bachstelze den Schwanz.

Es ist in Deutschland ein sehr gewöhnlicher Vogel. Als Zugvogel kömmt er, in Gesellschaft von dreyen bis fünfen, erst in der Mitte des Mais bei uns an, und zieht so im September schon wieder weg. Im Sommer findet man ihn paarweise an Teichen und Seen, die stark mit Schilf und Gebüsch bewachsen sind, im Herbst aber auch an den Flüssen. — Die Nahrung besteht in Insekten und Insektenlarven und kleinen Schnecken.

Sie nisten einmal, legen 4 und 5 gelblichweiße, blaß und dunkelbraun gefleckte Eier in die Löcher der Ufer auf die bloße Erde, und brüten sie in drei Wochen aus. — Ihre Feinde sind verschiedene Raubthiere und Raubvögel.

Da sie nahe an sich kommen lassen, so kann man sie leicht durch Schießgewehr erlegen. Wenn sie sich in Binsen verbergen, so kann man sie durch einen Hühnerhund aufjagen lassen, und im Fluge, da sie niedrig streichen, sogar im Mondschein schießen. — Das Fleisch ist sehr schmackhaft.

Meerschwalbe, Lat. Sterna. Macht eine Gattung von den Wasser- oder Schwimmvögeln aus, und hat folgende Kennzeichen. Der Schnabel ist ungezähnt, pfriemenförmig, ziemlich gerade, etwas zusammengedruckt, scharf und spitzig. Die Nasenlöcher sind schmal, und liegen an der Wurzel des Schnabels. Die Vögel dieser Gattung haben daher ihren Nahmen, weil sie, wie die Schwalben, sehr lange Schwungfedern und viele auch einen getheilten Schwanz haben.

Von dieser Gattung giebt es 7 Arten: die Kaspische Meerschwalbe; die Stübbersche Meerschwalbe; die gemeine Meerschwalbe; die gefleckte Meerschwalbe; die schwarze Meerschwalbe, die graue Meerschwalbe; und

ie kleine Meerſchwalbe. Mit Uebergehung der den deut-
chen Jäger weniger intereſſirenden Arten, ſollen nur fol-
enbe 3 Arten beſchrieben werden.

Die gemeine Meerſchwalbe, Lat. Sterna Hirundo,
inn. Fr. la grande Hirondelle de mer, Buff. Engl. the
reat Tern, Penn. auch genannt: die Europäiſche Meer-
hwalbe, der Schwarzkopf, die kleinere Meve, Rohr-
neve, Rohrſchwalm, die Seeſchwalbe, Meerſchwalbe.

Scheerenförmiger Schwanz, deſſen zwei äußern Fe-
ern halb weiß und halb ſchwarz ſind, iſt das Kennzeichen
ieſer Art. Sie wird in Deutſchland allenthalben auf Flüſ-
en, Seen und Teichen angetroffen, gleicht einer Taube an
Größe, iſt 16 Zoll lang, und 33 Zoll breit. Der Schwanz
mißt 6 Zoll, und die Flügel gehen 1 und ein halb Zoll
ber deſſen Spitze hinaus. Das Gewicht iſt 4 und eine
iertel Unze.

Der Schnabel iſt 3 Zoll lang, ſehr ſpitzig, und kar-
moiſinroth, an der Spitze ſchwarz; der Rachen roth; die
Augen dunkelbraun; die Füße karmoiſinroth, die Nägel
chwarz, der nackte Theil der Schenkel 7 Linien, und die
Beine 1 Zoll hoch, die Mittelzehe 1 und ein viertel Zoll
und die hintere 4 Linien lang. — Die Stirn, Kehle und
anze untere Seite ſind rein weiß; der Scheitel bis in den
Nacken ſchwarz; der Obertheil des Körpers und die Deckfe-
ern der Flügel ſchön blaßaſchgrau; die Schwanzfedern
raulichweiß; an dem gabelförmigen Schwanze der äußere
Rand der äußerſten Federn ſchwärzlich. — Am Weib-
hen iſt der äußere Rand der zwei äußerſten Schwanzfe-
ern grau.

Sie fliegt mehr, als ſie ſchwimmt. Ihr Flug iſt
chnell, ſanft und ſchön und ihr Geſicht ſehr ſcharf. Als
Zugvogel verläßt ſie uns Ende des Septembers, und kömmt
Anfang Aprils erſt wieder an. — Sie nähren ſich mehren-
heils von Fiſchen und Inſekten.

Sie leben in Monogamie. Das Weibchen legt einige
Schilf und Grashalmen um eine kleine Höle an ſumpfigen
Ufern, und brütet in 14 Tagen 3 bis 4 olivengrüne,
chwarzgefleckte Eier aus. — Die Jungen ſind oben hell-
rau, unten weiß, und haben viel von den Raben, Ra-
enkrähen und verſchiedenen Raubvögeln auszuſtehen, wer-

den aber von den Alten tapfer vertheidigt. Ja sie sind so dreiste, daß sie denjenigen Personen, die ihren Eiern oder Jungen zu nahe kommen, auf den Kopf und ins Gesicht fliegen.

Sie sind scheu und lassen sich schwer schießen, auch deswegen, weil es mehrentheils im Fluge geschehen muß, der aus lauter Bogen und Schwenkungen besteht. — Fleisch und Eier sind schmackhaft und werden gegessen.

Die gefleckte Meerschwalbe, Lat. Sterna naevia, Linn. Fr. la Guifette, Buff. Engl. the Kamtschatcan Tern, Penn. auch genannt: Kirrmeve, Girrmeve, Scheerke. Als Kennzeichen ihrer Art hat sie bunten Körper, und einen neben den Augen liegenden schwarzen Fleck. Sie bewohnt einige Gegenden Deutschlands, z. B. das Herzogthum Bremen in ziemlicher Anzahl; in andere kömmt sie nur auf ihren Wanderungen.

Ihre Länge ist 1 Fuß 1 Zoll, und die Breite 2 Fuß 4 Zoll. Der Schwanz ist 3 und drei Viertel Zoll lang, und die Flügelspitzen ragen 1 und ein halb Zoll über dessen Ende hinaus. Der Schnabel ist 20 Linien lang, und braunschwärzlich; die Füße sind schmutzig olivengrün, die Klauen schwärzlich; die Häute, welche die Zehen verbinden, tief gespalten, der kahle Theil der Kniee 5 Linien, und die Beine 11 Linien hoch, die Mittelzehe 1 und ein viertel Zoll und die hintere 5 Linien lang.

Die Farbe ist bunt; die Stirn grauweiß, an der Wurzel des Schnabels röthlichgelb gerändet; neben den Augen liegt ein schwarzer Fleck; der Oberleib dunkelbraun; die obern Deckfedern des Schwanzes blaßgrau; der Unterleib weiß, an den Seiten röthlich; die Flügelränder weiß; die vordern Schwungfedern dunkelbraun; der Schwanz nicht tief gespalten, schwärzlich, mit einem blaßröthlichen Rande; die äußerste Feder auf der äußern Seite ganz weiß.

Sie hält sich nicht blos an dem Meeresstrande auf, sondern besucht auch, und zwar lieber, die Seen, Flüsse und vorzüglich die Sümpfe. — Im Mai, oft schon im April, kömmt sie heerdenweise aus den südlichern Gegenden, und zieht zu Ende des Septembers wieder weg. — Im Fliegen girret sie beständig.

Ihre Nahrung besteht aus Fischen, vorzüglich aber us Käfern und andern Wasserinsekten. — Ihre 4 Eier, elche sie ins Schilf oder auf nasse Wiesen legt, sehen hmutziggrün aus. — Sie ist leicht im Flug zu schießen nd auf dem Neste in Schlingen zu fangen. — Ohnerach- t sie mager und von keinem besondern Geschmacke ist, wird e doch gegessen; gesünder und delikater sind ihre Eier.

Die schwarze Meerschwalbe, lat. Sterna fissipes, inn. Fr. l'Hirondelle de mer noir ou Epouventail, uff. Engl. the black Tern, Penn. auch genannt: der brandvogel, Maivogel, die schwarze Meve, kleine schwarze Meerschwalbe, Kleinmevchen, spaltfüßige Meerschwalbe, er Spaltfuß, die Amselmeve. Als Kennzeichen ihrer Art, t sie schwarz, der Rücken aschgrau, die Beine schmuz- groth.

Diese Meve, welche die Meere, Flüsse, Seen und eiche besucht, ist in Thüringen die gemeinste. Sie ist 11 oll lang, und 2 Fuß 2 und einen halben Zoll breit. Der Schwanz ist 3 und einen halben Zoll, und die Flügel rei- en 2 Zoll über desselben Ende hinaus. Der Schnabel ist Zoll 3 Linien lang, sehr gedruckt, spitzig und schwarz; e Zunge pfriemenförmig, hornartig, die Sterne sind aubraun, die Füße roth mit schwarz überlaufen; die Schwimmhaut in der Mitte tief ausgehölt, der nackte Theil r Schenkel 4 und die Beine 9 Linien hoch, die Mittel- he 1 Zoll lang, und die hintere 3 Linien.

Der Kopf ist schwarz; der Hals, die Brust, die Sei- n und der Bauch rauchfarben; der After weiß; der Rük- n und die Flügel bleifarben; der Schwanz, so wie seine Deckfedern, schön silberfarben, am letztern die äußersten edern, so wie die untern Deckfedern der Flügel weiß. — Das Weibchen soll sich vom Männchen durch einen weißen leck unter dem Kinn unterscheiden; welches Merkmal er trügt.

Die sehr spitzig gestalteten Flügel dienen diesen Vö- eln zu einem schnellen und geschickten Fluge. Als Zugvö- el kommen sie im Mai in Deutschland an, und ziehen im September wieder weg, und besuchen Flüsse und Fischtei- e. —. Sie nähren sich fast immer mit bloßen Insekten, och fangen sie auch kleine Fische.

Ihr Nest findet man im Rohr, und das Weibchen legt 3 bis 4 schmutziggrüne, schwarzgefleckte und in der Mitte mit einer breiten schwarzen Binde bezeichnete Eier, und brütet sie in 14 Tagen aus. — Ihre Feinde sind die Rabenkrähen, welche ihre Nester aufsuchen, und die Eier und Jungen rauben. — Ihr Fleisch ist eßbar und ohne allen Thrangeschmack.

Mehlbaum, lat. Crataegus Aria, Fr. l'Alouche, Drouillier, Alisier allier, Engl. the white Beam, the white-leafed Tree; auch genannt: Meelbaum, Mählbaum, Mehlbeerbaum, rother Mehlbaum, Meerkirschenbaum, Weißlaub, Weißläuben, Arlaßbaum, Atlaßbaum, Atlasbeerbaum, weißer Arlsbeerbaum, Drelbaum, Eßlein, Elsbirlebaum, Thelsbirlebaum, wilder Spierbaum, wilder Spierlingsbaum, Sperberbaum, Speierlingsbaum, Silberlaub, in Schweden Flitterbaum. Ist sommergrünes hartes Laubholz, das zwar nach Veränderung der Gegend, Lage und des Bodens, öfters nur als ein Strauch erscheint, jedoch auch in einem für ihn schicklichen Boden einen ziemlich hohen, geraden und starken, bisweilen über 30 Fuß hohen Stamm treibt, und daher unter die Baumhölzer der zweiten Größe gerechnet wird. Er erreicht in 80 Jahren seine Vollkommenheit.

Die Wurzeln des Mehlbaums breiten sich ziemlich weit aus, und treiben viele Wurzellohden. Die Rinde ist an den jungen Trieben braunroth, wolligt, an dem Stamme braun und glatt, mit weißen Flecken besprengt. Das Holz ist röthlichweiß, das der starken Zacken weißer, fest, zähe und dauerhaft. Die schönen Blätter sind 4 Zoll lang und 2 und einen halben Zoll breit, stehen einzeln oder in Büscheln, sind hart, rauh, steif, eiförmig, dem Erlenlaub etwas ähnlich, ungleich gezahnt, auf der obern Fläche glatt, dunkelgrün, glänzend, auf der untern grobadrig, mit einer weißen Wolle bedeckt und mit weißem Mehlstaub bestreut, stehen auf kurzen, weißfilzigen Stielen.

Die weißen, kleinen, wohlriechenden Zwitterblüthen kommen zu Ende des Mais, an den Enden der Zweige in Büscheln auf ästigen wolligen Stielchen hervor. Die Frucht oder kleine Mispeln, von der Größe einer Haselnuß, sind anfangs grün, erhalten aber bei ihrer Reife im Okto-

der eine schöne rothe Farbe. In dem gelben wohlschmeckenden Fleische derselben befinden sich 2 bis 3, den Birnkernen ähnliche Saamen.

Dieser Baum kömmt überall fort, nur nicht in zu schlechtem und trocknem Boden, behält sein Laub lange und schickt sich zu Alleen, die man nicht zu hoch und zu schattig haben will. Die Kultur hat er übrigens mit der beim Elzbeerbaum angegebenen gleich. Man kann sie noch durch das Pfropfen veredeln, wenn man ein Reis davon auf einen Birnbaum pfropft, auch kann man Birnen auf einem Mehlbaum pfropfen.

Das durch seine Stärke und Dauer längst bekannte Stammholz, welches den Namen Metallo erhalten hat, wirft sich nicht und kann zu den besten Maschinen verarbeitet werden Seine Früchte sind wie die Mispeln, wenn sie teig geworden sind, eßbar, sie dienen gut zum Brandweinbrennen, auch kann man sie einmachen. Das zu Ende des Herbstes samt seinem Laube gesammelte, wohlgetrocknete Reisig wird mit schicklichen Zusätzen gebraucht, Wollenzeug Beaver-schwarz zu färben. Die aus dem Holz gebrannten Kohlen geben eine starke, gleiche und anhaltende Hitze, aber es wäre Schade ein so vortrefliches Nutzholz dazu anzuwenden. Das Stammholz giebt gute Wellbäume, Radkämme, Räder, Pressen, Walzen, Radzähne, Weberspulen, Schlichthobel, Kämme, Wagenachsen, Handgriffe, die schönsten Spindeln, allerlei Werkzeuge, sogar Flöten, so daß man alle Ursache hat, eine von Künstlern und Holzarbeitern so sehr geschätzte Holzart mehr anzubauen, und in den Forsten zu Werk- und Nutzholz auszuhalten.

Mehlbeere, s. Bärenbeere.

Mehlmeise, s. Blaumeise.

Mehlthau, s. Blattlaus.

Mehrbraten, Lendenbraten, Fr. Surlonge. Sind die zwei schmalen Stücke Wildpret, welche bei dem Roth- und Schwarzwildpret, inwendig über den Nieren und am Rückgrat liegen.

Meiler, Meuler, Fr. Pile de bois, Charbonnière, Fourneau. Ist ein von den Köhlern zusammengesetzter runder Holzhaufen, da das Scheit- und Stockholz der Länge

nach Schichtweise auf einander gesetzet, mit grünen Nadelholzreißig, Moos oder Stroh bedecket, mit Erde beworfen, alsdann angezündet und zu Kohlen gebrannt wird. S. Kohlen.

Meilerdecke, Fr. Couverture du fourneau. Heißt die Bedeckung des Meilers von Reißig rc. s. unter Meiler.

Meilerholz, s. Kohlholz.

Meilerplatz, Meilerstätte, Fr. Faulde, Place à faire des charbons. So nennt man die Plätze zum Verkohlen der Hölzer, oder die Stelle, wo man den Meiler aufrichtet, oder den Kohlengraben macht.

Meise, Lat. Parus. Macht eine Gattung von der Ordnung der Singvögel aus, die sich durch folgende Kennzeichen unterscheidet. Der Schnabel ist etwas stark, kurz, spitzig, nicht ausgeschnitten, an der Wurzel mit Borsten besetzt. Die Zunge ist abgestumpft, und endigt sich in 4 borstenartige Fasern. Die Füße sind Gangfüße, die Zehen bis an die Wurzeln gespalten, und die hintere stark. Ihr Leib ist federreich, die kleinen Federn sind fast alle geschlissen, daher seidenartig, und mit ihren muskulösen Füßen klettern sie wie die Spechte. Ihre Nahrung besteht mehrentheils in Insekten, doch auch in Saamen, Beeren und Früchten. Ihr Naturell ist ungemein lebhaft, ihr Betragen possirlich und sie sind nicht scheu. Ihre Fruchtbarkeit ist groß und außer der Zeit der Fortpflanzung leben sie immer in größern oder kleinern Gesellschaften.

In Deutschland giebt es folgende 8 Arten: die Kohlmeise, die Tannenmeise, die Blaumeise, die Haubenmeise, die Sumpfmeise, die Schwanzmeise, die Beutelmeise, und die Bartmeise. Von ihrem Fang sehe man unter folgendem Artikel.

Meisenfang, Fr. Chasse des mésanges. Ist die Art Vogelfang, wodurch alle Arten der Meisen gefangen werden, und welcher von den Vogelstellern für den angenehmsten unter allen gehalten wird. Die bequemste Zeit dazu ist der September, dauert bis in die Mitte des Novembers, und wird bey gutem Wetter auch im Winter fortgesetzt.

Hierzu ist vor allen Dingen eine Hütte nöthig; s. Meisenhütte. Um den Fang auf selbiger zu vervollkommnen,

ann man noch einen sogenannten Meisentanz errichten.
Ferner fängt man auch die Meisen auf der Leyer. Ingleich-
hen mit dem Kauz (Eule) auf folgende Art.

Man nimmt erstens dazu eine lange, glatte, mit vie-
en Löchern durchbohrte Stange (Leimstange). In diese
öcher, die nicht zu dichte und nicht gerade über einander
tehen dürfen, werden Leimruthen gesteckt. Zweitens hat
nan noch eine glatte Stange nöthig oben mit einem runden
Scheibchen (Teller), auf welches der Kauz gebunden wird.
Mit diesen Stangen zieht der Vogelsteller ins Gebüsche oder
n den Wald, wo er viele Meisen vermuthet, steckt die
Stange mit dem Kauz, und neben dieselbe die mit den
Leimruthen auf. Da nun alle Vögel die Eulen verfolgen,
s kommen sobald alle nahen Meisen und andere Vögel,
angen an zu schreien, ihn zu verfolgen, fliegen nach dem-
elben, können sich aber auf der glatten Stange nicht anhän-
en, und setzen sich daher auf die darneben stehenden Leim-
uthen und bleiben kleben. Will an einem Orte der Fang
icht glücken, so geht man mit seinen Stangen zu einem
ndern.

Ein sehr gewöhnlicher und lustiger Fang ist ferner ein
Heerd (s. Leimheerd), welcher auch auf alle Zugvögel an-
ewandt werden kann, wenn man sie durch Lockvögel beizu-
ocken weiß. — Im Herbst fängt man sie auch einzeln in
er Schneuß, wo sie nach den Vogel- und schwarzen Hol-
underbeeren gehen. Es müssen aber pferdehaarne Schlin-
en eingezogen seyn, weil sie die leinenen zerbeißen, sobald
ie sich gefangen fühlen. — Im Winter lassen sie sich mit
Nußkernen, Speck und Hafer in einen Kasten (s. Meisen-
asten) locken. — Sie gehen auch alle häufig nach dem
Tränkheerd, wo man sie gewöhnlich von 7 bis 9 Uhr Vor-
nittags und 4 bis 5 Uhr Nachmittags antrift.

Meisenhütte, Fr. Loge d'oiseleur qui chasse aux mé-
anges. Ist eine zum Meisenfang vorzüglich nöthige Hütte,
ie nach Beschaffenheit des Orts im Walde entweder auf
er Erde, oder in der Höhe auf drei nicht weit von einander
tehenden großen Bäumen, oder auch im Wasser, wo viele
Weiden stehen, ins Gebüsch gebaut wird. Diejenige, die
nan auf die Erde baut, ist am bequemsten rund, erhält in
er Weite 6 Ellen zum Durchmesser, und wird folgender-

gestalt angelegt. Man schlägt 4 Endpfähle an einem solchen Orte ein, wo die Meisen ihre gewöhnlichen Wanderungen durchmachen, und wo etliche grüne Bäume nahe beisammen stehen, und durchflicht diese mit grünem, als fichtnen und tannenen Gesträuche so dicht, daß man nicht durchsehen kann, und legt auch eine solche Decke darüber. Wenn sie einen Windofen bekommen soll, so werden die Seiten und die Decke noch überdies mit Brettern beschlagen oder gar ausgemauert. Gegen Südosten wird die Thür angebracht, und nach Osten oder des Vogels Zuge zu, läßt man ein Zugloch, so wie etliche Löcher in den Seitenwänden, durch welche die Kloben gesteckt werden können (s. Meisenkloben).

Sobald man merket, daß die Meisen streichen, so muß man früh bei Tagesanbruch schon in der Hütte seyn, die Kloben ausspannen, und zu den Seitenlöchern bis an die Hülsen hinausstecken. Unter den Kloben hängt man auswendig Vogelbäuer, in welchen nachher die ersten Meisen als Lockmeisen gesteckt werden. Vor die Kloben wird ein Stock, der oben eine Gabel hat, gesteckt. Er muß aber etwas niedriger als diese stehen. An die Spitze desselben bindet man einen Faden eines Fußes lang, und an das Ende desselben befestigt man eine todte oder lebendige Meise (Ruhr- oder Rudelmeise) mit einer gekrümmten Stecknadel durch die Nasenlöcher.* Unten an den Stock bindet man eine Leine, die man in die Hütte leitet. Weil man nun nicht immer gleich Rudelmeisen hat, so sucht man sie dadurch zu bekommen, daß man einen Fuchsschwanz an einen Stock bindet, die ersten Meisen, die sich nähern, mit einer Lockpfeife (s. Meisenpfeife) herbei ruft, mit dem angebundenen Fuchsschwanze schnell zur Thüre hinausfährt, ihn sogleich wieder zurückzieht, und sie dadurch so neugierig macht, daß sie sich auf die Kloben der Hütte setzen. Diese zieht man sogleich zusammen, und heftet die Gefangenen theils an die Rudelstöcke (Ruhrstöcke), theils steckt man sie in die Käfige. Sind nun Lockvögel vorhanden, so geht der Fang gut, indem sie es sogleich melden, wenn Meisen in der Gegend sind, und diese sich durch sie und durch die Lockpfeife gereizt, auch gern der Hütte nähern. Kommen dann einige nahe an die Hütte, so rührt man die an den

Kubelstöcken hängenden Meisen, sie mögen todt oder lebend
eyn. Jene wollen diesen zu Hülfe eilen, setzen sich auf die
Kloben und werden gefangen. Je mehr die gefangenen
chreien, desto mehr setzen sich von denen noch vorhandenen
auf die Kloben, und man zieht oft auf einen Zug fünf bis
echs. Fliegen die Meisen stark, so können an einem guten
Orte 3 bis 4 Personen auf diese Art in einem Vormittag,
, 10 und mehrere Schocke fangen. Man muß sich aber
wohl vorsehen, daß man keine verfehle (verzwicke); denn
ine solche geklemmte und losgerissene warnt sogleich die
brigen, daß von einem Schwarm nur noch sehr wenige,
st auch gar keine mehr sich aufsetzen.

Meisenkasten, Fr. Attrapoire à prendre des mésan-
ges. Ist ein zum Meisenfang im Winter bestimmter klei-
er Kasten eines Fußes lang und 8 Zoll hoch und breit,
essen Wände gewöhnlich aus Hollundersteckten, die man
uf 4 runden Ecksäulchen aufschränkt, gemacht werden, und
er nur einen brettern Boden und Deckel hat, welcher
n Bindfaden läuft. In der Mitte des Bodens steht ein
Pflöckchen, auf diesem liegt ein Querholz, an welchem auf
er einen Seite eine halbe Wallnuß und auf der andern
twas Speck angebracht ist, und welches ein anderes in die
Höhe stehendes Hölzchen fest, so wie den Deckel Handbreit
ffen hält. Wenn die Meise auf das Querholz springt, oder
ie Nuß und den Speck anhacken will, so fällt der Deckel
u, und schließt sie ein. Man setzt diesen Kasten auf aus-
edroschenes Haferstroh, nach welchem die Meisen fliegen,
nd ihn also von weitem gewahr werden.

Meisenkloben, Fr. Breulet à prendre des mésanges.
Ist eine Maschine zum Fang der Meisen auf der Meisen-
ütte, und besteht aus zwei Stäben, von etwa 2 und einem
alben Fuß Länge, die so der Länge nach ausgegraben oder
ingepfalzt sind, daß die Höhe des einen Stocks in die Ver-
iefung des andern paßt. Diese beiden Stäbe werden in
inen gedrechselten Griff von einer Viertelelle Länge gesto-
en, so daß sie sich sperren, und mit gutem Bindfaden so
ersehen, daß sich die Spalte, die die offnen beiden Stäbe
nachen, so genau zuzieht, daß sie ein Haar halten kann.
Wenn sich nun eine Meise oder ein andrer Vogel auf einen
on beiden Stäben, die auseinander gesperrt sind, setzt,

so werden sie vermittelst des Bindfadens zusammengezogen, und der Vogel hängt mit seinen Klauen dazwischen.

Meisenpfeife, Fr. Appeau à mésanges. Sie werden aus den Flügelknochen der Gänse oder Hasenläuften gemacht, sind 2 bis 3 Zoll lang, haben nicht völlig in der Mitte ein kleines Loch zur Pfeife, und einen Kern von Wachs. Wenn man nun mit einem Finger das untere offene Ende der Pfeife bald öffnet und bald verschließt, so kann man damit die zweifache Stimme der Meisen angeben.

Meisentanz, Fr. Repuce, Repunelle. Ist folgende zur Vervollkommnung des Meisenfangs, mittelst des Klobenfangs auf der Meisenhütte, dienliche Zubereitung. Hierzu setzt man da, wo die Bäume nicht zu dichte stehen, 4 Armsdicke Stangen in die Erde, 5 Fuß hoch, in einem Viereck, etwa 2 bis 6 Schritte weit von einander, oben legt man drei Stangen drauf, auf welche man eine Hand breit von einander Sprenkel hängt. Diese stellt man auf, und zwar so, daß wechselsweise der Kopf oder das Stellholz das eine auf die rechte, das andere auf die linke Seite steht. In der Mitte steckt man eine schlanke Ruthe in die Erde, welche über die Sprenkel hinausreicht, befestigt oben eine todte Meise, und unten eine Leine. Lassen sich nun Meisen hören, so pfeift man ihnen nach, und wenn sie sich dem Tanze nähern, so zuckt man an der Leine (Rudelschnur), so daß die Meise (Rudelmeise) wacker tanzet. Hat sich erst eine in einem Sprengel gefangen, so hat man nicht nöthig länger zu zucken (zu rudeln) sondern man läßt sie so lange auffallen, bis keine mehr will, alsdann löset man die Gefangenen aus, und bindet eine lebendige Meise an einen andern Rudelstock, und zwar so, daß sie beständig flattern muß. Einige Vogelsteller sind dabei so grausam, daß sie dieser Rudelmeise die Beine zerbrechen, damit sie sich nicht anhalten kann, und also beständig flattern muß.

Wer nicht gut pfeifen kann, der setzt eine gute Lockmeise in einen Vogelbauer, und hängt sie unter den Tanz, diese wird gewiß alle, die in der Gegend sind, herbeilocken; denn da alle Meisenarten fast drei Vierteljahre in Truppen beisammen leben, so hat die Natur diejenigen, die sich von dem Trupp verloren haben, oder die ihre Kameraden in einer gewissen Gegend, wo sie viele Nahrungsmittel finden, wünschen,

oder die in Noth sind, gelehrt, durch ein unaufhörliches Geschrei die andern herbei zu locken, welches denn auch eine in einem Vogelhaus eingesperrte Meise thut.

Melden, (annoncer, se faire entendre), schmählen, bellen (appeller), schrecken (criquer, criquetor. Heißt, wenn der Hirsch, sowohl als auch die alte Hindin oder ein Rehbock, einen Menschen oder sonst etwas auffallendes, z. B. ein Raubthier, als Wolf, Luchs, Fuchs ꝛc. von ohngefähr vermerket, und doch nicht recht weiß, wo und was es ist, und alsdenn einen kleffenden abgebrochenen Laut von sich hören läßt. Bei dem Wildpret heißt es eigentlich, es hat sich gemeldet; bei den Rehen geschmählet oder bellen; bei andern hingegen, als Raubthieren u. d. gl. heißet es schrecken.

Melirte Hölzer, s. vermischte Hölzer.

Merlin, Fr. Falco Aesalon, Linn. Engl. the Merlin, Penn. auch genannt: kleiner Rothfalke, Zwergfalke, Schmierlein, Schmerl, kleiner Sperber; und ist von den Jägern fast immer für das Männchen vom Sperber (Falco Nisus) gehalten worden. Er gehört als Raubvogel unter die erste Ordnung, und ist von der zweiten Familie der Falken eine Art, deren Kennzeichen sind: gelbe Wachshaut und Füße, rostfarbener Kopf, und mit vielen dunkelbraunen und rostfarbenen Querbinden versehener Schwanz.

Er ist der kleinste deutsche Falke, nicht größer als eine Schwarzdrossel, 12 und ein halb Zoll lang und 26 und ein halb Zoll breit. Der Schwanz mißt 6 und ein halb Zoll, die Flügel reichen bis ein und ein halb Zoll von dessen Ende, und der Vogel wiegt 5 Unzen. Der Schnabel ist 8 Linien lang, an der Spitze sehr gekrümmt, mit einem kleinen Zahn, bläulich, die Wachshaut blaßgelb, auch wohl blau; der Stern blau; die Füße gelb; die Beine dünn und 1 Zoll hoch, die Mittelzehe 1 Zoll 4 Linien, und die hintere drei viertel Zoll lang.

Der Kopf ist rostfarben, jede Feder mit einen schwärzlich länglichen Strich; der übrige Oberleib rostfarben mit herzförmigen dunkelbraunen Flecken; der Unterleib gelblichweiß mit länglichen Flecken; die Schwungfedern dunkelbraun, die hintern mit weißem Saume; die zwölf Schwanzfedern rostfarben mit 12 bis 15 dunkelbraunen Querbändern, und einer breiten schwarzen Spitze — Das Weib-

chen ist grösser, am Kopf wie das Männchen; auf dem Rücken und den Deckfedern der Flügel aber tief aschblau mit rostfarbenen Flecken und Strichen geziert; die untern Deckfedern der Flügel braun, mit runden weißen Flecken; die Brust und der Bauch gelblichweiß mit länglichen punktirten Flecken.

Es ist ein gelehriger Vogel, der auf Rebhühner, Wachteln und Lerchen abgerichtet werden kann. So klein er ist, so furchtbar ist er auch den größten Vögeln; denn im Winter wagt er sich auch wohl an eine Auer- und Birkhenne, und ist so stark, daß er ein Rebhuhn wegtragen kann. Er ist außerordentlich scheu, und fliegt, wie der Sperber, immer nahe an der Erde hin, von einem Busch zum andern, aber außerordentlich schnell, und nicht so schwebend, wie andre Raubvögel. — Im Herbst begiebt er sich aus den Dickigen hervor, und lauert vor den Wäldern auf niedrigen Sträuchen sitzend auf seine Beute, und holt im Winter sogar die Sperlinge unter den Dächern hervor. Er nährt sich überhaupt von allerhand kleinen Vögeln, Finken, Zeisigen, Lerchen rc. im Hunger auch von Tauben und größern Vögeln.

Er horstet auf hohen Bäumen, und aus 5 bis 6 weißlichen Eiern mit braunen Punkten schlüpfen weißwollige Junge heraus — Man kann ihn mit Leimspindeln fangen, wenn man daneben einen Vogel anbindet, und herumflattern läßt.

Messen, s. Ausmessung.

Meßbalken, Zweifeltanne. Ist ein zum Holländer Holzhandel bestimmter Stamm Tannenholz, 60 bis 70 Schuh lang, und am dünnen Ende 12 bis unter 16 Zoll dick. Zwei Meßbalken werden im Werth einer Holländer Tanne gleich gerechnet. Je nachdem er lang ist, wird er ein 60ger oder 70ger Meßbalken genannt. Das gewöhnlichste Maas ist 72 Nürnberger Schuh.

Meßringe, ist so viel als Lachringe.

Meß Siebenziger. Ist ein zum Holländer Holzhandel bestimmter Stamm Tannenholz, 70 Rheinische Schuh lang und von 12 bis unter 16 Zoll dick. Vier Meß Siebenziger werden im Werth einer Holländer Tanne gleich gerechnet; auf der Künzig aber hält er in der Länge 72 Schuh

Straßburger Stadtmaaß und 10 und ein halb bis 12 und inen halben Zoll am kleinen Ende.

Meve, lat. Larus. Macht eine Gattung von den Wasser- oder Schwimmvögeln aus, welche folgende Kennzeichen hat. Der Schnabel ist ungezähnt, gerade, messerförmig, an der Spitze etwas hakenförmig, und die untere Kinnlade hat hinter der Spitze eine Hervorragung. Die Nasenlöcher sind schmal, vorwärts breiter und liegen in der Mitte des Schnabels.

Die Vögel dieser Gattung haben einen leichten Körper, große Flügel, eine etwas gespaltene Zunge, kurze Füße, nackte Kniee, schwimmen wenig, und schweben meistens über dem Wasser, um die kleinen Fische und Insekten zu erlauern. Sie schreien laut, fliegen haufenweise über dem Wasser, und brechen, wenn sie verjagt oder verfolgt werden, ihre genommene Speise wieder von sich. Man findet sie vorzüglich an den Küsten der nördlichen Meere, doch leben auch einige Arten auf der Südsee, und zwar in so ungeheuern Schaaren, daß sie gleichsam den Tag verdunkeln, wenn sie aufgejagt werden, und dabei ihre Verfolger mit Unrath bespritzen. Die jungen Meven sind im ersten Jahre, ehe sie sich gemausert haben, alle grau, daher man bei der Bestimmung der Arten sehr genau auf das Alter Acht haben muß. Sie werden zur niedern Jagd gerechnet.

Da die meisten Arten Meven den deutschen Jäger wenig interessiren, so soll hier nur die gemeine Meve beschrieben werden.

Die gemeine Meve, lat. Larus canus, Linn. Fr. la grande Mouette cendrée, Buff. Engl. the common Gull, Penn. auch genannt: Fischmeve, graue Meve, kleine graue Meve, weißgraue Meve, Fischer, große Seekrähe, in Thüringen Seemeve. Als Kennzeichen ihrer Art ist sie weiß, der Rücken lichtgrau, und die vordern Schwungfedern schwarz und weiß.

Diese Meve ist in Deutschland sehr gemein, und man trift sie, wo nicht das ganze Jahr, doch von der Mitte des Augusts auf allen großen Teichen an. Die Beschreibung von einer Alten ist folgende. Sie ist 1 Fuß 4 Zoll lang, und die Flügelbreite 3 Fuß 1 Zoll. Der gerade Schwanz

mißt 4 und ein halb Zoll, und die Flügel reichen 2 Zoll über den Schwanz hinaus. Die Schwere ist 12 Unzen.

Der Schnabel ist 1 und ein halb Zoll lang, an der Spitze schwarz, übrigens fleischfarbengrau; die Zunge spizzig, vorne hornhäutig und gespalten; der Stern graubraun; die Füsse fleischfarbengrau, die Klauen schwarz, die Schwimmhaut eingekerbt, die Beine 2 Zoll und der nackte Theil der Schenkel 8 Linien hoch, die Mittelzehe 2 Zoll lang, und die hintere höher stehende mit dem Nagel nur 4 Linien.

Kopf und Nacken sind weiß ins aschgraue fallend; die Wangen lichtgrau; der Hinterhals gelbbräunlich; der Rükken silberfarben, zur Seite mit gelbbräunlichen größern Federn; die Deckfedern des Schwanzes rein weiß, und so auch der Unterleib; die Schwungfedern der ersten Ordnung schwarz und weiß; die hintern Schwungfedern sind lichtgrau mit schwärzlichen Spitzen; die Deckfedern der ersten Ordnung weiß mit schwärzlichen Spitzen, die mittlern gelbbraun, und die kleinsten silberweiß, der Schwanz weiß mit einer schwärzlichen, gelblichweiß kantirten Spitze.

Die mehrsten gemeinen Meven, welches aber junge, ein- auch zweijährige sind, sieht man unter folgender Gestalt. Der Schnabel ist gelb; die Beine schmutzig weiß, grün oder roth überlaufen; der Kopf weiß oder braun; der Hals und der untere Körper weiß; der Rücken und die Deckfedern der Flügel aschgrau; die vordern Schwungfedern dunkelbraun, an den Enden ein weißer Fleck; der Schwanz ganz weiß, oder am Ende braun.

Als ein dummer Vogel läßt er den Jäger leicht an sich kommen. Er fliegt sehr geschwind und schön, und schwebt stundenlang über dem Wasser herum, ehe er wieder in die Höhe steigt. Seine Stimme ist ein unangenehm klingendes Irr! Er läßt sich leicht zähmen, und frißt auf dem Hofe alles mit den Enten, ohne sich nach dem Wasser zu sehnen.

Als Zugvögel ziehen sie aus den nördlichen Gegenden in großen Schaaren nach den südlichen, kommen schon zu Ende des Augusts in Deutschland auf den Seen, Flüssen und großen Teichen an, und leben übrigens im süßen und salzigen Wasser, wenn sie nur Nahrung, besonders Fische

inden. Sie fressen Mücken, Uferaas- und Libellenlarven, Regenwürmer, in nördlichen Gegenden kleine Fische, wo ie auch mit den Abgängen von Heeringen vorlieb nehmen, und von todten Robben ꝛc. speisen.

Sie legen am Ufer auf die Sandbänke, in die Felsen, Klippen, auch ins Rohr und Gras 3 bis 4 Eier, die dunkelolivenbraun und dunkelbraun gefleckt sind, und von beiden Gatten in 14 Tagen ausgebrütet werden.

Sie sind nicht scheu und leicht zu schießen. — Man fängt sie mit einem Angelhaaken, der an einem langen Bindfaden hängt, und mit einem Wasserinsekt beködert ist. In Finnland verbirgt man zu dem Ende die Angel in einen kleinen Fisch. — Zum Luftfang macht man von zwei spannenlangen Holzspänen ein Kreuz, bindet in die Mitte desselben ein Fischchen, besteckt es an allen vier Enden mit Leimruthen, und läßt es so auf einen Teich schwimmen, damit die Meve, wenn sie nach dem Fischchen kömmt, an den Leimruthen kleben bleibt.

In Deutschland nützen sie nicht durch ihr fettes, aber schwarzes, übelriechendes und unschmackhaftes Fleisch; die Isländer aber essen jung und alt, und suchen auch ihre Eier auf. — Die Federn sind weich und gut in die Betten. — In Finnland zieht man die Vögel ab, und verkauft die Häute bundweis.

Außer dieser gemeinen giebt es noch folgende Arten Meven: die Isländische Meve (Lat. Larus Rissa, Linn. Engl. the Kittiwake, Penn.). Die Wintermeve (Lat. Larus tridactylus, Linn. Fr. la Mouette cendrée tachetée, Buff. Engl. the Tarrock); auch Tarrock; weiße Meve; Schafmeve und dreifingerige Meve genannt. Die aschgraue Meve (Lat. Larus cinerarius, Linn. Fr. la petite Mouette cendrée, Buff. Engl. the greater white Gull of Bellonius, Penn.); auch die große graue Meve, und die kleine aschfarbene Meve genannt. Die gefleckte Meve (Lat. Larus naevius, Linn. Fr. le Goéland varié ou Grisard, Buff. Engl. the Wagel, Penn.) heißt auch die graubraune große Meve. Die Mantelmeve (Lat. Larus mari-

nus, Linn. Fr. Goéland noir, Buff. Engl. the black backed Gull, Penn.); auch Seemeve, Fischmeve, und größte bunte Meve genannt. Die Heeringsmeve (Lat. Larus fuscus, Linn. Fr. le Goéland à manteau gris-brun ou le Bourguemestre, Buff. Engl. the Herring-Gull, Penn.) heißt auch: die braune Meve; die große Hafmeve; die große Graumeve; der Bürgermeister. Die schwarzköpfige Lachmeve (Lat. Larus ridibundus, Linn. Fr. la Mouette rieuse, Buff. Engl. the blackheaded Gull, Penn.); diese heißen auch: Rothschnäbel mit schwarzen Köpfen; große Seeschwalben und Seekrähen; Mohrenköpfe. Der Struntjäger (Lat. Larus parasiticus, Linn. Fr. le Labbe ou Stercoraire à longue queue, Buff. Engl. the Arctic-Gull, Penn.), welcher auch Mevenbüttel und Schmarotzermeve genannt wird.

Milane, s. Halbweihe.

Mispelbaum, Lat. Mespilus germanica, Linn. Fr. le Nefflier commun, Engl. the common german Medlar; auch genannt: Neßpel, Näßpel, Meßpel, Mäßpel, Heßpen, Espelbaum, Mespelbaum, wilde Mispel, Apenirsche, Nospel, Heßpelstrauch, Nespelstrauch. Ist sommergrünes Laubholz, das in deutschen Waldungen bald als Baumholz der dritten Größe, bald als ein Strauch erscheint. Er macht mit dem Quittenmispelstrauch ein Geschlecht aus. Beide Arten bringen fruchtbare Zwitterblumen. In der Krone, die aus 5 ausgebreiteten Blättern besteht, sind 20 Staubfäden mit einfachen Staubhülsen befindlich. Die Anzahl der Staubwege beläuft sich auf 5 Stück. Die Narben sind rund und platt gedrückt.

Der Mispelbaum erreicht in 35 Jahren sein vollkommenes Wachsthum; treibt flache, 1 Fuß tief und 2 Fuß in die Weite gehende, starke, feste und holzige Wurzeln; die Rinde ist glatt, aschgrau, die jungen Triebe weißwollig; die Blätter brechen im April aus, sind oval spitzig, lang, zart, lorbeerähnlich, auf der obern Fläche dunkelgrün, glatt etwas haarig, auf der untern weißwollig, glattrandig, bisweilen gegen die Spitze zu gezahnt; das Holz ist hart, fest, zähe und dem Birnbaumholze ähnlich. Der Stamm endiget seine Aeste in scharfe, lange und steife Dor-

ren, die man auch bisweilen an den Seiten der Zweige findet.

Die Blüthe kömmt zu Ende des Mais zum Vorschein, an den Spitzen der jungen Zweige, auf kurzen, wolligen Stielen; sie ist weißröthlich, groß und rosenförmig. Die Frucht, welche den Namen Mispel hat, und den kleinen Holzbirnen an Größe gleicht, ist anfangs grün, bei der Reife im Oktober dunkelgelb und wenn sie teig geworden, erhält sie eine braune Farbe, ist auf dem Wirbel gekrönt; sie hat ein blasses herbes Fleisch, und enthält 5 bis 10 steinharte, braungelbe eckigte Saamen, mit weißem Marke.

Die Steine säet man in lockern guten oder schlechten und etwas feuchten schattigen Boden im Herbst, in Riesen, einen halben Zoll tief in die Erde. Sie gehen gemeiniglich erst im zweiten Jahre auf. In der Baumschule werden die jungen Pflanzen öfters begossen, um ihren sonst sparsamen Wuchs zu befördern. Der Schatten ist ihnen gleich in der zartesten Jugend sehr nothwendig. Bei der Verpflanzung muß man für frischen milden Boden und Schatten sorgen. — Die künstliche Vermehrung geschiehet durchs Pfropfen auf Weißdorn und wilde Birnstämme, denn die Ableger brauchen über 2 Jahre, ehe sie Wurzel erhalten, und sie bekommen solche gar nicht, wenn die Erde um sie her, nicht immer feucht und die Lage warm ist.

Das Holz des Mispelbaums ist wegen seiner Schwäche nur zu wenigem Nutzgebrauch geschickt. Wenn es aber stark und gerade gewachsen ist, läßt es sich hobeln und sauber bearbeiten. Man braucht es sodann zu Jagdspießen, Peitschenstielen und kleinem festen Ackergeschirr. Zur Feuerung giebt dieser Strauch unter dem Reisholze gute Hitze und Kohlen. Die Früchte sind eßbar, wenn sie eine Zeitlang auf Stroh gelegen haben, unreif sind sie blos zum Gerben des Leders brauchbar, so wie die Rinde, Zweige und das Laub.

Mistel, Lat. Viscum album, Linn. Fr. le Gui male et femelle, Engl. the White Missel, Misseltoe; auch genannt: Kenster, Künster, Kinster, Affelter, Affolter, Marentaken, Mispel, Mestel, gemeine Mistel, Heil aller Schaden. Ist eine immergrünende Schmarotzerpflanze,

welche ihren Stand jederzeit auf Bäumen, sowohl Wald- als Obstbäumen, Eichen, Tannen, Kiefern, Äpfel- und Birnbäumen ꝛc. niemals aber an der Erde hat. Sie ist indessen eine wahre Holzart, welche mit Wurzeln, einem Stamm, Zweigen, Blättern und Blüthen versehen ist, und gehört unter die halben Sträucher. In 20 Jahren erreicht sie ihr vollkommenes Wachsthum.

Die Wurzel des Mistels ist fein, faserig, und wo sie die Umstände nicht hindern, da geht sie mit ihren warzigen feinen Keimen in die Rinde der Bäume hinein, dringt bis in den Splint, und zieht also den Saft des Baums in sich. Die Rinde ist am alten und jungen Holze glatt grünlich. Die Blätter sind länglichrund, dicke, glatt, hellgrün und ungezahnt; sie stehen an den Spitzen der Zweige einander gegen über. Das Holz ist grünlich, und von mittelmäßiger Dauer.

Die blaßgrünliche Blüthe kömmt im Februar auf zwei von einander abgesonderten Pflanzen hervor, davon die eine die männliche, die andere die weibliche; fruchttragende ist, die der erstern öfters auf einem Baume gegen über steht, wie die verschiedenen Blumen selbst, welche zuweilen auch an einer Pflanze, besonders männlichen und besonders weiblichen Geschlechts gefunden werden. Bei der männlichen Blüthe fehlen die Staubträger; und die 4 kleinen Staubhülsen sitzen einzeln auf jedem Blättchen des Kelchs. Bei der weiblichen Blüthe fehlt die Krone, und unter der Decke, die aus 4 bis 5 kleinen Blättchen besteht, befindet sich der Fruchtknoten, welcher keinen Staubweg hat; die stumpf ausgeschnittene Narbe sitzt unmittelbar darauf. Die Frucht ist eine kleine, runde, weißliche Beere, voll klebrigen Schleims, die im December reif wird, und einen platten herzförmigen Kern als Saamen in sich enthält.

Die Fortpflanzung geschieht durch den Saamenkern, wenn er auf die Rinde eines Baums fällt, oder durch den Leib der Vögel gegangen, und an einen Ort gebracht wird, wo er wachsen kann. Der Mistel kann also auf verschiedenen Bäumen und Sträuchern zum Vorschein kommen, und würde noch häufiger, als es geschieht, erzeugt werden, wenn ihn nicht die starken Regen im Spätherbste abspülten.

Wenn er aber seine warzenförmige gleich Anfangs getheilte Fortsätze des Wurzelkeims durch die weiche Rinde hat brin- gen können, so breitet er sich darin so aus, daß er den Zwei- gen, die er umgiebt, alle Nahrung entzieht, daß sie zuletzt notig werden, und nur schwache oder auch gar keine Triebe mehr zu machen im Stande sind.

Der Nutzen des Mistels ist gering; doch brechen ihn die Bauern und Schäfer in langen Wintern, zur Fütte- rung für das Rindvieh und die Schaafe. Die Vögel, be- sonders die Misteldrosseln, gehen den Beeren sehr nach, und aus den Beeren wird der Vogelleim verfertiget. Auch in den Apotheken wird er gebraucht, man bewahrt darin aber nur die holzigen Zweige mit der Rinde auf, denn diese hat die meisten Kräfte. Der alte Mistel ist balsamischer, zusammenziehender und kräftiger als der junge. Man zieht insgemein den auf Eichen wachsenden Mistel anderm vor.

Misteldrossel, Lat. Turdus viscivorus, Linn. Fr. la Draine, Buff. Engl. the Missel Thrush, Penn. auch genannt: Schnarre, Schnarrdrossel, Schnaar, Schnerre, Scharre, Zaritzer, Zarer, Zerrer, Zeher, Zehrer, Mist- ler, Mistelfink, Mistelziemer, Schnerrer, Ziering, Brachvogel, Brackvogel, Schnarrziemer, großer Kramts- vogel, große Drossel, gemeiner Kramtsvogel, Ziemer. Sie gehört unter die Ordnung der Singvögel, und ist von der Gattung der Drosseln die größte Art, welche sich durch olivenbraunen Rücken, weißgefleckte Backen und Seiten des Halses und groß gefleckten Unterleib, von den andern Arten unterscheidet.

Ihre Länge beträgt 12 und ein halb Zoll, der Schwanz 5 Zoll, und die Flügelbreite 1 Fuß 7 und ein halb Zoll. Sie wiegt fast 5 Unzen. Die Flügel bedecken zwei Drittel des Schwanzes. Der Schnabel ist 1 Zoll lang, hornfar- big braun, an der Spitze schwarz und an der Wurzel gelb. Der Rachen und die Zunge gelb; der Augenstern dunkel- kastanienbraun; die geschilderten Beine 1 Zoll 4 Linien hoch, und so wie die Zehen wie blaß geräuchertes Fleisch; die Fußsolen gelb; die Mittelzehe 1 Zoll lang, die hintere 8 Linien; die Nägel dunkelbraun und an der Hinterzehe stark.

Der Kopf, Oberhals, Rücken, die Schulterfedern, die obern Deckfedern des Schwanzes und die kleinern der Flügel olivenbraun; die Backen und die Seiten des Halses gelblich weiß, schwarzgrau gefleckt; von den Nasenlöchern durch die Augen ein weißlicher Streifen; die Augenlider weiß eingefaßt; um die Wangen herum ein Ansatz von weißer Einfassung; der Unterleib weißlichgelb, mit gleichförmig zerstreuten schwärzlichen Flecken geziert; die mittelmäßigen Afterfedern haben eirunde graue Flecken; die mittelmäßigen Steißfedern sind grau mit weißlichen Spitzen; die Schenkel gelblich weiß; die Schwungfedern dunkelbraun mit olivengrauen Kanten und weißen Spitzen, fast so die Deckfedern der Flügel; der Schwanz ist fast gerade, dunkelgrau, die drei äußern etwas heller und mit weißen Spitzen, die übrigen schmal olivengrau gesäumt; die untern Deckfedern der Flügel hellweiß. — Das Weibchen ist dadurch vom Männchen verschieden, daß die Schnabelwurzel nicht so gelb und der Unterleib heller, statt weißlichgelb, gelblichweiß ist.

Es ist ein friedfertiger, schwerfälliger, obgleich scheuer Vogel. Sein Flug ist, wie der Flug aller Drosseln, mittelmäßig geschwind, ungleich schief, hüpfend oder bogenförmig; dabei schlägt er die Flügel so weit in die Höhe, daß man bei jeder Schwingung bis tief unter die Achseln sehen kann. Im März, ja oft schon im Februar verkündigt er den kommenden Frühling durch seinen sehr lauten, aus 5 bis 6 abgebrochenen Strophen bestehenden, melancholischen Gesang, womit er aber nicht länger als 8 bis 10 Wochen im Frühjahr anhält. Seine Lockstimme ist ein zischendschnarrendes Zis — Rrr! Im Vogelbauer lebt er 10 bis 12 Jahre.

Diese Art Drosseln bewohnt die nördlichen Gegenden häufiger, als die südlichen, und ist in Deutschland sehr gemein. Sie sind Strich- und Zugvögel, je nachdem die Witterung ausfällt. Als Zugvögel verlassen sie spät ihr Vaterland, und kommen auch sehr früh wieder an. Sie bewohnen die gebirgigen mit Holz bewachsenen Gegenden, am liebsten die Schwarzwälder, und werden da, wo Wie-

sen sind, durch welche sich Bäche schlängeln, in großer Menge angetroffen.

Ihre Hauptnahrung besteht in Regenwürmern; sonst fressen sie auch Schnecken, Raupen, Heuschrecken, Maikäfer und andere Insekten, und im Herbst Vogelbeeren, Wacholder- Taxus- Kreuzdorn- Stechpalm- Epheu- und Mistelbeeren. — Die gezähmten Misteldrosseln werden mit Gerstenschrot oder Waizenkleye, mit Wasser oder Milch angefeuchtet, erhalten, fressen aber auch Semmeln, Brod, Fleisch u. s. w. Sie baden sich im Wasser.

Schon im März findet man ihr Nest mehr auf Tannen, Kiefern und Fichten, als auf Eichen, Buchen und Aspen, bald hoch bald tief auf einem Zweig; es ist mit einer Oeffnung, und von Baummoos, dürren Reisern und dünnen Wurzeln gut und fest gemacht. Sie legen zweimal des Jahrs 4 bis 5 recht eirunde Eier, die im Grunde grünlichweiß und mit violetten und rothbraunen Punkten bezeichnet sind, und von beiden Gatten 15 Tage bebrütet werden. Die Jungen werden mit Insekten und Regenwürmern gefüttert, sehen in der Jugend am Oberleibe grau, und am Unterleibe sehr schmutzig, gelbweiß, rein weiß und dunkelbraun gesprengt aus, und lassen sich gern zahm machen, sind aber ungelehrig. — In der Stube leben sie 10 bis 14 Jahre. Ihre Krankheiten werden wie bei andern Vögeln (s. unter Feldlerche) behandelt.

Ihre Feinde sind die wilden Katzen, Baummarder und Haselmäuse, welche die Brut austreiben; die Alten werden von Falken und Sperbern verfolgt.

Sie gehören zur niedern Jagd, und werden im Herbste und im Winter, in aufgestellten und mit Vogelbeeren behangenen Sprenkeln, Dohnen oder Schlingen häufig gefangen; sie fallen auch einzeln auf die Heerde, die nahe am Walde liegen, und mit ihrem Gelocke versehen sind. — Wer ihre schnarrende Stimme mit dem Mund oder einer Pfeife nachahmen kann, kann sie im Herbst und Frühjahr sehr leicht an sich locken, und aus einem Hinterhalte mit Schießgewehr erlegen.

Sie nützen durch ihr schmackhaftes Fleisch. Die Vogelsteller rechnen von ihnen zwei zu einem Club, wenn von andern ihrer Gattung 4 dazu gerechnet werden. Durch ihren Gesang vergnügen sie den Menschen, und durch ihren lebendigen Fraß verhüten sie ihm manchen Schaden. Er dient auch als Lockvogel auf dem Heerde. — Ihr Schaden bestehet darin, daß sie durch ihren Unrath die Mistel fortpflanzen, Kirschen fressen, auch nach den Korneelkirschen, Weinbeeren und Oliven fliegen sollen.

Abweichungen sind: 1) die weiße Misteldrossel (Turdus viscivorus candidus); und 2) die graue Misteldrossel (Turdus visc. cinereus).

Mitjagd. Ist ein Recht des Landesherrn, in den Jagdgehegen seiner Landsassen und Vasallen die Jagd zugleich mit auszuüben, und ist von der Gesamtjagd in so weit unterschieden, daß letztere von den Vasallen unter einander auf gemeinschaftlichen oder vermengten Feldfluhren verrichtet, erstere hingegen in der Vasallen Gehegen von dem Landesherrn exerciret wird; s. auch Koppeljagd.

Mittagslinie, Fr. la ligne méridienne. Ist ein Durchschnitt der Mittagsfläche mit der Horizontfläche. Wenn zwei oder mehrere Fäden also hinter einander aufgehängt werden, daß die Sonne oder ein Stern, wenn sie culminiren, genau hinter ihnen zugleich durchgehet, so formiren diese Fäden die Mittagsfläche, und auf dem Boden bezeichnen sie eine Mittagslinie. Dieser Boden mag zwar, überhaupt genommen, geneigt seyn wie er will, so liegt der eingebildete Durchschnitt, womit die Fläche jener Fäden den Boden durchschneidet, immer in der Mittagsfläche; in vielen Fällen aber wär die Mittagslinie zu manchem Gebrauch gar nicht anzuwenden, wenn sie nicht auf der genauesten horizontalen Ebene läge.

Es ist bekannt, daß die Schatten aller Körper beim Aufgang der Sonne und bei ihrem Untergange am längsten sind, und daß sie immer kürzer werden, je höher die Sonne über den Horizont herauf steigt. Befestiget man also auf einer horizontalen Ebene einen verticalen Stift, und mißt die Länge des Schattens des Stifts von Zeit zu Zeit, so kann man sicher schließen, daß es Mittag ist, wenn dieser Schatten am kürzesten wird. Denn die Sonne

ſtehet alsdenn am höchſten, und iſt im Begriff ſich wieder zu ſenken. Hat man nun an irgend einem Tage (am beſten zur Zeit der Sonnenwende) die Lage des kürzeſten Schattens genau beobachtet und durch eine gezogene gerade Linie auf der Ebene bemerket, ſo wird man alsdenn an allen andern Tagen, wenn der Stift und die horizontale Ebene unverrückt bleiben, finden, daß jedesmal der Schatten des Stifts, wenn er am kürzeſten iſt, auf die einmal gezogene Mittagslinie fällt. Die Mittagslinie iſt alſo für jeden Ort der Erde eine beſtändige horizontale Linie, und es iſt allezeit Mittag, wenn die Sonne, in einer durch ſie und den Stift geſtellten vertikalen Fläche erſcheint, ſie mag hoch oder tief ſtehen. Eine ſolche Mittagsebene iſt allemal vertikal, alſo gegen den Mittelpunkt der Erde gerichtet, und eine Mittagslinie, die man einmal gezogen hat, kann nachher allezeit zur Beſtimmung des Mittags dienen.

Verlängert man in Gedanken die Mittagsebene eines Orts ohne Ende fort, ſo gehet ſie durch den Mittelpunkt der Erde, weil ſie vertikal iſt, und ſie ſchneidet überdies die ganze Erdkugel in zwei gleiche und ähnliche Hälften, ihre Oberfläche aber in einem Kreiſe, der durch den Beobachtungsort gehet. Für einen jeden andern Ort der Erde giebt es einen ähnlichen Mittagskreis, als für den Beobachtungsort. Alle aber ſind einander gleich, weil ſie alle auf der Oberfläche der Erdkugel liegen, und ihren Mittelpunkt zum gemeinſchaftlichen Mittelpunkte haben. Alle ſchneiden ſich über dieſes in zweien Punkten der Erdfläche, welche man die Pole der Erde nennt, und die gerade Linie durch dieſe Pole und den Mittelpunkt der Erde, heißt die Axe der Erde. Jeder Mittagskreis gehet von Norden nach Süden, daher liegt uns der eine Pol gegen Norden und der andere nach Süden. Jener heißt der Nordpol, dieſer aber der Südpol.

Die Hälfte eines Mittagskreiſes, welche in dem einen Pole anfängt und durch den Beobachtungsort fort bis zum andern Pole gehet, heißt der Meridian des Orts; die andre Hälfte aber dieſes Kreiſes iſt der Meridian unſrer Gegenfüßler. Jeder Ort auf der Erde hat ſeinen Meridian, es liegen aber auch viele Oerter unter einerlei Meridiane.

Von den unzähligen Arten vermittelst besonderer Instrumente die Mittagslinie zu ziehen, können hier nur einige der gewöhnlichsten und leichtesten beschrieben, einige andere aber nur erwähnt — und angezeigt werden, wo man sie beschrieben finden kann.

I) Durch eine genaue Uhr. Der leichteste Weg eine Mittagslinie zu ziehen, ist der vermittelst einer Uhr, welche nach der wahren Zeit gerichtet ist, also genau 12 Uhr zeigt und schlägt, wenn die Sonne culminiret. In diesem Augenblick wird der Schatten eines perpendikulair aufgerichteten runden, gleich dicken, am Ende zugespitzten Stifts nach seiner Direktion, durch mehrere seine in der Mitte des Schattens verzeichnete Punkte bemerkt, und dann ist eine durch diese Merkmale gezogene Linie, die verlangte Mittagslinie.

II) Vermittelst einer Magnetnadel. Eine Magnetnadel kehret sich nach Norden, aber mit einer immer veränderlichen Abweichung, deren Gesetze bis hieher noch nicht entdeckt worden sind. Sie ist nämlich nicht aller Orten in ihrer Veränderung gleichförmig, ja man hat sogar gefunden, daß die Nadel täglichen und stündlichen Veränderungen ausgesetzt, und daß die Abweichung der Magnetnadel meistens am Mittage am größten, und des Abends am kleinsten sey.

Gesetzt nun, man wisse an einem gewissen Ort auf die verlangte Zeit die genaue Abweichung, so setze man eine gute Boussole an dem bestimmten Orte auf, und drehe sie so, daß die Nadel auf der Abweichung stehet (z. B. man zähle vom Nordpunkt 19 und einen halben Grad gegen Westen), so liegt die Visirlinie der Boussole von Norden nach Süden in der wahren Mittagslinie.

Ohne eine bereits an einem Ort gezogene genaue Mittagslinie, ist die wahre Abweichung schwer zu finden; selbst künstlichere Methoden geben die stündlichen Abweichungen nicht, oder beruhen auch auf Gründen, deren geschickte Anwendung die Mittagslinie selbst, ohne Gebrauch der Magnetnadel kürzer entdeckt. Unterdessen mag dennoch der Gebrauch der Magnetnadel zur Zeichnung einer Mittagslinie in dem Fall zu empfehlen seyn, wenn eine richtige Mittagslinie

reits in der Nähe vorhanden ist. An diese stellet man den
Strich des Magnetkästchens N S genau parallel, läßt die
Nadel ruhig werden, und bemerket welche Abweichung sie
zeigt. Ohne Verzug stellet man nun auf dem Ort, wohin die
eue Mittagslinie kommen soll, das Kästchen also, daß
le Nadel auf dem nämlichen Abweichungsgrad ruhet, so
iebt die Linie N S abermal die wahre Mittagslinie. Diese
Methode empfiehlt sich insonderheit in den Fällen, wo man
n einem Orte eine Mittagslinie zu haben wünscht, der
twa nur nach Osten oder Westen eine Aussicht hat, und
anche der folgenden Methoden nicht zuläßt; sie ist kurz
ber doch ziemlich genau.

III) Vermittelst eines Gnomons und correspondi-
nder Sonnenhöhen. Ein Gnomon ist ein aufgerichteter
erpendiculairer Stab, dessen Schattensende man beob-
chtet. Da die Sonne am Mittag am höchsten stehet, so
t am Mittag der Schatten am kürzesten; in gleichen Ent-
rnungszeiten vom Mittage ist der Schatten gleichlang (die
Verbesserungen, die dabei nöthig sind, bleiben hier bei
Seite gesetzt).

Fig. 1.

Es sey demnach Fig. 1 C D der aufgerichtete Stift, xx, yy, zz, aus dem Mittelpunkte C gezogene Zirkel. Vormittags kommen des Sonnenschattens Ende genau an die Peripherie xx in a, hernach genau an b, und endlich an c, Nachmittags
enau an c, sodann an B und endlich an A. Nun halbirt
an alle diese Bögen A a, B b, c c, und wird nun, wenn
e Theilungslinien alle in einander fallen, versichert seyn
nnen, daß man genau beobachtet habe, als wenn man
ur einen Bogen genommen hätte. C M, wird die Mit-
gslinie seyn, M wird Norden, C Süden zeigen, und
N, so rechtwinklicht durch C M gezogen ist, wird in O
sten und in N Westen angeben.

Ferner sey Fig. 2. A C. der perpendikular aufgerichtete Stift (Gnomon) S die Sonne, C B. die Länge des Schattens, so ist x die Sonnenhöhe und y das Complement der Sonnenhöhe. Nun nehme man A C als den Radius an, so ist B C. der Tangens von y, also die Länge des Schattens ist der Cotangens der Sonnenhöhe. Je länger also der Radius angenommen wird, desto schärfer kann man durch Beobachtung dieser Tangente bemerken, wenn die Sonne wieder gleich hoch stehet; wenn nur bei einem höhern Gnomon das neben einfallende häufige Licht die Gränzen des Schattens nicht undeutlich machte. Man gebrauchet also 1) nicht leicht über 1 oder 1 und einen halben Schuh hohe Gnomons, und ziehet mehrere concentrische Zirkel, oder läßt 2) die Sonnenstrahlen (Bild der Sonne) durch ein kleines Löchlein einer metallenen Platte auf eine horizontale Fläche fallen, läßt von dem Löchlein der Platte einen Senkel auf die Horizontalfläche herab, welcher das Zentrum giebt, woraus mehrere concentrische Zirkel, wie vorher, gezogen werden können. Diese Methode hat viele Vorzüge, denn man kann die Merkmale des Sonnenbildes schärfer nehmen, da sich noch der Mittelpunkt desselben bemerken läßt; und es kann auch diese Platte in größerer Höhe angebracht werden, als man einem Stifte geben kann.

Weitere Arten correspondirende Sonnenhöhen oder auch correspondirende Sternenhöhen, werden hier übergangen, und können in Rost's astronomischen Handbuche Th. IV. u. a. nachgesehen werden.

IV. Vermittelst des Durchgangs des Polarsterns oder anderer Sterne durch den Meridian. Sehr bequeme und genaue Methoden, wodurch man zugleich ziemlich lange Mittagslinien erhalten kann, sind folgende:

a) Mit dem Polarstern allein. Folgende Tafel enthält die Zeit, da derselbe gerade über dem Nordpol in einer Entfernung von 1° 53′ im Meridian stehet. In 11 Stun-

n 58 Minuten nachher culminiret er unter dem Pol in
eichem Abstande. Die angezeigte bürgerliche Zeit ist für
e Meridiane brauchbar (so wie die Sonne jeden Orts um
: Uhr culminiret).

anuar	1.	5 Uhr	57 M.	Ab.		Juli	10.	5 Uhr	29 M.	M.
	11.	5 —	14 —	—			20.	4 —	49 —	—
	21.	4 —	31 —	—			30.	4 —	10 —	—
	31.	3 —	50 —	—		Aug.	9.	3 —	31 —	—
ebr.	10.	3 —	10 —	—			19.	2 —	53 —	—
	20.	2 —	31 —	—			29.	2 —	16 —	—
ärt.	2.	1 —	53 —	—		Sept.	8.	1 —	40 —	—
	12.	1 —	16 —	—			18.	1 —	5 —	—
	22.	0 —	40 —	—			28.	0 —	29 —	—
pril	1.	0 —	3 —	—		Oct.	8.	11 —	49 —	—
	11.	11 —	27 —	—			18.	11 —	12 —	—
	21.	10 —	50 —	—			28.	10 —	34 —	—
ai.	1.	10 —	12 —	—		Nov.	7.	9 —	55 —	—
	11.	9 —	34 —	—			17.	9 —	14 —	—
	21.	8 —	55 —	—			27.	8 —	32 —	—
	31.	8 —	15 —	—		Dec.	7.	7 —	49 —	—
un.	10.	7 —	34 —	—			17.	7 —	5 —	—
	20.	6 —	52 —	—			27.	6 —	20 —	—
	30.	6 —	18 —	—						

an wählet also eine von diesen Culminationen, entweder
e obere oder die untere, wie es die Jahreszeit erfordert.
se eine oder die andere zeigt die Lage des Meridians in
orden. Man hängt um diese Zeit 2 Fäden mit zuge-
itzten Senkeln also hinter einander auf, daß beide den
olarstern zugleich bedecken, so hängen beide in der Fläche
es Meridians, und bezeichnen auf dem Boden mit den
Spitzen der Senkel die Direktion der Mittagslinie. Diese
ethode hat viel Leichtigkeit und Bequemlichkeit, auch er-
lubet sie beim Operiren die gehörige Vorsicht ohne sich über-
len zu dürfen, weil der Polarstern nur ganz langsam fort-

rückt; da hingegen die Sterne in Süden, die man etwa hierzu brauchen will, weit schneller fortrücken.

b) Mit dem Polarsterne gehet beinahe zu gleicher Zeit auch der Stern E im großen Bär 2ter Größe, Alioth, der erste von den dreien im Schwanze, der nächste am Viereck, durch den Meridian. Man versuche also durch einen Senkel, wenn der Polarstern und dieser Stern vertikal über einander stehen, und hänge sodann den zweiten Senkel hinter dem ersten in beliebiger Entfernung, daß er jenen ersten und zugleich die Sterne decke; so erhält man abermals die Mittagslinie auf dem Boden. Diese Operation kann sehr bequem in der Abenddämmerung, in den Monaten Mai und Junius geschehen.

c) Man kann sich auch 2 anderer Sterne bedienen, welche zu gleicher Zeit culminiren, und also eine gleiche, oder doch beinahe gleiche gerade Ascension haben, und welche wenigstens 20 Grad in der Abweichung von einander entfernt sind. Dergleichen Sterne sind:

Am südlichen Himmel

β in der Andromede und ν im Wallfisch.
γ in der Andromede und α in den Fischen.
β im Stier und γ im Orion.
ζ im Stier und ι im Orion.
β im Fuhrmann und α im Orion.
δ im Bootes und β in der Waage.
δ in der Schlange und γ in der Waage.
γ in der Schlange und δ im Scorpion.
δ in der Leyer und θ in der Schlange.

Am nördlichen Himmel.

Der Polarstern und γ in der Cassiopeja (beide unter dem Pol).
ε in der Cassiopeja und der Polarstern (beide über dem Pol).
und η im großen Bären (unter dem Pol).
β im kleinen Bär (über dem Pol) und β im Perseus (unter dem Pol).
γ im Cepheus (über dem Pol) und γ im großen Bär (unter dem Pol.)

Man hängt abermals einen Faden mit einem spitzigen Senkel, gegen die südliche oder nördliche Seite des Himmels auf, und indem man um die Zeit, wenn beide Sterne culminiren, in einiger Entfernung von dem Senkel stehet, bemerke man, wenn beide Sterne von dem Faden bedeckt werden; in demselben Augenblick hängt man noch einen Faden mit einem spitzigen Senkel in einiger Entfernung so auf, daß er den vorigen und zugleich die culminirenden Sterne bedeckt; so geben die 2 spitzigen Senkel auf dem Boden abermals die Mittagslinie.

V. Durch Hülfe der Sonnenuhren. Endlich wo nicht die allergrößte Schärfe verlangt wird, kann die Mittagslinie durch Hülfe gut gearbeiteter Sonnenuhren ziemlich genau erhalten werden. Wenn eine Azimuthal Uhr und Horizontal Uhr, die auf viereckigten rechtwinklichten Brettchen verzeichnet sind, an einander gestellet und zugleich mit einander so lange umgedrehet werden, bis beide Zeiger gleiche Zeit weisen, so giebt die Seite der Vierecke die Mittagslinie. In jeder andern Lage treffen die Stunden nicht zusammen. Lambert hat hierzu einige Verbesserungen vorgeschlagen (s. Beiträge zum Gebrauche d. Mathem. 2 Th.)

Der Nutzen, den eine genau gezogene Mittagslinie leistet, ist ungemein ausgebreitet, beziehet sich aber hauptsächlich auf folgenden Gebrauch:

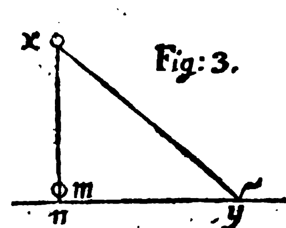
1) zu wissen, wenn ein Himmelskörper am Himmel am höchsten stehet oder culminiret;

2) die Uhren gehörig zu richten;

3) die Boussol Winkel von den Charten auf das Feld genau abzutragen;

4) Aufnahmen von einigem Umfange, oder topographische Messungen, gehörig aufzutragen und zu orientiren.

Zu dem ersten Zweck, nämlich zu wissen wenn ein Himmelskörper culminiret, ist nöthig, auf der gezogenen Mittagslinie eine Art von Mittagsfläche zu errichten. Gewöhnlich bedient man sich eines auf der Mittagsfläche gerichteten Faden Dreiecks (triangulum filare). Man



läßt nämlich (Fig. 3.) einen zugespitzten Senkel m genau auf die Mittagslinie herab hängen, in n; und vom obern Punkte des Fadens x, den man durch einen kleinen Ring ziehen kann, läßt man einen Faden (der also der nämliche seyn kann) an das andere Ende der Mittagslinie y herunter gehen, und befestiget ihn daselbst; so befinden sich beide Fäden x m, und x y in der Mittagsfläche. Zu manchem Gebrauch kann man auch nur 2 perpendikuläre Fäden auf die Mittagslinie fallen lassen.

2) Zu Richtung der Uhren ist eine genaue Mittagslinie unentbehrlich. Sie zeigt den Augenblick der Culmination der Sonne und also den Anfang des astronomischen Tages. Man richte also den Stundenzeiger auf 12, den Minuten- und Sekundenzeiger aber auf 60 in dem Augenblick der Culmination, so ist die Uhr gerichtet. Da man aber der Gleichförmigkeit des Ganges einer Uhr auf mehrere Tage gewiß seyn muß, so kann man mehrere Nächte hinter einander den Durchgang eines Fixsterns durch den Meridian beobachten, und finden, ob zwischen den Culminationen jedesmal gleiche Zeit der Uhr herauskomme, und wie viel die Uhr einen Sternentag vorlaufe oder zurückbleibe.

3) So obenhin wird heut zu Tage kein Riß oder keine Charte gefertiget, daß nicht wenigstens die Nordlinie der Magnetnadel oder der Boussole darauf gezeichnet würde. Kömmt aber der Fall vor, daß die gemessenen Boussolwinkel mittelst paralleler Nordlinien durch jede Station aufgetragen worden sind, und auf ähnliche Art nach Verlauf einiger Zeit, von dem Papiere auf das Feld abgetragen werden sollen, und ist die Abweichung der Magnetnadel von der wahren Mittagslinie zur Zeit der Messung nicht mit aufgetragen worden; so wird man beim Abtragen allemal um so viel fehlen, als die Veränderung in der Abweichung in der verflossenen Zeit beträgt. Man muß also die Abweichung der Nadel vorerst wieder untersuchen und zu den Winkeln auf der Charte so viel hinzu thun oder wegnehmen, als die Abweichung jetzt oder — gegen jenesmal besagt.

4) Wenn eine Charte etwas mehr Umfang bekommen
oll, als ein gewöhnlicher Forstriß, wenn z. B. eine be-
rächtliche Anzahl Reviere, es sey zu welchem Behuf es
wolle, an einander gesetzt werden sollen; so wird die Charte
hne astronomische Hülfe, mithin ohne Mittagslinie, nie-
nals richtig orientirt werden können, weil es bei der An-
inandersetzung darauf ankömmt, daß die Hauptpunkte tri-
onometrisch bestimmt, und geographisch aufgetragen
erden.

Als Beispiel merkwürdiger Mittagslinien verdienen
ngeführt zu werden: die Egyptischen Pyramiden, deren
Wände der französische Akademist Chazelles im Jahr 1693
enau mit den Cardinalpunkten des Horizonts übereinstim-
iend fand. In der Petronius Kirche zu Bologna errich-
te J. Dom. Cassini im Jahr 1655 den berühmten Gno-
on und Mittagslinie 178 Fuß 6 Zoll lang, aus Metall
Marmor eingelegt. Zu Florenz in der Metropolitan-
rche hat der Abt Bernh. Ximenes im Jahr 1756 einen
hr alten Gnomon, den ein Florentiner, Paulus Tosca-
elli noch vor dem Jahre 1510 verfertiget hatte, wieder
rgestellet; die Mittagslinie soll an Größe und Genauig-
it jene zu Bologna noch übertreffen. Sonsten sind noch
e Mittagslinien von M. Rocco Bovi zu Neapel; zu Pa-
s auf der Sternwarte und bei St. Sulpice von beträcht-
her Größe. In Dresden hat Hr. Inspector Köhler in
m mathematischen Salon auch einen Gnomon von 16
id einem viertel Fuß Höhe errichtet, dessen Einrichtung
sonders zu empfehlen ist.

Außer den bereits angeführten Schriften können hier-
er noch nachgesehen werden: P. P. Fixlmüller, meridia-
is speculae astronomicae Cremifanensis, Styrae, 1765.
Brander Beschreibung eines magnetischen Declinatorii
id Inclinatorii, Augspurg, 1779. von Segner astronom.
orlesungen. Rost, Diss. de linea meridiana, Regiom.
'16. Schmith, Lehrbegriff der Optik. Augsb rc. rc.

Mittelbaum, Mittelholz, Fr. Bois vif, Bois verd.
eißt ein Baum, der ohngefähr die Mitte seines Lebens
reicht hat. Dieser Benennung bedient man sich gemei-
glich von den Schwarzhölzern, und zwar wenn die Stäm-

me so stark geworden sind, daß sie Brunnenröhren geben oder eine Spanne halten, welches auf gutem Boden in 55 bis 60 Jahren geschehen kann.

Mittelhörner, s. Hiefhörner.

Mitteljagd, Fr. Chasse moyenne. Ist die näher bestimmte Eintheilung der Jagden in den Ländern, wo die Jagd in drei Klassen abgetheilet ist; s. unter Jagd.

Mittelschnepfe, Lat. Scolopax major, Linn. Engl. the great Snipe, Penn. auch genannt: große Schnepfe. Sie gehört unter die Ordnung der Sumpfvögel, und ist von der Gattung der Schnepfen eine Art, die folgende Kennzeichen hat. Der Scheitel und die Beine sind schwarz, erstere durch einen blassen Streif in zwei Theile getheilt, und ein blasser Streif befindet sich ebenfalls unter den Augen.

Man findet diese Schnepfe, welche 18 Zoll lang ist, und das Mittel zwischen der Waldschnepfe und der Heerschnepfe hält, in Deutschland selten. Ihr Schwanz ist 2 Zoll 2 Linien lang, und wird halb von den Schwingen bedeckt. Sie wiegt 8 Unzen. Der Schnabel hat gerade die Gestalt wie an der Waldschnepfe, ist gerade, an der Spitze etwas stärker, schmutzig gelblichgrün, an der Spitze schwarz. Die Füße sind schwärzlich und geschildert, der nackte Theil der Schenkel 6 Linien, die Beine 1 Zoll 10 Linien hoch, die mittlere Zehe 1 Zoll 6 Linien und die hintere 6 Linien lang.

Der Kopf ist der Länge nach durch eine rostrothe Linie getheilt; diese hat zu beiden Seiten eine breite, schwarze, und sowohl über als unter jedem Auge läuft eine rostrothe dritte weg; der Rücken, die Schultern und Deckfedern der Flügel sind rostroth, schwarz gestreift und letztere auch weiß eingefaßt; der Hals und die Brust gelblichweiß mit schwarzer Einfassung; der Bauch zur Seite schwarz gesprenkelt; die weichen Schenkel- und Afterfedern schwarz gezeichnet; die vordern Schwungfedern dunkelbraun; der Schwanz rostfarbig, schwarz gestreift, die 2 mittelsten Federn ausgenommen. — In ihrer Lebensart soll sie mit der Waldschnepfe ganz übereinkommen.

Mitteltücher, s. Dänische Tücher.

Mönch, Lat. Motacilla Atricapilla, Linn. Fr. la Fauvette tête noire, Buff. Engl. the Black-cap, Penn. auch genannt: schwarzköpfige Grasmücke; Klosterwenzel, Schwarzkappe, Schwarzkäppchen, Schwarzkopf, Schwarzplatte, Plattenkopf, Mohrenkopf, Grasspatz, Plattenmönch, Murrmeise, kleiner Mönch, Pfaff, Afternachtigall, Kardinälchen, Grasmückchen. Ist, als Singvogel, eine Art von der Gattung der Sänger, und zwar von der ersten Familie derselben, den Grasmücken. Als Kennzeichen ihrer Art ist sie oben dunkler, unten heller grau. Der Oberkopf des Männchens ist schwarz, und der des Weibchens rostbraun.

Dieser Vogel wird wegen seiner rundlichen beim Männchen schwarzen, und beim Weibchen rostbraun gefärbten Kappe Mönch genannt, und man hat ihn deswegen, besonders da das Weibchen etwas größer ist, als das Männchen, von jeher als zwei verschiedene Arten getrennt, den Mönch oder die Grasmücke mit der schwarzen oder mit der rothen Kappe, da doch diese Verschiedenheit nur das Geschlecht betrift. Er gleicht an Größe der weißen Bachstelze, ist 6 und einen halben Zoll lang und 10 und einen halben Zoll breit. Der Schwanz ist 2 Zoll 10 Linien lang, und die Flügel reichen bis auf die Mitte desselben. — Der Schnabel ist 6 Linien lang, grade, braunblau, die Ränder, die Wurzel des Unterkiefers und der Rachen gelblich weiß; der Augenstern kastanienbraun; die geschilderten Füße und Klauen braunblau, die Beine 1 Zoll hoch, die mittlere Zehe 9 und die hintere 6 Linien lang.

Der Oberkopf ist von der Stirn an über die Augen weg und am Hinterkopf herum schwarz; die Wangen und der Nacken sind hell aschgrau; der übrige Oberleib mit den Deckfedern der Flügel aschgrau mit Olivengrün überzogen; der Unterleib ist hell aschgrau weißlich auslaufend. Die Seiten und Schenkel wie der Rücken; die mittelmäßigen Afterfedern und die Unterflügel weiß und grau gefleckt; die Schwungfedern dunkelbraun, an den Spitzen weißgrau, die beiden erstern weiß; der Schwanz ist gerade, dunkelbraun mit der Rückenfarbe gerändet, und an den Spitzen ein weißgrau gesäumt.

Das Weibchen ist gegen das Männchen allzeit etwas grösser und 6 und dreiviertel Zoll lang. Der Scheitel hat eine rostbraune Kappe; der Oberleib ist röthlichgrau, olivengrün überlaufen; die Wangen und Kehle sind hell aschgrau; die Brust, Seiten und Schenkel blaßgrau, olivengrün vorschimmernd; der Bauch röthlichweiß; die Schwung- und Schwanzfedern dunkelbraun mit der Rückenfarbe gesäumt. — Alle kleine Federn sind geschlissen.

Dieser Vogel ist munter, kriecht geschickt durch alle Büsche, fliegt schnell, hüpft aber auf dem Boden lahm. Er hat eine reine, sanfte und flötenartige Stimme, und singt im Zimmer das ganze Jahr hindurch und fast den ganzen Tag; im Freien singt er auch spät in den Abend hinein, wie die Nachtigall, und erhebt auch des Morgens vor Tages Anbruch seine Stimme schon wieder. Seine Lockstimme ist ein schmatzendes Tack!

Der Mönch ist in ganz Europa zu Hause, bewohnt die Laubhölzer, in bergigen und ebenen Gegenden, und die an solche Waldungen stoßende Gärten; vorzüglich findet man ihn in den einzelnen Feldhölzern, die dichtes Gebüsch haben. Seine Wanderungen tritt er Ende des Septembers an, streicht aber schon vor der Mitte des Septembers bis in Oktober herum. In der Mitte des Aprils, einige Tage vor der Ankunft der Nachtigal ist er wieder bei uns.

Er nährt sich von kleinen Spann- und Wickelraupen, Fliegen, Mücken, kleinen Nachtschmetterlingen und andern Insekten und Insektenlarven und Puppen, von Kirschen, Hollunder- und Johannisbeeren. In andern Gegenden soll er auch Lorbeer- Kellerhals- Epheu- und Faulbaumsbeeren genießen. — In der Stube bekömmt er Gerstenschrot mit Waizenkleie, Semmel und Milch vermischt, zuweilen etwas Hanf, und einige Mehlwürmer und Ameiseneier. Er badet sich gern, und will daher alle Tage frisches Wasser haben.

Er nistet nur einmal, selten zweimal des Jahrs in die Hecken, oder in das Gebüsch, und zwar mehrentheils in einen Weißdornbusch. Das Nest ist fest, halb kugelrund nud schön gebaut. Das Weibchen legt 4 bis 6 stumpfe Eier, die im Grunde gelblichweiß, mit etwas erhöhter gel-

)er Farbe marmorirt und mit einigen braunen Punkten be-
treut sind. Es brütet sie mit dem Männchen aus, wel-
hes besonders die Jungen mit Baumraupen, Motten und
ındern fliegenden Insekten füttert. — Sie werden oft die
Pflegeeltern des Kuckuks. — Füchse, Marder, Iltis,
Wiesel und Katzen sind Feinde, die ihrer Brut nachstellen.

Da sie nicht scheu sind, so lassen sie sich leicht mit dem
Blasrohr und der Flinte erlegen, welches man aber nicht
;erne thut. — Für die Stube fängt man sie im Julius
ınd August mit Johannisbeeren und Berghollunderbeeren
n Sprenkeln, im September aber hängt man schwarze
Hollunderbeeren vor. — Im Frühjahr gehen sie unter das
Garn und die Leimruthen, wenn man ihnen Mehlwürmer
ur Lockspeise auf einen gereinigten Platz legt. — Sie fal-
en auch einzeln mit auf die Heerde, welche in Gebüschen
iegen. Auf den Tränkheerd aber gehen sie nur mit der
rößten Vorsicht. Auch in der Schneuß sind sie mis-
rauisch.

Sie nützen durch ihr gut schmeckendes Fleisch; man sieht
s aber nicht gern, wenn sie sich in der Schneuß fangen,
a man sie ihres angenehmen Gesangs halber lieber schonet.
— In Wäldern und Gärten nützen sie durch ihren Insek-
enfraß.

Monatliche Beschäftigung. Welche Geschäfte der
Forstmann sowohl als der Jäger in jedem Monate vorzüg-
ich zu berücksichtigen und zu verrichten hat; davon wird
nter dem Namen jedes einzelnen Monats, als Jänner,
Februar, März, April u. s. w. gesagt.

Moorhahn, s. Birkhuhn.

Moos, Lat. Muscus, Fr. Mousse. Hierunter wer-
en verschiedene Arten von Waldgewächsen verstanden, wel-
he zwar von einfacherm Bau, als andere Pflanzen sind,
ber doch wahre Wurzeln, Stengel, Blätter und Blüthen
aben, die einzeln stehen, knopfförmig gestaltet, bald ge-
tielt, bald stiellos sind. Einige Arten sind von dunkel-
der hellgrüner, etwas in das Braune oder Rothe fallende
Farbe, wenige sind grau, oder von andern besondern Far-
en, die wenigsten silbergrau oder ganz weiß. Einige krie-
hen nur umher, und überziehen Bäume, Erde und Steine,

andere bilden dichte Rasenflecken; die meisten erwachsen in einen Filz.

Diese sonderbaren Gewächse ertragen die strengste Kälte, und fordern beständige Feuchtigkeit. Daher findet man sie auf den höchsten Bergen, wie in den tiefsten Thälern, Abgründen und Morästen. Schattige und feuchte, oder sumpfige Oerter sind den Moosen besonders willkommen. Man findet auch Plätze, wo Tannen, Fichten und Kiefern stehen, öfters mit verschiedenen Moosen dichte bewachsen.

Die meisten Arten sind dauerhaft, wachsen und blühen nur im Winter. In der wärmern Jahrszeit ziehen sie sich zusammen, werden welk und trocken, in der folgenden kühlern leben sie wieder auf, dehnen sich aus, wachsen und blühen von neuem. Dieses wechselsweise Welken und Wiederaufleben der Moose dauert nur eine bestimmte Zeit; nach dieser sterben sie wie andre Pflanzen, und bleiben todt.

Die eigentlichen Moose, welche zum Unterschied der Aftermoose, auch Laubmoose genannt werden, haben Wurzeln und stiellose netzartig gewebte Blätter, die entweder nur auf der Wurzel, oder an einfachen oder zertheilten Stengeln, und auf verschiedene Art befestiget sind. An den Seiten oder Endungen der Stengel stehen die jüngern Blätter knospenförmig bei einander, und hüllen daselbst die Geschlechtstheile ein. Nur wenige Arten aber tragen beiderlei Geschlechtstheile bei einander, sondern fast alle haben halb oder ganz getrennte Geschlechter. Die vom männlichen Stengel gehen oft nach der Blüthe aus, die weiblichen blühen und reifen zugleich an verschiednen Stellen, und brauchen mehrentheils ein Jahr, um von der Blüte zur Reife der Früchte, welche im Winter am häufigsten bemerkt wird, überzugehen. Immer stehen mehrere Geschlechtstheile von jeder Art an einem Orte beisammen.

Die weiblichen Stempel haben ihren Fruchtknoten und einen verlängerten Griffel, mit einer trompetenförmig erweiterten Narbe. Seltnere Ausnahmen abgerechnet, ist unter mehrern neben einander stehenden Stempeln einer am größten, und dies erwächst allein, mit Ausschluß der übrigen, zur reifen Frucht. — Die männlichen Theile bestehen aus walzenförmigen Beuteln, die nur am obern Ende einen zähen Staub von sich geben, und am Grunde auf sehr kur-

;en Stielen befestiget sind. Bei beiden Geschlechtstheilen
efinden sich noch in Menge andere saftvolle und meist ge-
lliederte Körper oder sogenannte Saftfäden von verschiede-
ıer Gestalt, und die zu einer längern Aufbewahrung der
Feuchtigkeit zu dienen scheinen.

Die reife Frucht ist in Gestalt und Richtung verschie-
ıen. In ihrer Höle ragt der Fruchtstengel bald mehr, bald
veniger hervor, und in ihrer untern und größern Hälfte
ind die Saamen befindlich. Die obere Oefnung wird von
em Deckel oder der andern Hälfte so lange verschlossen, bis
ie Frucht nach der gänzlichen Reife völlig ausgetrocknet ist;
ierauf fällt der Deckel ab, und wird in den meisten noch
urch fischreusenartige Strahlen, die am Rande der Mün-
ung nach einwärts gehen, sich aber bei der Trockenheit
uf und nach auswärts breiten, abgeworfen.

Die Saamen haben nach den verschiedenen Arten sehr
estimmte Oberflächen, sie keimen erst mit einfachen, nach-
er ästigen und gegliederten, besondern Saamenblättern,
ınd bringen die nämliche Moosart hervor, von der sie ge-
ommen wurden.

Oekonomisch betrachtet können die Moosarten unsern
Forsten theils nützlich, theils schädlich werden, je nachdem
ich Absichten und Vorfälle ereignen. Im Ganzen genom-
nen, kann und soll das Moos, nach der großen und allge-
neinen Naturhaushaltung, nirgend schaden, sondern es
nuß vielmehr in seiner Ordnung alle auf einander folgende
Endzwecke im Zusammenhange richtig erfüllen. Es kann
ılso nur dann in gewissen Fällen schädlich werden, wenn
urch Absichten und Anstalten den Naturwirkungen entge-
;en gehandelt wird.

In Ansehung des Nutzens, den die eigentlichen Moos-
ırten in Waldungen haben können, geben sie allen Saa-
nenarten, und besonders den allerkleinsten, die ihnen zuge-
ührt werden, den ersten Aufenthalt, Schutz gegen Frost,
Hitze und andere Witterung, und die erste zarte Nahrung.
Ferner trägt das Moos auf hohen Gebirgen ungemein vieles
ur natürlichen Fruchtbarkeit und zur Fortpflanzung der
Bäume bei, indem ihre härtesten Felsen und die steilsten
Orte durch den allmälich vorgehenden Anflug des Mooses
ıach und nach mit Waldungen bedeckt werden. Der Moos-

saamen legt, sich nämlich bei feuchter Witterung in die häufigen Spalten, Ritzen. Vertiefungen und Hölen, und füllt diese züerst mit Moos aus, der dann mit der Zeit den durch die Sturmwinde auffliegenden Saamen aufnimmt, sich vererdet, und die verschiedenen Holzarten so lange nähret, bis sie im Stande sind, in die Zwischenräume tiefer zu wurzeln, und sich die Nahrung selbst zu verschaffen. Hieraus erhellet deutlich, daß das Moos nicht etwa nur eine zufällige oder ganz gleichgültige Erd- Berg- oder Waldbedeckung sey, welches überdies noch viele andere, und besonders fremde Gewächse bezeugen, die in der Erde gar nicht, oder doch überaus schwer und langsam auskeimen, nachdem aber außer dem Moose einen schlechten Wachsthum haben. Wenigstens müssen ihre Saamen im Moos auskommen, und in diesem ihre erste Nahrung so lange haben, bis sie ihre Wurzeln tiefer unter sich schlagen, und durch das Moos in die Erde selbst verbreiten können.

Der Schaden, den das Moos in den Forsten, in den Baumgärten und auf Wiesen thun kann, bestehet darin, daß es öfters zu sehr überhand nimmt, und alles überziehet, welches man das Bemoosen nennt, und besonders in bedeckten, feuchten und schattigen Orten geschiehet. Wegen der darunter steckenden allzuvielen Feuchtigkeit, auch des darin wohnenden Ungeziefers wird es zuweilen schädlich, und verderbet also auch das Holz. Etliche besondere Moosarten sind Anzeigen des unfruchtbaren kalten Bodens; alle zusammen aber erhalten das glimmende und verborgene Erdfeuer, bei sehr trocknem Wetter, und breiten es in den Forsten eben so geschwind aus, als der feinste Zunder, worauf in den Sommermonaten die größte Acht zu haben ist.

In deutschen Forsten findet man häufig folgende Moosarten: das gemeine Kolbenmoos (Lycopodium clavatum) das Nadelkolbenmoos (Lycopodium Selago); das gemeine Haarmoos (Polytrichum commune); das Feldknotenmoos (Bryum rurale); das Mauerknotenmoos (Bryum murale); das Krückenförmige Astmoos (Hypnum rutabulum); und das baumförmige Astmoos (Hypnum dendroides).

Die Flechten oder Aftermoose (Algae), die zwischen Moosen und Schwämmen das Mittel halten und von den

Forstmännern zu den erstern gezählt werden, sind von ganz besonderer, und sehr verschiedener Gestalt unter sich selbst, bald aus Fäden, bald aus einem hölichten Gewebe, bald aus einem blätterähnlichen oder gallertartigen Wesen u. s. w. bestehend, bald trocken, zähe und dicht, bald saftig, locker und markig. Sie haben Wurzeln, Stiele und Blätter, die sich aber ganz unmerklich in einander verlieren, daß sie schwer von einander zu unterscheiden sind. Die Blüthen sind an den meisten Arten gar nicht wahrzunehmen, oder von einem ganz unkenntlichen Bau; nur sieht man, daß zu gewissen Zeiten Knoten, Schilder oder becherartige Vertiefungen u. s. w. auf denselben entstehen, welche entweder die Befruchtungswerkzeuge oder schon die Saamen selbst sind.

Die Menge der Erd- und Baumflechten ist in unsern Waldungen im dichten Holze überaus beträchtlich. Sie haben ihren Sitz auf jungen und alten, frischen und dürren Bäumen, auf der Erde, und auf Felsen, wo sie im Herbst, Winter und Frühlinge, besonders bei anhaltender nasser Witterung grünen und sich ungemein vermehren, im Sommer aber, bei trockner Wärme, an freien entlößten Orten wieder abnehmen und vertrocknen. Stämme und Aeste werden von ihnen so gänzlich überzogen, daß sie, besonders auf der Nordseite, anfänglich staubig und rauch, hernach haarig und schuppig erscheinen. Einige nennen diesen Zufall die Wald- oder Baumkrätze; die Baumflechten aber, wovon die Bäume überzogen und hernach im Wachsthume gestöret werden, das Baummoos; von welchem sie aber sehr verschieden sind.

Die Flechten geben verschiedene Farben auf Wolle, Baumwolle, Seide und Garn, und sind eine schlechte Nahrung für zahme und wilde Thiere. Gleichwohl aber sind sie weit weniger nutzbar als die Moose; denn die Vortheile, die theils gering sind, theils nicht genützt werden, sind gegen den Schaden am Holze fast gar nichts zu rechnen, welchen sie thun, sobald sie überhand nehmen, und die Rinde dick überziehen, da sie denn die Eingänge, durch welche die saftigen Feuchtigkeiten eindringen sollten, verstopfen, und diese an sich ziehen, wodurch dann die jungen Bäume und alle, so mit glatten und dünnen Rinden versehen sind, in

ihrem Wachsthum sehr zurückgesetzt werden. Ueberdieß dienen sie auch einer großen Menge des kleinsten Ungeziefers zum Aufenthalte, das den Bäumen in vieler Absicht schädlich ist.

Zu den Flechtenarten oder Aftermoosen gehören vorzüglich folgende. Die fleischfarbige Flechte (Lichen ericetorum); das Isländische Moos (Lichen islandicus); welches als ein vortrefliches Arzneimittel berühmt ist. Ferner das Lungenmoos (Lich. pulmonarius); die Wachholderflechte (Lich. juniperinus); die Bartflechte (Lich. barbatus); und die gemeine Becherflechte (Lich. pyxidatus).

Moosbeere, lat. Vaccinium oxycoccos, Linn. Fr. Canneberge, Brimbelle de Marais, Engl. the Cranberry; auch genannt: Moospreußelbeere, Hübelbeere, Fennbeere, Torfbeere, Winterbeere, Schneebeere. Ist immergrünes Laubholz, und gehört unter die Rankenhölzer, und zu dem Geschlechte der Heidel- und Preußelbeere. Man findet es vorzüglich auf Torfboden, sumpfigen Oertern und an morastigen Quellen, wo es mit seinen dünnen hölzernen Reben sehr weit auf der Erde ausstreicht.

Die Rinde ist am jungen Holze röthlich grün, und am alten glatt purpurroth. Die sehr kleinen immergrünen Blätter sind von Gestalt oval zugespitzt, glattrandig, oben dunkelgrün und glänzend, unten mattgrün, mit einer starken Ader, die oben eine Vertiefung hervorbringt, durchzogen, am Rande zurückgerollt. Die Zweige sind von der Dicke eines Bindfadens, biegsam, zähe, kriechend. Das Holz ist gelblich und von mittelmäßiger Härte und Dauer. Die Zwitterblüthen mit 8 Staubfäden erscheinen im Junius an den Spitzen der Zweige und neigen sich auf die Seite. Die Kronenblätter sind roth. Die Erbsengroßen, durchsichtigen rothen Beeren reifen im Oktober, bleiben aber den Winter über hängen, und sind von einem weinsäuerlichen Geschmack. Sie enthalten viele kleine Körner als Saamen.

Die Beeren werden, wie die Heidelbeeren, zu Mus bereitet. Außerdem nehmen sie Goldschmiede zum Weißsieden des Silbers. In Petersburg werden sie wegen ihrer angenehmen Citronensäure in sehr großer Menge zu Punsch und andern Küchenfabrikaten gebraucht.

Moosrechen, Streurechen, Fr. émouser. Gehört mit unter die Waldmisbräuche, da das Moos, vorzüglich in den Nadelwaldungen, mittelst hölzerner oder eiserner Rechen gesammelt, und zum Streuen für das Vieh angewendet wird. Da hierdurch der Wald nicht nur seiner natürlichen Düngung, sondern auch des Schutzes und der Bedeckung der Baumwurzeln gegen Frost, Hitze rc. beraubt, ingleichen die Fortpflanzung der Bäume dadurch gehindert wird (s. Moos); so ist es in aller Absicht den Forsten schädlich. Am nachtheiligsten ist es besonders, wenn es mit eisernen Rechen geschiehet, weil durch selbige eine Menge zarter Saugwurzeln losgerissen werden, da denn die Bäume, wenn Hitze und Dürre lange anhält, um so leichter wegen Ermangelung hinlänglicher Nahrung vertrocknen.

Da indessen in gebirgigen Gegenden diese üble Gewohnheit nicht allezeit, wenigstens nicht überall abzuschaffen ist; so kann sie jedoch aber weniger schädlich gemacht werden, wenn der Förster genaue Aufsicht hält, daß es nicht in jungen, im vollen Wuchse stehenden Dickigen, sondern höchstens nur unter dem Holze von höherem Alter, am besten da, wo in wenigen Jahren die Holzschläge hingelegt werden, geschieht, und dergestalt, daß das Moos blos mit hölzernen Rechen leicht zusammengeharket, auch solches an einem Orte in mehreren Jahren nicht wiederholet werden darf.

Mooswelhe, s. Rostweihe.

Morgen, s. Acker.

Mornell, lat. Charadrius Morinellus, Linn. Fr. le Guignard, Buff. Engl. the Dotterl, Penn. auch genannt: Mornellchen, Morinell, Possenreißer. Gehört unter die Ordnung der Sumpfvögel, und ist von der Gattung der Regenpfeifer eine Art. Dunkelorangengelbe Brust, über welche eine weiße Querlinie, so wie über die Augen geht, unterscheidet sie von den übrigen Arten.

Er gleicht an Größe einer Schwarzdrossel, ist 10 und drei viertel Zoll lang und 18 und ein halb Zoll breit. Der Schwanz ist 2 und ein halb Zoll lang, und wird bis fast an die Spitze von den Flügeln bedeckt. Er wiegt 4 Unzen. Der Schnabel ist 10 Linien lang und schwarz; die netzförmigen Füße dunkelbraun, der nackte Theil der Schenkel

6 Linien hoch, die mittlere Zehe 11 Linien lang und die äußere mit der mittlern durch ein Häutchen bis zum ersten Gelenke verbunden.

Die Stirn ist dunkelbraun und grau; der Scheitel schwarz; vom Schnabel läuft über jedes Auge eine weiße Linie; Kehle und Schläfe sind weiß; der Nacken, Rücken, die Schultern und Deckfedern der Flügel und des Schwanzes braungrau, dunkelgelb eingefaßt; die Gurgel aschgrau olivenfarben, mit einer schwarzen Linie begränzt; die Brust, die Seiten und der Bauch dunkelorangengelb, erstere mit einer weißen Querlinie und letzterer in der Mitte schwarz; die langen Afterfedern und die Schenkel röthlichweiß; die Schwungfedern dunkelbraun; der Schwanz dunkel olivenfarbig und die Enden der äußersten Federn weiß. — Das Weibchen ist etwas größer, dunkler, auf dem Scheitel dunkelbraun, an der Brust aschgrau und der schwarze Fleck am Bauche fehlt, oder ist weiß gefleckt.

Dieser Vogel ist nicht menschenscheu, und besonders wegen seines Nachahmungstriebes, vermittelst welchem er, wie der Affe, alle Bewegungen der Menschen und Thiere nachahmt, merkwürdig, weshalb er auch der Possenreißer heißt. Wenn ein Heerd zum Vögelfange zurecht gemacht wird, kömmt er nahe herzugeflogen, sieht der Arbeit zu, macht allerhand lächerliche Bewegungen, und geht ohne Scheu in das aufgestellte Netz. Schießt man einen von diesen Vögeln, so kömmt die ganze Schaar herbeigeflogen, betrachtet ihren todten Kammeraden, und man kann ihrer mit einem zweiten Schusse mehrere erlegen. In England fängt man sie bei Licht, und treibt sie schaarenweise in die Netze.

Er bewohnt die mitternächtlichen Gegenden, und kömmt nur auf seinen Zügen, zu Ende des Augusts, in die südlichern und nach Deutschland, wo er sich auf den gepflügten Aeckern und in Weinbergen gern aufhält. Zu Ende des Aprils geht er wieder in seine nördliche Heimath. — Seine Nahrung sind Raupen, Käfer, Holzwürmer und Erdschnekken. — Aus seinem Fleische wird ein wohlschmeckendes Gericht bereitet.

Motte, Schabe, Lat. Phalaena Tinea, Fr. Teigne. Diese gehören unter die minder schädlichen Waldinsekten.

Ihre Raupen sind klein, und oft nur durchs Vergrößerungsglas kenntlich; sie verwandeln sich über der Erde. Die Motten sind klein, und rollen meist die schmalen Flügel zusammen, wenn sie ruhen. Sie wohnen in den Knospen, Blätterbeulchen, jungen Zapfen, Keimen, innerhalb des Marks der Blätter, in den Harzbeulen, auch in der Rinde zwischen den Zweigen. Auf den Blättern verursachen sie die schlangenförmigen Zeichnungen, aus welchen der Aberglaube sonst gemeine Landplagen vorhersehen wollte. Einige Arten dieser Familie schaden vorzüglich dem Nadelholze.

Die Tannenzapfenmotte (Ph. Tin. Strobitella) bewohnt im Julius die Tannen; sie haben braune und silberfarbige gewässerte Flügel. Die Larve oder Made steckt in den jungen weichen Tannenzäpfchen, die sie sehr fehlerhaft macht oder gar zerstöhret.

Die lichtgraue Maiwachsmotte (Ph. Tin. Turionella); eine glänzende grauweiße Phaläne, die im Julius auf den vornämlich noch jungen Kiefern, mit einem gelben Bruststücke, deren Larve oder Made zu Ende des Maimonats schon den noch weichen Maiwachs auf den Kiefern verwüstet, an welchen oder in welchen sie wohnet.

Die lichtgraue und brauntüpfliche Maiwachsmotte (Ph. Tin. Dodecella) hält sich im Julius auf den jungen Fichten und Kiefern, in den Gehegen auf. Die Larve wohnt in dem Maiwachse der Fichten und Kiefern, welcher dadurch verdorret oder in ein Misgewächs ausartet. — Die graue Rindenmotte (Phal. Tin. corticella) hält sich in der Rinde zwischen den Zweigen der Erle und der fruchttragenden Bäume auf, an dicken schattigen Orten.

Mühlachse, s. Wagenschußpfosten.

Müllerchen, s. unter Grasmücke.

Mündung, Fr. Calibre. Heißt die obere Oeffnung an einem Büchsen- oder Flintenlauf.

Mutter, s. Hülse.

N.

Nachbinden, Fr. contre-venter. Folgt auf das vorbinden, welches darin bestehet, daß bei der Stellung

des Zeuges bei einem Hauptjagen die obern und untern Leinen der Tücher an Heftel oder Bäume angebunden werden; nachbinden heißt es aber, wo die Leinen an dem andern Ende des Tuches wieder angebunden werden.

Nachfährte, s. Hinfährte.

Nachhängen, Nachsuchen, Fr. tranler. Heißt beim Jäger, wenn er mit dem Leithunde an dem Hängeseil, oder mit einem Schweißhunde an dem Birschriemen auf einer frischen Fährte, oder auf der Flucht und Schweiß, mit einem dieser Hunde fortarbeitet, um der Sache völlig gewiß zu werden.

Nachraum, Fr. Copeaux. Heißt, wenn auf einem Holzschlag etwas vom Holze stehen oder liegen geblieben ist, welches noch hätte mitgenommen werden können, und solches nun noch nachgeschlagen und aufgemacht wird.

Nachstellen. Ist die Verrichtung des Jägers, wenn, nachdem das große oder kleine Jagdzeug einmal angebunden und ausgeschlagen ist, selbiges nachher auf die Forkeln oder Stellstangen gebracht, und überall, wo es nöthig, befestiget wird, so daß nicht leicht etwas unter dem Zeuge hinaus kommen kann.

Nachteule, Lat. Strix Aluco, Linn. Fr. la Hulotte, Buff. Engl. the grey Owl, Penn. auch genannt: Große Baumeule, gemeine Eule, Mauseule, graue Buscheule, Knappeule, Grabeule, braune Eule, rothe Eule, Huhu, Waldäuffl. Gehört als Raubvogel unter die erste Ordnung des Linne'ischen Systems, und zwar unter die Gattung der Eulen, von deren zweiten Familie, den Käuzen, sie eine Art ausmacht, welche sich durch folgende Kennzeichen von den übrigen unterscheidet. Der Regenbogen im Auge ist dunkel, die vierte und fünfte Schwungfeder die längste, und die Füße weiß und schwärzlich getüpfelt.

Diese große Europäische Eule wird in den deutschen Waldungen allenthalben angetroffen. Sie ist 1 Fuß 4 und dreiviertel Zoll lang, der Schwanz 7 Zoll, die Breite der Flügel 3 Fuß 4 Zoll, und reichen ein wenig über die Schwanzspitze hinaus. Der Schnabel ist 1 und einen halben Zoll lang, sehr gekrümmt, in der Mitte grünlich, an den Seiten hornfarben; die Regenbogenfarbe ist schwärzlich dunkelblau, oder dunkelbraun; die Krallen sind schwärzlich;

ie Beine 2 und einen halben Zoll hoch, die mittlere Zehe
und einen halben Zoll, und die hintere dreiviertel Zoll
ang.

Der Kopf ist sehr groß, rund und dicht in Federn ein-
gehüllt; der Federkreis um die Augen ist sehr stark und dicht,
ind besteht aus einfachen weißgrauen schwärzlich gestrichel-
en Federn; die großen Ohren und das Kinn sind mit etli-
hen Reihen weiß, braun und schwarzgefleckter Federn um-
eben; von der Stirn bis zum Scheitel läuft ein breiter ka-
tanienbrauner Streif. Die gefiederten Füße und Zehen
ind schmutzigweiß und schwärzlich punktirt; der Oberleib
st röthlich aschgrau; der Unterleib weiß mit schwärzlichen
Quer- und Längsstreifen; der Kopf hat kleine und die gro-
ßen Deckfedern der Flügel und die Achselfedern haben große
weiße Flecken; die Schwung- und Schwanzfedern haben
unkelbraune und grau röthliche Querstreifen; die drei ersten
Schwungfedern sind sägenförmig ausgezackt, und haben
uf der äußern Seite einzelne große und weiße Flecken. —
Doch giebt es in der Grundfarbe lichtere und dunklere. —
Das Weibchen ist immer dunkler, mehr braun, zuweilen
uchsroth von Farbe, das Männchen mehr aschgrau.

Ihr Flug ist vorzüglich leicht und ohne das mindeste
Geräusch. Sie schreit tief und dumpfig Hu, hu, hu,
uhuhu! Man kann sie ohne Mühe zahm machen. Den
Sommer hindurch hält sie sich beständig in Wäldern auf,
nd nur im Winter nähert sie sich zuweilen unsern Woh-
ungen. Am Tage verbirgt sie sich in holen Bäumen, oder
n den finstersten dicksten Aesten, und sitzt unbeweg-
ich da. In der Abenddämmerung verläßt sie ihren
Ruheort, macht Jagd auf kleine Vögel, und besonders
uf Feldmäuse, Maulwürfe und Käfer. Im Winter
liegt sie auch nach den Scheunen, und fängt in densel-
en die Mäuse und Ratten weg, und geht auch in die Tau-
enschläge, nicht aber der Tauben halber, sondern um
Mäuse da zu suchen.

Ihre 3 bis 5 hellgrauen, rundlichen Eier legt sie in
remde Nester, der Raben, Krähen, Elstern, Weihen u.
w. und die wolligen Jungen haben lauter perlgraue und
weißliche Federn. — Die Jäger schießen sie gewöhnlich

des Abends auf dem Anstande, sollten es aber nicht thun, sondern diesen nützlichen Vogel leben lassen.

Nachtfalter, s. Nachtvogel.

Nachtgarn, Nachtnetz, Streichnetz, Dockgarn, Fr. Traineau, Tirasse. Heißen die Lerchengarne, welche ohngefähr so groß als ein Tiraß, spiegelicht gestrickt, und an zwei lange Stangen gebunden sind, und womit des Nachts nach den Lerchen gestrichen wird. Ein solches Garn wird über ein Strickholz von 1 und ein Zehntheil Zoll Breite von starkem Zwirn gestrickt, mit einer Masche wird der Anfang dazu gemacht, und so man herum gestrickt hat, wird eine Masche zugegeben, bis es 6 Klafter lang ist. Dann wird zwei Klafter lang auf einer Seite abgenommen und auf der andern Seite zugegeben. Ist dieses geschehen, so wird auf beiden Seiten abgenommen, bis man eine Masche behält, so ist das Netz 6 Klafter lang und 4 breit. Rings um das Netz wird eine dünne Linie gezogen, und an beiden Seiten eine glatt gehobelte 6 Klafter lange Stange stramm angebunden, so ist es zum Gebrauch fertig. Auch werden von manchen unten an das Ende oder den untersten Rand des Netzes, besonders wenn es windiges Wetter, Lappefedern angemacht, welche die Erde bestreichen und die Vögel aufschrecken. Zu Hause wickelt man das Netz um die beiden Stangen herum, und hebt es an einem trocknen und vor Mäusen sichern Ort auf. Dieses Netz kann auch ohne Stangen zum Wachteltiraß gebraucht werden. Uebrigens sehe man unter Lerchenstreichen.

Nachtigall, lat. Motacilla Luscinia, Linn. Fr. le Rossignol, Buff. Engl. the Nightingale, Penn. auch genannt: gemeine Nachtigall; nach ihrem Aufenthalte, Berg- Wasser- und Gartennachtigallen; Rothvogel zum Unterschiede von Sprosser, Tagnachtigall, Crainisch Schlanz. Gehört unter die Ordnung der Singvögel, und unter die erste Familie der Gattung der Sänger, nämlich Grasmükken. Als Kennzeichen ihrer Art ist sie oben röthlichgrau, unten hellgrau, und der Schwanz braunröthlich.

Da die Nachtigall kein Gegenstand des Jägers im strengsten Verstande ist, es auch überhaupt besser wäre, wenn der Fang dieser Vögel in Rücksicht des Nutzens, den sie durch ihren Gesang und ihre Nahrungsmittel gewähren,

gänzlich unterbliebe; so wird ihre Beschreibung zu Ersparung des Raums hier übergangen.

Nachtreiher, lat. Ardea Nycticorax, Linn. Fr. le Bihoreau, Buff. Engl. the Night-heron, Penn. auch genannt: Nachtrabe, Schildreiher, Quackreiher, bunter Reiher. Gehört unter die Ordnung der Sumpfvögel, und unter die Gattung der Reiher. Er unterscheidet sich von den übrigen Arten dadurch, daß der Federbusch am Hinterkopfe aus drei horizontalliegenden Federn besteht, der Rücken schwarz, und der Bauch gelblich ist.

Er ist unter seiner Gattung einer der kleinsten, 1 Fuß 10 und ein halb Zoll lang, und 3 Fuß 7 Zoll breit. Der Schnabel ist 4 und ein viertel Zoll lang, stark, schwarz, am Grunde gelblich; der Augenstern rothgelb; die vorn geschilderten und hinten und über den Zehen netzförmigen Füße gelblichgrün, die Nägel schwärzlich, der nackte Theil der Schenkel 14 Linien hoch, die mittlere Zehe 3 und dreiviertel Zoll lang, die hintere 1 Zoll 10 Linien.

Die Stirn und ein Strich über den Augen sind weiß; der Zügel und der Augenkreis nackt und grünlich; der Scheitel mit einem Winkel nach dem Genick schwarz grünglänzend; am Hintertheil des Kopfs liegen 3 weiße an der Spitze schwarze, 6 bis 9 Zoll lange Federn, die einen Federbusch bilden; das Genick und die Seiten des Halses sind aschgrau; der Oberrücken mit den Schulterfedern stahlgrün glänzend; der Unterrücken nebst den Steißfedern, den Flügeln und dem Schwanze blaß aschgrau, die Flügelränder weiß; die Wangen, Kehle, der Hals, die Brust und die Schenkel weiß; der Bauch und die langen Afterfedern weiß.

Der Nachtreiher geht wegen seiner kürzern Beine nicht so hoch, als ein Reiher, und trägt sich auch fast wie eine Krähe, im Fluge aber sieht er jenem gänzlich gleich. Des Nachts erfüllt er die Luft durch ein Geschrei, das dem Tone nicht unähnlich ist, wenn sich jemand zum Brechen zwingt, und Coack klingt. Wenn er sich oft hören läßt, so kündigt er dadurch trockene und schöne Witterung an.

Zum eigentlichen Wohnort hat er die südlichen Theile von Europa, und wird in Deutschland allenthalben, wiewohl selten, angetroffen. Sein Aufenthalt sind Flüsse, Seen,

große Teiche, Sümpfe und Moräſte. In dieſen ſucht er Fiſche, Fröſche und andere Amphibien zu ſeiner Nahrung auf. Außer der Zeit aber, wo er ſeiner Nahrung nachgeht, hält er ſich immer auf den Bäumen auf, niſtet daher auch auf Erlen und andern hohen Bäumen, die in waſſerreichen Gegenden ſtehen, und legt 3 bis 4 weißliche mit durchſchimmernden grauen Flecken bezeichnete Eier.

Er kann vom Jäger leicht hinterſchlichen werden. — Die Federn aus dem Federbuſche ſollen die Türken zum größten Putz brauchen, und ſehr theuer bezahlen. — Sein Fleiſch iſt unſchmackhaft, und in Deutſchland weiß man auch ſonſt keinen Nutzen von ihm zu machen, daher das Sprichwort: „Du biſt ein loſer Focke, von dem nichts mehr als 3 gute Federn kommen.

Nachtſchnabel, ſ. Saatkrähe.

Nachtſchwalbe, lat. Caprimulgus europaeus, Linn. Fr. Engoulevent, Buff. Engl. the Europaean Goatſucker, Lath. auch genannt: Europäiſche Nachtſchwalbe, Ziegenſauger, Ziegenmelker, Geißmelker, Milchſauger, Kindermelker, Nachtvogel, Nachtſchatten, Nachtſpade, Nachtwanderer, Nachtrabe, Mückenſtecher, Pfaffe, Hexe, Tagſchlaf, Tagſchläfer. Iſt die einzige Art von einer Gattung Singvögel, die in ihrer Lebensart den Schwalben gar ſehr gleicht. An Größe und Geſtalt gleicht ſie dem Kuckuk, iſt 1 Fuß lang und 2 Fuß breit. Der Schwanz hat nur 10 Federn und mißt 6 Zoll, iſt abgerundet und die Flügel bedecken ihn faſt ganz.

Der Kopf iſt in Verhältniß gegen den übrigen Leib groß; der Schnabel 5 Linien lang, dünne, glatt, vorne etwas übergekrümmt und ſchwärzlich. Der Rachen iſt erſtaunend weit, öffnet ſich abwärts bogenförmig bis unter die Augen, iſt weich und weißgelb; die Ränder des Oberkiefers ſind mit dicken, ſteifen, ſchwarzen Borſten beſetzt, die ihm zur Haltung ſeines Raubes beförderlich ſind; die Naſenlöcher erheben ſich cylinderförmig, wie ein Trichter; die Zunge iſt zart, klein, ſehr ſpitzig und an den Gaumen geheftet; die Augen ſind groß, blau und liegen tief; die Ohren ſind, wie bei den Eulen, ſehr weit; die Füße gleichen den Taubenfüßen, ſind dünn, klein, bis unter die Kniee befiedert und fleiſchfarben, die mittlere Zehe faſt noch einmal ſo

ing als die übrigen, und inwendig mit kammförmig gezähnten Schuppen versehen, die Hinterzehe zur Seite stehend und vermögend sich vorwärts zu den andern zu drehen, die Nägel stumpf, die Beine 6 Linien hoch, die mittlere Zehe 12 und die hintere 4 Linien lang.

An Farbe sieht die Nachtschwalbe dem Wendehals ähnlich. Der Körper ist überhaupt schwarz, aschgrau, dunkelbraun, rostfarben und weißgefleckt; der Schwanz ist röthlich aschgrau, mit dunkelbraunen Querbinden und schwarzen, weißen und andern Flecken. Das Weibchen ist etwas heller, vom Schnabel bis in die Mitte des Halses läuft ein weißer Streifen und an der Kehle steht ein großer rostgelber Fleck; die weißen Flecken an den Schwung- und Schwanzfedern fehlen.

Es ist ein Nachtvogel, der in der Morgen- und Abenddämmerung seinen Geschäften so lange nachgeht, als es nicht äußerst finster ist; die übrige Zeit pflegt er der Ruhe. Im Fluge und des Nachts läßt er ein Schnurren Irrrrr, Irrrrr! hören, und wovon ersteres höher als letzteres klingt. In der Angst und wenn er aufgejagt wird, schreit er hohl: Bääk, Bääk! und zur Zeit der Begattung I, I, Arr! Er gehört unter die Zugvögel, und zwar unter diejenigen, die spät ankommen und bald wieder weggehen. Sie lieben die Wärme, und man trift sie daher in Wäldern und Gehölzen immer auf der Mittagsseite an solchen Oertern, die viel Heidekraut und wenig Bäume haben, an.

Des Abends geht dieser Vogel nach seiner Beute aufs freie Feld, daher man ihn gemeiniglich bei trüber Witterung, ehe es regnet, in Haferfeldern, über Schilfteichen und feuchten Wiesen herumfliegen sieht. Er fängt im Fluge allerhand Käfer, Schnacken, Hafte, Schmetterlinge, und andere Insekten. Beim Mondschein und Wärme fliegt er die ganze Nacht hindurch, sonst aber nur in der Abend- und Morgendämmerung; denn bei Tage sieht man ihn gar nicht nach Nahrung gehen. Der Fliegen und anderer Insekten halber fliegt er in waldigen Gegenden gar auf die Misthaufen und nach den Viehställen, woher die Fabel, daß er den Ziegen und Kühen die Milch aussauge, und die Namen Ziegenmelker und Kuhsauger entstanden sind.

Er baut kein eigentliches Nest, sondern man findet auf der bloßen Erde zwischen dem Heidekraut, seltner in einer Felsenritze seine 2 länglichen, im Grunde schmutzig weißen, mit aschgrauen und hellbraunen Flecken marmorirte Eier, aus welchen nach 14 Tagen durch wechselsweise Bebrütung des Männchens und Weibchens, die wolligen, schwarz und röthlich gefleckten Jungen ausschlüpfen, welche erst das folgende Frühjahr die dunklere Farbe der Alten haben.

Da der Jäger diesen Vogel seiner dunkeln Erdfarbe halber nicht leicht sitzen sieht, so muß er, wenn er ihn aufjagt, wohl Acht haben, wo er sich hinsetzt, und ganz leise zu ihm schleichen, wenn er ihn mit klarem Hagel erlegen will. Am leichtesten bekömmt man ihn mit der Flinte in der Dämmerung und im Mondschein, wenn er über den Teichen und Flüssen der Insekten halber schwebt.

Nutzen und Schaden ergiebt sich aus dem vorhergehenden; doch ist noch zu bemerken, daß sein Fleisch einen angenehmen Geschmack hat, und daß er ein vorzüglicher Vertilger der Maikäfer und derjenigen Dämmerungsschmetterlinge und Nachtfalter ist, die den Forsten schädlich werden.

Nachtstellen, Fr. quand on ferme ou bouche la rentrée. Heißt, wenn des Nachts mit Tuch oder Federlappen vor einem Holze hergestellet wird, damit das Wildpret, das Abends daselbst herausgezogen, nicht wieder hinein kann, sondern in ein anderes verlangtes Holz laufen muß.

Nachtvogel, Nachtfalter, Lat. Phalaena, Fr. Phalène. Ist das weitläuftigste Geschlecht unter den Insekten, die aber unter die minder schädlichen Waldinsekten gehören. Sie fliegen meistens allein bei Nacht, um sich zu nähren oder fortzupflanzen. Am Tage sitzen sie an versteckten Orten, doch zeigen sich auch an einigen Orten die Männchen, und verschiedene Familien fliegen auch des Nachmittags und Abends. Auch die Raupen fressen mehrentheils bei Nacht; diese sind mehrentheils behaart, und verpuppen sich meist innerhalb eines besondern seidenartigen Gespinstes. Nach der Lage der Flügel und der Gestalt und Verwandlungsart der Raupen, werden die verschiedenen Familien bestimmt. Hierher gehören vorzüglich folgende: die Sei-

denspinner, die Spannenmesser, die Blattwikler, und die Motten, wovon man unter ihren Artikeln nachsehen kann.

Nachwuchs, Nachwachs, Fr. Renaissance. Heißen die jungen Pflanzen, die erst im zweiten und dritten Jahre nach verrichteter Aussaat aus dem Saamen aufgehen. Auch nennt man Nachwuchs den jungen Trieb oder Schuß, welchen das Nadelholz nach Johannis thut.

Nadelholz, Fr. Bois à épingles. Hierunter verstehet man diejenigen Holzarten, welche kein Laub tragen, sondern nur kleine scharfe und spitzige Nadeln haben. Die verschiedenen Gattungen des hohen Nadelholzes, als der Lerchenbaum, die Kiefer, Weißtanne und Fichte, hat man sonst für besondere Geschlechter gehalten; es ist aber schon längst entschieden, daß diese 4 in Deutschland einheimische Gattungen, wegen der zu großen Uebereinstimmung ihres natürlichen Charakters in den Blumen und Früchten, nur ein Geschlecht unter sich ausmachen. Sämmtliche 4 Arten, welche eines natürlichen Geschlechts sind, tragen also auch einerlei Hauptarten von Blüthe und Früchten. Sie sind Zwitterpflanzen, oder solche, die ihre männliche und weibliche Blüthe zwar auf einem und eben demselben Stamme, aber auf ganz von einander abgesonderten Zweigen oder doch an verschiedenen Stellen hervorbringen.

Die männlichen Blüthen stehen häufig in einem Kätzchen neben einander; die kleinen offen stehenden Schuppen vertreten die Stelle der Blumendecke. Die Staubfäden oder Staubträger sind sehr zahlreich und unten in eine Art von Röhre oder Scheide zusammengewachsen, sie sind mit aufwärts stehenden gelben Staubhülsen versehen, von welchen der Befruchtungsstaub sehr reichlich abfliegt. Die männlichen Kätzchen vertrocknen nachher ohne weitern Nuzzen und fallen ab.

Die weiblichen oder Saamenblüthen, sitzen ebenfalls in einem gemeinschaftlichen, runden oder länglichen Kegel zusammen, welche man einen Zapfen oder Apfel nennt, und der bei den Gattungen des ganzen Fichtengeschlechts eine verschiedene Gestalt zeigt. Diese Zapfen sind aus vielen länglichen, beständigen über einander liegenden Schuppen zusammengesetzt, wovon jede zwei einzelne besondere

Blüthen enthält, die mit einem pfriemenförmigen Staubwege, der sich in einer einfachen Narbe endiget, versehen sind. Sind nun die weiblichen Blüthen durch den männlichen Staub befruchtet worden, so wachsen sodann sowohl die Zapfen, als in solchen zwischen jeder Schuppe die beiden Saamenstöcke, so daß diese bei der Reife sich in zwei Saamenkörner mit häutigen Flügeln verwandelt haben.

Alle Arten dieses Geschlechts führen als wahre Nadelhölzer ein Harz bei sich. Die Nadeln (Blätter) sind schmal, pfriemenförmig, und nach den verschiedenen Arten verschieden, jedoch ohne Stiele an den Zweigen befestiget; so wie eben die Abweichung der Nadeln und Zapfen die Gränzen der Arten vorzüglich bestimmt. Die natürliche und forstmäßige Vermehrung dieser Bäume geschiehet lediglich aus dem Saamen, da keine Art derselben aus den Stöcken wieder ausschlägt.

Außer obigen 4 Arten gehören hierher auch: die Krummholzkiefer, die Zirbelkiefer, der Taxbaum und die Weymuthskiefer, und die unter Fichte angeführte nordamerikanische Fichte.

Nadeln, Fr. Epingles, Feuilles de pin. Heißen die Blätter des Nadelholzes; s. unterm vorigen Artikel.

Nase, s. gute Nase.

Näslein, Näschlein, Fr. Comblette. Heißt, wenn der Hirsch, indem er die hintere Schale in die vordere recht bringt, etwas vom Boden zwischen beide Schalen vorne in die Höhe zwinget, daß es einem Laubblättchen ähnlich ist.

Nässen, s. Feichten.

Natter, s. unter Amphibien.

Naturalisirte Bäume, Fr. Arbres naturalisés. Sind ausländische Holzarten, welche nach und nach ans Klima gewöhnt, von selbst fortkommen, und zu ihrer weitern Fortpflanzung fruchtbringende Saamen tragen.

Nebelkrähe, Lat. Corvus Cornix, Linn. Fr. la Corneille mantelée, Buff. Engl. the hooded Craw, Penn. auch genannt: Krähe, Kräge, Holzkrähe, Astkrähe, Aaskrähe, Winterkrähe, Schildkrähe, Sattelkrähe, bunte und graue Krähe, grauer Rabe, grauer Krährabe, Mehlrabe, graubunte Krähe, Kranveitl, Krainisch Urana. Gehört als Waldvogel unter die zweite Ordnung des Linnei-

chen Systems, und zwar unter die Gattung der Raben. Als Kennzeichen ihrer Art, ist sie grau, Kopf, Kehle, Flügel und Schwanz aber sind schwarz.

Diese Krähe hat in ihrer Lebensart mit der Rabenkrähe fast alles gemein, ist im nördlichen Deutschland sehr bekannt, wo man sie für häßlich und verächtlich hält, in den südlichen Gegenden hingegen, wo sie selten, oder nur des Winters über sind, findet man sie schön. Sie ist größer, wenigstens dicker und stärker, als die Raben- und Saatkrähe, 1 Fuß 10 Zoll lang und 3 Fuß 3 Zoll breit. Der Schwanz ist 8 Zoll lang, und die Flügel reichen bis an dessen Ende. Sie wiegt 24 Unzen.

Der Schnabel ist 2 Zoll 4 Linien lang, stark, gerade, vorn etwas abwärts gebeugt; die kleinen runden Nasenlöcher dicht mit harschen Haaren besetzt; der Stern graulich; die Beine 2 Zoll 3 Linien hoch, die Mittelzehe 2 Zoll und die Hinterzehe 1 und ein halb Zoll lang. Schnabel und Füße sind glänzend schwarz.

Der Kopf, die Kehle, der Unterhals, die Flügel und der zugerundete Schwanz sind schwarz mit violettem und grünem Wiederschein. Die Farbe der übrigen Theile ist sanft und hellaschgrau, und sticht schön gegen die Farbe der übrigen Theile ab. Sie hat auch weichere Federn als die übrigen Vögel ihrer Gattung. — Das Weibchen ist etwas kleiner, die schwarze Farbe läuft nicht so weit in die Brust hinein, und die helle Körperfarbe fällt mehr ins röthlichaschgraue.

Die Nebelkrähen sind weder so schlau noch so scheu und furchtsam als die andern ihnen ähnlichen Vögel, und lassen den Jäger leicht an sich. Sie haben eine unangenehme heisere Stimme, und ihr Ruf Krää, Krää! wird ihnen sehr sauer. Den Sommer über leben sie einzeln gewöhnlich in ebenen Gegenden im Gehölze und in Gärten, die ans freie Feld stoßen. Sie sind Zug- Strich- und Standvögel, je nachdem sie hinlängliche Nahrung finden. Zu Anfang des Oktobers kommen sie aus den nördlichen Gegenden in großen Schaaren in Sachsen, Thüringen rc. an, und ziehen im März wieder fort. Eine Heerde zerstreut sich in einem Bezirke von etlichen Stunden im Winter auf die Felder und Landstraßen, und sammelt sich alle Abend in der Dämme-

rung entweder in einem Garten auf etlichen großen Bäumen, oder in Städten und Dörfern auf den Schlössern, Kirchen oder den Dächern großer und hoher Häuser. Bei großer Kälte kommen sie auch in die Städte und Dörfer, und laufen in den Gassen und Höfen herum.

Hier suchen sie Knochen, Kartoffeln, Ueberreste von Kraut und Rüben, Kuh- und Pferdemist auf, fressen mit den Schweinen, zupfen die Aehren unter den Dächern hervor, und fressen überhaupt alles, wovon sich Menschen und Thiere nähren. Die übrige Jahrszeit lesen sie hinter dem Pfluge die schädlichen Insekten, Larven und Gewürme auf. Die Raupen, Heuschrecken, Frösche, Mäuse, Muscheln und Schnecken haben an ihnen Feinde, aber in ihrer eigentlichen Heimath auch die jungen Fische, jungen Hühner, Enten, Fasanen, Rebhühner, Wachteln, Lerchen und andere junge Vögel und deren Eier. Im Herbste gehen sie auch die Weinbeeren, Birnen und Wallnüsse an. Aas und abgestandene oder erfrorne Fische sind ihre Lieblingsgerichte. Der Saat thun sie eben keinen sonderlichen Schaden. Sie verfolgen die Falken und Weihen, um ihnen ihren Raub abzujagen, jagen auch auf schwachverwundete Vögel und müde gehetzte Hasen.

Sie nisten gern in lebendigen Hölzern, auch in Gärten, des Jahrs zweimal. Ihr Nest steht nicht allemal hoch auf den Bäumen; 4 bis 6 längliche, hellgrüne, mit feinen braunen Strichen und Flecken versehene Eier liegen in demselben, und werden 18 Tage bebrütet. Nicht nur fallen zuweilen ganz weiße, schwarz und weißbunte, sondern auch ganz schwarze Junge aus; und es giebt Geschlechter, die viele Jahre hindurch nichts als weiße hervorbringen. — Mit den Rabenkrähen haben sie gleiche Feinde, und werden auch noch überdies von Milben geplagt.

So leicht diese Krähen, gegen andere ihrer Gattung, zu schießen sind, so scheu werden sie, wenn sie einmal Nachstellungen argwohnen, und gehen daher nicht gern zweimal auf die Krähenhütte, es müßte denn Aas dabei liegen. — Sie werden, wie die andern Krähen, gefangen und geschossen, auch mit Falken gebaizt.

Das Fleisch wird, wegen des starken unangenehmen Geruchs in Deutschland selten gegessen. Die Jagdfalken

werden damit gefüttert. — Die starken Flügelfedern werden, wie die Rabenfedern, gebraucht, ob sie gleich nicht so gut sind. — Am nützlichsten werden sie durch Vertilgung mancher schädlicher Insekten, der Mäuse und der verheerenden Grasraupen. — Sie schaffen die bösen Ausdünstungen, die das Aas und die Leichname der Missethäter verursachen, weg. — Auch sollen sie, wenn sie an den Seeküsten hinziehen, ein Ungewitter anzeigen, und zum Brieftragen, wie die Brieftauben, abgerichtet werden können.

Sie schaden, daß sie zuweilen, jedoch sehr selten, reifes und ausgesäetes Getraide fressen. — Im Herbste gehen sie die Birnen an, fressen nicht nur viele, sondern brechen noch mehrere ab. — Im Astrakanischen fügen sie den Weingärten großen Schaden zu. — Sie sollen auch den Lämmern die Augen aushacken. — Die Fische wissen sie sehr geschickt aus den abgelassenen Teichen zu fischen, und aus den Gräten auszuklauben.

Dieses Schadens halber, der aber nur in Rücksicht auf Zeit und Ort beträchtlich genannt werden kann, werden auch die Füße den Jägern von der Obrigkeit ausgelöst. Allein ihres Nutzens halber hat man vielmehr Ursach sie zu hegen und zu pflegen als zu verfolgen.

Netz, s. Garn.

Netz, Fr. épiploon, coëffe. Heißt das dünne Häutchen, welches bei dem Wildpret die Därme oder das Gescheide umschließet.

Neubruch, Fr. Novale, Terre nouvellement défrichée; auch genannt: Neuwudt, Neugereuth, Rodland, Röder. Wird überhaupt ein Stück Landes genannt, welches aus dem wüsten Zustande erst in den urbaren, entweder zur Holzkultur oder zu Feldbau, versetzt worden.

Neues, Fr. Aiguail, Neige. Heißt beim Jäger, wenn ein neuer Schnee gefallen ist, so daß die alten Fährten und Spuren alle ausgefüllet und verschwunden sind; desgleichen auch wenn der alte Schnee durch Thauwetter geebnet und alles neu ist und frisch gespüret werden kann.

Neuntödter, s. Würger.

Nicht gerecht, s. Gerecht.

Nichts zurücke Ho! So rufen einander die Jäger zu, welche auf den beiden Flügeln sich befinden, wenn bei

einem Jagen ein Dickigt abgetrieben worden ist, und die Jagd- oder Treibeleute heraus auf einen Stellweg kommen, damit wieder ganz gemacht werden kann. S. Hauptjagen.

Nichts übergehen. Sagt man vom Leithunde, wenn derselbe eine gute Nase hat, so daß er auch die kalten und trocknen Fährten, auf hartem Boden und bei dürrem Wetter anfällt, und fleißig darauf fortsuchet.

Niederfallen, Fr. Remise. Sagt man vom Federwildpret, wenn es sich auf den Erdboden setzt.

Niederjagd, Fr. la petite chasse. Hievon, und was zu selbiger gerechnet wird, sehe man unter Jagd.

Niederthun, Fr. se mettre bas, il est à reposée. Wird gesagt, wenn sich ein Hirsch oder ein anderes wildes Thier niederlegt; von einem Hirsch, der gejagt wird und sich niederthut, sagt man: er ist unter dem Wind (il est sur le ventre).

Niedrig gehen, Fr. la tête baissée. Der Hirsch, sagt man, geht niedrig, wenn er sein Gehörn im Frühjahr abgeworfen hat.

Nimmersatt, Lat. Tantalus, Fr. Tantale. Macht eine Gattung aus von der Ordnung der Sumpfvögel, mit folgenden Kennzeichen. Der Schnabel ist lang, pfriemenförmig und etwas krumm gebogen. Das Gesicht ist bis hinter die Augen kahl. An der Kehle ist ein nackter Sack. Die Zunge ist kurz und breit. Die Nasenlöcher sind eiförmig. Die vierzehigen Füße sind an dem ersten Gelenke durch eine Haut verbunden. Die Vögel dieser Gattung haben viel Aehnlichkeit mit den Schnepfen und den Namen von ihrer Gefräßigkeit, sie sind meist ausländisch, und nur eine Art davon findet sich im südlichen Deutschland, nämlich der Sichelschnäbler.

Nonne, Lat. Phalaena bombyx monacha. Ist eins von den schädlichen Waldinsekten, und ein weiß und grau schattirter Nachtvogel (Papilion) mit geschwungenen und stark ausgezackten Querlinien, der sich nicht selten im Junius an verschiedenen Bäumen findet; die Raupe aber im Julius auf dem Laube besonders der Eichen, der Weide

nd des wilden und zahmen Apfelbaums, wovon sie eigent- ch lebt. Diese Raupe ist haarig, grau und mit weißen eichnungen und Flecken versehen.

Merkwürdig ist es, daß von dieser Raupenart, die ch sonst mehr auf dem Laubholze aufzuhalten pflegt, auch ie Fichtenwaldungen auf dem Fichtelgebirge im Bayreu- ischen in den Jahren 1783 und 1784 angegriffen wurden. Sie ergriff daselbst distriktsweise nicht allein altes ausge- achsenes, sondern auch junges und im besten Wachsthum ehendes Holz. In die auf solche Art ihrer Nadeln beraub- n und dadurch folglich erkrankten Bäume, gerieth nach- er der Borkenkäfer, und machte vollends den Garaus.

Nörz, lat. Lutra minor, Erxl. Engl. the lesser tter; Penn. auch genannt: kleiner Fischotter, Sumpf- ter, kleiner Sumpfotter, Nerz, Krebsotter, Sumpfot- rmarder, und um Göttingen, wo er an der Leine angetrof- n wird, Steinhund. Gehört als Raubthier (reißendes hier) unter die dritte Ordnung der Säugethiere und ist on der Gattung der Otter eine Art, deren gleiche Zehen uh und mit einer Schwimmhaut verbunden sind. Der Rund ist weiß.

Dieses kleine Wasserthier, welches in Deutschland berhaupt selten ist, hat fast die Größe und Gestalt eines Narders. Die Länge des Körpers beträgt noch nicht 2 Fuß nd der Schwanz ist halb so lang. Der Kopf ist oval platt; ie Schnauze länglich. In beiden Kinnladen befinden sich Vorderzähne wie bei der Fischotter, Backenzähne oben , unten 5 auf jeder Seite. Die Augen sind klein, läng- ch rund, schwarz; die Ohren rundlich; der Hals lang und dick als der Kopf. Der Leib wird nach dem Ende zu im- ier dicker. Der Schwanz ist hinterwärts zugespitzt. Die Beine sind kurz und die vordern länger als die hintern. Die Schwimmfüße sind haarig und breit.

Der Umfang des Mauls, das Kinn und die Spitze er Schnauze ist weiß; der Scheitel zuweilen mit weißen Haaren untermengt, sonst hellbraun; die Ohren schwarz; er übrige Leib im Grunde wollig und lichtbraun, mit län- ern, dunkelbraunen oder schwärzlichen Haaren bedeckt; die Schwanzhaare viel länger und schwärzer als die übrigen. Er

giebt, wenn er gereizt wird, einen unerträglichen Gestank von sich.

Der Nörz wohnt, wie der Fischotter, an den Ufern der Gewässer, in selbst gemachten Löchern oder hohlen Bäumen, und liebt besonders waldige Gegenden, wo das Wasser im Winter nicht gänzlich zufrieret. Er nährt sich von Fischen, Fröschen, Wasserkäfern Schildkröteneiern, frißt die Krebse vorzüglich gern, und soll den Ratten sehr nachstellen. Auf den Teichen und Flüssen und außer denselben soll er den Enten, Gänsen und andern Vögeln nachgehen, und sogar des Nachts in den Hühnerhäusern die Hühner todt beißen und ihnen blos das Blut aussaugen.

Er pflanzt sich fort wie der Fischotter; das nähere aber ist noch nicht bekannt. Er kann zahm und zu einem Hausthier gemacht werden. — Jagd und Fang ist ebenfalls wie beim Fischotter. Sonst fängt man ihn auch unter aufgestellten Fallbalken, an welche man Fische, Krebse, kleine Vögel oder Fleisch zur Aeße angemacht.

Er nützt durch den Balg, welcher zu Gebrämen an Mützen, zu Aufschlägen und zu Ueberzügen über Westen gebraucht wird; ist aber ein wenig geringer als Zobel. Die Ratten soll er sehr verfolgen. — Sein Schaden erhellet aus der Nahrung, untergräbt aber außerdem die Wälle und Dämme der Flüsse.

Nothbau, Fr. Retraite. Werden die Wohnungen der Füchse genannt, welche sie sich im platten Felde graben; s. unter Fuchsbau.

Nothholz. Heißen in dem Holzhandel auf der Weser, die eichenen Dielen, aus welchen gewöhnlich die Särge der Leichen gemacht werden. Man hat schmale 18 Zoll breit 6 und einen halben Fuß lang und 1 und ein viertel Zoll dick, und doppelte oder breite, 21 Zoll breit und 1 und ein viertel Zoll dick.

November, Fr. Novembre, le Mois de Novembre. Der Forstmann hat in diesem Monate die zum Forstanbau gehörigen Arbeiten des Oktobers in allen Landforsten mit dem größten Fleiße fortzusetzen, um sie vor Eintritt des Winters zu beendigen, so wie sie hingegen in den Gebirgsforsten bereits beendiget seyn müssen.

Alle Nadelholzzapfen können in diesem Monate gebro-
jen werden, jedoch kann man es mit den Kieferzapfen bis
ı den December verschieben. Mit Einsammeln des Ellern-
ıamens macht man den Anfang, und klengelt ihn aus:
ußerdem werden reif: der Saame vom Hornbaume, ge-
ıeinen Ahorn, kleinen deutschen Ahorn, der Sommerlinde,
om Elzbeerbaume, Mispelbaume, Kreuzdorn, Pimper-
ußstrauch, Schlehendorn, Berbisbeerstrauch, Waldrebe,
lpranke, Gärbermyrthe, Preußelbeere und Weißtanne
ıllen ab.

Die Verhegungen der Baumschulen, so wie auch die
ıgepflanzten Oerter müssen vor dem Winter ausgebessert,
nd vor Rehen und Hasen fest gemacht werden. Auch ist
ei eintretender Kälte die Aufsicht gegen den Holzdiebstahl
ı verdoppeln und zu den künftigen Frühjahrspflanzungen
t der Anfang zu machen, und die Löcher auszugraben.

Mit diesem Monat macht man auch den Anfang, al-
rlei Baumholz zu fällen und aufzuarbeiten; und die Köh-
rei kann im Nothfalle in Landforsten noch fortgetrieben
erden, allein im Gebirge geht sie so wie das Harzscharren
r Fichten für dieses Jahr zu Ende. — In den großen
Schlagholzrevieren, wo man im Frühjahr allein nicht fer-
g werden würde, treibet man jetzt die Stangen- und Busch-
lzer zum Wiederwuchs ab, und fährt damit den Winter
er fort. Mit dem eigentlichen Fällen des Bauholzes
acht man in der Mitte dieses Monats den Anfang.

Die Schweinemast geht ununterbrochen fort, und die
Maststpächter müssen die nach den Contrakten ohnentgeldlich
liefern übernommenen Saateicheln vollends abliefern.

Alles Holz, was noch vor Eintritt des Winters durch
e Stromschiffarth und Flösserei an Ort und Stelle gebracht
erden soll, muß vollends eingeworfen werden, weil die
ewässer gemeiniglich in diesem Monate zufrieren.

Der Jäger hat folgendes zu bemerken. Außer den
gebrunfteten Hirschen, welche sich so wie das belegte Roth-
ldpret zu ihres gleichen, zusammengesellen, ist alles Wild
t. Alle wilden Raubthiere, Füchse, Ottern, Marder,
tisse sind nun gut behaart und können gefangen und ge-
ossen werden. Die Klapperjagd nimmt bei Frostwetter

ihren Anfang, und der Vogelfang geht zu Ende. Jetzt ist auch die rechte Zeit zur Hasenjagd und Schweinshetze. Auf dem ersten Schnee kann man den gesamten Wildstand revidiren und darnach das Abschießen anordnen.

Der Rehbock wirft sein Gehörn ab, und wird geschossen, weil die Rieke sich allezeit einen andern holt. — Der abgemattete Hirsch sucht die Ameisenhaufen auf, zerscharrt sie, und scheint sich durch den geistigen Geruch derselben zu stärken. — Für die Vasallen endigt sich die hohe Jagd mit dem letzten November.

Die Füchse gehen jetzt weit ins Feld auf die Mäusejagd. — Der Bär macht sich so wie der Dachs zum Winterlagerbereit, und beide gehen nicht mehr alle Tage aus. Der Dachs ist jetzt am feistesten, und tritt in die Ranzzeit.

Mit Anfange dieses Monats werden die wilden Enten und Taucherarten am häufigsten und leichtesten gefangen. — Die Fasane, die jetzt nichts mehr im Felde finden, werden eingekirret, die überflüßigen für die Küche inne behalten, die andern aber, die zur Nachzucht dienen, wieder an ihren freien Futterplatz gewöhnt.

Bis zu Martini kann man immer noch einzelne fette Lerchen im Nachrgarne fangen. — Auch die Misteldrosseln, die jetzt in die Gärten nach den Mistelbeeren gehen, kann man durch Lockvögel, die man an die Bäume hängt, und mit Leimruthen häufig fangen. — Die Zeisige werden jetzt häufig auf dem Heerde gefangen und die Gimpel in der Schneuß, die man eigentlich nicht für sie, sondern für die Wachholderdrosseln stellt. Letztere lassen sich jetzt auch gern auf dem Heerde mit Lockvögeln fangen.

Nummergestell. Sind gerade, eine Ruthe breite, durch die Forste gehauene Gestelle, auf welchen eine Reihe Schläge zusammenhängend abgesetzt und die Nummerpfähle, zur Notiz des Forstbedienten vorzüglich, eingegraben werden.

Nuß, Fr. Parties naturelles de la lice. Bedeutet bei den vierfüßigen Raubthieren, dem Wolf, Luchs, Fuchs u. s. w. das weibliche Geburtsglied.

Nußbeißer, s. Tannenheher.

Nußhacker, s. Spechtmeise.

Nußheher, s. Tannenheher.

Nutzholz, Fr. Bois de menuiserie. Heißt das Holz, welches zu allerhand Werkzeugen verarbeitet wird.

O.

Oberbaum, Hauptbaum, Fr. Arbre de plein ou de haut vent. Ist ein vollkommen ausgewachsener Baum von den hochstämmigen Holzarten.

Oberförster, Fr. premier forêtier. Ist eigentlich einer von den untern Forstbedienten, jedoch der erste unter denselben, welcher in einigen Ländern auch dem Chef — Forstmeister oder Oberforstmeister — zur Beihülfe ist, und die Mitaufsicht über die andern Forstbedienten und Jäger führet.

Oberforstmeister, Fr. Grand maître des forêts. Ist einer von den obern, nämlich der befehlenden Classe der Forstbedienten; s. Chef.

Oberholz, Fr. Bois de haut fautage. Wird ein Walddistrikt genannt, der aus lauter hochstämmigen Bäumen besteht; auch heißt so eine jede Holzart, welche hohe Stämme zu Bauholz giebt, besonders Eichen und Rothbuchen. — Oberholz werden auch die Bäume genannt, welche beim Abtrieb der Laubhölzer auf den Schlägen stehen bleiben, nämlich die Hauptbäume, angehenden Bäume, Oberständer und Laßreißer.

Oberjäger, Oberpiquir, Erzpiquir, Fr. premier Veneur. Ist ein Jäger bürgerlichen Standes, und gemeiniglich der älteste unter den Jägern, welcher den andern Piquirs und Besuchknechten auch Hundejungen vorgesetzt ist, die Anordnungen zur Jagd einzurichten und die Befehle des Herrn oder des Chefs auszurichten hat. Es muß derselbe auf alles, was zur Jagdequipage gehört, Acht haben, alles, was er unrecht findet, untersuchen, und solches anders und besser einrichten, auch fleißig forschen, wo jederzeit gute Hirsche sind, damit er weiß, wohin die Jagd bestellet werden kann, und muß besonders in allen Jagdkenntnissen wohl erfahren seyn, die Relais an Pferden und

Hunden wohl einzutheilen wissen, überhaupt auch hirschgerecht seyn, ein gut Horn blasen, und gut reiten.

Oberjägermeister, Fr. Grand Veneur. Ist ein Charakter eines Chefs der Jägerei; s. unter Forstbedienter.

Oberleine, Fr. Corde d'en haut. Ist an den Tüchern sowohl als Garnen diejenige Leine, welche auf die Forkeln oder Stellstangen geleget wird, da hingegen diejenige die Unterleine ist, welche auf der Erde liegt.

Oberpiquir, Fr. premier Piqueur. s. Oberjäger.

Oberrücken, s. After.

Oberständer. Heißt ein Baum, welcher nicht mehr ein Heister oder Laßreiß ist, sondern über einen halben Schuh Stärke und guten Wuchs hat.

Oberwuchs. Ist eigentlich so viel als Oberholz und hohe Bäume, die über das Buschwerk weggewachsen sind; aber auch derjenige Theil eines Baums, welcher über das Unterholz hervorragt.

Oblast, Fr. Charge. Heißt dasjenige Holz, welches auf die Flösse geladen wird, und entweder aus Eichen-Stückholz oder geschnittener Waare von Tannenholz bestehet. Wenn ersteres bei der Einbindstatt befindlich ist, so werfen die Flößer ein Stück nach dem andern ins Wasser, hauen vorne die Axt hinein, leiten es an die Gestöhre, auf welche sie solches am schicklichsten zu laden finden, ziehen es mit der Axt und Krämpen auf die Gestöhre, und legen es schief auf dieselben. An dem Kopf des Stückholzes und an die zweite Tanne im Gestöhr schlagen sie einen eisernen Haken oder Klammer, welcher einen Ring haben muß, um eine Wiede durchzuziehen, und das Stückholz an die Tanne anzubinden, damit es bei Passirung der Floßgassen nicht vom Gestöhr weggerissen werde. Es ist nicht wohl zu bestimmen, wie viel Stück dergleichen Holzes auf ein Floß geladen werden können; es kommt hauptsächlich dabei auf das Wasser und das Tannenholz an, ob jenes reich, dieses aber flott sey. Gemeiniglich können 40 bis 50 Stück denen Sorten nach aufgeladen werden. Wenn bei der Einbindstatt eine Schneidemühle befindlich ist, so ladet man in Ermangelung eichenen Holzes, Schnittwaare. Die Ladung geschiehet folgendergestalt: das Dickbalken- Meßbalken- und Sperr- Gestöhr bleibt frei und ohne Ladung, weil er-

steres den Gang des Flosses durch einige Beschwerung hin-
derte, auf dem zweiten aber der Esel befindlich ist, und das
dritte nicht wohl Oblast zu tragen vermag. Auf die übrige
Gestöhre wird die Schnittwaare geladen, und auf ein Ge-
stöhr 6 Bretter auf einander gelegt, und solcher Lagen 5
neben einander, jedoch den schrägen Weg gemacht. Ueber
diese legt man den langen Weg, 2, 3 bis 4 Sätze Bret-
ter, 8, 10 und mehr Stück auf einander, je nachdem es
die Tannen tragen können und die Bretter leicht sind. Will
man zugleich auch Rahmschenkeln und Latten verflößen, so
macht man nur 2 Sätze Bretter auf beiden Seiten, und
füllt das Mittel mit Rahmschenkeln oder Latten, von welchen
letztern 10 Stück durch Wieden, oben und unten zusam-
mengebunden, und deswegen ein Büschel Latten genannt
werden, damit sie bequem abzuzählen sind. Mit den wei-
tern Gestöhren wird die Ladung auf die nämliche Art conti-
nuirt zu 6 Stück. Wenn aber keine Sätze gemacht wer-
den, so werden die Bretter zu 3 Sätzen auf etliche abgän-
gige Schwarten 15 bis 20 Stück hoch, den langen Weg
geladen, und mit einer durch 2 Stück an einander gemach-
ten Wiede gebunden, damit die Sätze nicht von einander
getrennt werden. Es können auf einem Würtembergischen
Holländerfloß 800 bis 1000 Bretter fortgebracht werden.

Auf dem Enzfluß wird ein gemeiner Floß folgender-
maßen mit Oblast geladen. Befindet sich bei der Einbind-
statt eine Schneidemühle, so nimmt und legt man 6 Stück
Bretter den schiefen Weg schichtenweis auf einander und
zwar auf 1 Gestöhr. Dieser Schichten stehen 5 Sätze
neben einander, so daß auf ein Gestöhr in 5 Sätzen, 30
Bretter zu liegen kommen. Es werden auch diese Sätze
von einigen Boden genannt, welchen man mit Latten oder
Rahmschenkeln (die man Spannwieden nennt) spannet.
Diese sind in der Mitte gebohrt und mit hölzernen Nägeln
verspeidelt. Ueber diesem Boden oder Sätzen werden die
Bretter in 3 auch 4 Sätzen den langen Weg geladen und
zwar in einem solchen Quanto, als das Holz zu tragen ver-
mag; wie dann 1 Gestöhr 70ger bei hundert Bretter, 1
Gestöhr 60ger oder Dickbalken 70 bis 80 Bretter, ein Ge-
stöhr 50ger 30 bis 40 Bretter, ein ganzes flottes Floß hin-
gegen 1000 Stück Bretter ohne Latten und Rahmschenkel

mit einzurechnen, tragen kann. — Bei einem Neckarfloß besteht der Oblast in 900 Brettern, 900 Latten, 75, 80 bis 100 Zweiling oder sogenannten Halbthielen und 10 Rahmschenkeln. Oder es kann auch ein Oblast geführt werden von 324 Brettern, 28 Dreiling 77 Zweiling und Bettseiten, 36 Rahmschenkeln und 91 Lattenbüscheln. S. Gemeinholzfloß.

Obmann. Heißt ein Aufseher, welcher bei den gemeinschaftlichen Verrichtungen der Flößer ihnen jedesmal aus ihrem Mittel zugegeben wird, nämlich ein solcher, der am besten lesen, schreiben und rechnen kann, so wie es bei dem Holzkommerz nöthig ist. Er bezieht mit seiner arbeitenden Parthie den Verdienst in gleichen Theilen, und hat weiter nichts zum Voraus als den Titel, wodurch er aber beweiset, daß die Floßentreprenneurs Vorzüge vor seinen Kameraden an ihm anerkennen, und daß er ein ehrlicher Mann sey, dem man etwas anvertrauen dürfe. Diesem Obmann befehlen die Entreprenneurs, wie er sowohl seine Arbeit verrichten als auch dieses und jenes veranstalten solle.

Ochsenauge, Fr. Oeil de boeuf. Bedeuten Fehler an den Bäumen, welche entstehen, wenn ein abgeworfener Ast einfault, und hernach die Rinde wie eine Wulst sich um die Fäulniß erhebt und zusammenwächst.

Oelpressen, Fr. pressurer l'huile. Ist eine von den Forstnebennutzungen, da aus den Saamen verschiedener wilden Holzarten ein mehr oder weniger brauchbares Oel zu erhalten gesucht wird. Vorzüglich geschiehet dieses aus den Buchecken und Wallnüssen, deren ausgepreßte Oele, wenn dabei mit dem gehörigen Fleiße verfahren wird, dem besten Olivenöle den Vorzug streitig machen. Das Buchecker nöl kann besonders, wenn es mit aller gehörigen Vorsicht geschlagen worden, schon nach einem Monate genossen werden; in steinernen Gefäßen aufbewahrt, kömmt es mit einem Jahre dem Olivenöle am Geschmacke gleich, mit zweien geht es demselben auch vor, und erreicht mit fünfen seine größte Güte, die es ohne merkliche Abnahme bis in das 10te Jahr behält.

Um in Ansehung der Menge und Güte des Bucheckernöls nichts zu verabsäumen, muß man folgende Stücke bei

der Behandlung beobachten. Die zur Zeit der Reife abgefallenen Bucheckern werden ohne Verzug aufgelesen, weil sie, wenn sie im Thau und Regen länger liegen bleiben, viel von ihrer Güte verlieren. Die gesammelten Eckern werden in einer Scheune durch das Wurfen mit der Schaufel gereiniget, in einem schattigen trocknen Orte zur Trocknung aufgeschüttet, und daß sie nicht während der Zeit verderben, vornehmlich im Anfange öfters umgewandt. Eckern, welche im Schatten getrocknet worden, geben mehr und besseres Oel, als andere, welche der Sonnenhitze ausgesetzt gewesen; auch geben sie mehr Oel, wenn man sie 2 bis 3 Monate in den Schalen hat liegen lassen.

Sind sie nun getrocknet, so werden die tauben von den guten entweder in einer Wanne mit Wasser abgesondert, oder wie Erbsen und Linsen mit der Hand ausgelesen. Wenn sie so gereiniget und getrocknet sind, werden sie in einer Stampfmühle gequetschet, in Haartücher eingeschlagen, unter die Preßplatten gebracht, und zu Oel geschlagen. Wenn kein Oel mehr fließt, werden die Kuchen aus den Tüchern genommen, durch die Stämpfer zermalmet, und wieder gepreßt. Dieses wechselsweise Zermalmen und Pressen der Saamen wird 2 bis 3 mal vorgenommen.

Das durch dreimaliges Auspressen erhaltene Oel wird abgesondert, auf wohl gereinigte Fässer, oder steinerne Gefäße gezogen. Das Oel von der ersten und zweiten Presse ist gut zum Verspeisen, das von der dritten zum Brennen und sonstigem Gebrauche — Nach 3 Monaten wird das Oel von der ersten und zweiten Presse, um selbiges von dem Schleime, der sich indeß ausgeschieden hat, abzusondern, in andere Gefäße gefüllt, und nach eben so vieler Zeit wieder in andere, wenn sich noch Unreinigkeiten zu Boden setzen, und in wohl verschlossenen Gefäßen, am besten in steinernen Krügen, in einem kühlen Keller aufbewahrt. Sind die Eckern von geringer Güte gewesen, so wird die Zahl der Monate verdoppelt.

Je reiner die bei diesem Geschäfte gebrauchten Werkzeuge sind, desto besser fällt das Oel aus. Soll es ganz weiß werden, so muß man die Kerne häuten. Von 100 Pfund, recht trocknen Bucheckern erhält man 12 Pfund ganz reines und klares Oel, und 5 Pfund trüberes, und überhaupt

mehr von den kleinern als von den größern. Aus dem Satze, der nach dem jedesmaligen Abgießen übrig bleibt, scheidet sich noch helles, geniesbares Oel, wenn er in verschlossenen Gefäßen einige Zeit gestanden hat. Der, welcher nach abermaligem Abgießen dieses Oels übrig bleibt, dienet zum Brennen, oder, wenn er zu dicklich ist, zur Schmiere für Eisen, Holz u. d. gl. Die ausgepreßten Oelkuchen dienen für alles Federvieh zum Futter.

Mit gleichem Vortheil, wie das Bucheckeröl wird auch das Nußöl in den Ländern bereitet, wo die Wallnuß häufig wächst; nur fordert es zu seiner Bereitung, und um den Grad der Güte zu erhalten, dessen es fähig ist, mehr Fleiß und Vorsicht, als man gewöhnlich auf selbiges zu verwenden pflegt. Nach den angestellten Versuchen des Herrn Hofcammerath Kling, kann man mit mäßigen Kosten Nußöl erhalten, dem selbst das beste Olivenöl in Ansehung des Geschmacks und gesunden Genusses nachsteht. Er ließ zu dem Ende die ausgemachten dürren Nußkerne brühen, dann häuten, wieder trocknen, und sehr reinlich pressen. Zur Aufbewahrung ist gleiche Vorsicht zu empfehlen, wie vorher bey dem Bucheckeröl gesagt worden.

Ohrentaucher, lat. Colymbus auritus, Linn. Fr. le petit Grèbe huppé, Buff. Engl. the eared Grebe, Penn. auch genannt: Meerdrehhals. Gehört als Wasser- oder Schwimmvogel unter die dritte Ordnung, und ist von der dritten Familie der Taucher, den sogenannten Steißfüßen eine Art, welche sich durch dunkelbraunen Oberleib und einen hinter jedem Auge stehenden Büschel rostfarbiger Federn, von den übrigen Arten unterscheidet.

Dieser Taucher ist in Deutschland zu allen Jahrszeiten nicht gar selten, 1 Fuß 1 Zoll ohngefähr lang, und 1 Fuß 6 Zoll breit. Der Schnabel ist 1 Zoll lang, gerade, sehr spitzig, und schwarz, der Unterkiefer an der Spitze weißlich; der Stern karmoisinroth; die Füße von außen schmutzigolivengrün, inwendig fleischröthlich, die Beine 1 und ein halb Zoll hoch, die Mittelzehe 3 Zoll, die hintere 4 Linien lang.

Der Kopf, Obertheil des Körpers und die vordern Schwungfedern sind dunkelbraun; ein Büschel rostfarbiger Federn (Backenkragen) hinter jedem Auge; die hin-

tern Schwungfedern und der ganze Unterleib weiß; die Schenkelfedern rostfarbig; die untern Flügelseiten falb. — Das Weibchen sieht dem Männchen völlig gleich, außer daß die Ohren etwas heller sind.

In nördlichen Gegenden ist er ein Zugvogel, in südlichen aber bleibt er das ganze Jahr hindurch. Er ist von außerordentlicher Geschicklichkeit, und blitzschneller Geschwindigkeit im Tauchen, und daher auch äußerst schwer zu schießen. — Seine Nahrung besteht blos in Insekten und Wasserkräutern, und er rührt keinen Fisch an.

Zur Fortpflanzung bauen sich Männchen und Weibchen ein Nest aus Wassergräsern, heften es an ein Gebüsch an, und lassen es schwimmen. Drei bis 4 gelblichweiße Eier brütet das Weibchen allein aus, und erzieht auch die Jungen allein, wenn ihm das Männchen weggeschossen wird. — Die Haut von der Brust soll eben so gutes Pelzwerk geben, als die Haut des Haubentauchers.

Ohreule. Man hat unter diesem Namen zwei Vögel, die unter die erste Ordnung, nämlich die Raubvögel gerechnet werden, und beide sind Arten von der ersten Familie der Gattung der Eulen, und zwar eigentliche Eulen. Die eine wird die mittlere, und die andere, die kleinste Ohreule genannt.

Die mittlere Ohreule, Lat. Strix Otus, Linn. Fr. le moyen Duc ou le Hibou, Buff. Engl. the long-eared Owl, Penn. auch genannt: Kleiner Schuhu; gemeine Ohreneule, Katzeneule, Horneule, Hörnereule, Fuchseule, Ohrkautz, Ranzeneule, rothgelber Schubut, kleine rothgelbe Ohreule, Käutzlein. Die Kennzeichen ihrer Art sind: daß jeder Federbusch wenigstens 6 große Federn hat, und der Oberleib rostgelb und tiefbraun gefleckt ist.

Diese sehr bekannte und schöne Ohreule ist wegen ihrer dicken Federn so groß, als eine Rabenkrähe; ist 16 Zoll lang, der Schwanz 16 Zoll, die Flügel klaftern 3 Fuß 3 Zoll, und legen sich ans Ende der Schwanzspitze zusammen. Das Gewicht ist 10 Unzen. Der Schnabel ist 13 Linien lang, und mit den scharfen Klauen schwärzlich; die Regenbogenfarbe der Augen glänzend gelb; die Beine 1 und

einen halben Zoll hoch; die mittlere Zehe 1 und dreiviertel Zoll lang und die hintere 1 Zoll.

Den Kopf zieren auf beiden Seiten 2 Zoll lange Federohren, die aus 10 schwarzen und gelb und weiß geränderten Federn bestehen, und nach hinten und seitwärts gedreht, wie ein Paar Hörner sich ausdehnen; die borstenförmigen Haare, die das Gesicht umgeben, sind weiß mit schwarzen Spitzen, die krausern aber, welche die Augen nach den Ohren zu umschließen, rostgelb; die ganze Gesichtsfläche umkränzt ein schwarzes Band, das an den Seiten schön rostgelb, weiß und dunkelbraun bespritzt ist; der ganze Oberleib ist mit den Deckfedern der Flügel rostgelb und tiefbraun gefleckt; der Unterleib ist blaßgelb mit dunkelbraunen Streifen, die in der Mitte des Bauchs weiß eingefaßt sind; die Afterfedern sind röthlich weiß; die bis zu den Klauen befiederten Füße schmutzig blaßgelb; die vordern Schwungfedern sind dunkelbraun und rostfarbig gestreift, die hintern, wie die Deckfedern der Flügel; die erstere Schwungfeder ist an der äußern Fahne sägenförmig geschlissen; der gerade Schwanz ist rostgelb und dunkelbraun gestreift; die Deckfedern der Unterflügel sind weiß mit einigen dunkelbraunen Flecken. — Das Weibchen ist auf dem Schwanze mehr aschgrau.

Diese Eule macht unter allen Eulen, wenn sie gezähmt ist, die wunderlichsten Posituren, die man alle, wenn man sie daran gewöhnt hat, mit dem Finger dirigiren, oder auch, wenn man ihr eine Katze vorhält, bemerken kann. Hiebei läßt sich auch wohl noch ein sausendes, boshaftes Blasen hören. Ihr eigentliches Geschrei aber besteht in einem wiederholten dumpfigen, holen Hoho, hoho! Sie bewohnt gewöhnlich alte verfallene Gebäude, Felsenhölen, gebirgige Wälder, auch ebene Eichwälder mit vielen alten holen Eichen. — Ihre Nahrung besteht vorzüglich aus Wasserratten oder Erdwölfen, aus Maulwürfen, kleinen Feldmäusen, und in Mist- und Maikäfern; zuweilen mag ihr auch wohl ein kleiner Vogel zu Theil werden.

Sie nisten in alten verlassenen Rabenkrähen- wilden Tauben- und Eichhörnchensnestern, die auf dichten Bäumen stehen, seltner in holen Eichen und Steinklüften. Das Weibchen legt 4 bis 5 rundliche weiße Eier, brütet sie allein

aus, unterdessen trägt ihm aber das Männchen Speisen zu. Die Jungen sind Anfangs weiß, fangen aber gleich nach 14 Tagen an, sich zu verfärben. Sie lassen sich leicht zähmen, und sogar zum Ein- und Ausfliegen gewöhnen. — Ihre Feinde sind die Kratzerwürmer.

Um sie zu fangen, sucht man gewöhnlich die Nester auf, und nimmt die Jungen weg, oder erlegt sie auch, wenn sie ausgeflogen sind, und in der Gegend ihres Nestes sitzen und schreien, mit der Flinte. Die alten sind schwerer zu bekommen. Da sie aber durch ihre Nahrung so großen Nutzen stiften, sollte man sie nicht schießen. Denn sie tödten viele schädliche Mäuse und Insekten, und werden daher mit Unrecht unter die schädlichen Raubvögel gerechnet. Man braucht sie gern auf dem Vogelheerde, auf der Krähenhütte, in Meisenhütten, um große und kleine Vögel, besonders die Grünspechte, herbeizulocken. Wenn man sie jung aus dem Neste nimmt und zähmet, so reinigen sie, wie die Katzen, das Haus von Mäusen. — Die Kalmucken stecken ihre Ohren mit den Federbüschen an ihre Fischangeln, um die Fische herbeizulocken. — Daß sie zuweilen einen Vogel aus der Schneuß nehmen, ist ein Schaden, der keiner Erwägung verdient.

Die kleinste Ohreule, lat. Strix Scops, Linn. Fr. Scops ou petit Duc, Ruff. Engl. the short-eared Owl, Penn. auch genannt: Stockeule, Waldeule, aschfarbiges Käutzchen, gehörntes Käutzchen, Posseneule, Waldkauffel, kleine Baumeule; Krainisch, Tschuck. Daß der Federbusch aus einer einzigen kurzen Feder besteht, ist das Kennzeichen ihrer Art.

Diese Eule, die man in Deutschland nicht häufig sieht, ist unter allen Ohreulenarten die kleinste, und nicht viel größer als eine Drossel, 8 Zoll lang, 17 Zoll breit, der Schwanz 2 und ein viertel Zoll, und die Flügel reichen ein wenig über dessen Spitze. Der Schnabel ist 8 Linien lang, stark, sehr gekrümmt, schwarz; die Augenregenbogen gelb; die Beine 1 und einen halben Zoll hoch; die Zehen und die Krallen dunkelbraun; die mittlere Zehe 1 Zoll und die hintere 8 Linien lang.

Die einzelne Ohrfeder steigt nicht über 1 und einen halben Zoll in die Höhe. Der Kopf ist verhältnißmäßig kleiner

als bei den übrigen Eulen, und der Körper regelmäßiger, deutlicher und schöner gefleckt. Ihre Farbe ist am ganzen Leibe ein Gemisch von Grau, Röthlich, Braun und Schwarz. Die Füße sind mit röthlichgrauen und braungefleckten Federn bedeckt. Die Schwung- und Schwanzfedern haben blaßröthliche und dunkelbraune Bänder, die am Schwanze etwas heller sind.

Sie macht gezähmt sehr possierliche Bewegungen, und spielt dabei sehr niedlich mit ihrer Ohrfeder. In andern Ländern wird sie für einen Zugvogel gehalten; in Deutschland aber bleiben sie das ganze Jahr hindurch, ziehen sich im Herbst blos nach dem Felde, ihrer Nahrung halber, und suchen im Winter am Tage zu ihrem Hinterhalte die Feldhölzer auf.

Sie sind große Feinde der Feld- und Waldmäuse, Mai- und Roßkäfer, Abend- und Nachtschmetterlinge. Sie sollen vor andern Eulen den Vögeln besonders nachstellen. — Das Weibchen legt gemeiniglich 4 weiße abgestumpfte, rundliche Eier in hole Bäume. — Man erlegt sie mit Gewehr, und zwar bekömmt man sie nicht leicht eher, als mit den Jungen, die ausgeflogen sind, auf Bäumen sitzen, und sich durch ihr Geschrei verrathen. Weil sie aber durch ihre Nahrungsmittel, besonders durch Vertilgung der Feldmäuse, großen Nutzen stiften, sollte sie der Jäger schonen, und der Landmann sehr schätzen und lieben.

Ihre Farben pflegen nach Beschaffenheit des Alters, der Himmelsgegend, und vielleicht auch des Geschlechts, stark abzuwechseln. In ihrer Jugend sind sie alle grau. Wenn sie älter werden, sehen einige viel brauner aus, und die Augenfarbe scheint sich nach der Farbe des Gefieders zu richten, so daß die grauen blaßgelbe, die andern aber dunkelgelbe oder gar nußbraune Augen haben.

Orientirung, Fr. orienter. Die Richtung nach der Himmelsgegend, kann in Beziehung auf die Person, oder auf eine Charte genommen werden. In Person sich orientiren heißt, vermittelst eines festen Gegenstandes, am Himmel oder auf der Erde, sich so zu richten, daß man die Himmelsgegenden immer genau weiß, und wozu unter dem Artikel, Himmelsgegend, einige Hülfsmittel angegeben wor-

den sind, zu denen sich aus eigenen Erfahrungen noch mehrere abstrahiren lassen.

Eine Charte orientiren, heißt die Projection derselben (wenigstens der Hauptpunkte) so entwerfen, daß eine genaue Mittagslinie (und Polhöhe) dabei zum Grunde gelegt wird, und das Auftragen der gemessenen Triangel immer von selbiger aus geschiehet. Die mit der Boussole aufgenommenen militairischen — zuweilen auch topographischen Plans, sind zwar vermittelst der Nordlinie auch gewissermaßen orientirt, aber man wird leicht einsehen, daß schon die Art der Aufnahme nicht die schärfste Richtigkeit zuläßt, und daß die Unrichtigkeit in dem Maaße sich vermehren muß, als der Plan Ausdehnung bekömmt; so daß man ohne astronomische Beihülfe (sollte es auch nur eine gute Mittagslinie seyn) niemals bestimmt sagen kann: eine Charte sey orientirt.

Orththielen. Heißen auch Schmalbretter oder Schwartenbretter, Fr. Dosse, und sind solche Bretter, welche auf den Schneidemühlen von den beiden Seiten des Blochs, wenn die Schwarte herunter gesägt worden, genommen werden. Sie können niemals die bei den Bettern vorgeschriebene Breite haben.

Ortolan, s. Gartenammer.

Ortwerkständer, s. Kipsäulen.

Otter, s. unter Amphibien.

Otter, lat. Lutra, Fr. Loutre. Macht als Säugethier eine Gattung von der dritten Ordnung, den Raubthieren, aus. Diese Gattung Raubthiere hat zum Kennzeichen, oben und unten 6 Vorderzähne, Seitenzähne an jeder Seite einen, gekrümmt, eckig; Backenzähne oben und unten 5, spitzig und zackig. Füße mit Zehen sind mit einer Schwimmhaut verbunden, und haben unbewegliche Krallen. Ueberhaupt unterscheiden die Lebensart, Nahrung, welche aus Fischen besteht, besonders die Schwimmfüße und Falte des Weibchens unter dem Geschlechtsgliede, die Arten dieser Gattung hinlänglich von den übrigen Säugethieren. Sie leben am Wasser, schwimmen auch unter demselben, können aber nur kurze Zeit des Athems halber darin aushalten. Ihre Fährten werden wegen der Schwimmhaut zwischen den Ze-

hen sehr merklich. Von dieser Gattung giebt es 2 Arten: der Fischotter und der Nörz.

Otterfänger, Fr. Chasseur de loutre. Unter diesem Prädikat werden zum Fang der Biber und Fischottern, da wo diese Thiere häufig sind, besondere Jäger angestellet.

Otterhund, s. Fischotterhund.

Otterjagd, Fr. Chasse de loutre. Heißt diejenige Jagd, wenn die zur Gattung der Otter gehörigen Thiere mit Hunden und Netzen verfolgt und gefangen werden.

Oxhoftstäbe. Heißen die Daugen oder Dauben, aus welchen ein Faß, Oxhoft genannt, gemacht wird. Dieses ist ein Weinfaß, Bourdeauisches Gebinde, welches 64 Hamburger Stübchen, oder 3 Eimer und 12 Leipziger Maas hält. Am meisten werden diese Fässer zu den französischen Weinen und Brandtweinen gebraucht, mehreres sehe man unter Stabholz.

P.

Paaren, Fr. apparier, rapparier. Heißt es bei den Feldhühnern, wenn sie sich der Fortpflanzung halber im Frühjahr zusammengesellen und Junge ausbrüten.

Paarzeit, Fr. la Pariade. Ist diejenige Zeit, wenn sich Männchen und Weibchen vom Federwildpret zur Fortpflanzung ihres Gleichen zusammenbegeben.

Packen, s. Gepackt.

Panzen, ist so viel als Wanst, nämlich bei dem Rothwildpret das, was man bei andern den Magen nennt.

Panzer, s. gejackte Hunde.

Pappel, Lat. Populus. Zu diesem Geschlecht gehören folgende drei deutsche Holzarten: die Silberpappel, Zitterpappel, und gemeine Pappel. Sie gehören sämmtlich unter diejenigen Bäume, welche ihre männliche und weibliche Blüthen, jede auf verschiedenen Stämmen tragen, und folgende natürliche Geschlechtszeichen gemein haben. Die männlichen Blüthen mit 8 Staubfäden sitzen auf ihrer eignen Pflanze, in langen hangenden locker, walzenför-

nigen Blumenzapfen oder Kätzchen beisammen. Die weib-
ichen sitzen auch auf ihrer eignen Pflanze, mit eben solchen
Blumenzapfen, die mit den männlichen viele Aehnlichkeit
aben. Bei allen Arten stehen die Blätter wechselsweise,
inzeln an den Zweigen und auf dünnen Stielen. Ihre
Wurzeln gehen sehr weit um sich, und treiben viele Wur-
ellohden. Sämmtliche Arten Pappeln gehören unter das
ommergrüne Laubholz, und zwar unter die weichen Bau-
ölzer.

Die Silberpappel, lat. Populus alba, Linn. Fr.
Peuplier blanc, Engl. the white Poplar; auch genannt:
weiße Aspe, Albe, Abele, Arlbielbaum, Albernbaum,
lber, Abelken, Tabelken, Alberbrust, Alapropst, weiße
Pappel, Weißalber, Schneepappel, Bellweide, Boll-
weide, Belle, Bolle, deutscher Silberbaum, Papier-
aum, Wunderbaum, Heiligenholz, Götzenholz, Saar-
achsbaum, Weißbaum, lavele, Weißsaarbaum.

Diese erreicht in 30 Jahren ihr vollkommenes Wachs-
thum, eine sehr beträchtliche Höhe und eine Stärke von
und mehrern Schuhen in der Peripherie. Sie treibe
ehr häufige, starke, 3 Fuß in die Tiefe und 28 in die
Weite um sich gehende Wurzeln, welche eben so häufige
Wurzellohden geben, daß man in kurzer Zeit ganz wüste
und unbrauchbare feuchte und sandige Plätze damit in Be-
tand setzen kann. Die Rinde ist aschgrau und glatt, wird
aber an dem Stammende alter Bäume rissig. Die Blät-
er sind auf der Oberfläche dunkelgrün und glänzend, am
Rande gezahnt, die untere Fläche ist mit einer schönen sil-
berfarbenen kurzen Baumwolle bekleidet, übrigens sind sie
n ihrer Bildung sehr verschieden. Das Holz ist bey jun-
gen Stämmen weiß, weich und sehr faserig, bei ältern
bräunlich, dem Nußbaumholze ähnlich, und wenn es in
der Saftzeit gehauen wird, mittelmäßig fest und dauerhaft.
Die Blüthen erscheinen zu Ende des März lange vor Aus-
bruch des Laubes. Die Frucht ist ein graues Kätzchen;
darin befindet sich der Saame, welcher in ungemein fei-
nen eirunden schwarzen Körnern besteht, die mit einem haa-
rigen Büschelchen versehen sind, und im Junius reif ab-
liegen.

Der Anbau der Silberpappel kann zwar, wie bey allen Holzarten durch Saamen geschehen, ist aber mit vielen Schwierigkeiten verbunden, vorzüglich deswegen, weil diese Bäume besondern Geschlechts sind, und folglich den natürlichen Gegenstand in der Nähe verlangen, wenn der Saame befruchtet und zum Aufgehen tüchtig seyn soll. Das Wachsthum der Saamenpflanzen geht auch überdies so langsam von statten, daß man sich jederzeit der viel sichrern und leichtern Vermehrungsmittel, als Setzung großer Stangen oder kleiner Stecklinge, Ablegen, der Zweige, oder Absetzung der Wurzelbrut, mit gutem Erfolg bedient.

Die Silberpappel liebt vorzüglich einen milden mit Dammerde vermischten Boden, doch nimmt sie auch mit einem andern Boden vorlieb, wenn es nur kein schwerer bindender Leimen und Thonboden ist. Sie werden vorzüglich aus Ablegern und Stecklingen gezogen; in diesem Fall sind alsdenn entweder blos lauter männliche oder lauter weibliche Stämme allein beisammen. Die besten Reiser sind diejenigen, so von ganz jungen Pappeln, wenn sie auch nur ein Jahr alt sind, genommen werden, und hiezu können die kleinsten einjährigen Reiser, wenn sie nur ein Fuß lang sind, dienen. Sie werden wie Saatpflanzen anderer Holzarten behandelt, und in Baumschulen 1 und einen halben Fuß auseinander gesetzt. Haben sie darin aber eine gewisse Größe erreicht, so werden sie dann ferner auf 10 bis 12 Fuß weit an ihren Standort gebracht. Von andern Vortheilen, die bei ihrer Fortpflanzung durch Stecklinge noch zu beobachten sind, sehe man unter Weide.

Das gesunde reife Stammholz der Silberpappel, als worauf sich ihre vorzüglichste Benutzung einschränkt, giebt die schönsten Bohlen und Bretter zu allerhand Arbeit ab, und die Tischler und Drechsler wissen es mit vielem Nutzen zu verarbeiten. Es ist das beste Holz die Fußböden der Zimmer damit zu täfeln, indem es sich nicht wirft noch aufreißt. Auch wird es zu verschiedenen Polir- und Lackirarbeiten, als zu Schränken, Chatoullen, Reißbrettern, Brett- und Schachspielen, und allerhand anderer Bildhauer- Drechsler- und Tischlerarbeit genommen. Große Stämme geben das beste Werkholz zu Back- und Brunnentrögen. Die Wurzel liefert einen überaus schönen Maser,

essen Schönheit durch Eisensolution mit Scheidewasser sehr rhöht wird.

Die Stangen, wenn sie in der Saftzeit gehauen weren, liefern die besten Hopfen- und andere Stangen, die n der Dauer den eichenen noch vorzuziehen sind. Zum Bauwesen sind die geringen Pappeln, wo nicht besser, doch ben so gut als Kiefern, wenn sie ins Trockene kommen, esonders werden sie viel zu Sparren und dergleichen genutzt. Ueberdies hat diese Holzart auch noch einen besonern Vorzug bei den Töpfern zum Topfbrennen, vor dem arten Holz. Auch im Winter, wenn es sehr kalt und tieer Schnee ist, wird auf Wildbahnen, wo die Aesung rar eworden, das Wildpret sich an den Knospen sammt den Schilfen sättigen, besonders da die darin befindliche Bitterzeit dem Wildpret sehr angenehm ist.

Als Brennholz hat es keinen Werth, denn zu Anbauung wüster Plätze, um dem Holzmangel zu steuern, ist ie Birke, die mit so geringem Boden vorlieb nimmt, die Eller, die glatte Ulme, weit vorzuziehen. Zu Kopfpflanungen ist überhaupt weder diese noch irgend eine andere Pappelart zu empfehlen, da selbst die Baumweiden weit ärkere Aeste, worauf es doch beim Köpfen angesehen ist, efern.

Die zweite einheimische Pappelart ist die Zitterpappel, iese ist bereits unter dem Artikel Aspe, abgehandelt orden.

Die dritte ist die gemeine Pappel, lat. Populus nira, Linn. Fr. le Peuplier noir, Engl. the black Poplar; uch genannt: die schwarze Pappel, Pappelbaum, Pöpelbaum, Pappelweide, schwarzer Albeerbaum, Sarbacher, Sarbachbaum, Sarbacken, Sarbaum, Salbenbaum, Bollenbaum, Fellbaum. Diese Pappel kömmt in vielen Stücken mit der Silberpappel überein; sie hat eben das ine Ansehen, den schnellen Wuchs, die Dauer und Verehrungsart wie diese. Der Stamm wird öfters höher, s bei der Aspe, und erreicht nicht selten im vierten Jahre

eine Höhe von 20 Fuß, nebst der Dicke eines Mannesschenkel.

Ihre Wurzeln gehen etwas tiefer unter sich, als die von der Silberpappel, und laufen 10 Fuß in die Weite; ihre entblößten Thauwurzeln aber geben eine ungeheure Menge von Sprossen. Die äußere Rinde ist glatt, aschgrau, wird aber mit der Zeit am Stamme rauh und dunkler (schwärzlich), an jüngern Stämmen und an den Zweigen fällt sie ins gelbliche. Das Holz ist mit den von andern Pappeln von einerlei Güte. Die Blätter bilden beinahe ein Dreieck, das unten zugerundet und oben mit einer langen Spitze versehen ist. Im Sommer sind sie oben schwarzgrün und glänzend, unten graulich, auf beiden Flächen glatt, ausgezackt, mit kleinen Drüschen besetzt, und mit langen, steifen, aufwärts stehenden gelben Stielen versehen. In der Blüthe ist diese Art die letzte, erscheint aber ebenfalls zeitig im Frühjahr vor Ausbruch des Laubes; sie besteht in röthlichen oder weißlichen Blumenzapfen, fällt im Mai ab, und unterscheidet sich von der vorhergehenden darin, daß die weiblichen in kleinen einzelnen Knöpfchen befindlich sind. Den wolligen Saamen lassen die weiblichen Kätzchen schon beim Ausbruch des Laubes oder kurz nachher abfliegen.

Die gemeine oder schwarze Pappel findet man an den Ufern der Flüsse in mildem guten Boden vorzüglich gut, wenn sie nicht durch Köpfen oder durch den Eisgang an den Flüssen verstümmelt worden ist. Ihre künstliche Vermehrung geht zur Herbstzeit aus eingelegten Ruthen besser von statten, als von Setzlingen. Doch schlägt auch die Wurzelbrut gut an. Die Pflanzung hat sie übrigens mit der Silberpappel gemein.

Das Holz wird zu Faschinen und Pallisaden gebraucht. Das Mark der Stämme gebrauchen die Nordländer zu Stöpseln statt der Korke. Die aus der Wurzel treibenden Lohden, ingleichen die abgeschnittenen Aeste geben gute Faschinen zum Wasserbau. Sonst wird das Holz auf dieselbe Art als das Holz der Silberpappel benutzt, von dem es sich noch durch seine Leichtigkeit unterscheidet. Die Rinde giebt eine sehr gesättigte Färbebrühe, und nach Beschaffenheit der Zusätze, lassen sich manche brauchbare Farben

daraus erhalten. Mit der Saamenwolle hat man Versuche angestellt, und in München eine Fabrik von sehr feinen und leichten Hüten, zu denen auch Pappelwolle genommen wird, etablirt. Aus den Knospen, welche vielen harzigen Saft enthalten, ziehen die Bienen ihre Kütte, auch hat man aus solchen die Verfertigung eines Wachses versucht, indem sie in siedendem Wasser geweicht und ausgepreßt wurden.

Außer diesen 3 Pappelarten hat man auch in Deutschland mehrere ausländische Pappeln angepflanzt, und unter diesen verdient vorzüglich:

Die carolinische Pyramidenpappel, (lat. Populus carolinensis, Fr. le Peuplier de la Caroline en pyramide, Engl. the Carolina Poplar) nicht allein ihres Nutzens halber, sondern auch deshalb, weil sich solche schon in unserm Klima so ziemlich naturalisirte, angeführt zu werden. In Deutschland ziert sie vorzüglich die Alleen und Pflanzungen zu Dessau und Wörlitz, obschon ihr dort der strenge Leimen weniger angemessen zu seyn scheint; denn am besten kömmt sie auf einem frischem, sandigen, mit Dammerde vermengten Boden fort.

Sie übertrift noch an Schönheit und vortreflichem Ansehen, so wie an Höhe, Stärke und Dauerhaftigkeit, die italienische Pappel, und wächst ebenfalls pyramidenförmig und bewundernswürdig schnell zu einer Höhe von 100 bis 130 Fuß, und wird 2 bis 4 Fuß im Durchmesser dicke. Im dichten Stande, wo sie sich von den untern Aesten reinigt, giebt sie gerades, hohes und starkes Bauholz zum Gebrauch im Trocknen. Sonst hat sie viel ähnliches mit ihr, daß man sie fast für eine Abart derselben ansehen könnte. Die Aeste und Zweige sind rund, doch auch bisweilen 4 und eckig. Der Stamm hat eine graugelbe rissige Rinde, die an den jungen Stämmen und Aesten glatt ist. Die Blätter sind fast eben so groß, herzförmig, am Rande stumpf gesägt, laufen in eine Spitze aus, die bald länger bald kürzer, bald spitzig, bald stumpf, bald glattrandig, bald gezahnt ist. Oben sind sie hell, unten dunkelgrau und mit Drüsen besetzt. Sie stehen abwechselnd an langen, blau-

lichgrünen Stielen. Die Blüthen erscheinen im Mai. Das Holz ist weiß, glatt und sehr weich, und wenn es durchschnitten wird, so stellt die starke Markröhre einen Stern mit so viel Ecken vor. Außerdem gilt von ihr alles, was von der Silberpappel gesagt worden ist.

Parforceabrichten, s. Dressiren und Hühnerhund.

Parforcehund, Laufhund, lat Canis venaticus, Fr. chien courant, Buff. Engl. Hound, Penn. Hierzu wählt man einen französischen oder englischen großen Jagdhund, welcher einen länglichen Kopf, breite Stirn, lang behangene Ohren, hohe Hüften, dicke Lenden, gerade Knies hat, und einen hellen Laut von sich giebt (laut anschlägt). Er muß so grausam seyn, und in Gesellschaft von mehrern seines Gleichen einen Hirsch auf der Fährte so lange verfolgen, bis er ermüdet zur Erde hinstürzt.

Die Parforcehunde, besonders die französischen Jagdhunde, müssen sorgfältig erzogen werden, weil diese ohnehin sehr weichlich sind; etwas leichter lassen sich zwar die englischen aufziehen, wollen aber ebenfalls in Acht genommen seyn. Ueberhaupt muß man bei ihrer Erziehung eben dasselbe, was bei Jagdhunden bereits angeführet worden ist, beobachten; hier nur noch einiges, was die Parforcehunde insbesondere betrift.

Wenn die Betzen hitzig werden, werden sie in einen besondern Stall gebracht, und wenn eine belegt ist, welches am besten im Jänner, Februar oder März geschieht, muß es richtig aufgeschrieben werden. Belegte Hündinnen kann man zwar bei Jagden noch etlichemal mit auf das letzte Relais nehmen und noch etwas mitjagen lassen, müssen sich aber nicht zu sehr erhitzen. Sonst aber nimmt man sie in ihre besondern Ställe und Zwinger, daß sie frei können herumlaufen, müssen aber nicht zu enge eingesperrt werden, oder in dumpfigen Ställen liegen. Auch führt man die Hündinnen spazieren, daß sie in Bewegung kommen, weil ihnen das anhaltende Inneliegen gar nicht nützet. Wenn die Zeit zum Wölfen kommt, so muß öfters nach ihnen gesehen werden, um ihnen, wenn sie schwer wölfen, sogleich mit Arzney zu helfen. Auch müssen sie nicht zu der Zeit im kalten Stalle bleiben, sondern in ihre Kammern gethan, und die Camine geheitzet werden.

Hat eine Betze abgewölfet, so muß man gar keine Jungen wegschmeißen, sondern schon vorher andere Betzen von Schafhirten- oder Bauerhunden angeschaft haben, welche auch erst gewölfet haben müssen. Der alten Parforcehündin kann man 2 bis 3 Junge lassen, die andern aber in die Ammenbetzen legen. Will man sie nun unter die Ammenbetzen bringen, so muß man deren eigene Jungen sowohl, als die von der Parforcehündin, etwas mit Brandtwein waschen, damit sie einerlei Geruch bekommen. Wenn sie denn diese angenommen hat, so nimmt man unvermerkt ihre eigene Junge eins nach dem andern weg, damit sie die jungen Parforcehunde desto besser säuge. Die alten Parforcebetzen müssen nicht mit der Amme in einer Kammer liegen, weil die Mutter ihre Jungen nicht gerne der Amme gönnen will. Auch muß jede säugende Hündin einen Korb von Weiden bekommen, worin eine jede besonders liegen kann. Die säugenden Hündinnen müssen auch nicht beständig inne liegen, mit guter Fütterung versehen, dabei sehr reinlich gehalten und immer frisches Wasser gegeben werden. Bei großer Kälte setzt man ihre Körbe näher den Caminen, so, daß sie weder zu warm noch zu kalt liegen.

Wenn die Jungen nun 4 bis 5 Wochen alt worden, nimmt man gute süße Kuhmilch, und lernt sie bei der Betze mit fressen, darein man auch gut ausgebacknes Brod mit einem Reibeisen reibet; die Milch darf aber nicht zu lange auf dem Brode stehen, um nicht zu viel Säure zu bekommen. Fangen sie an gut zu fressen, so thut man sie von der Alten weg, und bringet sie in die Stube in Kasten Wurfweise zusammen. Man muß aber fleißig darnach sehen, daß sie nicht etwa den Durchfall oder die Ruhr bekommen, welcher man sogleich vorbeugen muß; oder sie kriegen auch Würmer.

Nach und nach lernt man sie auch dünne Suppen fressen. Hierzu nimmt man gutes Rindfleisch, kocht es fein weich, und gießet die Brühe auf das Brod, macht auch etwas Fleisch ganz klein darunter; nur muß man sie auch nicht damit verstopfen. Beständig müssen sie auch nicht im Kasten stecken, sondern nur Anfangs einen Tag, daß sie

zusammen gewohnen, und des Nachts über, und wenn m
sie füttert.

Wenn sie nun 8 bis 9 Wochen alt sind, fängt m
an sie nach und nach zusammen zu füttern, bis sie 3 M
nate alt werden. Dabei müssen sie aber den Tag über i
herum laufen können, und dazu einen großen geräumig
Zwinger haben. Kann man sie aber gleich Anfangs n
der Mutter auf Bauerhöfen erziehen lassen, so ist es d
Hunden sehr gut, weil sie da in ihre völlige Freiheit ko
men, und auch auf dem Lande das Vieh und allerhand g
wohnt werden. — Legt man sie aber nicht aus, so m
man selbige, wenn sie 3 Monate alt werden, zusamm
nehmen, und besonders einen hinlänglich großen Zwing
(s. unter Jägerhaus) für sie haben, und alsdann anfa
gen, sie mit dem Futter, wie die Alten bekommen, z
füttern (s. unter Jagdhund).

Wenn die jungen Hunde 1 und ein halb Jahr alt we
den, als so lange sie die Freiheit haben müssen, kann ma
mit dem Einjagen anfangen, sie nämlich kuppelbändig z
machen; anfangs kuppelt man sie zu 2 und 3 zusammen
läßt sie so den Tag über im Zwinger zusammen gehen, de
Nachts aber müssen sie von einander seyn. Nachgehends
werden sie mit den Kuppeln an die Harn genommen, und
so müssen sie durch die Bursche und Jungen erstlich einige
mal ausgeführet werden. Nachher führet man sie früh vor
der Fütterung und auch Nachmittags aus, daß sie gewoh-
nen, gehorsam in einer Meute zu gehen.

Wenn sie mit den Kuppeln gewohnt sind, so läßt man
sie auch ungekuppelt alle Tage ausführen, und dann erst
zweijährig werden, ehe sie unter die Meute der alten Hunde
kommen. Nach Gelegenheit werden sie jedoch auch früher
darunter genommen.

Auch ist es sehr gut, wenn man etlichemal mit den
jungen Hunden einen Hirsch alleine jaget, nämlich etliche
Fuder Zeug nimmt, einen Hirsch einstellet, und mit den
jungen Hunden hineinziehet, sie auf den Hirsch anlegt, sol-
chen durch sie im Zeuge brav jagen läßt, und vor ihnen
fängt, dabei gleich Curée macht, damit sie benossen und
hitziger darauf werden, und wenn man dieses nur etliche-
mal thut, so werden sie bald jagen lernen. Jedoch wollen

inige nicht sogleich dran, und begehren wohl erst im drit-
en Jahre zu jagen, laufen zwar in der Meute zur Gesell-
chaft mit, thun aber am Jagen nichts. Hat man nun
eine Jagdzeuge, so schießt man einen Hirsch an, und
immt etliche alte Hunde unter die jungen, jagt solchen vol-
ends todt, und läßt sie selbigen verzehren. — Auf gleiche
Art macht man es auch mit andern Thieren; s. unter
Jagdhund.

Wenn es bestimmt ist, zu welcher Zeit die Jagd an-
gehen soll, so fängt man 5 bis 6 Wochen vorher mit den
Hunden an auszureiten. Der Oberjäger, oder der Piquir,
welcher die Woche hat, reitet vor der Meute her, die an-
dern neben und hinter den Hunden drein. Der vorher rei-
et, ruft den Hunden zu: Allez, allez, hay, hay, die
hinten her reitenden sagen: Tirez, tirez, und auch: Co,
co! auch Allez, meute.

Anfangs reiten sie nur etwa eine halbe Stunde aus,
hernach aber wird des Tages zweimal ausgeritten, allemal
vor der Fütterung. Man reitet auch wohl hin wo Wild-
pret stehet, zeiget ihnen das Wildpret, hält sie aber zwi-
schen den Pferden und unter der Peitsche, daß sie nicht
selbst dürfen hinterher jagen, wodurch sie gehorsam zu wer-
den lernen müssen. Wenn solches etliche Tage geschehen,
so fängt man alsdenn mit ihnen an im Trabe zu reiten, erst-
lich nur eine halbe Stunde, und sodann alle Tage weiter.

Wenn damit wieder 8 Tage so fortgefahren worden,
reitet man mit den Hunden im Galop, anfangs auch nicht
weit, dann aber immer weiter und weiter, daß man end-
lich eine deutsche Meile Weges hinaus, auch wohl noch
weiter, mit ihnen fort galopiret. Dieses muß man alle
Tage thun, damit sie dadurch mehr und mehr in Athem
kommen, und die Strapazen gewohnt werden. Denn ge-
schieht dies nicht so vorher nach und nach, so können sie
keine Jagd ausdauern, und wenn es auch mit einer Jagd
geschähe, so würden ihrer doch so viele lahm und steif wer-
den, daß sie die andere Jagd nicht viel thun könnten.
Wenn sie nun in Athem gebracht worden, so ist alsdenn bei
einigen Equipagen gewöhnlich, daß sie Train jagen (s.
Trainjagen).

Von vielen Parforcejägern wird jedoch nichts von dem Trainjagen gehalten, sondern wird nur dafür geachtet, daß die Hunde, wenn sie beim Galopiren hinter dem Pferde her zu galopiren gewohnt werden, nicht dem Train oder der Witterung des Hirschlauftes nachjagen, sondern nur dem Pferde, womit der Train fortgeritten ist, nacheilen. Dieses ist auch nicht völlig abzuläugnen, weil die alten Hunde, welche der Witterung des Hirsches schon vollkommen inne sind, auf den Train gar nicht, oder doch sehr kalt, und gleichsam nur zur Gesellschaft mit den jungen Hunden jagen, die jungen Hunde aber, die noch roh und frisch sind, sich auf dem Train angreifen, und denselben jagen, wobei sie jedoch des Jägers Zuspruch und Horn mit anreget. Mithin wäre es allerdings besser, wenn, ehe die wirkliche Jagd gehalten wird, etlichemal ein schlechter Hirsch an[illegible]eschossen, und mit den Hunden vollends todt gejaget, au[illegible] selbigen zum Genuß gegeben und Curée gemacht würde. [illegible]durch kriegen sie mehr Feuer und Begierde zum Jagen, und kommen denn in solchen Stand, daß, wenn der J[illegible]r jagen will, es nicht sogleich anfangs Fehljagen giebt.

Ueberhaupt ist das vornehmste bei den Hunden, daß man sie vollkommen in Gehorsam bringt, und auch zum Horn und Rufe gewöhnt, und eben in der Arbeit müssen sie sowohl, als sie in Athem kommen sollen, auch in Gehorsam gebracht, und, wie man sagt, Chasse gemacht werden, weil es sonst unmöglich, oder doch selten ist, eine gute Jagd zu thun. Hierzu wird nun nothwendig auch erfordert, daß die Pferde in Athem gesetzet werden; übrigens sehe man von der wirklichen Anjagd und völligen Jagd, unter dem folgenden Artikel.

Parforcejagd, Laufjagd, Rennjagd, Fr. Course du cerf. Ist eine solche Jagd, bei welcher besonders einzelne Hirsche durch berittene Jäger und grimmige Hunde so lange herum gejagt werden, bis sie ganz ermattet, fast todt, zur Erde niederstürzen, und denjenigen Herrschaften besonders angenehm, welche gerne reiten, den Laut der Hunde hören und die Musik dabei lieben, als worin eigentlich diese Jagd bestehet. Hiezu gehört nun vorzüglich ein geschicktes und scharfes Reiten, wiewohl sich der Herr darin schonen, und der Jagd sowohl für seine Person als auch mit den Da-

en, fahrend beiwohnen kann, indem die Direktion der Jagd, und die Hunde in Ordnung zu halten, für die dazu estellten Jäger, Piquirs und Besuchknechte gehört. Wenn der auch der Herr bei der Jagd mit reitet, so kann er sich och auch hierin in Acht nehmen, und braucht nicht urch alle Dickigte gleich den Jägern mit zu reiten, sondern ur neben und bei der Jagd zu bleiben, da er alles hören nd vernehmen kann. Indessen ist die Parforcejagd sehr ostbar zu erhalten, und gehört darzu ein beträchtlicher Bezirk Landes oder Waldungen, daß man nicht allein darauf igen, sondern auch so viel geheget und zugezogen werden ann, daß man zu jagen hat.

Der Gebrauch der Parforcejagd ist, nach mehrerer Meinung, sehr alt, jedoch aber sehr zweifelhaft, daß sie lter sey, als die deutsche oder das Jagen mit Zeuge, obschon dieselbe viele von Nimrod her um deswillen rechnen wollen, w... derselbe nach 1. Buch Mos. 10. V. 8 und 9. in gewaltiger Jäger vor dem Herrn genennet werde. — Was dagegen von Ismael 1 B. Mos. 21. V. 20. gesagt wird ..ß er in der Wüsten gewohnet habe, und ein guter Schütze geworden sey, ist nicht anders zu verstehen, als daß er auf deutsche Art sich vom Wildpret-Birschen ernähret habe. So wird auch von Esau 1. B. Mos. 27. V. 3. erzählet, daß er seinen Köcher, Bogen und Zeug nehmen, und aufs Feld ziehen solle, ein Wildpret zu fahen, welches gleichfalls nach Art der deutschen Jagd geschehen ist; s. auch unter Jagdgeschichte.

Aus den während der Regierung des Kaisers, Carl des großen, verordneten Reichsgesetzen erhellet, daß das Jagen damals sowohl mit Bogen schießen, als auch halb par force, behandelt worden ist. Denn weil man mit Hunden und Pferden das Wild gejaget, dabei auch Jagdhörner zu den Hunden geführet, so hat man auch zugleich Bogen, Köcher und Pfeile damals mit auf die Jagd genommen, so man das Wildpret einholen können, selbiges anfangs angeschossen, und alsdann forciret, oder aber, wenn es vorher angejagt worden, solches, wenn es sich vor den Hunden gestellet, geschossen.

So gleichgültig es übrigens ist genau zu wissen, welche Jagd die andere an Alter übertreffe, so wird

dennoch der heilige Hubertus als Hauptpatron von der Parforcejagd verehret, und für den ersten Parforcejäger in der Christenheit, oder doch einen Herrn, welcher die Parforcejagd sehr stark geliebt, gehalten. Die Geschichte sagt nämlich von ihm, daß er ein Heide und starker Verfolger der Christen gewesen, da er aber einen Hirsch par force gejagt, und demselben stark nachgesetzet, habe sich der Hirsch vor dem Hunde gestellet, und sey ihm ein Crucifix zwischen dem Gehörne des Hirsches erschienen, worauf er sich bekehret, taufen lassen, und zur christlichen Religion bekennet, auch eine Capelle an selbigem Orte bauen lassen, die man noch vor nicht langen Jahren in Frankreich hat sehen können. Diesem St. Hubertus zu Ehren wird denn auch alle Jahre den dritten November ein Fest gehalten (s. Hubertus Fest); übrigens sehe man von ihm unter Jagdgötter.

Zu der Parforcejagd ist billig erforderlich, daß die Waldungen mit Alleen und Schneusen versehen sind, damit man die Kreuz und die Quer fortkommen kann. Desto besser ist es, wenn auf einer Seite die Hälfte der Allee umgepflüget oder gehacket wird, weil dieses dazu sehr gut ist, darauf vorzugreifen, wenn etwa Change kömmt, oder ist verloren worden. Wo nasse Flecken oder Brüche sind, werden Brücken oder Dämme gemacht, auf den Wasserströmen aber Floßbrücken, auch Fähren und große Kähne gehalten, damit man nöthigen Falls sogleich über und fortkommen kann.

Ferner wird hierzu erfordert: ein wohl eingerichtetes Jägerhaus, für die zur Jagd gehörigen Personen, auch für die Hunde und Pferde, nebst Zwingern, Hunde- und Pferdeställen. Zur völligen Equipage gehören an Personen: der Commandant, ein Jagdjunker, Jagdpage, Oberjäger, Erz- oder Oberpiquir, Piquirs, Besuchknechte, Hundeaufseher oder Hundeknechte, Jägerbursche, Hundejungen. — Zu den Pferden ist nöthig: ein Bereiter, Sattelknecht, Jagdsattler und Jagdriemer, ein Schmidt, Jagdsporer, und Knechte.

Endlich gehört dazu eine Meute Parforcehunde zum Jagen, so wie auch Leithunde dazu nöthig sind, wiewohl an manchen Orten auch ohne Leithunde Parforcejagen gehalten werden. Obschon dieses angeht, so ist es aber weit

mühsamer, und öfters ungewisser die Hirsche zu finden, besonders wo ihre Anzahl nicht groß ist, an welchen Orten hingegen die Hirsche mit den Leithunden gewisser ausfindig zu machen, zu bestätigen und nach Gefallen anzujagen sind. Wo aber sehr viel Hirsche und sie in einem engen Umfange sind, daselbst kann man die Hirsche bald ohne Leithund finden.

Wenn Parforce gejagt werden soll, wird Tags vorher vom Herrn und durch dessen Commandanten Befehl an den Oberjäger gegeben, welcher es sogleich den andern Piquirs und Besuchknechten bekannt macht. Wie aber ein jeder sonst seine Züge und Vorsuchen gethan, so wird einem jeden vorher sein Zug und Vorsuch angeordnet. Alsdenn zieht der Oberjäger mit allen Piquirs und Besuchknechten des Morgens frühe aus, und sucht ein jeder seinen bestimmten Ort. Wenn ihnen Hirsche angegangen, so wird sogleich bestätiget, und hin zum Zusammenkunftsorte (rendez-vous) gezogen. Der Ort wird bestimmt, wo das rendez-vous ist, woselbst sie denn entweder dem Commandanten oder Herrn selbst Rapport bringen.

Wenn nun der Fürst den Hirsch ausgewählet, welcher gejagt werden soll, so muß der Besuchknecht, der den Hirsch auf seiner Vorsuch gehabt und bestätiget, wieder mit einem Leithunde nach dem Orte ziehen, und sich nochmals versichern, ob er noch beständig in seinem Stande ist; oder aber ist der Ort noch etwas weitläuftig, so greift er nochmals enger vor, und bestätiget den Hirsch so enge es möglich ist.

Währender Zeit, nachdem der Herr und die übrigen Herrschaften auf dem Rendez-vous angekommen, wird gefrühstücket, und hierauf zum Anjagen die gehörige Einrichtung getroffen. Es müssen nämlich die Piquirs und Besuchknechte zu Pferde sitzen, und ihre Meute zwischen sich nehmen, nachdem schon vorher der Oberjäger das Relais sowohl an Pferden als Hunden eingetheilet und fortgeschickt hat. Die Relais werden folgendergestalt eingetheilet.

Wo der Hirsch bestätiget ist, und man glaubt, daß er seinen Wechsel oder Flucht dahinnehmen möchte, dahin stellt man ein Relais (nach der Stärke der Meute) von 5 bis 6 Kuppel Hunden, und dabei hält ein Jägerbursch zu

Pferde, ingleichen für den Herrn, Commandanten und alle Jäger, die mit reiten, ein frisches Pferd. Dieses erste Relais wird vieille Meute genannt.

Auf einem andern oder zu vermuthenden Wechsel wird noch ein Relais gestellet, auch mit 4 bis 5 Kuppel Hunden, und gleichfalls frische Pferde. Dieses Relais nennen einige die Seconde, andere Six chiens.

Noch ein drittes Relais wird ausgestellet, mit 3 oder 4 Kuppeln Hunden, und ebenfalls für jeden bei der Jagd reitenden ein frisches Pferd. Dieses Relais wird, wo jenes Seconde heißt Six chiens, wo jenes aber Six chiens hieß, dieses Vieux chiens benannt.

Vermuthet man zuweilen, der Hirsch möchte dieses Relais nicht treffen, so stellet man noch ein Relais mit 2 oder 3 Kuppeln Hunden und frischen Pferden. Solches wird das Relais volant genennet.

Bei jedem Relais muß ein Bursche von den Hunden seyn, und diese sowohl, als die Knechte mit den Pferden, müssen wohl Achtung geben, ob die Jagd ihnen nahe kömmt, oder falls sie vernehmen, daß sie weit von ihnen entfernt ist, sich vorziehen, damit sie nöthigen Falls bei der Hand sind. Gienge aber die Jagd ganz entgegen dem Relais, so werden sie von einem Jäger bei der Jagd nachgeholet, und weiter beordert.

Nachdem sich nun die Jäger zu Pferde gesetzt, ziehen sie mit der Meute voraus, und der Herr und übrigen Herrschaften denselben nach, und hin nach dem Orte, wo der Hirsch bestätiget ist, und woselbst auch der Besuchknecht mit seinem Leithunde wartet. Die Meute der Hunde wird zur Seiten behalten, und die Piquirs und Besuchknechte gehen nach den Brüchen, und besehen die Fährten genau, um den Hirsch daraus zu erkennen. Wenn dieses wohl beurtheilet ist, werden 3 bis 4 von den besten Hunden aus der Meute gehoben; einige haben auch besondere Lancirhunde, die sie nachher nicht mitjagen lassen. Also ziehen nur ein Paar Piquirs und Besuchknechte mit den Lancirhunden hin zu den Brüchen; die andern aber bleiben mit der Meute von ferne.

Wenn denn die Hunde die Fährte anfallen, so spricht man ihnen zu: ça va, ça va, mon ami, Bel ci, Bel ci.

Nehmen sie aber die Fährte auf, so ruft man: Après, près, mon Ami, tu dis vrai, mon Ami, après! So jagt und lanciret man den Hirsch aus seinem Stande, läßt die Lancirhunde jagen, bis man über einen Weg oder eine Allee kömmt, stopfet alsdenn die Lancirhunde, und verbricht daselbst den Hirsch während dem Lanciren. — Es jagen auch einige, die am ersten dazu kommen können, vor, damit sie den Hirsch in die Augen bekommen, um zu sehen, was er für ein Gehörn hat. Einige Herren lassen so lange lanciren, bis sie den Hirsch besehen haben, wenn sie solchen anfangs nicht zu sehen bekommen können.

Sind nun aber, wie es meistentheils geschieht, mehr als ein Hirsch bei einander, so müssen 3 oder 4 Jäger, so viel man ihrer bei der Meute entbehren kann, lanciren, ein Paar lanciren, ein Paar carbiviren. Wenn denn die Hirsche losbrechen, so muß der, welcher nur am ersten dazu kommen kann, darunter zu jagen suchen, damit man die Hirsche von einander bringe, und alsdann muß wohl Achtung gegeben werden, wo der rechte Hirsch hin kommt. Hat man dies nicht angemerket, so wird immer fort lanciret, bis man sich versichert, daß man die rechte Fährte vom Hirsch, oder denselben am Leibe und Gehörne gesehen hat.

Bekommt nun der Jäger die rechte Fährte zu sehen, ruft er Volez. Hat er sie recht flüchtig fort, ruft er auch wohl seinen Kammeraden zu: Bel' ci, va, volez par la voulée, Bel ci, Bel ci. Bekommt er aber den Hirsch in die Augen, so ruft er: Tajo, und juchet, und verbricht die Fährten; sodann werden die Lancirhunde arretiret und abgenommen, währender Zeit die Meute herbeigeholet und auf die rechte Fährte angeleget wird.

Die Anjagd hat man auch auf andere Art behandelt. Wenn nämlich der Hirsch des Morgens bestätiget, und gefrühstückt worden, so haben die Besuchknechte mit alten Leithunden lanciren müssen. Einer ist mit seinen Hunden von den Brüchen auf der Fährte fort nachgehangen. Sind mehr Hirsche bei einander gewesen; so ist auf beiden Seiten auch ein Besuchknecht mit dem Leithunde vorgegriffen.

Hat nun der eine so nachgehangen, die Hirsche lanciret und angegangen, und sind selbige denn auf der Seite ausgebrochen; so hat derjenige, welcher auf der Seite vorgezogen, und welchem die Hirsche über gewesen, mit seinem Leithunde die Hirsche gleich aufgenommen und nachgehangen, die Piquirs und diejenigen, so bei der Jagd mitgeritten sind, haben vorgehalten, und die Hirsche zu trennen gesucht. Jedoch haben die mit den Leithunden so lange an den Hirschen bleiben müssen, bis sie getrennt gewesen.

Zuweilen aber wollen sich die Hirsche mit dem Lanciren nicht trennen, da denn die völlige Meute darauf angeleget und gejagt wird, bis sie sich endlich doch trennen müssen. Steckt aber ein Hirsch allein in einem engen Orte, so wird ohne besonderes Lanciren die völlige Meute sogleich auf die Brüche angelegt.

Wenn nun der Hirsch lanciret ist, so wird die völlige Meute herbei nach den Brüchen gebracht und zugesprochen: Doch! doch! ça faux, ça faux, mes Beaux! die Hunde aber werden, so viel möglich, nicht unter dem Wind zu den Hirschen gebracht, sonst sind oft solche dabei, welche, sobald sie die Witterung von dem Hirsche in die Nase kriegen, unter den Pferden weg entwischen, und die andern auch verführen.

Sonst aber müssen die Hunde von den Jägern zwischen ihren Pferden gehalten werden, bis sie auf die Fährte kommen; einige ziehen zu Fuße mit der Meute bis auf die Fährte, und dies halten die Hunde gut aus. Sobald sich aber die Jäger zu Pferde setzen, so gehet es auch fort. Wenn sie nun die Fährte ordentlich aufnehmen, wird ihnen zugesprochen: Volez, après, après, mes Chiens! oder mes Beaux, mon Ami! Wenn sie denn also fortjagen, ruft man ihnen zu: S'en va chiens, auch wird geblasen, und so gehet es frisch fort.

Kömmt man nun mit dem Anjagdshirsch und der Meute gegen die ausgestellten Relais, so werden die Hunde gestopft, und von dem Relais mit zur Meute gegeben und gelöset. Ingleichen wechselt man auch die Pferde, und dieses geschieht, wenn es nöthig ist, bei allen Relais. Denn zuweilen braucht man nicht viel frische Pferde oder Hunde,

amal wenn die Hirsche recht feist sind, und nicht lange vor der Meute dauert. Mit dem Umwechseln der Pferde aber muß s geschwind gehen, worauf man die Meute wieder frisch ortjagen läßt.

Im währenden Jagen spricht man den Hunden mit u: Il va là, tu dis vrai; oder auch: S'en va Chiens, mon ami oder valets! Jagen sie nun eine Ecke wieder so fort, so topft man selbige, damit der Schwanz (die vordersten Hunde nämlich werden der Kopf, und die hintersten der Schwanz genannt) auch nachkömmt.

Wenn man die Hunde stopfen will, so müssen die Piquirs den Hunden vorjagen, mit der Peitsche klatschen, und ihnen zurufen: Arretez, mes chiens, oder: Arretez ous, mes Valets! Das Stopfen der Hunde geschiehet eswegen, damit sie bei einander kommen, und in einer Meute bleiben. Denn ließe man sie so fortjagen, so würden die vordersten, nämlich die vom Kopfe, und die vom Schwanze, gar weit auseinander kommen. Wären aber allzurasche, oder allzurohe Hunde dabei, die den Kopf gar zu weit vorausführen, und sich nicht recht zwingen lassen, müssen dieselben crabattiret (s. Crabatten) werden, damit die andern folgen können.

Hiebei ist noch zu bemerken, daß auf der Seite, auf elcher, rechter oder linker Hand, der Hirsch sich anfangs endet und retour macht, er es auch meistentheils in währender Jagd thun wird, und darauf müssen die Jäger wohl chtung geben, auch, so viel möglich, nicht neben und bei n Hunden, oder darunter, sondern auf 40 bis 50 Schritte neben und hinterher reiten, auch dabei nicht leien, daß andere, welche Zuschauer abgeben, unter den unden herum mit den Pferden schwärmen. Denn wenn r Hirsch einen Wiedergang oder retour macht, welches ir oft geschieht, so können die Hunde denselben nicht wier unter den Pferden ausmachen.

Wenn nun der Hirsch retour macht, und die Hunde if der Fährte gerade hinaus schießen, ab- und darüber mmen, so wird ihnen zugerufen: Horvari, und sogleich ieder vorgegriffen und zugesprochen: ça faux, ça faux. riegt denn ein Jäger die Fährte wieder zu sehen, ruft er

sogleich: Horvari, ça faux, ça faux und bläset auch darzu. Kommen hierauf die Hunde wieder herbei, und beginnen die Fährte wieder aufzunehmen, so ruft man ihnen zu: Volez! Ha! tu dis vrai, mon Ami, après, après, mon Ami. Jagen sie nun wieder recht fort, so spricht man ihnen zu: Percez, mes chiens, percez, mes valets.

Da bekanntlich ein Hirsch nicht alleine in einem Jagdrevier ist, so kömmt derselbe gar oft zwischen und bei andre Hirsche und Wildpret. So wird auch von den neben her reitenden etwas rege, und kömmt unter oder kurz vor die Hunde, welche denn andere Hirsche aufnehmen und mit fortgehen, nämlich Change machen (s. Change jagen). Hiebei muß man nun auf die guten und alten Hunde wohl Achtung geben, denn gewiß ist es, daß ein guter eingejagter Hund seinen Hirsch unter der Change ausmacht, besonders wenn er zuvor eine Weile daran gejaget, und noch mehr, wenn der Hirsch warm ist (quand le cerf est échaussé, et va la tête basse), er denselben lieber jaget und oft unter den andern Hirschen oder der Change wieder ausmacht. Daß er aber nie einen andern aufnehmen oder jagen sollte, als den zuerst angejagten, ist ungegründet, weil, wenn dieses wahr wäre, niemals ein Fehljagen geschehen könnte, und man allemal den einmal angejagten Hirsch fangen müßte, da sich doch das Gegentheil von selbst ergiebt.

Oefters, wenn die Hunde Change kriegen, zerreißt die Meute, daß sie wohl auf zwei bis drei Orten jagen, und dieses ist die sauerste Arbeit für die Jäger, denn da gilt Reiten, daß die Hunde wieder eingeholet werden, und ruft man: ha hai chiens, ha hai derriere, stopfet die Hunde, und ruft: Arretez les chiens, und so müssen sie sodann die Hunde wieder zusammen zu bringen suchen. Alsdann, wo man glaubt, daß der Hirsch das letztemal geblieben ist, wird vorgegriffen.

Siehet man nun, daß sie wieder etwas aufnehmen wollen, so spricht man: Ho! voilà tu, Ho, voilà tu! und auch ça faux mon Ami! Siehet man aber die rechte Fährte, so rufet man: Volez! ça faux, ça faux, mon valet, Bel ci, Bel ci.

Fangen sie hierauf wieder an zu jagen; so heißt es: Après, après, mon Ami, après, tu dis vrai, mon Ami,

läßt sie alsdenn so einen kleinen Strich fortjagen, stopfet die Meute, und siehet genau zu, ob man recht hat. Ist es unrecht, so ruft man: Horvari, ablalez, ablalez, mes Beaux, ça faux, ça faux! und bläset auch Horvari. Ist es aber recht, so muntert man die Hunde auf: Il va là, tu dis vrai, auch: Percez, mes chiens. Dieses wird auch gerufen, wenn sie vor ein Dickigt kommen: Percez, mes chiens, percez mes valets.

Ist es aber, daß die Hunde die Fährte überschossen haben, ruft man gleich: Horvari ça faux, ça faux, und greift wieder vor, daß sie die Fährte wieder aufnehmen müssen. Das Ueberschießen geschieht vielfältig von den allzuhitzigen und jungen Hunden; ein alter Hund aber nimmt sich schon besser in Acht, weshalb auch auf diese der Jäger sein Augenmerk vorzüglich richten muß. Denn wenn die hitzigen gleich überschießen, so kommen die alten noch nach, und halten die Fährte richtig, da man denn gleich darnach siehet, den andern zurufet, und sie wieder herzu bringt.

Da auch der Hirsch öfters einen Wiedergang macht, erst gerade aus fliehet, und sich kurz wiederum auf seiner Fährte zurücke, und dann von der Seite weg wendet; so muß man dieses wohl in Acht nehmen, die Hunde kommen aus vollem Halse, wo die Retour ist, gejaget, und schießen darüber hinaus, da es denn auf einmal stille wird. Wer in der Uebung dabei ist, lernet es bald merken, daß es ein Wiedergang ist, bläset und ruft: Horvari, und greift vor.

Gemeiniglich machen die Hirsche, wenn sie ziemlich warm werden, und es bald mit ihnen aus werden will, die meisten Retouren oder Wiedergänge. Nehmen auch die Hunde die Contrefährte auf zu jagen, wird geruft: Horvari, volez! und vorgegriffen.

Kann man mit der Meute nicht wieder zu Stande kommen, da man den rechten Hirsch verloren hätte, wüßte aber doch ohngefähr, wo er zuletzt geblieben wäre, oder die Fährte wollte dem Hunde bald zu kalt werden; so nimmt man 3 bis 4 von den besten Hunden aus der Meute heraus, greift vor, und sucht den Hirsch wieder auf (relancer). Wenn denn diese Lancirhunde den rechten Hirsch wieder jagen, so holet man alsdenn die Meute wieder herbei, legt

wieder drauf an, und regt die Hunde auf die vorher gedachte Art an.

Bekömmt ein Jäger den rechten Anjagdhshirsch zu sehen, so ruft er allemal Tajo, um zu verstehen zu geben, daß der Hirsch da gesehen worden. Kriegt man den Hirsch in Dickigten zu sehen, und will solches seinen Kameraden anzeigen, daß sie drauf Acht geben sollen, da wäre der Hirsch zugegen, so ruft man ihnen zu: Gar, Gar.

Wenn nun aber die Hunde dem Hirsche zu nahe kommen, und solchen wieder sprengen, spricht man ihnen zu: Bellement, Bellement! stopft sie auch wohl, besonders wenn der Herr nicht zugegen ist. Denn wenn die Hunde dem Hirsche erst so nahe kommen, daß sie ihn öfters wieder sprengen, so ist es bald aus und zum Ende.

Kriegen die Hunde den Hirsch in die Augen, und kommen nahe daran, so heißt es: En vue (die Hunde haben en vue). Ist der Herr zugegen, so läßt man sie fortjagen, und bläset dabei la vue (Sonner à vue). Denn es währet alsdenn nicht lange, wenn die Hunde oft En vue haben. Ist der Herr nicht zugegen, so läßt man wohl die Hunde jagen, bis sie den Hirsch stellen. Aber fangen darf ihn kein Jäger oder Cavalier, sondern die Hunde werden nach Erfordern der Umstände wohl so lange abgenommen, der Fürstenruf (s. Jagdposten) geblasen, und der Herr erwartet, daß er den Hirsch selbst fängt (s. Fanggeben). Wäre aber, wie oft geschieht, der Hirsch sehr böse, stellet sich vor die Hunde, spießet auch manchen braven Hund, daß man also den Herrn nicht mit Sicherheit zum Fang anbringen kann; so muß einer von den Piquirs oder Besuchknechten sich hinter ihn hinan machen, und ihn mit dem Hirschfänger hessen, worauf man alsdenn den Herrn zum Fange hinanführen kann.

Stellt sich aber der Hirsch im Wasser, so wird solches den noch Abwesenden durch blasen zu verstehen gegeben, und schießet alsdenn der Herr demselben eine Kugel auf den Kopf, zu welchem Ende allemal eine gute Birschbüchse für den Herrn durch den Jagdpagen mitgeführet werden muß.

Ein Hirsch hält gewöhnlich die Jagd nicht über 2 Stunden aus, wenn ihm nicht oft Friede gelassen worden,

daß er wieder zu Athem gekommen, und die Jagd beständig an ihm geblieben ist. Wenn sie sehr feiste sind, so dauern sie kaum eine halbe oder dreiviertel Stunden; hingegen erfordert die Jagd an einem Hirsche wohl manchmal 6, 8 bis 9 Stunden. Letzteres kömmt aber daher, daß er gar oft verloren worden, und unter viel Change gekommen ist, da denn zuweilen viele Zeit darüber vergehet, ehe man ihn wieder ausfindig macht, und kaum ist er aus der Change wieder heraus, oder sonst wieder lanciret worden, so ist er schon wieder verloren.

Hat man gute und dauerhafte Hunde, die ihren Anjagdshirsch unter der Change wohl zeichnen und ausmachen, die Fährten auch, ob sie gleich überschossen, wieder allemal aufnehmen, dabei aber gute Pferde, jedoch auch wohl erfahrne Jäger nöthig sind; so geht es doch meistens richtiger, wenigstens werden der Fehljagen nicht so viel, obschon es nicht allemal zu zwingen ist.

Ist nun der Hirsch gefangen, so wird der rechte Vorderlauft erst abgelöset, gleich über den Schalen und Oberrücken in dem Gelenke; über dem Gelenke bleibt aber über eine Querhand lang noch von der Haut, die am Laufte erst aufgeschärft und abgelöset worden, daß man also ein Loch durch die Haut stechen, und so den Lauft an dem Hirschfänger hängen kann. Dieser rechte Vorderlauft wird dem Herrn, oder wenn eine fremde hohe Person mit gejaget, präsentiret. Sind nun mehr hohe Standespersonen mit auf der Jagd, so werden die andern Läufte auch also abgelöset und präsentiret. Dieses ist von den Jägern als ein Ehrenzeichen anzunehmen, wofür sie aber ein gutes Douceur zu erwarten haben.

Nach diesem wird Curée gemacht (s. Genuß geben), und indem die Hunde anschießen, denselben zugerufen: Ha la lit! Hà la lit! und fleißig dazu geblasen.

Ein jeder steckt hierauf einen Bruch als ein Ehrenzeichen auf den Hut, und alsdenn setzen sie sich wieder zu Pferde, um den Marsch nach Hause zu machen, die Hunde werden wieder zwischen den Jägern und ihren Pferden geführet, dabei Marsch und allerhand Fanfaren geblasen.

Die Jagdposten zu blasen, ist um deswillen nothwendig, damit sich ein jeder Jäger nach des andern Blasen

Pferde, ingleichen für den Herrn, Commandanten und alle Jäger, die mit reiten, ein frisches Pferd. Dieses erste Relais wird vieille Meute genannt.

Auf einem andern oder zu vermuthenden Wechsel wird noch ein Relais gestellet, auch mit 4 bis 5 Kuppel Hunden, und gleichfalls frische Pferde. Dieses Relais nennen einige die Seconde, andere Six chiens.

Noch ein drittes Relais wird ausgestellet, mit 3 oder 4 Kuppeln Hunden, und ebenfalls für jeden bei der Jagd reitenden ein frisches Pferd. Dieses Relais wird, wo jenes Seconde heißt Six chiens, wo jenes aber Six chiens hieß, dieses Vieux chiens benannt.

Vermuthet man zuweilen, der Hirsch möchte dieses Relais nicht treffen, so stellet man noch ein Relais mit 2 oder 3 Kuppeln Hunden und frischen Pferden. Solches wird das Relais volant genennet.

Bei jedem Relais muß ein Bursche von den Hunden seyn, und diese sowohl, als die Knechte mit den Pferden, müssen wohl Achtung geben, ob die Jagd ihnen nahe kömmt, oder falls sie vernehmen, daß sie weit von ihnen entfernt ist, sich vorziehen, damit sie nöthigen Falls bei der Hand sind. Gienge aber die Jagd ganz entgegen dem Relais, so werden sie von einem Jäger bei der Jagd nachgeholet, und weiter beordert.

Nachdem sich nun die Jäger zu Pferde gesetzt, ziehen sie mit der Meute voraus, und der Herr und übrigen Herrschaften denselben n ach, und hin nach dem Orte, wo der Hirsch bestätiget ist, und woselbst auch der Besuchknecht mit seinem Leithunde wartet. Die Meute der Hunde wird zur Seiten behalten, und die Piquirs und Besuchknechte gehen nach den Brüchen, und besehen die Fährten genau, um den Hirsch daraus zu erkennen. Wenn dieses wohl beurtheilet ist, werden 3 bis 4 von den besten Hunden aus der Meute gehoben; einige haben auch besondere Lancirhunde, die sie nachher nicht mitjagen lassen. Also ziehen nur ein Paar Piquirs und Besuchknechte mit den Lancirhunden hin zu den Brüchen; die andern aber bleiben mit der Meute von ferne.

Wenn denn die Hunde die Fährte anfallen, so spricht man ihnen zu: ça va, ça va, mon ami, Bel ci, Bel ci.

Nehmen sie aber die Fährte auf, so ruft man: Après,
ıprès, mon Ami, tu dis vrai, mon Ami, après! So
agt und lanciret man den Hirsch aus seinem Stande, läßt
)ie Lancirhunde jagen, bis man über einen Weg oder eine
Allee kömmt, stopfet alsdenn die Lancirhunde, und ver-
)richt daselbst den Hirsch während dem Lanciren. — Es ja-
jen auch einige, die am ersten dazu kommen können, vor,
)amit sie den Hirsch in die Augen bekommen, um zu sehen,
das er für ein Gehörn hat. Einige Herren lassen so lange
ánciren, bis sie den Hirsch besehen haben, wenn sie solchen
ınfangs nicht zu sehen bekommen können.

Sind nun aber, wie es meistentheils geschieht, mehr
ıls ein Hirsch bei einander, so müssen 3 oder 4 Jäger, so
)iel man ihrer bei der Meute entbehren kann, lanciren,
:in Paar lanciren, ein Paar carbiviren. Wenn denn die
Hirsche losbrechen, so muß der, welcher nur am ersten da-
ju kommen kann, darunter zu jagen suchen, damit man
)ie Hirsche von einander bringe, und alsdann muß wohl
Achtung gegeben werden, wo der rechte Hirsch hin kommt.
Hat man dies nicht angemerket, so wird immer fort lanci-
:et, bis man sich versichert, daß man die rechte Fährte
)om Hirsch, oder denselben am Leibe und Gehörne ge-
ehen hat.

Bekommt nun der Jäger die rechte Fährte zu sehen,
'uft er Volez. Hat er sie recht flüchtig fort, ruft er auch
oohl seinen Kammeraden zu: Bel' ci, va, volez par la
'oulée, Bel ci, Bel ci. Bekommt er aber den Hirsch in
)ie Augen, so ruft er: Tajo, und juchet, und verbricht
)ie Fährten; sodann werden die Lancirhunde arretiret und
ıbgenommen, währender Zeit die Meute herbeigeholet und
ıuf die rechte Fährte angeleget wird.

Die Anjagd hat man auch auf andere Art behandelt.
Wenn nämlich der Hirsch des Morgens bestätiget, und ge-
rühstückt worden, so haben die Besuchknechte mit alten
.eithunden lanciren müssen. Einer ist mit seinen Hunden
)on den Brüchen auf der Fährte fort nachgehangen. Sind
nehr Hirsche bei einander gewesen; so ist auf beiden Sei-
en auch ein Besuchknecht mit dem Leithunde vorgegriffen.

auf offnen Flüssen, Seen und Teichen, und sie nährt sich vorzüglich von Wasserkräutern, die sie auf dem Boden der Flüsse aufsucht und von kleinen Schnecken.

Da sie scheu ist muß sie mit der Flinte gar behutsam hinterschlichen werden. Ins Netz aber geht sie leicht. — Ihr Fleisch hat einen sehr guten Geschmack. — Die Federn sind auch zart und weich, und können wie die Gänsefedern benutzt werden.

Pfeifholz. Ist ein Stück gespaltenes Holländer Eichenholz 10 Rheinische Schuh lang und 13 Zoll hoch von der Wand bis an das Herz gemessen. Für 2 Pfeifhölzer zahlen die Holländer so viel als für 1 Wagenschuß, und nach ihrer Sprache werden 2 Pfeifholz auf 1 Stück gerechnet. S. auch: Gespaltenes Holz.

Pfeifholz-Krümmling. Ist Holländer Eichenholz 10 bis 12 Schuh lang, aber stärker, als ein ordinaires Pfeifholz.

Pfeifkloß, Pfeifholzkloß. Ist ein Stück Holländereichenholz, so nicht gespalten aber leicht beschlagen ist, 10 bis 14 Rheinische Schuh lang, und an der einen Seite 17 an der andern 18 Zoll hoch, und gilt in Ansehung des Messens hier eben das, was unter Wagenschußkloß gesagt wird. Im Preis werden 6 Pfeifkloß 2 Stück Wagenschuß gleich gehalten.

Pfeile, Fr. Trait, Matras. Sind Polzen, welche auf die Armbrüste gelegt, und von einigen auf den Schießheerden gebraucht werden.

Pfeilschwanz, Lat. Anas acuta, Linn. Fr. le Canard à longue queue, Buff Engl. the Pin-tail, Penn. auch genannt: der Langhals; Nadelschwanz; Spitzschwanz; die Spießente; Pfeifente; Pylsteert. Ist ein Wasservogel, und von der zweiten Familie der Gattung der Enten eine Art, welche als Kennzeichen, langen und zugespitzten Schwanz, und am Hinterkopfe auf beiden Seiten zwei weiße Linien hat.

Diese Ente unterscheidet sich durch ihren langen Hals und spitzigen langen Schwanz deutlich genug von allen andern, die aus den nördlichen Gegenden nach Deutschland kommen. Sie hat die Größe der gemeinen wilden Ente,

st 28 Zoll lang und 3 Fuß 2 Zoll breit. Der Schwanz ist 3 Zoll lang, die vier mittlern Federn 3 Zoll länger als die übrigen. Die Flügel reichen fast bis auf die Hälfte des Schwanzes. Sie wiegt über 2 und ein halb Pfund. Der Schnabel ist 2 und ein halb Zoll lang, in der Mitte schwarz, an den Seiten bläulich; die Sterne sind gelb; die Füße aschgrau, die Beine 2 Zoll hoch, die Mittelzehe 2 und ein viertel Zoll und die hintere 7 Linien lang.

Der Kopf und der Hals zur Hälfte sind rostbraun; eine weiße schwarz eingefaßte Linie geht von den Ohren bis an die Hälfte jeder Seite des Halses herab; der untere Hintertheil des Halses, der Rücken und die Seiten mit weißen und dunkelbraunen Wellenlinien; die obern Deckfedern des Schwanzes schwarz; die Kehle weiß, ein wenig gefleckt; der Vordertheil des Halses, die Brust und der Bauch weiß; die Deckfedern der Flügel aschgrau; die vordern Schwungfedern dunkelbraun, die hintern grün, schwarz und weiß gezeichnet; die äußern Schwanzfedern aschgrau, die mittlern längern schwarz. — Das Weibchen ist kleiner; oben schwarz und braun gefleckt; unten schmutzig weiß und grau gefleckt; der Spiegel blaß strohfarben oben mit einem röthlichgelben und unten mit einem schwarzen und hierauf weißen Rande, und von den nur 4 Zoll langen Schwanzfedern sind die vier mittlern längern schwärzlich mit rostfarbenen Querstreifen.

Diese große Ente hält sich an den Seeküsten auf, und nur auf ihren Zügen besucht sie die Landseen, großen Teiche und Flüsse, und wird alsdann im Winter von deutschen Jägern in Netzen gefangen und geschossen. Sie sind sehr scheu, geben einen pfeifenden Ton von sich, nähren sich vom Sumpfgras, mehrentheils aber von Fischen und Wasserschnecken, legen 8 bis 10 blaugrüne Eier, und ihr Fleisch schmeckt nicht so gut wie das der gemeinen wilden Enten.

Pfingstvogel, s. Pirol.

Pflanzen, s. Anpflanzen.

Pflanzheister, Fr. Plantard, Plançon. Ist eine aus Saamen erwachsene Holzpflanze (Saamenlohde), welche die gehörige Stärke zum Verpflanzen erreicht hat.

Pflanzschule, s. Baumschule.

wieder drauf an, und regt die Hunde auf die vorher gedachte Art an.

Bekömmt ein Jäger den rechten Anjagdhshirsch zu sehen, so ruft er allemal Tajo, um zu verstehen zu geben, daß der Hirsch da gesehen worden. Kriegt man den Hirsch in Dickigten zu sehen, und will solches seinen Kameraden anzeigen, daß sie drauf Acht geben sollen, da wäre der Hirsch zugegen, so ruft man ihnen zu: Gar, Gar.

Wenn nun aber die Hunde dem Hirsche zu nahe kommen, und solchen wieder sprengen, spricht man ihnen zu: Bellement, Bellement! stopft sie auch wohl, besonders wenn der Herr nicht zugegen ist. Denn wenn die Hunde dem Hirsche erst so nahe kommen, daß sie ihn öfters wieder sprengen, so ist es bald aus und zum Ende.

Kriegen die Hunde den Hirsch in die Augen, und kommen nahe daran, so heißt es: En vue (die Hunde haben en vue). Ist der Herr zugegen, so läßt man sie fortjagen, und bläset dabei la vue (Sonner à vue). Denn es währet alsdenn nicht lange, wenn die Hunde oft En vue haben. Ist der Herr nicht zugegen, so läßt man wohl die Hunde jagen, bis sie den Hirsch stellen. Aber fangen darf ihn kein Jäger oder Cavalier, sondern die Hunde werden nach Erfordern der Umstände wohl so lange abgenommen, der Fürstenruf (s. Jagdposten) geblasen, und der Herr erwartet, daß er den Hirsch selbst fängt (s. Fanggeben). Wäre aber, wie oft geschieht, der Hirsch sehr böse, stellet sich vor die Hunde, spießet auch manchen braven Hund, daß man also den Herrn nicht mit Sicherheit zum Fang anbringen kann; so muß einer von den Piquirs oder Besuchknechten sich hinter ihn hinan machen, und ihn mit dem Hirschfänger hessen, worauf man alsdenn den Herrn zum Fange hinanführen kann.

Stellt sich aber der Hirsch im Wasser, so wird solches den noch Abwesenden durch blasen zu verstehen gegeben, und schießet alsdenn der Herr demselben eine Kugel auf den Kopf, zu welchem Ende allemal eine gute Birschbüchse für den Herrn durch den Jagdpagen mitgeführet werden muß.

Ein Hirsch hält gewöhnlich die Jagd nicht über 2 Stunden aus, wenn ihm nicht oft Friede gelassen worden,

daß er wieder zu Athem gekommen, und die Jagd beständig an ihm geblieben ist. Wenn sie sehr feiste sind, so dauern sie kaum eine halbe oder dreiviertel Stunden; hingegen erfordert die Jagd an einem Hirsche wohl manchmal 6, 8 bis 9 Stunden. Letzteres kömmt aber daher, daß er gar oft verloren worden, und unter viel Change gekommen ist, da denn zuweilen viele Zeit darüber vergehet, ehe man ihn wieder ausfindig macht, und kaum ist er aus der Change wieder heraus, oder sonst wieder lanciret worden, so ist er schon wieder verloren.

Hat man gute und dauerhafte Hunde, die ihren Anjagdshirsch unter der Change wohl zeichnen und ausmachen, die Fährten auch, ob sie gleich überschossen, wieder allemal aufnehmen, dabei aber gute Pferde, jedoch auch wohl erfahrne Jäger nöthig sind; so geht es doch meistens richtiger, wenigstens werden der Fehljagen nicht so viel, obschon es nicht allemal zu zwingen ist.

Ist nun der Hirsch gefangen, so wird der rechte Vorderlauft erst abgelöset, gleich über den Schalen und Oberrücken in dem Gelenke; über dem Gelenke bleibt aber über eine Querhand lang noch von der Haut, die am Laufte erst aufgeschärft und abgelöset worden, daß man also ein Loch durch die Haut stechen, und so den Lauft an dem Hirschfänger hängen kann. Dieser rechte Vorderlauft wird dem Herrn, oder wenn eine fremde hohe Person mit gejaget, präsentiret. Sind nun mehr hohe Standespersonen mit auf der Jagd, so werden die andern Läufte auch also abgelöset und präsentiret. Dieses ist von den Jägern als ein Ehrenzeichen anzunehmen, wofür sie aber ein gutes Douceur zu erwarten haben.

Nach diesem wird Curée gemacht (s. Genuß geben), und indem die Hunde anschießen, denselben zugerufen: Ha la lit! Ha la lit! und fleißig dazu geblasen.

Ein jeder steckt hierauf einen Bruch als ein Ehrenzeichen auf den Hut, und alsdenn setzen sie sich wieder zu Pferde, um den Marsch nach Hause zu machen, die Hunde werden wieder zwischen den Jägern und ihren Pferden geführet, dabei Marsch und allerhand Fanfaren geblasen.

Die Jagdposten zu blasen, ist um deswillen nothwendig, damit sich ein jeder Jäger nach des andern Blasen

Parforcepferd gute Augen haben, dabei fein langgestreckt seyn, und gute, gesunde Hüfe haben, damit es wenigstens hinten ohne Eisen laufen kann. Ueberhaupt gehöret dazu ein gesundes und geschicktes Pferd, das Feuer hat, und nicht zu mattherzig ist.

Die Pferde müssen auch gute Wartung haben. Man muß ihnen nicht überflüßig Heu geben, damit sie nicht so große und dicke Bäuche bekommen, sondern guten, reinen, durch Ausschwingen von Staub gereinigten Hafer, zu Jagdzeiten auch etwas Bohnen, wo sie zu haben sind.

Wenn die Jagdzeit angehen soll, müssen die Pferde eben so, wie die Hunde, in Athem gesetzt werden, daher man sie anfangs auch nur im Schritt und Trabe ausreitet, in der Folge aber müssen sie alle Tage eine halbe Stunde, auch wohl noch länger, galoppiret werden. Anfangs reiten die Knechte Paarweise aus. Wenn aber die Arbeit mit den Hunden angehet, so werden sie auch dabei mit in Athem gebracht.

In der Jagdzeit müssen sie besonders in Acht genommen werden; denn wenn sie gejagt sind und nach Hause kommen, muß der Roßarzt darnach sehen, ob keinem nichts mangelt, und bei Zeiten zuvorkommen, auch die Schenkel mit Weingeist oder Weine fleißig waschen. Des andern Tages nach gehaltener Jagd muß man sie ausspazieren reiten, damit sie sicher gehen, und nicht steif werden.

Nach geendigtem Frühjahrsjagen ist den Pferden sehr dienlich, sie ins Gras gehen zu lassen, und wenn dazu keine Gelegenheit ist, sie eine Zeit lang mit Grase zu füttern. Wenn die Herbstjagd vorbei ist, müssen die Pferde den Winter über ruhen, und wohl gepfleget werden, damit sie ihre völlige Kräfte wieder bekommen.

Vormals hatte man in Deutschland zu den Parforcejagden englische Pferde, und französische und englische Piquirs, weil man denselben größere und mehr Geschicklichkeit, als den deutschen, zuschrieb. Man hat indessen eingesehen, daß dieses mehr Vorurtheil war, denn es können deutsche Pferde, so wie polnische eben so gut dazu gebraucht, und so auch die Jagden von deutschen Jägern gewiß sehr glücklich verrichtet werden.

Paſſirſchein. Iſt ein Schein für die Flößer, welchen er Förſter dem Obmann bei einem Floß ertheilen muß. Im Herzogthum Würtemberg iſt es nämlich üblich, daß er Obmann auf die Schreibſtube einer aufgeſtellten Floß-ompagnie geht, um ſich nach Arbeit zu erkundigen. Wird hm nun gemeldet, auf welcher Waſſerſtube er Holz zu ver-ößen habe, ſo wendet er ſich mit ſeinem Geſpähn, welche r Handwerkszeug, als Stiefel, Stangen, Aexte, Grem-en und Bohrer mit ſich nehmen, zur angewieſenen Waſ-rſtube, worin das Floß angebunden entweder an den Ru-jen oder Bandrahmſchenkeln hängt. Des Obmanns Schuldigkeit iſt, ſich nach dem Förſter umzuſehen, welcher as Floß aufzunehmen hat, und dieſer geht mit ihm, zählt nd mißt die Stämme in ſeinem Beiſeyn ab, und ertheilt hm hernach einen Paſſirſchein folgenden Inhalts:

— Oberforſt — Revier. Vor die Floßcom-agnie zu N. geht dato ein Floß ab, welches in der N. Waſſerſtube, durch N. und Conſorten eingebunden worden, nd woran nach pflichtmäßiger Aufnahme befindlich iſt: us — Revier, Cameralwaldung:

70ger Tannen . . .

60ger Tannen . . . .

Meßbalken u. ſ. w.

Aus Communwaldungen:

80ger Tannen u. ſ. w.

Von der Sägemühle:

Dreiling . . .

Zweiling u. ſ. w. welches den Zoll paſſiren ann. In Urkund der Unterſchrift. N. den — 17..

T. Förſter N. N.

Sobald der Obmann dieſen Paſſirſchein erhalten hat, notirt er ſolchen in ſeine Schreibtafel, und geht an ſein eiteres Geſchäfte. Fährt das Geſpähn zu einer Zollſtatt, muß mit dem Floß angehalten werden. Der Obmann egiebt ſich zu dem Einnehmer des Waſſerzolls, zeigt ſei-

nen Passirschein vor, und giebt zugleich an, was unterwegs dazu geladen worden ist. Dieser geht mit ihm auf den Floß, zählt und mißt die Waare ab, und trägt das gefundene in sein Zollrapiat ein. Er bemerkt darin alles Holz und Oblast auf das genaueste. Nach diesem berechnet er den Zoll und Aufwechsel, seiner Instruktion und Zollordnung gemäß. Und so geht es mit der Abzählung bei allen Zollstätten; zuletzt müssen die Obleute oder Frachtschiffer ihre Passirscheine nach vollendeter Fahrt, bei Vermeidung einer Geldstrafe, bei dem Oberforstamt wieder einliefern.

Pechhauer, Pechler, ist so viel als Harzscharrer.

Pechhütte, Fr. Poisserie. Ist ein Gebäude, in welchem die Pechöfen stehen, worin das Harz von Fichten gesotten wird; s. Harzscharren.

Pechmeise, s. Tannenmeise.

Pelikan, Lat. Pelecanus. Macht eine Gattung Vögel von der dritten Ordnung des Linneischen Systems, den Wasser- oder Schwimmvögeln, aus. Die Kennzeichen dieser Gattung sind folgende. Der Schnabel ist gerade, mit krummer Spitze, und nagelförmigem Ansatze. Die Nasenlöcher öffnen sich mit einem kaum bemerkbaren Ritz. Das Gesicht ist fast unbefiedert. Die Füße stehen im Gleichgewicht, und alle 4 Finger sind durch die Schwimmhaut verbunden. Da einige Vögel dieser Gattung einen ungezähnelten Schnabel, und andere gezackte Kinnladen haben, so theilt man sie in 2 Familien. Zur ersten Familie mit ungezähnelten Kinnladen gehören: die Kropfgans, der Kormoran und der Wasserrabe. Die von der zweiten Familie mangeln in Deutschland.

Perlen, Fr. Perlures, Pierrures. Heißen die krausen Knöpfe an der Rose und Stange des Hirschgeweihes.

Pest, Baumpest. Heißt eine ansteckende Krankheit der Bäume, wenn ganze Oerter und Reviere nach einander verdorren; s. Baumtrockniß.

Pfaffenhütchen, Lat. Evonymus europaeus, Fr. le Fasain des bois, Engl. the common Spindle-Tree; auch genannt: Spindelbaum; Spillbaum; Spulbaum; Eierbretterholz; Hahnenhütlein; Hahnenhödlein; Hahnenklöschen; Katzenpfötchen; Mandelbaum; Mangelbaum;



Mitschelinsholz; Weschelholz; Zweckholz; Anisholz; Pfefferholz; Pfefferreiserholz; Pfaffenholz; Pfaffenmütze; Pfaffenkäppel; Pfaffenpfötchen; Pfaffenröslein; Pfaffenjorge; Schlimpfenschleglein; Spillbom. Ist sommergrünes hartes Laubholz, und gehört unter die ganzen Sträucher, wovon nur diese einzige Art als einheimisch bekannt ist, ob es gleich mehrere Abänderungen, sowohl mit großen Blättern als auch mit Warzen an der Rinde giebt.

Dieser Strauch, der von mittlerer Höhe ist, sich aber auch leicht zu einem Bäumchen bis zu 18 Fuß Höhe erziehen läßt, erreicht in 20 Jahren sein vollkommenes Wachsthum, und dauert 40 bis 50 Jahre. Die Wurzel geht etwas tief, dehnt sich auch ziemlich aus, und treibt viele Sprossen; die Rinde ist an den jungen Zweigen, die einander entgegen gesetzt sind, grün, mit 4 röthlichen Linien, so daß sie viereckigt zu seyn scheinen, an ältern Zweigen ist sie grünlich grau; die Blätter stehen immer paarweise gegen einander über auf kurzen Stielen, sind länglich zugespitzt, glatt dunkelgrün, und an den zurückgeschlagenen Rändern fein gezahnt, sie brechen im Mai aus, und fallen im Oktober ab. Das Holz ist gelb, feinfaserig, zähe und fest.

Die kleinen fruchtbaren Zwitterblüthen sind rosenförmig, aus den weißgrünen ins dunkelgelbe fallend, übelriechend, und erscheinen am Ende des Maies aus den Achseln der Blätter in kleinen Schirmen. Die Blumendecke ist grün, einblätterig, in 4 rundliche Einschnitte getheilt. Auch sind 4 bis 5 Staubfäden und ein zugespitzter Knoten mit einem kurzen Staubwege und einer stumpfen Narbe, auf einem langen Stiele vorhanden. Auf die Blüthe folgen rosenrothe, vier- zuweilen auch fünfeckigte Beeren mit eben so viel Kapseln, welche eiförmige, mit einer orangengelben Haut bekleidete Saamenkörner enthalten, die im Oktober ihre Reife bekommen; die Beeren hangen bis spät im Herbst, noch lange nach dem abfallenden Laube an den Zweigen.

Zur Aussaat werden die Körner aus den Kapseln gebracht, einzeln in die Rinnen gezettelt, und mit einem halben Zoll Erde bedeckt. Sobald Pflanzen erscheinen, welches mehrentheils nach 1 Jahr geschieht, wird alles mit

Reißig bedeckt, um ihnen den erforderlichen Schatten zu geben. Durch Steckreiser läßt er sich nicht fortpflanzen, wohl aber durch Ableger und Wurzelsprossen. Will man den Baum verpflanzen, so kann es vom sechsten Jahre an entweder einzeln in Löcher oder auch in Graben, zu Hecken im Frühling geschehen.

Man haut diese Holzart mit dem übrigen Buschholz alle 8 bis 10 Jahre zu Reis- und Wellenholze, da denn das stärkste und geradeste zu Nutzholz ausgesucht wird, welches zu den schönsten Spindeln, zu Faßhähnen, Orgelpfeifen, Clavieren, Ladstöcken, feinen Instrumenten und Dreherarbeiten, Etuis, Zahnstochern, Schuhzwecken ꝛc. verbraucht wird. Es läßt sich in überaus feine Brettchen spalten, auch liefert es, wenn es in eiserne, eigends dazu bereitete Canäle getrieben und gebrannt worden, die besten Zeichenkohlen. Die Früchte sind Menschen und Thieren schädlich, doch werden sie von einigen Vögeln gesucht. In Trient soll man ein Lampenöl aus den Kernen pressen. Die Saamenkapseln geben eine gesättigte braungelbe Brühe, welche in der Gährung mit Alaun eine gute schwefelgelbe Farbe macht. Das Pulver der getrockneten Saamenkapseln soll nach Scopoli, auf den Kopf gestreuet, die Läuse vertreiben.

Pfähle. In den Holzhandel kommen nur diejenigen Pfähle, welche in den Weinbergen gebraucht werden; diese müssen im Würtembergischen 7 Werkschuh lang, und am schmalen Ende oder der Spitze einen völligen Zoll dick seyn.

Pfahleisen, Fr. avant pieu. Derer gehören 5 zu einem vollständigen Jagdzeug, nämlich 2 auf jeden Flügel zum Nachstellen und eines auf den Schirmwagen, zu Aufschlagung des Schirms.

Pfahlwurzel, Fr. Pivot. Heißt die Hauptwurzel der Bäume, welche senkrecht vom Stamme in die Tiefe gehet.

Pfannenstiel, s. Schwanzmeise.

Pfeifdrossel, s. Singdrossel.

Pfeifen, Fr. Sifler. Sagt man eigentlich von allen Vögeln, wenn sie laut werden; auch vom Fischotter, wenn er sich hören läßt.

Pfeifente, Lat. Anas Penelope, Linn. Fr. le Canard siffleur, Buff. Engl. the Wigeon, Whewer or

Whim, Penn. heißen auch Speckenten, Penelopeenten und Schmünten. Sie gehört unter die Ordnung der Wasservögel, und ist von der zweiten Familie der Gattung der Enten eine Art, bei welcher der Schwanz zugespitzt, der After schwarz, der Kopf rothbraun, und die Stirne weiß ist. Sie hat ihren Namen von ihrem hellen, einsilbigen Ton, welchen sie sowohl schwimmend, als im Fluge immer von sich giebt.

Ihre Länge beträgt 22 und einen halben Zoll, der Schwanz 4 und einen halben Zoll, die Breite der Flügel, die bis in die Mitte des Schwanzes gehen, 2 Fuß 6 Zoll, das Gewicht 23 Unzen. Der Kopf ist rund und größer als bei andern Enten, der Hals und Schnabel kürzer. Letzterer ist ein und dreiviertel Zoll lang und bläulich schwarz; die Füße sind etwas heller als der Schnabel, die Beine 1 und dreiviertel Zoll hoch, die Mittelzehe über 2 Zoll und die hintere 4 Linien lang.

Die Stirn ist weißlich; Kopf und Hals rothbraun, glänzend, grün bespritzt; der Rücken glänzend weiß mit schwarzen Querlinien; der Unterrücken aschgrau, weiß gewässert; die Deckfedern des Schwanzes weiß, schwarz gerändert; die Brust kastanienbraun; der Bauch und die Seiten weiß; der After schwarz; die vordern Deckfedern der Flügel weiß, die hintern dunkelaschgrau; die Schwungfedern dunkelbraun; der Spiegel grün, schwarz eingefaßt, die hintern Schwungfedern schwarz mit breiten weißen Kanten; der Schwanz dunkelaschgrau, die zwei mittelsten Federn sehr spitzig, die Seitenfedern röthlichweiß eingefaßt. — Das Weibchen sieht fast aus, wie eine gemeine wilde Ente, ist gelbroth am Hals und Kopf und schwarzbraun gefleckt; der Rücken an den Seiten rothgelb mit dunkelbraunen Flecken, die Brust gelbroth mit braunen Flecken, der Bauch weiß, der Schnabel und die Füße schmutzig aschgrau.

Diese Ente kömmt gewöhnlich in der letzten Hälfte des Oktobers nach Deutschland, zuweilen in großen Heeren, an, und im November und December hört man oft in der finstersten Nacht 20 bis 50 Züge wilder Enten fliegen, wo immer zwischen durch die Accorde der Pfeifente ertönen. Im März zieht sie wieder fort, und man hört dann des Nachts wieder eben solche Heerden ziehen. Man findet sie

auf offnen Flüſſen, Seen und Teichen, und ſie nährt ſich vorzüglich von Waſſerkräutern, die ſie auf dem Boden der Flüſſe aufſucht und von kleinen Schnecken.

Da ſie ſcheu iſt muß ſie mit der Flinte gar behutſam hinterſchlichen werden. Ins Netz aber geht ſie leicht. — Ihr Fleiſch hat einen ſehr guten Geſchmack. — Die Federn ſind auch zart und weich, und können wie die Gänſefedern benutzt werden.

Pfeifholz. Iſt ein Stück geſpaltenes Holländer Eichenholz 10 Rheiniſche Schuh lang und 13 Zoll hoch von der Wand bis an das Herz gemeſſen. Für 2 Pfeifhölzer zahlen die Holländer ſo viel als für 1 Wagenſchuß, und nach ihrer Sprache werden 2 Pfeifholz auf 1 Stück gerechnet. S. auch: Geſpaltenes Holz.

Pfeifholz-Krümmling. Iſt Holländer Eichenholz 10 bis 12 Schuh lang, aber ſtärker, als ein ordinaires Pfeifholz.

Pfeifkloß, Pfeifholzkloß. Iſt ein Stück Holländereichenholz, ſo nicht geſpalten aber leicht beſchlagen iſt, 10 bis 14 Rheiniſche Schuh lang, und an der einen Seite 17 an der andern 18 Zoll hoch, und gilt in Anſehung des Meſſens hier eben das, was unter Wagenſchußkloß geſagt wird. Im Preis werden 6 Pfeifkloß 2 Stück Wagenſchuß gleich gehalten.

Pfeile, Fr. Trait, Matras. Sind Polzen, welche auf die Armbrüſte gelegt, und von einigen auf den Schießheerden gebraucht werden.

Pfeilſchwanz, Lat. Anas acuta, Linn. Fr. le Canard à longue queue, Buff Engl. the Pin-tail, Penn. auch genannt: der Langhals; Nadelſchwanz; Spitzſchwanz; die Spießente; Pfeifente; Pylſteert. Iſt ein Waſſervogel, und von der zweiten Familie der Gattung der Enten eine Art, welche als Kennzeichen, langen und zugeſpitzten Schwanz, und am Hinterkopfe auf beiden Seiten zwei weiße Linien hat.

Dieſe Ente unterſcheidet ſich durch ihren langen Hals und ſpitzigen langen Schwanz deutlich genug von allen andern, die aus den nördlichen Gegenden nach Deutſchland kommen. Sie hat die Größe der gemeinen wilden Ente,

ist 28 Zoll lang und 3 Fuß 2 Zoll breit. Der Schwanz ist 8 Zoll lang, die vier mittlern Federn 3 Zoll länger als die übrigen. Die Flügel reichen fast bis auf die Hälfte des Schwanzes. Sie wiegt über 2 und ein halb Pfund. Der Schnabel ist 2 und ein halb Zoll lang, in der Mitte schwarz, an den Seiten bläulich; die Sterne sind gelb; die Füße aschgrau, die Beine 2 Zoll hoch, die Mittelzehe 2 und ein viertel Zoll und die hintere 7 Linien lang.

Der Kopf und der Hals zur Hälfte sind rostbraun; eine weiße schwarz eingefaßte Linie geht von den Ohren bis an die Hälfte jeder Seite des Halses herab; der untere Hintertheil des Halses, der Rücken und die Seiten mit weißen und dunkelbraunen Wellenlinien; die obern Deckfedern des Schwanzes schwarz; die Kehle weiß, ein wenig gefleckt; der Vordertheil des Halses, die Brust und der Bauch weiß; die Deckfedern der Flügel aschgrau; die vordern Schwungfedern dunkelbraun, die hintern grün, schwarz und weiß gezeichnet; die äußern Schwanzfedern aschgrau, die mittlern längern schwarz. — Das Weibchen ist kleiner; oben schwarz und braun gefleckt; unten schmutzig weiß und grau gefleckt; der Spiegel blaß strohfarben oben mit einem röthlichgelben und unten mit einem schwarzen und hierauf weißen Rande, und von den nur 4 Zoll langen Schwanzfedern sind die vier mittlern längern schwärzlich mit rostfarbenen Querstreifen.

Diese große Ente hält sich an den Seeküsten auf, und nur auf ihren Zügen besucht sie die Landseen, großen Teiche und Flüsse, und wird alsdann im Winter von deutschen Jägern in Netzen gefangen und geschossen. Sie sind sehr scheu, geben einen pfeifenden Ton von sich, nähren sich vom Sumpfgras, mehrentheils aber von Fischen und Wasserschnecken, legen 8 bis 10 blaugrüne Eier, und ihr Fleisch schmeckt nicht so gut wie das der gemeinen wilden Enten.

Pfingstvogel, s. Pirol.

Pflanzen, s. Anpflanzen.

Pflanzheister, Fr. Plantard, Plançon. Ist eine aus Saamen erwachsene Holzpflanze (Saamenlohde), welche die gehörige Stärke zum Verpflanzen erreicht hat.

Pflanzschule, s. Baumschule.

Pfleglich, Fr. avec ménage. Heißt so viel, wie eine gute Aufsicht und gute Wirthschaft halten, und bedeutet, den Forst forstgerecht auf die wirthschaftlichste Weise, nämlich den Regeln der Forstwirthschaft gemäß benutzen.

Pfosch, Fr. Carnage. Heißt bei den Jägern, wenn sie ein Raubthier mit Luder anlocken; s. auch Vorschutt.

Pfosten. Sind Holländer Eichenholz, 30 bis 50 Schuh lang, und in der Dicke so stark als möglich. Eine andere Sorte ist geschnitten, gemeiniglich 4 Zoll dick und 18 Fuß lang, und gehört ebenfalls zum eichenen Schiffbauholz. S. Bohlen.

Pfropf (im Gewehr), Fr. Bourre; siehe Vorschlag.

Pfuhlschnepfe, Lat. Scolopax limosa, Linn. Fr. la Barge commune, Buff. Engl. the lesser Gotwit, Penn. auch genannt: die gemeine, kleine Pfuhlschnepfe; die Bekassine; die Stickup. Gehört unter die Ordnung der Sumpfvögel, und ist von der zweiten Familie der Gattung der Schnepfen eine Art mit folgenden Kennzeichen. Der Schnabel ist lang und gerade, an der Wurzel röthlich, die Füße sind dunkelbraun, und die hintern Schwungfedern haben einen weißen Flecken.

Diese Schnepfe, welche die Jäger mit Unrecht für das Männchen der Heerschnepfe ausgeben, hat die Größe einer Taube, ist 17 und einen halben Zoll lang, der etwas gabelförmige Schwanz 2 und einen halben Zoll, die Breite der Flügel, welche über die Schwanzspitze hinausreichen, 2 Fuß 3 Zoll, und wiegt 9 Unzen. Der Schnabel ist 4 Zoll lang, dünn, gerade, an der Spitze stumpf, zwei Drittheil von der Wurzel an rothgelb, das übrige schwarz, und um seine Wurzel herum liegen besondere blaßbraune Federchen; die Pupille ist schwarz und der Augenstern grauweiß; die Schenkel sind über 1 und einen halben Zoll weit nackt, die Beine 2 Zoll hoch, die Mittelzehe 2 Zoll, die hintere 6 Linien lang, und die geschilderten Füße mit den Nägeln, dunkelbraun oder schwarz.

Kopf, Rücken, Deckfedern der Flügel und Schulterfedern sind braungrau, mit röthlichen und schwarzen Punkten, der Steiß braun, der Hals und die Kehle hellrostfarben, die Brust graulichweiß mit braunen Querstreifen, der Bauch

und After weiß, die vordern Schwungfedern schwarz, an der Wurzel weiß, die hintern weiß mit braunen und grauen Querflecken; diese bilden einen weißen Fleck auf den Flügeln; die 12 Schwanzfedern sind an der Wurzel weiß, gegen das Ende zu schwarz, die 8 mittlern mit grauen und die übrigen mit weißen Spitzen; die beiden äußern sind fast ganz weiß. — Das Weibchen ist am Leibe etwas dunkler, am Kopfe und Nacken aber etwas heller, fast aschgau, dunkelbraun besprengt.

In der Lebensart kommt diese Schnepfe gar sehr mit der Heerschnepfe überein, und wird vorzüglich in dem nördlichen Europa angetroffen. Sie fängt im August schon an zu ziehen, und bewohnt die Meeresufer, feuchte Wiesen und andere sumpfige Gegenden, und man hört sie besonders des Abends hell schreien: Stickup, Stickup! — Ihre Nahrung besteht in allerhand Gewürme und Insekten, Gras und Graswurzeln. — Sie nistet in nassen Wiesen und Sümpfen, auf trocknen Hügeln, und legt etwas hellere Eier, als die Heerschnepfe, mit welcher sie sonst einerley Feinde hat.

Sie wird in Schlingen und Stecknetzen gefangen oder geschossen, indem man sie am Tage durch Stöberhunde aus dem langen Grase, in welches sie sich gern verstecket, herausjagen läßt, oder in der Abend- und Morgendämmerung an den Pfützen und Morästen aufsucht. Sie fliegt nicht so schnell und auch nicht so weit, wie die Heerschnepfe, sondern fällt gleich wieder nieder. Wegen ihres angenehm schmeckenden Fleisches ist sie sowohl eines Schusses, oder wo sie häufig ist, folgenden eigenen Fanges mit Klebgarnen werth.

Man strickt 4 Klebgarne, aber etwas enger als zu den Waldschnepfen. Hierzu werden Stangen eingestoßen, an welchen oben Rollen sind. In eine Reihe stellt man zwey Garne, und die Oberleinen werden durch die Rollen oben an den Stangen durchgezogen. Die andern Stangen stellt man auf 50 Schritte weit gerade den erstern gegen über. Die Garne werden ganz herunter bis auf den Bruch oder Sumpf gelassen. Alsdann sucht man die Stelle von einem Ende gegen die Garne zu mit Stöberhunden ab. Auf jeder

Seite sitzt ein Mann, der sich von etwas Schilf einen Schirm gemacht hat, mit der Oberleine des Garns in der Hand. Wenn nun die Schnepfen nach den Garnen zu fliegen, so rücken die beiden Männer schnell in die Höhe, müssen aber so genau zu Werke gehen, daß die Schnepfen über die ersten Garne hin, und also zwischen die Garne hinein fliegen, da sie denn entweder von den vordersten in die hintersten oder von den hintersten in die vordersten geschreckt werden. Dieser Fang erfordert freilich etwas Genauigkeit, geht aber immer gut von statten. Der Ort, worauf die Garne unten zu liegen kommen, muß auch gut gesäubert und von Schilf, Binsen und dergl. entblößt seyn, damit sie beim Aufziehen nicht hängen bleiben, oder zerrissen werden. Wenn man die Garne immer wieder trocknet, kann man sie lange brauchen.

Pfund, Fr. Coup du couteau de chasse sur les vesses. Heißt ein Streich oder Schlag, den einer mit dem Weidmesser auf den Hintern bekommt; s. Blattschlagen.

Pickmeise, s. Kohlmeise.

Picktannen. Heißen an einigen Orten Tannen, welche zu Stangen an gepflanzte Bäume, und zum Hopfen zuvor gebraucht werden können, und am Stamme ohngefähr 4 Zoll im Durchschnitte haben, dabei aber lang sind. Auf dem Harze haben sie gleichen Namen; sind sie aber 5 bis 6zöllig, so heissen sie Lattenknüppel, weil Latten daraus geschnitten werden.

Piepenhaue. Werden in manchen Gegenden Tannenörter genannt, auf welchen die Tannen noch nicht stärker als ohngefähr 10zöllig zu Wasserröhren erwachsen sind.

Pieplerche, Lat. Alauda pratensis et trivialis, Linn. Fr. l'Alouette Pipi, Buff. Engl. the Tit Lark or Grashopper, Latham; auch genannt: Gereutlerche, Leimvogel, Buschlerche, Breinvogel, Kreutvogel, Krautvogel, Krautlerche, Spießlerche, Baumlerche, Stoppelvogel (Alauda Stoparola), Stöppling, Grienvögelchen, Greinerlein, Guckerlein, Ißperling, Schmelvogel, Waldbachstelze; in Thüringen heißt sie im Sommer Heidelerche, und im Herbst Pisperling. Ist als Singvogel eine Art von der Gattung der Lerchen, mit folgenden Kennzeichen: Die Schwanzfe-

dern sind braun; die äußerste ist bis zur Hälfte weiß; die zweyte hat eine weiße keilförmige Spitze, und auf den Flügeln stehen von den Deckfedern zwei weißliche Streifen.

Sie ist 6 und einen halben Zoll lang, der Schwanz 2 Zoll 8 Linien, die Breite der Flügel, welche einen Zoll auf den Schwanz reichen, 11 Zoll. Der Schnabel ist 6 Linien lang, spitzig, der obere Kiefer an der Spitze ausgeschnitten, schwarzbraun, die untere weißlich, die Nasenlöcher herzförmig, der Augenstern dunkelbraun, die geschilderten Beine 1 Zoll hoch, mit Zehen und Nägeln blaß fleischfarbig; der hintere Nagel krümmt sich etwas mehr, als an andern Lerchenarten; die mittlere Zehe ist 3 Viertel Zoll lang, die hintere 7 Linien.

Der Kopf ist mehr lang als rund, und mit dem Nacken, Rücken, den obern Deckfedern des Schwanzes und Seiten olivenbräunlich, schwärzlich gefleckt, der Unterleib bis zum Bauche rothgelblich, auch nach dem Alter gelbröthlich, mit vielen schwarzen länglich dreieckigen Flecken, Kinn, Bauch und mittelmäßige Afterfedern weiß, die Schenkelfedern rothgrau, die kleinen Deckfedern der Flügel olivenbräunlich, die zwei Reihen größere schwärzlich, und von der Einfassung kommen die zwei weißlichen Streifen auf den Flügeln; die Schwungfedern dunkelbraun, olivengrün kantirt, die hintersten langen röthlichgrau, der Schwanz etwas gabelförmig, alle Federn zugespitzt, schwärzlich, die äußerste äußerlich zur Hälfte weißlich, die zweite in der Mitte an der Spitze mit einem weißen Flecken, die übrigen schmal olivengrün gerändet, die Unterflügel grau, und ihre Deckfedern gelblichgrau. — Das Weibchen ist nur wenig vom Männchen verschieden. Die Kehle, der Hals und die Brust sind nicht so gelb, fast weiß, der weiße Flecken in der zweiten Schwanzfeder kleiner, und die zwei Streifen auf den Flügeln weißer. Auch die einjährigen Männchen sehen nicht so gelb am Unterleibe aus, als die ältern.

Ausser der Zeit ihrer Begattung läßt sie angenehme piepende Töne von sich hören, wenn sie fliegt, oder auf der Erde herumläuft, von welchen sie Pieplerche heißt, die aber eigentlich Gick, gickaick! klingen. Ihre Lockstimme aber, die sie zur Zeit der Begattung und wenn sie Junge

hat, hören läßt, ist ein zärtliches und ängstliches; Zip, zip! und wird bloß in der Gegend ihres Nestes vernommen. Sie singt entweder auf dem Gipfel eines Baumes sitzend, oder schwingt sich dabei flatternd in die Höhe, und ruft im Niedersetzen noch etlichemal sanft die zärtlichen Töne: Zia, zia, zia! Man hört sie bis im Julius.

Man findet sie in ganz Europa, und in Deutschland ist sie, besonders in den bergigen und waldigen Gegenden, in großer Anzahl anzutreffen. Ihr Strich geht schon im August an, wo sie sich einzeln oder zu 3 bis 12 ins Feld begeben, und in den ersten Tagen des Oktobers verlassen sie uns unvermerkt. Eben so verstohlen schleichen sie sich gewöhnlich im Frühjahre in den letzten Tagen des Märzes wieder in ihre alten Stände. Im Walde suchen sie sich in den Vorhölzern mehrentheils die lichten Gegenden aus, daher sie die Jäger Gereuthlerche nennen.

In ihrer Freiheit nähren sie sich vorzüglich von Heuschrecken, Mücken, Fliegen kleinen Käfern, Raupen und allerhand kleinen Insekten. Sie baden sich nicht, wie andere Lerchen, im Sande, sondern stecken nur den Schnabel ins Wasser und bespritzen sich, und scheinen dadurch einen natürlichen Uebergang von der Lerche zur Gattung der Sänger anzudeuten.

Ihr schlecht gebautes Nest findet man im Walde des Jahrs zweimal auf neu ausgerodeten Plätzen, auf allerlei von Holz entblößten Anhöhen, im Heidekraut, an oder unter alten Stöcken, Baumwurzeln und Erdklösen, unter den Wachholderbüschen, in Wiesen und Gärten im blosen Grase. Das Weibchen legt 4 bis 5 rundliche graue Eier, die braun marmorirt sind, und brütet sie mit dem Männchen in 14 Tagen aus. Die Jungen fliegen, um sich vor ihren vielen Feinden zu retten, sehr bald aus. — Die Alten bekommen oft einen Kuckuk auszubrüten. — Die Brut wird oft von Füchsen, Wieseln, Mardern, Iltissen, Katzen, Raben und Elstern vertilgt, und die Alten werden fast von allen Raubvögeln verfolgt.

Mit dem Blasrohre und der Flinte können sie leicht erlegt werden. — Da sie zur Zeit der Paarung ihre Kameraden aus ihrer Gegend fortjagen, so lassen die Vogelsteller

in Männchen mit abgeschnittenen Flügeln, dem sie, wie
beim Finkenstich, ein Zweiglein mit Vogelleim bestrichen,
auf den Schwanz binden, unter dem Baume, wo sie ein
anderes Männchen bemerkt haben, laufen; dieses fährt blind
herab, will den Nebenbuhler wegjagen, und bleibt an dem
Leime kleben. Zur Strichzeit kann man sie auch auf dem
Heerde fangen, wenn man einige Lockvögel ihrer Art hat. —
Im Herbst werden sie, wie die Feldlerchen, mit dem
Nachtgarne gefangen. — Sie nützen durch ihr ange-
nehm schmeckendes Fleisch, und die Vertilgung vieler
Raupen.

Varietäten von ihrer Art sind: die weiße Pieplerche
(Alauda pratensis candida), welche selten ganz rein weiß ist;
und die bunte Pieplerche (Al. prat. varia).

Pimpernußstrauch, lat. Staphylea pinnata, Linn.
Fr. le Nez-coupé ordinaire, Engl. the five leaved Bladder
Nut; auch genannt: die Klappernuß, Paternosterstrauch,
der Todtenköpflebaum, wilde Pistazien, wilder Zürbisnüß-
chenstrauch, Rosenkranzstaude, Blasennuß. Ist sommer-
grünes Laubholz, und ein harter ganzer Strauch, wovon
nur diese einzige Art einheimisch ist.

Dieser Strauch erreicht in 15 Jahren sein vollkomme-
nes Wachsthum, wächst in einem milden Klima und in ei-
nem guten fetten Boden zu einem ansehnlichen starken
Strauch, wird aber bei uns in den Laubwaldungen nicht
häufig angetroffen. Er treibt flache, 1 Fuß tief und 2 Fuß
in die Weite gehende Wurzeln. Die Rinde ist am jungen
Holze glatt grünlich, und am alten glatt grau. Die Blät-
ter sind von Gestalt oval, hellgrün, am Rande fein gezahnt,
und stehen einander paarweise gegenüber. Das Holz ist
schön weiß, hart und mittelmäßig dauerhaft. An den Sei-
ten der Zweige erscheinen im Mai und Junius die kleinen,
weißen, nach den Spitzen ins Fleischfarbige ziehenden frucht-
baren Zwitterblüthen in Trauben auf 4 Zoll langen Stielen,
und mit 5 aufgerichteten Staubfäden und einem zweifachen
Fruchtknoten versehen; hieraus entsteht eine häutige, durch-
sichtige, mit Luft angefüllte, fahlgelbe Blase, die einige klei-
ne steinige, glänzendbraune, rundlicheckige Nüsse, als
Saamen, enthält, welche ihre Reife im Oktober er-
langen.

Da diese Holzart in der Forstwirthschaft keinen besondern Nutzen hat, indem sie niemals eine beträchtliche Stärke erlangt, so unterbleibt ihr forstmäßiger Anbau. Indessen werden aus den Nüssen von dem gemeinen Manne zuweilen Rosenkränze verfertigt, und die Kerne derselben in der Schweiz von den Kindern gegessen. Sie geben auch ein Oel und ließen sich vielleicht da, wo sie in großer Menge zu haben sind, besser benutzen, als wirklich geschieht.

Pinsel, s. Ruthe.

Pipenstäbe. Werden die eichenen Faßdauben genannt, dergleichen viele in der Mark Brandenburg und in Sachsen von den sogenannten Staffschlägern gemacht, und auf der Elbe nach Hamburg geschafft werden. Pipe nämlich ist ein spanisches Weingefäß, das 2 Oxhöft oder 5 Eimer oder 315 Kannen Leipziger Maas hält, und in diesem Gebinde werden die Spanischen, Französischen und Italiänischen Weine verkauft. Auch heißt ein Faß mit Baumöl eine Oel-Pipe. Hievon werden die Dauben nun, welche zu diesen Fässern gebraucht werden, Pipenstäbe genannt. S. auch unter Stabholz.

Piquir, Fr. le Piqueur. Ist ein zur Parforcejagd gehöriger Jäger, welcher hirschgerecht seyn muß, vollkommen reiten kann, und sein Pferd wohl zu zwingen weiß, ein Parforce- oder Jagdhorn gut blasen, sich mit seinem Pferd durch Dickungen, Stangen- und Baumholz geschwind durchwickeln, auch die Hunde von der ganzen Meute beim Namen nennen kann, damit er wohl in Acht zu nehmen und zu beobachten weiß, welches die besten sind, worauf man sich verlassen kann; die ungehorsamen muß er in Ordnung, die jungen Hunde aber sowohl als die alten in gute Arbeit bringen.

Die Funktion eines Piquirs ist auch, daß einer um den andern wöchentlich die Fütterung, und was sonst bei den Hunden nöthig ist, in Aufsicht nehmen, und was an Futter, Stroh und dergl. aufgegangen ist, in Rechnung bringen muß. Müssen die Hirsche zur Winterszeit gefüttert werden, so muß er auch nach der Reihe entweder mit einem andern Piquir oder einem Besuchknechte dafür sorgen, daß solches zur rechten Zeit geschehe, und darüber ebenfalls Rechnung führen. Wenn seine Woche geendiget

ist, stattet er dem Chef nicht nur Rapport von allen Vorfallenheiten ab, sondern übergiebt auch diesem die Rechnung. Ueberhaupt wird von den Piquirs die meiste Arbeit bei der Jagd (s. Parforcejagd) gefordert.

Pirol, lat. Oriolus. Macht eigentlich eine eigene Gattung von der Ordnung der Waldvögel aus, die folgende Kennzeichen hat: Der Schnabel ist kegelförmig, erhaben rund, gerade, sehr spitzig, die obere Kinnlade etwas länger und ausgeschnitten. Die Zunge ist gespalten und spitzig. Die Füße sind Schreitfüße. Sie machen meist künstliche, sackförmige Nester, die sie an die äußersten Zweige flechten. Sie wohnen mehrentheils alle in Amerika, und nur die folgende Art ist in Deutschland:

Der gemeine Pirol, lat. Oriolus Galbula, Linn. Fr. le Loriot, Buff. Engl. the Oriole, Penn. auch genannt: Kirschvogel, Kirschdieb, Kirschholdt, Kersenrife, Weidwall, Wiedewall, Wittewald, Wittewalch, Widuel, Wittwell, Widewall, Pyrol, Byrolt, gemeine Pirole, Pirold, Bierhold, Bierholf, Bruder Berolft, Tyrolt, Bierole, Gerolft, Bieresel, Gelbvogel, Gelbling, Bülau, Bülow, der Vogel Püloh, Schulz von Milo, Golddrossel, Goldamsel, Goldmerle, Gutmerle, Olimerle, Sommerdrossel, Regenkatze, Kirschdrossel, Weihrauchsvogel, Gugelfahraus, Pfingstvogel, Weihrauch. Dadurch, daß er gelb, Zügel, Flügel und Schwanz schwarz, doch letzterer an der Spitze auch gelblich ist, unterscheidet er sich von den übrigen Arten seiner Gattung.

Er wohnt in Europa, und in Deutschland an manchen Orten nicht selten, ist fast so groß als die Amsel, 10 Zoll lang, der Schwanz 4 und 3 Viertel Zoll, und die Flügelbreite 18 Zoll; die Flügel bedecken drei Viertheile des Schwanzes. Der Schnabel ist fleischrothbraun, 1 Zoll 2 Linien lang, stark, rundlich erhaben, der Oberkiefer etwas länger als der Unterkiefer, die Nasenlöcher offen, am Mundwinkel einige kurze herabgebogene Bartborsten, der Stern graubraun, die Beine 1 und ein Viertel Zoll hoch, und so wie die Füße und stark gekrümmten Nägel bleifarbig; die Mittelzehe ist 1 Zoll und die hintere drei Viertel Zoll lang.

Kopf, Hals, Rücken, Kehle, Unterhals, Brust, Bauch, Seiten und untere Deckfedern der Flügel sind schön goldgelb, zwischen dem Schnabelwinkel und Augen ein schwarzer Fleck; die Augenlider sind gesäumt, die Flügel schwarz, die Schwungfedern an den Enden etwas weißlich, die erste und letzte aber ganz schwarz; die Deckfedern machen einen gelben Fleck auf den Flügeln, der Schwanz gerade, schwarz, das Ende der Federn goldgelb. — Das Weibchen hat im geringsten nicht das schöne Ansehen des Männchens. Nur an den Enden der olivengrünen Schwanzfedern und an den untern Deckfedern des Schwanzes und der Flügel ist es goldgelb, übrigens auf dem Oberleibe zeisiggrün, auf dem Unterleibe weißgrünlich und mit braunen Streifen, die Flügel schwärzlichgrau, an den Enden der Schwungfedern weiß, und an den Enden ihrer Deckfedern blaßgelb, der Schnabel dunkelbraun.

Es ist ein muthiger, schwer fliegender, zänkischer und scheuer Vogel. Sein Gesang hat Aehnlichkeit mit dem der Misteldrossel, verbirgt sich, wenn er singt, und hält oft bei schwüler Witterung den ganzen Tag an. Die Töne der Zärtlichkeit sind ein flötendes Yo! oder Pühloh! Das Angstgeschrei aber klingt gräßlich: Kräák! Als Zugvogel verläßt er Deutschland schon im August familienweise, und im Frühjahr, wenn die Bäume schon ausgeschlagen sind, kömmt er im Mai erst wieder an. Bei uns wohnt er in einzelnen Feldhölzern, und in den Vorhölzern großer Waldungen, wo dichtes, hohes, mit einzelnen Schwarzholzbäumen vermischtes, lebendiges Holz steht. Wenn die Kirschen reif sind, begiebt er sich auch in die Gärten.

Er nährt sich daher vorzüglich von Kirschen, die er ohne die Kerne verschluckt, aber auch von Vogelbeeren, Hollunderbeeren, Himbeeren, Erdbeeren und Feigen, sucht auch Insekten auf, und vorzüglich Nachtfalter und ihre Raupen.

Wegen ihrer späten Ankunft und ihres frühen Wegzugs nisten sie nur einmal des Jahrs. Sie hängen sehr geschickt und frei ihr beutelförmiges Nest in die Gabel eines Astes auf einen hohen Baum oder Strauch. Das Weibchen legt 4, seltner 5 spitzig zulaufende, weiße, am stumpfen Ende einzeln schwarzgefleckte und punktirte Eier, welche

Männchen und Weibchen in 15 Tagen wechselsweise ausbrüten. Die Jungen sind sehr gefleckt, und sehen dem Weibchen bis zum Mausern gleich, wo erst die gelbe Farbe im männlichen Geschlecht merklich sichtbar wird. Die erste Nahrung der Jungen sind kleine grüne glatte Raupen, die zweite größere glatte Raupen, Larven und Nachtschmetterlinge, dann andere Insekten, und sobald sie ausgeflogen sind, werden sie von den Alten in die Kirschgärten und in die Beeren geführet, und sie begleiten sie auch auf ihrer Reise.

Da sie sehr scheu sind, so kann man sie nicht leicht zum Schuß bekommen. Leichter aber kann man sie in Dohnen und Sprenkeln fangen, wenn man Kirschen, Ebereschenbeeren, Himbeeren und Erdbeeren vorhängt. An dem Orte, wo sie gewöhnlich ans Wasser fliegen, kann man sie auch mit Leimruthen überlisten.

Sie nützen durch ihre Nahrung, da sie schädliche Raupen und Insekten fressen, auch durch ihr sehr fettes und schmackhaftes Fleisch. — Nach ihrer Ankunft weiß man zuverläßig, daß keine Nachtfröste mehr kommen. — Aus ihrem Pfeifen prophezeiht man Regen. — Durch den Genuß der Kirschen, auch Feigen, thun sie Schaden.

Pirschen, s. Birschen.

Pisperling, s. Pieplerche.

Pissen, Pisten, Pischen, Spiessen, Fr. Cri. Heißt das Pfeifen oder Rufen der Haselhühner untereinander.

Plaggenhauen, Fr. couper les gazons, peler la terre dans les forêts. Ist der in manchen Gegenden übliche Forstmisbrauch, da mit einer breiten, scharfen Hacke, welche Plaggenquicke heißt, die auf einem Moorboden erwachsene Heide, Riedgras, Farrenkraut, zusammt der obersten Erdfläche zur Feuerung, oder auch zur Vermehrung des Düngers in den Miststätten, ziemlich tief abgeschärft wird, welches man Abplaggen, die Erdschollen aber Plaggen nennt. Durch diese dem Waldboden nachtheilige Procedur wird zusammt jenem Kraute die beste Erde mit fortgeführt, die zur Wiederanziehung jungen Holzes die tauglichste ist, und es bleibt ein magerer, weder Saft noch Kraft den jungen Pflanzen geben könnender Boden.

Planhirsch, Fr. Cerf vainqueur qui a terrassé son ennemi. Wird ein Hirsch genannt, welcher beim Kämpfen den andern überwindet, und sonach den Kampfplatz behauptet.

Platter Heerd, Fr. la platte aire. Heißt, wenn nach Finken und andern kleinen Singvögeln mit Schlagewänden, jedoch ohne Busch und Strauch, gestellet wird.

Platz, Plätze, Fr. Place. Werden die Stellen genannt, wo man einen Vogelheerd anbringt, oder wo man Wolfs- und Fuchseisen hinlegt: — Plätze heissen es auch, wo der Hirsch in der Brunst stehet, und dergleichen macht (Brunstplätze).

Plätzen, s. Anplätzen.

Plätzige Haue. Hierunter versteht man an einigen Orten Reviere, worin Bäume von verschiedenem Wuchse stehen, so daß auf einem Platze starke, und auf einem andern schwache stehen. Dergleichen Gehaue taugen überhaupt nichts, am wenigsten im Nadelholze. Man verstehet dieses bei Unterholzrevieren, auch von schlecht angeflogenen Tannenörtern, wo bald ein Ort mit Oberholz, dann mit Unterholz, dann mit lichten Oertern u. s. w. versehen ist.

Plentern, s. Auslichten.

Polle; heißt der Gipfel eines Baumes.

Pollsohe, s. Gipfeldörre.

Polnische Jagdhunde, Fr. Chiens aux ours. Sind Jagdhunde, welche stärker und schwerer, auch besser als die deutschen sind, und längere Ohren haben. Siehe Jagdhund.

Pommersche Saurüden, s. Saurüden.

Possenreisser, s. Mornell.

Pottasche, Fr. Potasse. Ist ein unreines Laugensalz, welches mittelst Wassers aus Holzasche ausgezogen, und hernach durchs Abdämpfen in eine trockne Gestalt gebracht wird. Von der Bereitung sehe man unter Aschebrennen, und von ihrem mancherlei Gebrauch, unter Asche.

Prällnetze, Spiegelgarne, Spiegelnetze, Fr. Rets à effaroucher, Filets à grandes mailles. Solche Netze

werden um deswillen spiegelichte genannt, weil ihre Maschen wie Spiegel, und also die Fäden an denselben gerade wie die Leinen stehen, da hingegen die Maschen an andern Arten von Netzen übereck zu stehen kommen.

Ein dergleichen Prell- oder spiegelicht Netz wird mit einer Masche angefangen, diese wieder vom Modell abgeworfen und wieder eine daran gestrickt, und eine Masche zunommen, und sofort allemal eine Masche zugenommen, bis es die Höhe von 18 Maschen bekömmt; die Maschen aber können 6 bis 7 Zoll Größe ins Viereck haben. So es nun die Höhe hat, wird nachher so fortgestrickt, daß allemal auf einer Seite ab- und auf der andern zugenommen wird; auf diese Art erhält es oben und unten einen Saum, und die Maschen kommen von selbst ins Gevierte, und stehen im Stellen wie viereckigte Spiegel offen; sie werden daher nur gerade so lang gestrickt, als sie stellen sollen, nämlich wie ein Tuch 150 Schritte oder 75 Klaftern.

Die Leinen hiezu müssen so stark und lang seyn, als wie an einem hohen Tuche; auch gehören hieran Windleinen, ingleichen müssen zu jedem Netze 15 Stellstangen seyn, oben mit eisernen Haken, und auch so viel Strebestangen. Diese werden 3 Füß lang gemacht, und an beiden Enden eiserne Scheeren oder Rinken, welche so weit sind, daß eine Stellstange durchgesteckt werden kann. Sonach wird ein Prellnetz so viel kosten, als ein hohes Hirschgarn, weil, obschon es in Maschen nicht so hoch seyn darf, doch der Saum oben und unten etwas austrägt, ingleichen die starken Leinen.

Die Leinen müssen deswegen stark und auch das Netz von recht gut ausgehecheltem Hanfe seyn, weil es besonders zur Wehr und zum Abprellen gebraucht wird; zum Fangen taugen sie nichts, indem ein solches Netz nicht zusammen läuft und Busen bekommt, sondern bloß zum Abprellen, daß sie vor den Tüchern bei Saujagen wie Mauern vorstehen.

Prellen, s. Fuchsprellen.

Preusselbeere, lat. Vaccinium Vitis idaea, Linn. Fr. Brimbelle, Engl. the red Whorts, Whortle Berries; auch genannt: Kronsbeere, Krackbeere, Kranbeere, Krunbeere, Krankenbeere, Kraußbeere, kleine Rausch, Krack-

schlanken Ruthen, welcher selten die Gestalt eines kleinen Bäumchens annimmt.

In 15 Jahren erreicht er sein vollkommenes Wachsthum. Die Wurzel geht nur 1 Fuß tief, aber 2 Fuß in die Weite um sich, ist hart, fest und sehr dauerhaft. Die Rinde am jungen Holze ist glänzend braunroth, und im Alter glatt braun. Die Blätter brechen im April aus, sind beinahe rund, am Ende etwas spitzig, ungezahnt, oben grün glatt, unten wollig und adrig. Die fruchtbare Zwitterblüthe erscheint zu Ende des Maies oder Anfangs des Junius an den obersten Zweigen büschelweise auf einzelnen 2 bis 3 blümigen Stielchen beisammen, die runden weißen Blumenblätter haben einen grünen Strich und breiten sich niemals aus, und stellen daher kleine hangende Glockenblumen vor, in deren Mitte sich 20 weiße mit hellgelben Staubhülsen versehene Staubfäden befinden, die nach der Mitte zu einwärts krumm gebogen sind. Die Frucht ist eine kleine länglichrunde, mehligte und unschmackhafte rothe Beere, welche im August reif wird, und den Saamen, einige steinharte braungelbe Kerne mit weißem Marke, enthält.

Dieser Strauch liebt die steilen Berge und die erhabensten Klippen und Steinfelsen in Schlesien, dem Saalkreise, am Vorderharze und Thüringen. Da indeß dieser Strauch weiter keinen Nutzen abwirft, als etwa zu Reisholz, so giebt man sich keine Mühe ihn fortzupflanzen, besonders weil er durch eigne Besaamung und Wurzellohden genugsam von selbst wuchert, und auch die felsigten und steinigten Gegenden sowohl beholzt, als die fruchtbaren. Wegen der Zähigkeit der dünnen und feinen Ruthen, wird es in einigen Gegenden in Ermangelung des Birkenreisigs zu Besen gebraucht. Die Früchte werden zwar auf dem Strohlager eßbar, bleiben aber immer mehlig und unschmackhaft.

Quittenstrauch, wilder, s. Quittenbaum.

R.

Rabe, lat. Corvus. Macht von der Ordnung der Waldvögel eine Gattung aus, die folgende Kennzeichen hat. Der Schnabel ist erhaben rund, messerförmig, die

und weil er sich unter der Scheere halten läßt, anstatt des Buchsbaums in ganz unfruchtbaren sandigen Gegenden zur Einfassung der Quartiere empfohlen.

Prunst, s. Brunst.

Pudel, s. Budel.

Pulver, s. Schießpulver.

Pulverflasche, s. Pulversack.

Pulverholz, lat. Rhamnus Frangula, Linn. Fr. la Bourdaine, l'Aune noir baccifere ordinaire, Engl. the common Frangula, black Berry-bearing Alder; auch genannt: Faulbaum, Faulbeere, schwarze Faulbeere, Zapfenholz, de Fuhlbom, dat Sprickelholt, Schießbeerstrauch, schwarze Schießbeere, Schoßbeere, Beerenholz, Spargelbeerbaum, Bechner, Zapfenholz, Läusebaum, Läuseholz, Stinkbaum, Spicker, Spreken, Spöriken, Spörikenholz, Spöckern, Spörker, Sprötzer, Sporgelbaum, Sporgelbeerbaum, Spörgelbeerstaude, wilde Kirsche, Grundholz, Pinnholz, deutscher Rhabarberbaum, Spargelholz, Spargelbeere.

Ist sommergrünes weiches Laubholz, welches zu dem Geschlecht des Kreuzdorns gehört, hat keine wahren Knospen oder Augen, wächst an schattenreichen feuchten Stellen, an Wiesenrändern und Bächen zu einem ansehnlichen ganzen Strauche, und erhält öfters die Gestalt eines 8 bis 10 Fuß hohen dünnen Bäumchen, mit langen dünnen Zweigen. Es erreicht in 15 Jahren sein vollkommenes Wachsthum, dauert aber 30 bis 40 Jahre. Die Wurzel breitet sich sehr weit aus und wuchert mit vielen langen schmalen Wurzellohden. Die Rinde ist am jungen Holze glatt braun und am alten rauh aschgrau, weiß punktirt; unter dem Oberhäutchen liegt eine grüngelbe Rinde. Die Blätter sind oval länglich, grasgrün, auf beiden Flächen glatt und glänzend, stehen abwechselnd, brechen zu Anfang des Maies aus, und fallen in der Mitte des Oktobers ab. Das Holz ist in der Jugend mit einer starken Markröhre versehen, hernach weiß, zart, weich und im Kerne röthlich.

Im Mai kömmt theils paarweise, theils büschelweise eine weißgrünliche kleine Zwitterblüthe aus den Achseln der Blätter zum Vorschein; sie ist mit 5 Staubfäden und einer ausgezackten Narbe versehen. Hierauf folgen erbsengroße

Früchte, welche im Anfang grün, nachher roth, und im September schwarz und reif werden. Sie führen einen süßlich widerlichen Saft und zwei glatte herzförmige Saamen bei sich. Dieser Strauch hat noch das auszeichnende, daß er vom Monat Mai bis in September fast beständig blüht, und dabei allezeit reife oder schwarze, und unreife oder grüne und rothe Beeren zugleich zeiget.

Die Vermehrung geschiehet am füglichsten durch Saamen, welchen man sogleich im Herbst in guten, feuchten, lockern Grund ein viertel Zoll tief einsäet, worauf denn die jungen Pflänzchen im Sommer wie die jungen Kirschpflänzchen zum Vorschein kommen werden. Die künstliche Vermehrung findet noch durch Ablegung der Zweige statt, nicht aber durch Steckreiser. Die jungen Pflanzen kann man im 4ten, 5ten Jahre im Frühling verpflanzen. Der Stock schlägt aus, daher kann das Pulverholz recht nützlich im Schlagholz gegen das 15te Jahr abgetrieben werden.

In einem Alter von 15 bis 20 Jahren dient das Holz auch zu allerhand kleiner Tischlerarbeit; jedoch besteht sein eigentlicher wahrer Nutzen darin, daß es mit zu den besten Kohlhölzern des feinen Birschpulvers gehört; zu diesem Zweck wird es im Julius ausgehauen, auf Ort und Stelle frisch geschält, getrocknet und gehörig verkohlt, wo man Kohlen erhält, die ihrer Feinheit und Leichtigkeit wegen eigene Vorzüge zu dem besten Schießpulver haben. Die Rinde enthält viel färbendes Wesen, und färbt schon ohne Zusatz stark gelb, welches nach Verschiedenheit der zugesetzten Laugen und der gefärbten Materialien, verschiedene brauchbare Farben giebt. Außerdem ist die Rinde ein sehr bewährtes Mittel gegen die Krätze, wenn sie mit Milch abgekocht, und dann der Leib damit gerieben und gewaschen wird. Auch von den Beeren erhält man brauchbare Farben. Das Laub ist ein gutes Futter für Kühe und Schaafe; es vermehrt die Milch und reinigt zugleich das Vieh. Die Bienen fliegen den Blüthen nach.

Pulversack, Pulverflasche, Fr. Sac à poudre, Flasque à poudre. Ist eine Flasche von Kupfer, Zinn, Leder, am gewöhnlichsten von Horn u. s. w. denen sich der

Jäger zum Aufbewahren des Pulvers und auf der Jagd edient. Wenn sie durchsichtig sind, so haben sie den Vortheil, daß man den Vorrath nachsehen kann. Die obere Oeffnung muß mit einem tüchtigen Stöpsel verwahrt seyn, um das Eindringen der Luft so viel als möglich zu verhindern. — Pulversack heißt auch das hintere dicke Theil an einem Büchsen- oder Flintenlauf, weil darin bei der Ladung das Pulver auf der Schwanzschraube, neben dem Zündloch, befindlich ist.

Purpurreiher, Lat. Ardea purpurea, Linn. Fr. le Heron pourpré huppé, Buff. Engl. the crested purpled Heron Lath. auch genannt; Bergreiher. Gehört unter die Ordnung der Sumpfvögel und ist von der Gattung der Reiher eine Art, die sich von den übrigen durch folgende Kennzeichen unterscheidet. Der Scheitel ist schwarz mit einem Federbusche, der 2 herabhängende lange Federn hat, der Oberleib aschgrau mit olivengrünem Anstrich, der Unterleib rothbraun mit purpurrothem Anstrich.

Er ist kleiner als der große Reiher, 3 Fuß 2 Zoll lang, und 5 Fuß 9 Linien breit. Der Schwanz mißt 5 Zoll, und die Flügel reichen bis an dessen Spitze. Der Schnabel ist 5 und ein halb Zoll lang, der Oberkiefer grünlich dunkelbraun überzogen, unten gelb, an den Spitzen dunkelbraun; der Augenstern goldgelb; die Füße grünbraun, fleischbraun überlaufen; die Nägel hornbraun; die Schenkel 2 Zoll hoch nackt, die Beine 5 und ein halb Zoll hoch, die mittlere Zehe mit der äußern mit einer Schwimmhaut fast bis zum ersten Gelenke verbunden, und 5 und ein halb Zoll lang, die hintere 2 und ein halb Zoll lang.

Der Scheitel ist schwarz mit einem Federbusch, wovon sich 2 Federn durch 4 Zoll Länge auszeichnen, und über den Hinterhals herabhängen; der Oberhals mit dem Rücken und Steiße dunkelaschgrau mit einem olivengrünen Anstriche; die Zügel nackt und gelb; hinter den Augen bis zum Scheitel ein rostrother Streifen; von dem untern Schnabelwinkel ein schwarzer Streifen; die Seiten des Halses rostroth mit einem schwarzen Streifen; der Vorderhals röthlichgelb mit schwarzen Flecken; der untere Theil

des Vorderhalses und die Oberbrust mit lauter langen zugespitzten weiß, schwarz und purpurroth verwaschenen Streifen; die Seiten der Brust und ein Klumpen Federn zwischen dem Flügelrand und Hals schön purpurrothbraun; die Mitte der Oberbrust und des Bauchs schwarz, mit purpurrothbraunen Flecken; der After schwarz, rostroth und weiß gefleckt; die Schenkelfedern rostfarben; die Seiten des Bauchs aschgrau; der obere Flügelrand purpurröthlich; die Federn an den Seiten des Rückens und die Schulterfedern schmal, purpurroth; die Deckfedern der Flügel dunkelaschgrau; die vordern Schwungfedern dunkelindigblau, weiß bepudert, die mittlern dunkelaschgrau, blau überlaufen, die sechs letztern aschgrau mit einem dunkelbräunlichen Anstriche; der Schwanz wie die mittlern Schwungfedern. — Das Weibchen hat einen kürzern Federbusch, der Bauch ist schwarz, und purpurrothbraun gefleckt, und am Rücken schimmert fast gar kein Grün hervor. Wenn die Kopffedern aufliegen, bemerkt man den Federbusch fast gar nicht.

Dieser schöne Reiher hält sich eigentlich am schwarzen und Caspischen Meere ꝛc. auf, kömmt aber auch zuweilen nach Deutschland. Er wohnt an den Flüssen und Sümpfen, und nährt sich von Fischen und Amphibien; er soll sich gern nach den gebirgigen Sümpfen ziehen, daher der Name Bergreiher.

Außer diesem Reiher führen einige noch zwei besondere Arten an, nämlich den glattköpfigen Purpurreiher, und den braunrothen Reiher. Erstern hält aber Hr. Bechstein für weiter nichts, als für ein Junges des Purpurreihers, und letztern für ein junges Männchen desselben; sie werden folgendergestalt beschrieben.

Der glattköpfige Purpurreiher, Lat. Ardea purpurata, le Heron pourpré, Buff. Engl. the purple Heron, Lath. hat glatten Kopf, purpurfarbenen Oberleib und aschgrauen Unterleib, als Kennzeichen. Er wird an den Ufern der Donau angetroffen, und kommt an Größe und Dicke mit dem gemeinen Reiher überein. Der Schnabel ist oben gelblichgrün, unten gelblich; die Füße sind graubraun. Der Scheitel ist aschgrau schwärzlich; die Zügel sind nackt

und gelblich; der Hals oben aschgrau mit schwärzlichen Strichen; der Rücken, die Deckfedern der Flügel und der Schwanz braunpurpurfarben; der Unterleib ist aschgraulich; der Hals und die Brust mit dunkelgelben Flecken besprengt; die Schwungfedern dunkelbraun.

Der braunrothe Reiher, lat. Ardea rufa, Linn. Engl. the rufous Heron, Lath. auch genannt: Graugelblicher Reiher. Als Kennzeichen der Art giebt man an: einen Federbusch, schwarzen Bauch und braunrothe Brust. Er wird in Oesterreich angetroffen, und ist von der Größe des gemeinen Reihers. Der Schnabel, so wie die Beine, sind 7 Zoll lang und dunkelbraun.

Der Kopf und herabhängende Federbusch sind schwarz; von jedem Auge geht ein schwarzer Strich gegen den Nacken; die Wangen sind rostfarben; der Oberhals, Rücken und Flügel bräunlichaschgrau; der Unterhals weiß mit länglichen graubraunen Flecken; die Brust braunroth; die Schenkel rostfarben; der Bauch, die vordern Schwungfedern und der Schwanz schwarz.

Pürsch, s. Birsch.

Pürtzel, s. Bürzel.

Putzen, sich reinigen. Sagt man vom Nadelholz, wenn es die untern dürren Aeste fallen läßt.

Putzzeug, Fr. l'Apareil à polir des armes. Sind die verschiedenen Stücke, welche der Jäger mehrentheils in seinem Büchsenschranke oder an einem andern bestimmten Orte beisammen hat, und zum Reinigen und Abputzen seines Gewehrs braucht. Es gehören dazu: Krätzer; Wischer; Schraubenzieher; Schraubenstock; Schmergel; Trippel; Baumöl u. d. gl. nebst den Büchsenlappen.

Q.

Quackente, lat. Anas Clangula, Linn. Fr. le Garrot, Buff. Engl. the Golden-eye, Penn. auch genannt: Kobelente; Quackerente; Klangente; Hohlente; Dickkopf; das Männchen: Köllje; das Weibchen: Köllje-Quene; Strausente; Vieräuglein. Sie gehört unter die Wasservögel, und ist von der zweiten Familie der Entengattung eine Art, die schwarz und weiß, am Kopfe grün-

glänzend ist, und an jedem Mundwinkel einen weißen Fleck hat.

Diese Ente wohnt in nördlichen Gegenden, und ist in Deutschland sowohl im Sommer, als auch im Herbst und Frühling auf ihren Zügen nicht gar selten. Sie ist 21 Zoll lang, der etwas gabelförmige Schwanz 4 Zoll, die Breite der Flügel, welche bis 1 Zoll über die Schwanzspitze reichen, 2 Fuß 8 Zoll, und wiegt 2 Pfund. Der Schnabel ist kurz, 2 Zoll lang, schwarz und breit; der Stern goldgelb; die Füße am Männchen orangengelb, am Weibchen dunkelbraun, die Beine 1 und dreiviertel Zoll hoch, die Mittelzehe 2 Zoll 8 Linien, und die hintere 9 Linien lang; und die Kniee kaum von Federn entblößt. Der Kopf ist schwarz violet und grünglänzend; an beiden Mundwinkeln ein großer weißer Fleck; der Rücken, die kleinern Deckfedern der Flügel, der Schwanz und Steiß schwarz; der untere Theil des Halses, die Brust und der Bauch weiß, die Schulterfedern schwarz und weiß; die größern Deckfedern weiß, die vordern Schwungfedern dunkelbraun, die 16te bis zur 21sten weiß, der Spiegel also weiß, unten braun. — Das Weibchen ist auf dem Kopfe rostbraun; der Hals grau; die Brust, der Bauch und die mittlern Schwungfedern weiß; die Deckfedern und Schulterfedern dunkelbraun und aschgrau; die vordern Schwungfedern, der Schwanz und übrige Körper schwarz.

Diese Enten gehen nicht auf das Land, sondern leben beständig auf dem Wasser. Sie geben oft einen quackenden Ton von sich, und wenn sie in großen Schaaren schnell fliegen, machen sie ein hellklingendes pfeifendes Geräusch. Sie tauchen sehr gut, und können tief und lange unter dem Wasser leben. Als wahre Zugvögel wandern sie im nördlichen Europa im Oktober und November in großen Schaaren nach dem südlichen Europa, und kommen im März erst wieder. Nur einzelne bleiben zuweilen zurück.

Die Meeresstrande und besonders die süßen Landseen dienen ihnen zum Aufenthalte. — Ihre vorzügliche Nahrung besteht aus Schaalthieren, nach welchen sie beständig untertauchen, sonst fressen sie auch Wassermäuse, Fische und Frösche. — Das Weibchen macht ein sehr regelmäßiges Nest von Gras und ihren eigenen Brustfedern, setzt es in

das Binsen- und Ufergras, auch zuweilen auf niedrige abgestumpfte Weiden- und Erlenbäume, legt 7 bis 10 weiße Eier, und brütet 4 Wochen.

Zum Schuß läßt sie schwer kommen, geht aber desto dreister unter das Netz. — Ihr Fleisch, ob es gleich fett ist, schmeckt eben nicht angenehm. — Den Fischschaden, den sie in kleinen Flüssen und Fischteichen auf ihren Wanderungen thut, kann man ihr nicht anrechnen.

Quäcker, s. Bergfink.

Quandel, Fr. le milieu de fourneau. Ist nach der Köhlersprache der Mittelpunkt eines Meilers, in welchen er einen 2 Schuh langen und eines Arms dicken Pfahl (Quandelpfahl) schlägt. An diesen Pfahl hängt er mittelst einer Wiede, eine lange Stange, womit er die Rundung im Zirkel ziehet, so groß nämlich der Meiler in der Rundung werden soll. Sechs bis acht Zoll weit von dem Quandelpfahle, setzt er zu beiden Seiten desselben, auf die Kohlenstätte zwei, am dicken Ende etwa 2 Zoll im Durchmesser starke und nach der Höhe des Meilers verhältnißmäßig lange Stangen (Quandelstangen) einen Fuß tief in die Erde, und bindet solche 6 bis 8 Fuß über dem Boden mit einer Wiede an einander, daß sie oben mit den beiden Spitzen zusammen kommen. Zwischen die beiden Quandelstangen wird das trockene Spanholz gesteckt, und sie dienen besonders dazu, das Holz woraus der Meiler bestehen soll, daran zu legen. Ehe dieses aber geschiehet, wird der Quandelpfahl herausgezogen.

Quandelkohlen, Fr. Charbons du milieu. Heißen die kleinen Kohlen, welche in der Mitte eines Meilers an den Quandelstangen stehen, und im löschen zuletzt herausgezogen werden.

Quandelpfahl, s. unter Quandel.

Quandelstange, Quandelruthe, Fr. Mat du fourneau. s. unter Quandel.

Quardelenbänder. Heißen bei dem Holzhandel auf der Weser das Bandholz, welches zu den Thrantonnen beim Wallfischfang verbraucht wird.

Querflügel, Fr. Tenderie en croix. Werden eigentlich diejenigen Stellwege genannt, welche genau in und vor dem Jagen quer durch gehen.

Quergestelle, s. Feuergestelle.

Querl, s. Quirl.

Quertuch, Fr. Toile en travers. Heißt dasjenige Tuch, welches das Jagen und den Lauft von einander scheidet, und statt eines Lauft- oder Rolltuchs, bei dem Jagen niedergelegt und verdecket wird.

Querwand, Fr. Nappe en travers. Heißen die kurzen Wände bei dem großen Lerchenfange.

Quirl, Querl, Fr. Sommet. Heißt der gerade in die Höhe gehende neue Schuß nebst den 5 bis 6 in einer Weite von einander stehenden Seitenästen, welche die jungen Tannen und Fichten treiben. Dieser Schuß wird von den Holzverderbern dicht unter den Seitenästen im Herbste herausgeschnitten, von der Rinde entblößt, die Seitenästchen werden bis auf die Länge eines Fingers gekürzt. Die auf diese Art bereitete Quirl dienen zwar in den Küchen, dadurch werden aber die Bäume, von welchen sie genommen worden, verdorben, da sie entweder blos niedriges Gebüsche bleiben, und wenn sie ja einen neuen Herzschuß treiben, doch nie zu geraden Bäumen erwachsen. Dieses muß daher der Forstbediente so gut als möglich zu verhindern suchen, und wenn es dennoch geschiehet, zu der verdienten scharfen Strafe anzeigen.

Quittenbaum, lat. Pyrus Cydonia silvestris, Gleditsch, Fr. Coignassier des bois, Coignier sauvage, Engl. the wild Quince-tree; auch genannt: wilder Quittenstrauch; Küttenbaum. Ist sommergrünes Laubholz, und gehört unter die ganzen harten Sträucher. Er macht mit dem Holzbirn- und Holzapfelbaum ein Geschlecht aus, bleibt nur ein mittelmäßiger Strauch, dessen Hauptstamm etwas langsam, ziemlich gerade oder aufrecht erwächst, und schwache Zweige treibet. Er ist dem zahmen Quittenstrauche in allem ähnlich, nur daß er nicht beschnitten wird, und also auch viel häufiger Blüthen und Früchte trägt.

Er erreicht in 30 Jahren sein vollkommenes Wachsthum; treibt flache, 1 Fuß tief und 3 Fuß in die Weite gehende Wurzeln; die Rinde an den jungen Zweigen ist weißwollig (grau und stachlicht), an den alten Aesten und Stämmen ist sie glatt schwärzlichbraun, und etwas geborsten; die Blätter gleichen den Birnblättern, sind aber klei-

er und schmäler als bei den zahmen Quitten, fast kreis-
und, glattrandig, oben dunkelgrün (nur in der Jugend
wollig) unten mit feiner weißer Wolle besetzt, stehen ab-
wechselnd auf wolligen Stielen; das Holz ist gelblich, hart
nd mittelmäßig dauerhaft. Die Zwitterblüthe mit 20 pur-
urrothen Staubfäden kömmt im Mai hervor und hat einen
ngenehmen Geruch, und eine fleischfarbige Krone, die grö-
er als die der wilden Birne ist. Die fleischige sehr herbe
nd saure Frucht, welche einer Birne gleicht, ist kleiner,
ls bei den zahmen Sträuchern, anfangs mit einer grauen
Wolle überzogen, die sich bei der Reife nach und nach ver-
iert. Die Farbe der reifen Frucht ist hochgelb, hat einen
ngenehmen Geruch, und enthält braune Kerne, als Saa-
nen, die Ende Oktobers reif werden.

Zur Aussaat werden die Kerne in die Rinnen gelegt,
nit einem halben Zoll lockerer Erde bedeckt, und so wie die
araus kommenden Pflanzen, immer sehr feucht erhalten.
Sie liegen zuweilen 1 Jahr. Da indeß das Erwachsen der
ungen Saatpflanzen langsam geht, so geschieht die Ver-
nehrung weit geschwinder und leichter durch Stecklinge, Ab-
eger und Schößlinge in einem feuchten Boden. Bei der
Anpflanzung wählt man einen guten feuchten Boden, den
Rand der Bäche und Teiche, südliche Einhänge und Wein-
erge.

Dieser Strauch wird in den Baumschulen mehrentheils
um Pfropfen des Franzobstes unterhalten. Ihr geringes,
ber hartes Holz, wird unter dem übrigen Wellen- und
Reisholze mit zum Brennen verwandt. Der Nutzen der
Fruchtkerne in der Arznei, so wie der Früchte in der Haus-
altung, ist bekannt.

Quittenmispelstrauch, lat. Mespilus cotoneaster,
Fr. le Nefflier cotoneastre, Engl. the dwarf Quince;
uch genannt: Kleiner Steinquittenstrauch; Bergquitten-
trauch; Cotoneaster; Quittenbeere; wilde Küttenbeere;
Steinmispelstrauch; Kleine rothe Steinmispel; Zwergmis-
elstrauch; Zwergnessel; Hirschbirle; Flühbirle; Stein-
nespel. Ist sommergrünes Laubholz, und gehört als ein
ganzer harter Strauch zu dem Geschlechte des gemeinen
Mispelbaums. Er ist ein niedriger, unregelmäßig wach-
ender, ausgebreiteter schwacher Strauch, mit dünnen,

schlanken Ruthen, welcher selten die Gestalt eines kleinen Bäumchens annimmt.

In 15 Jahren erreicht er sein vollkommenes Wachsthum. Die Wurzel geht nur 1 Fuß tief, aber 2 Fuß in die Weite um sich, ist hart, fest und sehr dauerhaft. Die Rinde am jungen Holze ist glänzend braunroth, und im Alter glatt braun. Die Blätter brechen im April aus, sind beinahe rund, am Ende etwas spitzig, ungezahnt, oben grün glatt, unten wollig und adrig. Die fruchtbare Zwitterblüthe erscheint zu Ende des Maies oder Anfangs des Junius an den obersten Zweigen büschelweise auf einzelnen 2 bis 3 blümigen Stielchen beisammen, die runden weißen Blumenblätter haben einen grünen Strich und breiten sich niemals aus, und stellen daher kleine hangende Glockenblumen vor, in deren Mitte sich 20 weiße mit hellgelben Staubhülsen versehene Staubfäden befinden, die nach der Mitte zu einwärts krumm gebogen sind. Die Frucht ist eine kleine länglichrunde, mehligte und unschmackhafte rothe Beere, welche im August reif wird, und den Saamen, einige steinharte braungelbe Kerne mit weißem Marke, enthält.

Dieser Strauch liebt die steilen Berge und die erhabensten Klippen und Steinfelsen in Schlesien, dem Saalkreise, am Vorderharze und Thüringen. Da indeß dieser Strauch weiter keinen Nutzen abwirft, als etwa zu Reisholz, so giebt man sich keine Mühe ihn fortzupflanzen, besonders weil er durch eigne Besaamung und Wurzelloden genugsam von selbst wuchert, und auch die felsigten und steinigten Gegenden sowohl beholzt, als die fruchtbaren. Wegen der Zähigkeit der dünnen und feinen Ruthen, wird es in einigen Gegenden in Ermangelung des Birkenreisigs zu Besen gebraucht. Die Früchte werden zwar auf dem Strohlager eßbar, bleiben aber immer mehlig und unschmackhaft.

Quittenstrauch, wilder, s. Quittenbaum.

R.

Rabe, lat. Corvus. Macht von der Ordnung der Waldvögel eine Gattung aus, die folgende Kennzeichen hat. Der Schnabel ist erhaben rund, messerförmig, die

Wurzel mit vorwärtsliegenden, borstenartigen Federn besetzt, welche die Nasenlöcher bedecken. Die Zunge ist knorpelartig und gespalten. Die Füße sind Gangfüße.

Zu dieser Gattung gehören daher alle Krähenarten, Heher, Dohlen und Elstern, da sie Lebensart und die angegebenen Kennzeichen mit einander gemein haben. Der Kopf ist groß und die Flügel sind lang. Sie nähren sich von allerlei Insekten und Gewürmen, auch von Getraide, Früchten und Saamen der Bäume, z. B. der Kirschbäume und Eichen. Einige scheinen in zu großen Gesellschaften dem Menschen schädlich zu seyn; doch ist ihr Nutzen zur Verminderung mancherlei schädlicher Insekten weit beträchtlicher, und die Jäger scheinen sie mit wenig Recht als Raubvögel zu behandeln.

In Deutschland giebt es von dieser Gattung 10 Arten; der gemeine Rabe; die Rabenkrähe; die Nebelkrähe; die Saatkrähe; die Dohle; die Steindohle; der Holzheher; der Tannenheher; die Elster; der Alpenrabe. Von dem gemeinen Raben soll sogleich gesagt werden, und von den übrigen Arten sehe man unter ihren eigenen Abschnitten.

Der gemeine Rabe, Lat. Corvus Corax, Linn. Fr. le Corbeau, Buff. Engl. the Raven, Penn. auch genannt: der Rabe; Rab; Raab; Rappe; Rave; schwarze Rabe; Aasrabe; Steinrabe; Kielrabe; größte Rabe; große Galgenvogel; Kolkrave; Colgrave; Golk- Kulk- Kolk- oder Goldrabe; Krainisch: Velch Oru. Als Kennzeichen seiner Art ist er dunkelschwarz, der Schwanz keilförmig zugerundet, der Schnabel und die Beine sind gleich lang, länger, als die Mittelzehe.

Dieser in allen Welttheilen bekannte große Vogel gleicht an Größe einem Kapaune, ist 2 Fuß 3 Zoll lang und 4 Fuß breit. Der keilförmig abgestufte Schwanz mißt 9 und ein halb Zoll, die Flügel reichen bis an dessen Ende, und das Gewicht ist 10 Unzen. Der Schnabel ist 3 Zoll lang, gerade, an der Spitze etwas einwärts gekrümmt, mit einem kleinen Zahn an jeder Seite und einem Rande an der Wurzel; der Augenstern hat nach außen zu einen weißgrauen und nach innen graubraunen Ring; die Beine sind 3 Zoll hoch, die Mittelzehe 2 Zoll, die hintere 1 und ein halb Zoll lang. Schnabel und Füße sind glänzend

schwarz, und diese Schwärze des Schnabels geht bis zur Zunge.

Der ganze Vogel ist schwarz, oben mit einem violetten, unten und auf den Schwungfedern, auf dem Schwanze und an den großen Rückenfedern mit einem grünen Glanze, und an der Kehle ins Aschgraue fallend. — Das Weibchen ist nur ein wenig kleiner, hat aber sonst Größe des Schnabels und Farbe mit dem Männchen gemein. — In nördlichen Gegenden sind diese Vögel dunkelaschgrau, zuweilen gar weißlich, in südlichern aber werden sie immer schwärzer. — Es fallen zuweilen weiß und schwarzscheckige, und ganz weiße aus; letztere häufiger im äußersten Norden.

Diese ganze Vogelgattung hat einen sehr scharfen Geruch, und sollen diese Raben besonders den feinsten haben. Sie sind auch schlau, und lassen den Jäger selten zum Schusse kommen. Bei ihrem hohen, schönen, oft wirbelförmigen Fluge, lassen sie ihr tiefes, heiseres, krächzendes Krack, krock! und Kruck, kruck! hören, welches bei gutem Wetter schlechtes, und bei schlechtem gutes bedeuten soll. Im Frühjahr hört man bei der Paarung noch andere quackelnde und krächzende Töne von ihnen. Alte und Junge lassen sich leicht zähmen, und lernen mehrere Worte behalten und aussprechen. Man behauptet auch, daß sie sich zum Vogelfang abrichten ließen, alsdenn auf Rebhühner, Fasanen, andere Raben und Tauben, wie die Falken, stießen. Mit den Raubvögeln leben sie beständig im Streit, und es ist ihnen keiner zu groß, daß sie nicht mit ihm anbänden. Sie tragen, wie alle ihre Gattungsverwandten, alles, was Glanz hat, in ihr Nest, oder heben es sonst auf, weshalb man sie Diebe schilt. Sie erreichen ein hohes Alter, ja sie sollen über 100 Jahr alt werden.

Im Sommer lebt dieser Rabe in Wäldern, auch in großen Feldhölzern. Im Winter aber zieht er allemal nach den Ebenen, geht dann nach den Angern, Misthaufen und gangbaren Straßen, um da sein Futter zu suchen. Er gehört eigentlich unter die Strichvögel, ob er gleich in manchen Gegenden ein Standvogel ist. Er fliegt, wenn er wandert, sehr hoch und höher, als die Krähen und Dohlen, und man erkennt ihn sowohl an seinem langsamen und mehr schwimmenden Flug, als auch an seinem zugespitzten Schwanze.

Seine Sommernahrung besteht in Insekten und deren Larven, in Erdwürmern, Schnecken, Fröschen, Vogeleiern und jungen Vögeln, Feldmäusen, Kirschen, Aepfeln, Birnen, Feigen, Kartoffeln, Pferde- Kuh- und Menschenkoth, im Winter aus Aas, Koth und Mist, Mäusen, Hasen und Rebhühnern. Er holt auch wohl, wenn er Junge hat, junge Hühner, Enten und Gänse vom Hofe weg. Im Norden raubt er gemeinschaftlich mit dem weißen Bär, dem Arktischen Fuchse, und dem Adler, säuft den Vögeln die Eier aus, frißt den Abfall von Robben, Uferfische, Schaalthiere, geht nach Beeren und trockenen aufgehangenen Fischen und Häuten.

Das Nest steht einzeln auf den höchsten Bäumen, unter den Abhängen unersteiglicher Felsen und in den Mauerritzen alter zerstörter Bergschlösser. Das Weibchen legt in Deutschland im März, in nördlichen Gegenden später 3 bis 5, selten 6 Eier, fast von der Größe wie von jungen Hühnern, an einem Ende stumpfer als am andern, schmutzig grün mit kleinen braunen Strichen und Flecken, und werden von beiden Gatten gemeinschaftlich in 20 Tagen ausgebrütet. Das Männchen bewacht das Weibchen des Nachts dicht neben dem Neste, hilft die Jungen mit versorgen, fliegt oft ins Feld, und holt in dem weiten Schlünde Nahrung für dieselben. Wenn sie flügge sind, so begleiten sie sie ins Feld, und weisen sie so lange an, bis sie sich ernähren und vertheidigen können. Alsdann machen sie, wenn die Witterung günstig ist, noch zu einer zweiten Brut Anstalt, wozu sie sich aber ein neues Nest bauen. Die Jungen sehen in der Jugend nicht so kohlschwarz aus, wie im Alter.

Ihre Feinde sind Stein- und Baummarder, welche ihnen die Jungen ausnehmen, und werden, wie die andern Vögel ihrer Gattung, von grauen kleinen Läusen geplagt.

Sie werden mit Netzen, Schlingen und Fallen gefangen, wobei man sie immer durch eine Lockspeise betrügt. Am leichtesten fängt man sie mit papiernen Düten, welche inwendig mit Vogelleim bestrichen sind, und in welchen ein Stück Fleisch liegt; wenn sie das Fleisch herausholen wollen, so bleibt ihnen die Düte am Kopfe kleben, blendet ihnen die Augen, und sie können ergriffen werden. — Man

ertappt sie auch des Nachts auf den Bäumen mit Fackeln, deren Licht sie blendet. — Im Winter werden sie auf Misthaufen, bei Aas und auf der Rabenhütte geschossen. — Auch werden sie mit Falken gebaizt.

Wenn Schnee liegt, so beschüttet man einige Plätze mit Rinderblut; sie wittern dies, kommen herbei, und können aus einem verborgenen Orte geschossen werden. Will man sie dabei haschen, so streut man klein gestoßene Krähenaugen (Strychnos nux vomica) auf das Blut, sie fallen sogleich nach dem Genuß betäubt hin, und taumeln, und man muß sie in dem Augenblicke ergreifen, sonst erholen sie sich wieder, fliegen weg, setzen sich an einen verborgenen Ort, und sterben daselbst langsam.

Ihr Fleisch wird, seines unangenehmen Geruchs und der schwärzlichen Haut ohngeachtet, von den nördlichsten Völkern gegessen, und die Haut gar sehr zu Kleidern geschätzt. — Die Flügelfedern dienen zum Zeichnen und Schreiben und die Tangenten am Clavecin damit zu befiedern. Sie haben einen angenehmen Geruch und unterscheiden sich dadurch von den Krähenfedern. Man spaltet auch in Norden die Federkiele und macht Angelschnüre daraus, und die Flügel braucht man zu Bürsten. — Da sie die Länder von Aas reinigen, Mäuse, Erdmaden u. d. gl. schädliche Insekten fressen, so haben sie in England Schutzfreiheit erhalten, statt daß sie bei uns wie Raubvögel behandelt, und ihre Füße dem Jäger für Geld ausgelöset werden. — Von der Aenderung des Wetters haben sie einige Vorempfindung. — Daß aber noch manche Jäger vielen Theilen dieses Raben eine heilende Kraft zuschreiben, gehört unter die ungereimten Dinge.

Sie schaden dadurch, daß sie Lerchen, Rebhühner und andere Vögel und Vögeleier fressen, auch im Sommer junge und im Winter alte Hasen anfallen. Sie tödten junge Gänse und Hühner, und oft ist eine ganze Heerde nicht vor ihnen sicher. Die zahmen stehlen alles, was glänzt, Geld, Löffel, Ringe u. d. gl. und zerreißen Papier und andere Sachen; die wilden hingegen sammeln alles Glänzende und bewahren es in ihren Nestern auf.

Rabenhütte, Krähenhütte, Fr. Cabane aux corbeaux. Ist ein ganz eignes Gebäude, welches zum Fang

der Raben, Rabenkrähen, im freien Felde, wo dergleichen Raubvögel gewöhnlich vorbeizustreichen pflegen, in der Nähe eines Dorfs oder einer Stadt, auch in der Nachbarschaft des Schindangers, auf folgende Art angeleget wird. Man läßt eine 8 Fuß lange und eben so breite, vier- sechs- oder achteckige, ohngefähr 5 Fuß tiefe, Grube auswerfen und diese mit eichenen Bohlen, welche man 1 und einen halben Fuß über der Erde hervorragen läßt, ausfüttern. Ueber der Grube wird von Sparren und Latten ein ohngefähr 4 Fuß hohes Dach aufgeführt, und dieses mit Erde und Rasen so sorgfältig bedeckt, daß das Ganze blos einem kleinen runden Erdhügel ähnlich siehet, der desto unverdächtiger scheint, je mehr in der Folge Gras darauf wächset. Die ganze Hütte kann auch mit Steinen ausgemauert werden, in welchem Fall das Dach aus einem 4 Fuß hohen runden Gewölbe besteht: dann ist sie zwar dauerhafter, aber auch feuchter und ungesunder.

An eine Seite wird der Eingang schräg in die Erde gegraben und mit einer Thüre verwahrt, die man, um sie ganz zu verstecken, mit Moos und Heidekraut benageln lassen kann. In den übrigen Seiten der Hütte werden die ohngefähr 3 Zoll langen und eben so hohen Schießlöcher angebracht, die durch den auswendigen Erdhaufen hindurch mit Holz ausgefüttert und theils auf die herumstehenden Fallbäume, theils aber auch, um auf die Erde schießen zu können, gerichtet werden, mithin auswendig zum Drehen der Flinte die gehörige Weite haben müssen. Vor jedes Schießloch setzt man 20 Fuß von der Hütte einen dürren Baum (Fallbaum) fest in die Erde, und läßt ihm nur wenig Aeste, damit man die darauf fußenden Vögel desto besser sehen und treffen könne. Im Mittelpunkt des Daches wird ein rundes Loch gelassen, wodurch eine bewegliche einige Fuß über dem Erdhügel oder der Hütte hervorragende Stange gesteckt wird, die mittelst einer oben darauf befestigten mit einem Hasenbalg überzogenen Scheibe oder eines kurzen Querholzes einem Schuhu oder sonst einer großen Eule zum Sitze dient. Diesen bindet man dann auf der erwähnten Stange fest, begiebt sich mit dem nöthigen Gewehr in die Hütte, und erwartet die Ankunft der zahlreichen Feinde des Schuhus, die bald durch mancherlei sehr

vernehmliche Töne sich ankündigen wird. Denn außer den Raben und Krähen kommen auch Habichte, Hühnergeier, Bussarde, Sperber, Thurmfalken u. d. gl. zur Hütte. Wenn nun die vorüberziehenden Raben, Krähen, Dohlen u. s. w. den ihnen verhaßten Raubvogel sitzen sehen, so eilen sie schon mit weit umher erschallenden eigenen Krächzen davon, um alle in der Nähe befindlichen Kameraden zusammen zu locken, im Augenblick versammeln sich dann diese mit nicht minder ängstlichem Geschrei, stoßen um die Wette auf den gefesselten Schuhu herab, und lagern sich endlich in Menge auf die umherstehenden Fallbäume, von welchen nicht selten durch einen wohl angebrachten von außen kaum hörbaren Schuß deren mehrere auf einmal geschossen werden. Die übrigen, statt sich verscheuchen zu lassen, fallen nun gewöhnlich ihren Feind mit verdoppelter Wuth wieder an, und besetzen zum Theil aufs neue die ihnen so gefährlichen Fallbäume, bis eine wiederholte Niederlage (der oft sogar auch noch eine dritte folgt) den Rest der diesmaligen Gesellschaft, die aber bald von einer neu ankommenden abgelöset wird, zum Weichen nöthigt. Sollten aber einige auf den ersten Schuß wegfliegen, so darf man nur den Uhu in die Höhe heben und rütteln, so setzen sie sich ohne Scheu wieder zum Schuß hin. Um ihr Herbeifliegen zu befördern, kann man auch nur Aas herbeiführen lassen.

Rabenkrähe, lat. Corvus Corone, Linn. Fr. la Corneille, Buff. Engl. the Carrion Crow, Penn. auch genannt: die Krähe; Krahe; Kratte; schwarze Krähe; der schwarze Rabe; schwarze Krährabe; kleine Rabe; die Hauskrähe; Aaskrähe; gewöhnlich auch der Rabe (gemeine Rabe); Krainisch: Oru. Ist eine Art von der Gattung der Raben, welche blaulichschwarz ist, zugerundeten Schwanz, starken Schnabel hat, und die Nasenlöcher sind mit Borsten bedeckt.

Beim ersten Anblick unterscheidet sie sich von dem gemeinen Raben blos dadurch, daß sie kleiner ist, und gehört in Deutschland unter die allergewöhnlichsten Vögel. Sie ist 1 Fuß 10 Zoll lang, 3 Fuß 4 Zoll breit, und wiegt 20 bis 22 Unzen. Der Schwanz ist 8 und einen halben Zoll lang, und die Flügel reichen bis drei Viertheile auf denselben.

Der Schnabel und die Füße sind glänzend schwarz, erstere 2 und einen halben Zoll lang, stark, dick, gewölbt, oben an der Spitze etwas übergebogen und länger, aber ohne Rand an der Wurzel; die runden Nasenlöcher mit starken schwarzen Borsten bedeckt; der Augenstern kastanienbraun; die Beine etwas länger als der Schnabel, 2 Zoll 8 Linien, die Mittelzehe 2 Zoll, und die hintere 1 und ein halb Zoll lang. Das ganze Gefieder ist schwarz, am Oberleibe mit violettem Glanze. — Das Weibchen ist schwer vom Männchen zu unterscheiden, doch ist es etwas kleiner, hat einen schwächern Kopf und Schnabel, einen gebücktern Gang und weniger Glanz.

Die Rabenkrähen haben einen schreitenden, hin und her wankenden, aber doch dabei stolzen Gang, und einen langsamen, aber festen und gewissen Flug. Sie wiederholen fliegend und sitzend ihr rauhes Grab, Grab! Im Frühjahr, beim Locken zur Paarung, haben sie ein heiseres Geschrei, das ohngefähr Krä! Krä! klingt. Sie sind klug und wohl noch klüger als die gemeinen Raben. Dem Ackermanne nähern sie sich ohngescheut, weichen aber sogleich auf 2 bis 300 Schritte weit, so bald sich ein anders gekleideter Mensch neben den Pflug stellet. Sie haben auch einen sehr feinen Geruch; können wie die gemeinen Raben gezähmt werden, und lernen Worte nachsprechen, und tragen gezähmt und frei alles, was glänzt, zusammen. Sie werden sehr alt, daher der Krähentod zum Sprichwort geworden ist.

Zum Aufenthalte lieben sie vorzüglich die Feldhölzer, dann die Waldungen, die ans Feld gränzen, und die Vorderwälder an einer Bergkette. Sie sind Strich- und Standvögel, je nachdem ihr Sommeraufenthalt beschaffen ist. Bei gleichförmigem Wetter bleiben sie den ganzen Tag über außer dem Walde, sobald sich aber das Wetter ändert und Stürme zu befürchten sind, so kommen sie einige Zeit vorher, oft am hellen Mittage in ihr sicheres Nachtquartier, welches gewöhnlich in den Wäldern da ist, wo sie Schutz vor Sturm und Wetter haben, und allemal in der dichtesten Tanne oder Fichte ist. Ihr Schlaf ist sehr leise.

Ihre Hauptnahrung besteht in Regenwürmern, in Erdmaden, besonders den schädlichen Engerlingen, und in Maulwurfsgrillen, auch in Feldmäusen. Letztere sind besonders ihre Herbst- und Winternahrung. Ausserdem fressen sie nackte Erdschnecken, Wasserschnecken, große Käfer, Krebse (diesen beißen sie sogleich beide Scheeren ab, um vor Verletzung sicher zu seyn), Vogeleier, besonders der Taucherarten, junge Vögel, als Gänse, Hühner, Enten, Rebhühner und Hasen, allerhand Aas, Pferde- Küh- und Menschenkoth, ausgesäetes Getraide, auch grüne Saat, Graskeime und Graswurzeln, verpflanzte Kohlpflanzen, Kirschen, Birnen, Oliven und dergl. Sie verstecken auch zuweilen, wenn sie Ueberfluß z. B. an Aas haben, Stücken unter Moos und Laub, wie die Füchse, und sehen fleißig zu, ob es noch da ist, lassen es aber gewöhnlich nicht über einen Tag vergraben liegen.

In gelinden Wintern machen die einheimischen schon zu Ende des Februars Anstalt zum Nest, sonst im März, so wie diejenigen, welche in Schaaren herumgestrichen sind. Die Standvögel bauen einzeln, die Strichvögel aber zusammen in Feldhölzer. Die Unterlage eines Nestes besteht gewöhnlich aus Dornen, die zweite Lage sind Wurzeln, die dritte Schalen, die vierte Moos und die Ausfütterung Schweinsborsten, Küh- und Hasenhaare. Das Weibchen legt 4 bis 6 Eier, welche blaugrün und mit großen und kleinen aschgrauen und olivenbraunen Flecken besetzt sind, und von beiden Gatten in 18 bis 20 Tagen gemeinschaftlich ausgebrütet werden. Die Jungen führen sie so lange, bis sie sich selbst ernähren können, an, und machen alsdann zur zweiten Brut Anstalt. — Ihre Feinde sind die Baummarder, Wieseln und verschiedene Raubvögel, welche zuweilen ihre Brut zerstöhren. Auch leiden sie oft Schmerzen von Band- und Rundwürmern.

Sie werden, wie die Kolkraben, mit Papierdüten, welche mit Leim bestrichen sind, gefangen, auf den Misthaufen, bei Aas, bei ausgeschüttetem Rinderblut und dergl. geschossen. — Im Hofe und auf den Wegen kann man sie im Winter in eisernen Mäusefallen, welche Schlagbügel haben, fangen, wenn man die Bügel mit Schnee und Pfer-

emist bedeckt und an dem Haken ein Stückchen Fleisch be-
stigt. — Am sichersten und häufigsten schießt man sie
ber auf der Rabenhütte. — Man darf auch nur im
Winter, wenn sie der Hunger drückt, auf dem Vogelheerde
ie Finkennetze aufstellen, einige lebendige Krähen aufläu-
ern, und Waizen oder Aas hinwerfen, da sie eben so gut
ls die Finken auffallen, zumal wenn man die Netze in ei-
em Garten nahe an einem Hofe hat.

Die einfachste Art, sie zu fangen, soll diese seyn:
Man muß eine lebendige Rabenkrähe haben; diese befestiget
nan auf der Erde oder auf einem Brete so, daß die Füße
n die Höhe stehen, vermittelst zweier Haken, welche an
eiden Seiten über den Anfang der Flügel fassen. In die-
er ängstlichen Lage bewegt sie sich, und schreit ohne Aufhö-
en, daß ihre Verwandten herbei kommen, ihr Hülfe zu lei-
ten. Die Gefangene aber sucht sich an alles zu hängen,
ım in Freiheit zu kommen, und umfaßt mit ihren Klauen
ınd dem Schnabel, welche Glieder man ihr frei gelassen
hat, alle, die sich ihr nähern, und überliefert sie auf diese
Art dem Vogelfänger.

Will man sie ihres Schadens halber bloß tödten, so
soll man Sumpfbohnen, nach welchen sie sehr begierig sind,
nehmen, Nadeln verrosten lassen und sie in dieselben stecken.
— Auch Krähenaugen vergiften sie. Diese zermalmt man
mit einer Holzraspel, bestreut damit in klare Würfel ge-
schnittenes Fleisch und wirft dieses neben Aas. Es dürfen
aber keine Hunde dazu kommen, weil diese davon sterben.
— Ein gutes Verscheuchungsmittel ist, daß man zur Brut-
zeit, besonders des Nachts, da wo sie sich häufig aufhalten,
schießt, sie verlassen alsdann gewiß den Ort, wenigstens auf
dieses Jahr.

Das Fleisch der Jungen soll so gut, wie Taubenfleisch
schmecken, ja die Landleute in manchen Gegenden essen so-
gar die Alten, ob sie gleich sehr unangenehm riechen. Bes-
ser sind die Eier. Ihre Flügelfedern werden zum Zeichnen
und Verkielen musikalischer Instrumente gebraucht. Vor-
züglich nützen sie durch ihre Nahrung, da sie sehr viele Feld-
mäuse fressen, die Richtplätze und Anger von Aas reinigen,
und Erbfeinde der Engerlinge sind. Auch sind sie Wetter-
propheten.

Sie schaden durch ihre Nahrung, indem sie ganze Heerden junger Hühner holen und die jungen Enten vom Wasser wegfangen. Die Früchte von den Sauerkirsch- und Pflaumenbäumen lesen sie oft rein ab, und von den gesteckten Krautpflanzen fressen sie das Herz aus. In Nadelhölzern treten sie die jungen Baumwipfel ab, und dies ist die Hauptursache, weswegen sie von den Jägern in solchen Gegenden geschossen und diesen die Füße bezahlt werden; denn solche Bäume bekommen alsdann einen krüppelichen Wuchs.

Abweichungen von ihr sind: 1) die weiß und schwarz geschäckte Rabenkrähe (lat. Corvus Corone varius, Fr. la Corneille variée), welche von einigen mit Unrecht zu einer eigenen Art gemacht, und Wasserkrähe genannt wird. 2) Die weiße Rabenkrähe (lat. Corvus Corone albus, Fr. la Corneille blanche.) 3) Die Rabenkrähe mit grauem Halsbande.

Raffholz, ist so viel als Leseholz.

Rahmen, s. Gerahmet.

Rahmschenkel. Ist ein auf der Schneidemühle geschnittenes Stück Tannenholz 16 bis 20 Schuh lang, 5 Zoll breit und 3 und einen halben Zoll dick.

Ralle, lat. Rallus. Macht eine Gattung von der Ordnung der Sumpfvögel aus, und hat folgende Kennzeichen: Der Schnabel ist zusammengedrückt, an der Wurzel dicker, als auf dem Rücken, nach der Spitze zu dünn ablaufend, spitzig, beide Kinnladen gleich lang. Die Nasenlöcher sind länglich eirund. Die etwas breit gedrückten Füße sind mit 4 gespaltenen langen Zehen und weit befiederten Schenkeln versehen, und hängen im Fluge herab. Der Kopf ist klein, der Hals lang und der Leib an den Seiten zusammengedrückt. Die Vögel dieser Gattung haben einige Eigenschaften von Landvögeln, andere von Wasservögeln. Sie fliegen langsam, brüten auf der Erde, und ihre Nahrung besteht meist aus allerhand Insekten und Gewürmen.

Von dieser Gattung findet man in Deutschland folgende 4 Arten: den Wachtelkönig, die große, mittlere und kleine Wasserralle (von diesen dreien sehe man unter Wasserralle).

Rallenreiher, lat. Ardea castanea, Linn. Engl. Castaneous Heron, Lath. auch genannt: der kleine Reiher. Gehört unter die Ordnung der Sumpfvögel, und ist von der Gattung der Reiher eine Art, welche als Kennzeichen einen Federbusch hat, oben braunroth, unten weiß ist, mit sackförmiger Kehle. Er ist doppelt kleiner, als der gemeine Reiher, und hat einen schmalen Körper, wie die Rallen. Der Schnabel ist beim Anfange bleifarbig, an der Spitze braun, die Zunge ganz und dreieckig; die Regenbogen sind gelb, die Füße roth, die Kniee gelblich, und die Nägel schwarz.

Der Kopf ist weißgelblich und oben braungefleckt, die Zügel und Augenbraunen grün, der Federbusch weiß und braun gesäumt, der lange Hals oben blaßlehmgelb, unten heller, der Rücken braunroth, der Steiß, Bauch, die Schenkel, Flügel und der Schwanz weiß, die Deckfedern der Flügel gelblich. An den Seiten steht eine gelbe weiche Wolle, die zu gewissen Jahreszeiten einen angenehmen Geruch von sich giebt. Er bewohnt Arabien, und kömmt zuweilen herauf an die Donau; er nistet auf die Bäume.

Rammeln, Fr. bouquiner. Heißt es von den Hasen, wenn sie sich begatten.

Rammelzeit, Fr. Temps où les lièvres sont en chaleur ou bouquinent. Ist die Zeit im Frühjahre und Sommer, wenn die Hasen einander nachlaufen, und sich ihrer Fortpflanzung halber begatten.

Rammler, Fr. Lièvre mâle. Heißt das männliche Geschlecht bei den Hasen.

Ranz. Ist ein Stück gespaltenes Holländer Eichenholz, 6 Rheinische Schuh lang, und nicht unter 9 Zoll dick. Acht Ranzen gelten so viel als ein Wagenschuß.

Ranzen, Rollen, Fr. être en chaleur, en rut. Sagt man von dem Wolf, Luchs, Fuchs, Biber, Fischotter, wilden Katzen, Iltis, Marder und dergl., wenn sie zu gewisser, nach ihrer Gattung und Art verschiedener Jahreszeit, jedoch gemeiniglich alle im Frühjahr, sich zu ihrer Fortpflanzung mit einander vermischen.

Ranzzeit, Fr. Temps de rut. Ist die verschiedene Zeit der Begattung mancherlei Raubthiere; siehe unter Ranzen.

Rasch, Fr. vîte, agile. Heißt von den Windhunden, wenn sie flüchtig laufen und sich geschickt wenden können.

Rasenfichten, Fr Pins de gazon. Werden an einigen Orten diejenigen Fichten genannt, welche nicht im geschlossenen Stande, sondern einzeln auf Rasenplätzen stehen, und sich daher gleich über dem Stammende in starke Aeste ausbreiten, dagegen nicht zu ihrer natürlichen Höhe gelangen.

Rasenplätze. Sind in den Forsten die mit Gras bewachsenen, holzleeren Plätze, welche diejenigen Forstbedienten, wo das Accidens der Grassichel noch üblich ist, sehr lieben und in diesem Zustande erhalten; wahre Forstmänner dagegen suchen sie in bald möglichste Kultur (s. Holzkultur) zu bringen.

Ratze, s. Iltis.

Rauben, Fr. rapiner, vivre de rapine. Heißt es von den Raubthieren, wenn sie etwas zu ihrem Fraß fangen.

Räuber, Fr. Branche gourmande. Sind die wilden Wasserlohden, welche an den Bäumen oder an deren Wurzeln herausschießen.

Raubkäfer, Sandläufer, Lat. Cicindela. Diese kleinen und muthigen Thiere gehören unter die nützlichen Waldinsekten, da sie fast bloß von andern Insekten leben. Als Larven, welche kleine Würmer sind, scharren sie sich in Sand fast wie der Ameisenlöwe, um ihrer Beute, den vorbeilaufenden Insekten, aufzulauern, und als Käfer wissen sie ihnen mit ausnehmender Schnelligkeit im Lauf und Flug nachzujagen.

Raubthier, reissendes Thier, Lat. Fera, Fr. Bête carnassière, Carnivore. Nach dem Linnéischen System machen die Raubthiere die dritte Ordnung von den Säugethieren aus, und sind diejenigen, welche vom Raube anderer Thiere, die sie entweder mit ihrem scharfen Gebiß oder ihren Klauen fangen, sich nähren; doch genießen einige auch Speisen aus dem Gewächsreiche. Keines von ihnen taugt zum Verspeisen. Sie haben meistens 6 spitzige Vorderzähne in beiden Kinnladen, auf jeder Seite derselben einen langen kegelförmigen, etwas gekrümmten Eckzahn, hinter wel-

hem bei einigen noch kleinere Seitenzähne stehen, und Bakenzähne, welche fast alle schmal sind, und eine oder mehrere Spitzen haben. Die Füße sind mit spitzigen Krallen versehen, laufen meistens damit geschwind, einige klettern auch. Die meisten halten sich auf der Erde im Trocknen auf; doch graben sich auch einige in die Erde, und andere leben abwechselnd im Wasser und auf dem Lande.

Eigentliche Raubthiere, die der Jäger als solche vorzüglich verfolgt, sind: der Wolf, der Fuchs, die wilde Katze, der Luchs, die Marder, der Iltis, das Frett, das Wiesel, das Heermännchen, der Fischotter, der Nörz, der Bär, der Vielfraß, der Dachs.

Raubvogel, Lat. Accipiter, Fr. Oiseau de proie ou de rapine. Die eigentlichen Raubvögel sind diejenigen Vögel, welche die erste Ordnung derselben nach dem Linnéischen System ausmachen. Bei diesen ist der Schnabel unterwärts hakenförmig gekrümmt, und hat auf beiden Seiten der obern Kinnlade mehrentheils eine scharfe hervorstehende Ecke (Zahn). Die Nasenlöcher sind offen, doch bei den Eulen mit Federn bedeckt, die Augen groß und hervorstehend. Die Füße sind meist stark und kurz, mit 4 Zehen versehen, deren 3 vorwärts und eine nach hinten zu liegt, und welche unten Warzen und am Ende gekrümmte spitzige und scharf gerändete Krallen haben. Bei einigen sind sie befiedert, bei andern bloß. Das Weibchen übertrifft das Männchen an Schönheit, und um ein Drittheil an Größe.

Ihre Haut ist zähe und unrein. Sie leben vom Raube anderer lebendiger oder todter Thiere, und werden daher nicht gegessen. Mit ihrer Beute verschlingen sie oft Knochen, Haare und Federn, verdauen diese aber nicht, sondern speien sie in rundlichen oder walzenförmigen Ballen (Gewölle) wieder von sich. Zum Trinken nehmen sie gar nichts zu sich. Sie leben in Monogamie, nisten meist auf hohen Felsen, Klippen, Bäumen, brüten wenige, höchstens 6 Eier aus, und futtern ihre Jungen im Neste, bis ihre Federn zum Ausfliegen groß genug sind. Ihre Stimme besteht in einem großen Geschrei und Zischen. Sie schwingen sich meist hoch in die Luft, lieben einsame Oerter, sind hart, grausam, schwer zu schießen, zu fangen und zu zähmen; doch werden einige zur Jagd abgerichtet. Sie leben ungesellig, schwär-

men einzeln umher, und bloß das Bedürfniß ihres Vermehrungstriebes scheint noch einige Vereinigung zwischen Männchen und Weibchen zu unterhalten; doch sieht man auch einige, besonders auf ihren Wanderungen, familienweise beisammen. Sie ähneln unter den Säugthieren den Raubthieren.

Hierher gehören die verschiedenen Arten der Gattung der Geier, der Falken, der Eulen und der Würger. Ausserdem werden von vielen Jägern auch noch viele von der Ordnung der Waldvögel, als Spechte u. s. w., aber gemeiniglich mit Unrecht, hierher gerechnet.

Rauch, s. Fasanenrauch.

Rauche, s. Mause.

Räude, Grätze, Grind. Ist eine Baumkrankheit, vermöge welcher die Rinde ganz rauh wird, hin und wieder aufspringt, und sich vom Stamme trennt.

Rauhbeinigte Falke, lat. Falco Lagopus, Linn. Engl. the rough-legged Falcon, Penn. auch genannt: Scheerengeier, Rauchfuß, Moosgeier. Ist von der ersten Familie der Gattung der Falken eine Art, die sich durch gelbe Wachshaut und Fußzehen, bis auf die Zehen befiederte Beine, weißen, gegen die Spitze zu schwarzen Schwanz auszeichnet. Dieser Raubvogel hält sich im nördlichen Europa und Amerika auf, und im Frühjahr und Herbst trifft man ihn in Deutschland auf seinen Wanderungen an. Er fliegt zuweilen in einer ausserordentlichen Höhe, und man erkennt ihn schon von weitem an dem fast ganz weißen Schwanze. Bei uns stößt er gern auf Tauben, Feld- und Haushühner.

Das Weibchen ist 2 Fuß 5 Zoll lang, das Männchen um die 5 Zoll kleiner. Die Flügelbreite ist bei jenem 4 und einen halben Fuß; der Schwanz mißt 9 und einen halben Zoll, und wird von den Flügeln nur die Hälfte bedeckt. Der Schnabel ist 1 und ein Viertel Zoll lang, sehr gekrümmt, hornbraun, auch zuweilen weiß und braun gestreift, die Sterne kastanienbraun; die Wachshaut und die unbefiederten Zehen sind gelb, die sehr gekrümmten, runden spitzigen Nägel schwärzlich, die Beine 3 Zoll hoch und stark, die Mittelzehe 2 und ein Viertel und die hintere 1 und drei

Viertel Zoll lang, letztere mit einem starken, sehr gekrümmten Nagel.

Kopf, Seitenhals und Oberhals sind gelblichweiß mit hellbraunen Strichen; am untern Schnabel und bis zu den Augen stehen schwarze Bartborsten; der Rücken ist dunkelbraun weiß gefleckt, die Steißfedern weiß mit einzelnen dunkelbraunen Bändern, der ganze Unterleib weißgelb mit großen dunkelbraunen Flecken, die Seitenfedern schwarzbraun, die langen Schenkelfedern (Hosen), so wie die befiederten Beine, weißgelb mit dunkelbraunen Querlinien, der After und die Flügelränder schmutzigweiß, die Deckfedern der Flügel wie der Rücken, die vordern Schwungfedern dunkelbraun mit schwarzen Bändern, auf der innern Fahne mit großen schwarzen Spitzen, die hintern graubraun mit dunkelbraunen Querstrichen, alle Schwungfedern mit weißgrauen Rändern an der Spitze und innern Fahne. — Das Weibchen ist heller, besonders an der Brust mehr weiß mit kleinen länglichen dunkelbraunen Flecken.

Raudachen. Heißt bei den Kohlenbrennern, den Meiler zunächst über das Holz mit Moos und Rasen belegen.

Rauhwerken. Heißt einen Stamm nur aus dem Groben beschlagen.

Raupentödter, s. Schlupfwespe.

Rebhuhn, lat. Tetrao Perdix, Linn. Fr. la Perdrix grise, Buff. Engl. the common Partridge, Penn. auch genannt: Räbhuhn, Repphuhn, Rufhuhn, Berghuhn, Feldhuhn, Wildhuhn, graues Rebhuhn. Gehört unter die Ordnung der Hausvögel, und ist von der zweiten Familie der Gattung der Waldhühner eine Art, die sich durch folgende Kennzeichen unterscheidet: Unter den Augen liegt ein großer warziger Fleck, auf der Brust ein großer kastanienbrauner, und der Schwanz ist gelbroth.

Diese starken, vieles Fleisch und wenige Federn habenden Vögel sind 14 Zoll lang, davon der Schwanz 3 Zoll hält, und die Flügelbreite ist 21 und eine halben Zoll. Der Schnabel ist kurz, etwas übergekrümmt, 10 Linien lang, bläulich, ins Olivenbraune fallend; die geschuppten Beine sind 2 Zoll hoch, und bräunlich fleischfarben, und das Männchen hat überdieß noch einen stumpfen, doch wenig

merklichen Sporn; unter den rothbraunen Augen ist ein hochrother warziger kahler Streif, der sich bis hinter die Augen herumzieht und hier ein spitziges Dreieck bildet. Die Mittelzehe ist 1 Zoll 8 Linien lang und die hintern 5 Linien; die Zehen sind dunkler als die Beine, und die zur Seite zugeschärften Nägel hornbraun.

Die Stirn, ein Streifen über den Augen bis in den Nacken und die Kehle sind schön braunroth; über dem genannten Streifen läuft ein aschgrauer hin bis in den Nacken; der Scheitel ist olivenbraun mit gelblichweißen Längsstrichen, die eine schwarze Einfassung haben; die Schläfe, der Hinter- und Vorderhals bis zur Hälfte der Brust sind schön aschgrau; der Hinterhals ist auch etwas rostgelb gemischt; der Rücken hat eine aschgrau und goldgelb gemischte Grundfarbe mit schwarzen und schwarzbraunen Querlinien; der Steiß und die langen obern Deckfedern des Schwanzes haben eben die Farbe, aber kastanienbraune Streifen; auf der Brust steht ein kastanienbrauner Fleck (Schild) in Gestalt eines Hufeisens, die Aushöhlung nach unten zu; die Seiten sind hellaschgrau mit schwarzen Querlinien und rothbraunen Querbinden; die Mitte des Bauchs ist weiß, schwärzlich bespritzt, der After röthlichweiß, die Schenkelfedern inwendig röthlichweiß, auswendig rothgrau, schwarz gesprengt und weiß gestreift, die Deckfedern der Flügel und die Schulterfedern rostgrau, die Schwungfedern sichelförmig eingebogen und dunkelbraun, die vordern mit rostgelben Querbändern, die hintern dunkelbraun bespritzt, die Deckfedern der Unterflügel und die Achselfedern weiß, von den 18 Schwanzfedern die 7 äußern braunroth mit rostgelben schwarzbespritzten Spitzen, die 4 mittlern wie die Deckfedern des Schwanzes.

Das Weibchen ist im Ganzen dunkler als das Männchen; der rostbraune Scheitel hat viele eirunde weißgelbe Sprenkeln, der Hinterhals und ganze Oberleib bis zu den Deckfedern des Schwanzes ist rostgelb mit schwarzen und dunkelaschbraunen Querstreifen, die Deckfedern der Flügel und die Schulterfedern haben schwarzbraune Flecken; das kastanienbraune Hufeisen an der Brust besteht nur aus einzelnen dergleichen Flecken, zuweilen fehlt es auch ganz; der

Warzenfleck unter und hinter den Augen ist auch etwas klei-
:r, und so wie der Schwanz heller.

Wegen ihres schweren Körpers fliegen sie, obgleich
)nell, doch nicht viel und hoch, ziehen dabei mehrentheils
:rade aus, bewegen die Flügel selten, und fallen höchstens
ach etlichen 100 Schritten wieder nieder. Besser können
e laufen, halten dabei den Hals in die Höhe gereckt, und
icken mit dem Kopfe. Sie sind scheu und furchtsam, und
ichen sich vor ihrem Feinde entweder durch die Geschwin-
igkeit ihrer Füße, oder durch ihre Flügel zu retten. Das
Männchen ruft das Weibchen und seine Familie durch ein
iutes Geschrei: Girrläh! zu sich. Das Weibchen schreiet
irzer und abgebrochener Gärl! und braucht seine Stimme
orzüglich um die Jungen zu sammeln und in der Noth. Sie
issen sich leicht zähmen.

Die Rebhühner, welche in Deutschland allgemein be-
annt sind, lieben vorzüglich die gemäßigten Himmelsstriche,
nd vermeiden sorgfältig die heissesten und kältesten Länder.
Sie gehören unter die Standvögel, die, so lange die Brüt-
eit dauert, paarweise, alsdann aber familienweise leben.
Ihrer Nahrung halber lieben sie das freie Feld, und zwar
olche Orte, wo Feldbüsche, Feld- oder Vorhölzer, Gärten
und bewachsene Flußufer in der Nähe sind, in und unter
welchen sie am Tage Schutz suchen; denn des Nachts schlafen
ie sicherer vor ihren Feinden im Felde. In der Heckzeit leben
Männchen und Weibchen, und nach derselben die ganze Fa-
milie unzertrennlich beisammen; und wenn es im Winter
ehr kalt ist, so kriechen sie unter und auf dem Schnee dicht
n einander, um sich zu erwärmen. Sie lassen sich auch zu-
chneien, und bleiben unter dem Schnee oft halbe Tage
ang, bis sie Hunger und Gefahr sich hervor zu arbeiten nö-
thiget.

Sie nähren sich im Sommer vorzüglich von Insekten,
Ameisen, Heuschrecken, kleinen Käfern, Fliegen, Maden,
von allerhand Gesäme, Getraide, grünen Gras- und Kräu-
terspitzen, und von Kohl und Krautblättern, im Winter
aber von grüner Saat, auch von bloßem Spitzgrase, wo
möglich aber von Wachholderbeeren. Zu ihrer Verdauung
bedürfen sie viel Kies.

Sobald im März der Schnee weg ist, fangen sie an sich zu paaren, wobei die Männchen oft sehr hitzig an einander kommen, und so lange kämpfen, bis der Schwächere dem Stärkern das Weibchen überläßt. Sie leben in Monogamie und bis an ihren Tod von der ersten Begattung an unzertrennlich bei einander. Das Weibchen brütet im Mai oder Junius in einer bloß natürlichen Vertiefung, die es mit etlichen Gras- oder Strohhalmen belegt und mit einigen Federn, die es sich aus der Brust rupft, ausgefüttert ist, 12 bis 21 schmutzig grünlichweiße, an der einen Seite sehr stumpf, und an der andern sehr zugespitzte Eier, in 3 Wochen aus. Dieß geschieht entweder im Getraide oder in Wiesen oder unter einem dichten Feldgebüsche, oder im Walde im Moos, oder in einem alten Strunke zwischen dem abgefallenen Laube. Das Männchen ist zur Bewachung beständig in der Nähe. Die wolligen Jungen laufen sogleich, wenn sie aus dem Ei schlüpfen, mit den Eltern davon. Diese leiten sie denn auch so lange, bis sie wieder neue Familien bilden können. Man nennt eine solche Brut, die man immer beisammen antrifft, ein Volk (Kette, Kitte) Rebhühner.

So lange die Jungen noch klein sind und nicht fliegen können, geht der Familienvater beständig voran, um sie vor jeder Gefahr zu warnen, und die Mutter, die sie führt, verläßt sie alsdann nur, wenn die Gefahr am größten ist. Sie verbirgt sie auch, so wie das Männchen, vor Kälte und schlechter Witterung, wie die Haushenne, unter ihre Flügel. Diese vorzügliche Liebe und Fürsorge ist ihnen unter allen wilden Hühnerarten allein eigen.

Erst im dritten Monate bekommen die Jungen lange zum Fliegen geschickte Flügel und den rothen kahlen Fleck an den Augen. Sie haben Anfangs grüngelbe Füße, die nach und nach bräunlich werden, und einen dunkelbraunen Schnabel. Im October und November kann man die Jungen an den hellern Schnäbeln und Beinen erkennen. Die Jungen fressen Ameiseneier, Ameisenpuppen, kleine Insekten, Gewürme und Grasspitzen. Sie lassen sich leicht zähmen.

Unter allen Vögeln haben sie die mehrsten Feinde, und werden von allen Arten von Raubthieren und Raubvögeln

die ihnen nur nahe wohnen, verfolgt, von Füchsen, Katzen, Iltissen, großen und kleinen Wieseln, von Falken, Weihen, Sperbern, gemeinen Raben, Rabenkrähen und Elstern. Diesen Verlust hat aber die Natur wieder durch ihre große Vermehrung zu ersetzen gewußt,* so wie ihnen auch ihre Wachsamkeit sehr gut zu statten kommt. — Aeußerlich findet man auch weißliche längliche Läuse auf ihnen, und inwendig Bandwürmer.

Die Rebhühner gehören zur niedern Jagd, und die Jagd und der Fang derselben ist sehr mancherlei. Gewöhnlich schießt man sie vor einem vorstehenden Hunde (s. Hühnerhund), und fängt sie in Haarschlingen (Laufdohnen), die man auf ihre Wege, die sie durch die Hecken und das Gebüsch fast einmal wie das andercmal nehmen, stellt. Da aber hier Alt und Jung, Männchen und Weibchen ohne Unterschied getödtet werden, so fängt man sie lieber in Nezzen, um die Alten wenigstens wieder loslassen zu können. Von den Netzen giebt es verschiedene Arten, und die vorzüglichsten sind folgende:

Man bedient sich hierzu 1) des Hochgarns, welches davon seinen Namen hat, daß es wie ein Taglerchengarn in die Höhe gestellet wird. Dieses kann man zu allen Jahreszeiten brauchen, und es kömmt alles darauf an, daß der Jäger den Flug (Fall) der Hühner kennt, um das Netz sowohl in Ansehung der Gegend als der hohen und tiefen Stellung und des Windes zu richten. Es ist nämlich bekannt, daß sie alle Morgen und alle Abende durch einerlei Gegend fliegen, und wenn sie in der Dämmerung aufgejagt werden, niedrig, kaum Manns hoch, und des Nachts beim Mondenscheine, obgleich nicht weit, doch allezeit hoch fliegen. Nach diesen Beobachtungen wird allezeit das Netz aufgestellt, und der Fang ist gewiß; man sehe hievon unter Hochgarn.

Ferner das Steckgarn, welches man weitläuftig an denjenigen Orten aufsteckt, wo sich die Hühner gewöhnlich niederlassen, und sie durch einen Spion- oder Hühnerhund aufjagt, damit sie hinein laufen, welches sie auch mit der größten Eile und Heftigkeit vor den nachfolgenden Hunden thun. Im Gebüsch, hohem Grase und Getraide geht dieser Fang am besten. Dieser Garne kann man 20 bis

24 Stück nehmen, mehrere aber muß man bei weitläuftigen Büschen haben.

Will man die Hühner damit fangen, so sucht man sie mit einem vorstehenden, oder auch nur mit einem Spionhunde auf. Stieben sie auf, und fallen in einen Busch oder Rain oder auch in Werder an den Flüssen und dergl. so steckt man die Garne dichte am Busche vor, wo man vermuthet, daß sie gern wieder herauslaufen, und sie gehen dann von selbst in die Garne. Die Garne müssen auch recht winklicht gesteckt werden, damit wenn die Hühner etwa in die Winkel gerathen, und wieder zurückprellen wollen, sie sich doch verirren und hinein kommen müssen. Sollten aber ja die Rebhühner zu lange liegen bleiben, so ist das beste Mittel, daß man sie wieder sprenge und auseinander presche; und wollten sie nicht aus einander, so schießt man unter sie. Gleich darauf werden auch die Steckgarne zwischen durch gesteckt, da sie denn nicht lange liegen bleiben, und sich wieder zusammen rufen.

Man kann sie auch mit einer dazu gemachten Pfeife oder Klutter von Birkenschale (welche beide so gemacht, aber etwas stärker sind, als diejenigen, welche man bei Drosseln und dergleichen Vögeln gebraucht) aufmuntern, daß sie zu rufen anfangen. Wenn sie einander rufen und zusammen laufen wollen, so bleiben sie unterwegs in dem Steckgarne kleben; man kann alsdann bisweilen nach dem Steckgarne hingehen, und diejenigen, welche gefangen sind, auslösen. Hat man erst die Alten, besonders das Weibchen, und setzt man es in einen hierzu von Leinwand gemachten Hühnersack, hängt diesen auch zwischen die Garne, so wird dieses durch sein Rufen die andern gewiß herbei locken, und an eben die Stelle und in eben das Garn bringen, in welchem es sich selbst gefangen hat. — Diese Steckgarne kann man auch recht nützlich brauchen, wenn noch einzelne Aecker mit Früchten im Felde stehen; man steckt hier die Garne quer durch, und treibt die Hühner mit Husten und dadurch, daß man rings um sich herum mit Sand und Erde wirft, in die Garne.

Im Sommer oder im Spätherbst und Winter kann man sie auch auf ihrem Lieblingsort, welchen man mit Waizen oder Hanf bestreuet, mittelst eines Glockengarns (siehe Glockengarn) fangen. Da aber zu diesem Fange nothwen-

dig Windstille seyn muß, so hat man noch eine andere Art erfunden; hievon sehe man unter Steige. — Auch bedeckt man sie des Nachts, wie die Lerchen, mit einem Deckgarne (s. Nachtgarn). Doch gelingt dieser Fang im Winter nicht, wenn der Schnee knittert.

Die Rebhühner werden ferner vor einem abgerichteten Falken sowohl gefangen als auch geschossen, und diese Art von Fang ist die angenehmste, auch dabei nicht umständlich. Wenn die Hühner in freien Feldern liegen, so sucht man mit einem gut vorstehenden Hunde die Felder ab. Stehet nun der Hund vor den Hühnern, so ruft man ihn ab, setzt den auf der Faust sitzenden Falken von der Faust auf die Erde, und geht um die Hühner herum, ruft den Vogel, indem er so steht, daß er gerade über die Hühner ziehen muß. Kommt er alsdann angezogen, und zwar dicht über der Erde hin, und setzt sich auf die Faust, so läßt man ihn etwas weniges kröpfen, setzt ihn wieder an die vorige Stelle, und geht wieder um die Rebhühner herum, daß der Falke gleich über den Hühnern ist, ruft ihn, daß er hernach gerade über dieselben herzieht, und wenn man dieß zur Sicherheit noch einmal so macht, so drücken sich die Hühner vor ihrem Erbfeinde um desto fester und stiller an die Erde an.

Hierzu hat man auch einen Tiraß nöthig, welcher spiegelicht gestrickt, und viel größer, als ein Wachtel-Tiraß seyn, auch noch halb so weite Maschen haben muß, mit feinen langen Leinen (s. Tiraß). Man läßt, wenn man auf diese Art Hühner fangen will, den Tiraß aus einander, und an jede Leine fasset ein Mann; man ziehet in der Geschwindigkeit über die Hühner, und läßt den Tiraß mit den Leinen fahren, wenn er über die Hühner ist; die Jäger müssen aber auch sogleich hurtig ihre Röcke und Kleider ausziehen, und auf die Hühner decken, weil sie sonst leicht, wenn ihrer viel drunter sind, den Tiraß aufheben, oder etliche starke ihn zusammen ziehen, da sie also zum Theil frei werden und davon fliegen.

Um gewiß zu wissen, wo die Hühner liegen, zieht man auch wohl mit dem Schilde, oder einem Schießpferde, von ferne herum, ob man die Hühner zu sehen bekommen könne (hievon sehe man unter Treibzeug). Man kann auch eine Stange von 6 bis 8 Ellen nehmen, macht oben eine Krücke

uf, und die Stange unten spitzig. Wenn man den
en hat überfliegen lassen, so setzt man ihn auf die Krücke,
stellt ihn über den Wind, daß ihn die Rebhühner sehen
en, und desto besser halten. Dabei ist noch zu merken,
man gegen den Wind tirassiren muß; so hebt der Wind
Garn desto besser, es zieht sich leichter und rauscht nicht

Dieses wird auch auf folgende Art gemacht: Wenn
Winter mit allzuvielem Schnee anhalten will, darin die
ner vielmal drauf gehen, so nimmt man den abgerichteten
en, und den Hühnertiraß, und zieht aus auf die Fel-
Wenn ihrer zwei zu Pferde sind, so geht es am besten
dem Tirassiren von Statten, indem diese den Tiraß
t hoch führen können, so daß er weder in dem gefrornen
nee, noch etwas gefrorner Erde hängen bleibt. Da
nun die Hühner auf dem Schnee im Felde sehr weit
en sehen kann, so nimmt man den Vogel, und läßt ihn
- oder dreimal über die Hühner herziehen, und tirassi-
wie schon erwähnet; man zieht auch gleich die Kleider
, und steigt vom Pferde, um sie darauf werfen zu kön-
. — Auf diese Art kann man, wo Hühner sind, alle
e etliche Ketten einfangen.

Auf die beschriebene Weise mit dem Tiraß fängt man
Hühner nur, wenn sie vollkommen stark sind. Denn zu
zen halbgewachsenen Hühnern kann man nur den Wach-
-Tiraß brauchen, welcher enger als jener seyn muß.
ß derselbe so weit in Maschen seyn soll, geschieht deswe-
, weil ein weites Garn, nach Proportion, besser fängt,
ein enges. So ist er auch leichter, indem er auf 30 und
r Ellen breit, und fast eben so lang seyn muß, fliegt
besser, und liegt so stark zu Boden, als ein enger, in
hem mehr feiner Bindfaden seyn muß; zumal da auch
mehr Knoten darein gehören, da hingegen der Wachtel-
aß nur von Zwirn, und nur etwas über die Hälfte so
ß zu seyn braucht.

Wenn unter die Hühner geschossen wird, so sind sie,
nders im freien Felde, im Treibzeuge nicht zu fangen.
nn es Buschhühner sind, da läßt es sich noch bisweilen thun,
n man das Zeug mit Reißig recht verstecken kann, daher
der abgerichtete Falke recht gut dazu ist. Wenn man

nun dergleichen Hühner weiß, so giebt man seinem Vogel des Abends Gewölle, und zieht alsdann aus. Ist kein Schnee, so muß man einen guten Hühnerhund haben, sucht mit demselben die Felder ab, hat aber jederzeit seinen Vogel bei der Hand, als wie zum Baizen, da man ihm die Langfessel mit dem Wirbel abgebunden, und bloß mit der Kurzfessel auf der Faust sitzen hat. Sobald man an dem Hunde bemerkt, daß er an Rebhühner kommt, so nähert man sich mit dem Vogel. Da sie aber nicht gern vor dem Hunde halten wollen, und aufstieben, so wirft man sogleich den Vogel davon, welcher sie alsdann in die nächsten Büsche oder Dornen-Rainen, oder wo sie sich sonst zu verbergen suchen, hinein treiben wird, bisweilen auch wohl eins fängt. Wenn sie nun in ihrem Hinterhalte sind, so liegen sie oft so fest, daß man den Hund kann anziehen lassen, und sie werden so leicht nicht aufstieben, wenn man denselben nicht entspringen und sie heraus sprengen läßt, da man denn eins nach dem andern herunter schießen kann. Sie stieben nicht gern zugleich auf, sondern fürchten sich vor ihrem Feinde, dem Raubvogel. Stieben sie aber ja auf, so schickt man den Vogel noch einmal hinterdrein, damit sie aus einander kommen, so kann man sie alsdann mit dem Hunde suchen, und nach und nach schießen.

Wenn etwas Schnee fällt, kann man sie recht weit liegen sehen, und dann ist es noch angenehmer. Da die beschossenen Hühner zu der Zeit vollends nicht gern halten, sondern wohl auf etliche 100 Schritte die Köpfe in die Höhe recken und fortgehen, so wirft man den Vogel daran, welcher sie bald in die Dornhecken oder Feldbüsche einschlägt. Alsdann kann man sie gut liegen sehen, und einer sie im Sitzen, der andere im Fluge schießen.

Endlich fängt man die Rebhühner auch noch in der Schneehaube, und diese Art von Fang ist sehr gut, kostet auch nicht viel, indem man sich mit wenigen Kasten einige im Vorrath machen kann; siehe hievon unter Schneehaube.

Die Rebhühner nützen, durch ihr Fleisch, welches zart, wohlschmeckend, gesund und ungemein saftig ist, ohne fett zu seyn. Vom Julius bis zum Winter sind sie am besten. Die Jungen von 6 bis 8 Wochen werden vorzüg-

lich geschäßt; doch werden die Alten auch mürbe, wenn man sie einige Zeit todt hängen läßt. Wenn man sie lebendig hat, so tödtet man sie um des bessern Geschmacks willen nicht, daß sie schweißen, sondern drückt ihnen nur den Kopf ein, d. i. auf weidmännisch: man nimmt eine von den vordern Flügelfedern, und sticht sie ihnen hinter dem Genicke in den Kopf.

Um zum Verspeisen immer Hühner vorräthig zu haben, hat man sogenannte Rebhühnerkasten, welche 12 Fuß lang und 6 Fuß breit sind, und deren Höhe sich nach den mehr oder wenigern Fächern richtet, die man nöthig hat. Diese Fächer werden wie bei einem Bücherschrank und nicht höher gemacht, als daß ein Rebhuhn aufrecht darin stehen kann. Auf einer oder beiden schmalen Seiten wird ein drähternes Gitter angebracht. Auf der breiten Seite aber ist in der Mitte eine kleine Thür zum Einsetzen des Futters und Trinkens, und zum beliebigen Ausfangen. Den Boden bestreut man mit Sand, und den ganzen Kasten setzt man so, daß ihn die freie Luft durchstreichen kann. Wenn man ihnen zuweilen einen ganzen Krautkopf vorwirft, so nehmen sie vorzüglich gut zu. In solchen Kasten kann man auch einige von den Hennen halten, die man im Frühjahr gezähmt oder wild zur Nachzucht wieder fliegen lassen will.

Die Eier und besonders die Dottern werden unter die kräftigen und nährenden Speisen gerechnet, auch sogar den Hühnereiern vorgezogen. Daß die Eier auch die Unfruchtbaren fruchtbar machen, und den Säugenden viel Milch verschaffen sollen, ist Aberglaube. — Die Federn können in Betten gefüllt werden. — Sie fressen allerhand schädliche Insekten, und dienen selbst vielen Raubthieren und Vögeln zur Nahrung.

Ihr Schaden, den sie dem Getraide und an der Saat thun, ist sehr unbeträchtlich. In Weinbergen sollen sie den Weinreben nachtheilig werden.

Es fallen zuweilen von ihnen folgende Verschiedenheiten aus: 1) grauweiße oder ganz weiße Rebhühner (Fr. Perdrix grise blanche), die rothe Augen haben. 2) Bunte (Lat. Perdix varia). 3) Das Rebhuhn mit dem Halsbande (Lat. Perdix torquata). 4) Das Berg-

rebhuhn (Lat. Perdix montana, Fr. la Perdrix de montagne, Buff.).

Rechter Flügel, Fr. Voie à droite; s. linker Flügel.

Recht geben, Fr. c'est bien fait. Heißt, wenn die Jäger ihren Hunden während der Arbeit mit schmeichelnden Worten und Liebkosungen zu erkennen geben, daß sie ihre Sache gut gemacht haben, um sie für die Zukunft desto mehr aufzumuntern.

Recht guter Hirsch. Wird ein jagdbarer Hirsch genannt, wenn er in der Feistzeit vollkommen gut ist.

Recht haben, Fr. rencontrer juste. Ein Leithund, sagt man, hat Recht, wenn er in seiner Suche richtig, ohne daß der Jäger weder Fährten noch Schweiß, noch sonst eine Erkenntniß haben kann, gleichwohl aber im Nachhängen dergleichen noch findet.

Rege, s. Busch- und Hüttenrege.

Rege machen, Fr. débusquer. Heißt, wenn ein Thier aus seinem Stande oder Lager aufgejaget wird, daß es weiter geht, oder gar flüchtig wird.

Regenpfeifer, Lat. Charadrius. Macht eine Gattung von den Sumpfvögeln aus, die folgende Kennzeichen hat: Der Schnabel ist länglich, rund und stumpf. Die Nasenlöcher sind schmal. Die Füße sind dreizehige Gangfüße, ohne Hinterzehe. Die meisten halten sich gern an den Mündungen der Flüsse, und im Geräusche des Wassers und Regens auf, und machen gemeiniglich ein starkes Geschrei. Zu dieser Gattung gehören nämlich: der Steinwälzer, der Strandreuter, der Haidenpfeifer, der Goldregenpfeifer, der Mornell, der Strandpfeifer, und

der schreiende Regenpfeifer, Lat. Charadrius vociferus, Linn. Fr. le kildir, Buff. Engl. the noisy Plover, Penn. auch genannt: Killdihr, weil sein Geschrei fast wie dies Wort klingt. Von den übrigen Arten unterscheidet er sich dadurch, daß die Kehle und den Hals ein weißer Ring umgiebt, dann ein schwarzer folgt, und unter diesem an der Brust ein weißer und schwarzer Halskreis. Die Füße sind gelb.

An Größe gleicht dieser Vogel der Heerschnepfe, und ist 11 Zoll lang. Der schwarze Schnabel ist über 1 Zoll lang; die Augen sind schwarz, die Augenlider roth, die Beine blaßgelb,

Die Stirn und der Raum vor und hinter den Augen sind schwarz; ein breiter schwarzer Streifen geht vom Schnabel unter jedem Auge durch bis zum Hintertheile des Kopfs, der Vordertheil des Halses schwarz, der Hintertheil nebst Genick, Nacken, Rücken und Deckfedern der Flügel sind dunkelbraun, die Steißfedern so lang, daß sie über 3 Theile des Schwanzes bedecken, schmutzig orangengelb, die letztern schwarz mit weißen Schäften und Säumen, die Schwungfedern dunkelbraun, der Schwanz zugerundet, schmutzig orangengelb, nahe am Ende mit einem schwarzen Bande, und an der Spitze weiß. — Männchen und Weibchen sehen sich einander gleich.

Sein Daseyn ist nicht, wie man sonst glaubte, bloß auf Amerika eingeschränkt; denn man hat ihn auch am Rhein entdeckt. — Er ist eine Plage für die Jäger, denen er durch sein Geschrei, wenn sie ihm nahe kommen, das Wild aufjagt.

Regenschnepfe, Lat. Scolopax Glottis, Linn. Fr. la Barge variée, Buff. Engl. the Greenshank, Penn. auch genannt: große Pfuhlschnepfe, Grünbein, Meerhuhn, und wird oft mit der rothfüßigen Schnepfe verwechselt. Sie gehört als Sumpfvogel unter die Gattung der Schnepfen, und zwar ist sie von der zweiten Familie derselben eine Art, welche sich von den übrigen durch einen unten an der Wurzel rothen Schnabel, weißen Unterleib, und grüne Füße unterscheidet.

Sie hat Taubengröße, ist 14 und einen halben Zoll lang, 2 und ein Viertel Zoll breit. Der Schwanz mißt 2 und einen halben Zoll, über dessen Spitze reichen die Flügel etwas hinaus, und das Gewicht ist 5 bis 7 Unzen. Der Schnabel ist fast 3 Zoll lang, sehr dünn, unten an der Wurzel roth, das übrige braun und nach der Spitze zu schwarz; der Augenstern ist rothbraun, die Füße schwarzgrün, die Klauen schwarz, die Schenkel 15 Linien weit nackt, die mittlere Zehe 16, die hintere 6 Linien lang, und die mittlere Vorderzehe hängt mit der äußern durch eine kleine Haut ein wenig zusammen.

Der Kopf und Obertheil des Halses sind aschgrau mit dunkelbraunen Strichen; eine weiße Linie läuft über jedes Auge, die Deckfedern der Flügel, die Schultern und der

Obertheil des Rückens sind bräunlichaschgrau mit sehr dunkelbraunen eirunden Flecken, die Brust, der Bauch, After, Untertheil des Rückens, Steiß und die mittelmäßigen obern Deckfedern des Schwanzes weiß, die vordern Schwungfedern dunkelbraun, auf der innern Fahne mit weißen Flecken, die vier ersten fast ganz schwarz, nur mit hellen Schäften, die hintern graubraun und weiß gestreift, der Schwanz weiß mit dunkelbraunen wellenförmigen Querstreifen.

Dieser Vogel bewohnt die Ufer des Meeres, der Seen und Flüsse, ist in Deutschland auf dem festen Lande selten, nistet jedoch in Thüringen an den Ufern des Schwanensees. Hier zieht er zu Ende des Septembers weg, und kommt im Anfange des Aprils wieder. Seine Nahrung besteht in mancherlei Gewürmen und Insekten, die theils das Wasser ausspielt, theils an dem Schilfgrase gefunden werden, auch in Sumpfgrassaamen und einigen Kräutern.

Das Nest findet man im Schilf aus Binsen. Die 6 Eier, die sie legen, sind schmutzig strohgelb mit leberfarbenen und purpurblauen einzelnen Flecken und haben die Größe der Rebhühnereier. — Das Fleisch hat einen ausgesuchten Geschmack.

Regenvogel, lat. Scolopax Phaeopus, Linn. Fr. le Courlieu ou petit Courlis, Buff. Engl. the Wimbrel, Penn. auch genannt: Saatvogel, mittlerer Brachvogel, Güsvogel, Regenworp, Regenwulp, Güthvogel, Weid- und Wettervogel, türkischer Goiser, türkische Schnepfe, Blaubeerschnepfe, Blaufuß. Er gehört unter die Ordnung der Sumpfvögel, und ist von der Gattung der Schnepfen eine Art, bei welcher als Kennzeichen der Schnabel gekrümmt ist, die Füße blaugrünlich sind, und auf dem Rücken der Länge nach zugespitzte dunkelbraune Flecken stehen.

Er ist 17 Zoll lang, die Flügelbreite 2 Fuß 10 Zoll, und wiegt 12 Unzen. Der Schwanz ist 4 und einen halben Zoll lang; und die Flügel reichen fast bis an dessen Spitze. Der Schnabel ist 3 und einen halben Zoll lang, dünn, rund, gebogen, an der Spitze stark und stumpf, schwarz, die untere Kinnlade an der Wurzel röthlich, der Augenstern nußbraun, die vorn geschilderten und hinten netzförmigen Füße sind grün ins Blaue schielend, die Beine 2 und einen halben Zoll, die kahlen Kniee 1 und ein Vier-

tel Zoll hoch, die Mittelzehe 1 und 3 Viertel Zoll und die hintere 7 Linien lang.

Der kleine Kopf, lange Hals, der Obertheil des Rückens, die Schulterfedern, die Deckfedern der Flügel und die Brust sind blaßbraun, an sehr alten rostgrau, mit der Länge nach zugespitzten schwärzlichen oder dunkelbraunen Flecken; auf den Kopf hin geht der Länge nach eine weißliche Linie, welche auf jeder Seite durch eine schwarze begränzt ist; die Deckfedern des Schwanzes sind hellbraun mit dunkelbraunen Querbinden; das Kinn, der Unterrücken, Steiß, Bauch und die Vorderschenkel sind weiß, aber hinten an den Schenkeln und an den Seiten sitzen dunkelbraune Flecken; die langen untern Deckfedern des Schwanzes sind gelblichweiß, die Schwungfedern schwärzlich, auf der innern Fahne weiß gefleckt, die hintern heller und mit lichtgrauen Rändern, der Schwanz hellbraun mit schwärzlichen Streifen und weißlicher Spitze. — Das Weibchen hat einen aschgrauen Kopf; der Augenkreis ist grünlichweiß; der [illegible] ist weiß mit schwärzlichen Linien; der ganze Unterleib besteht übrigens aus lanzetförmigen schwärzlichen Streifen; die zweite Ordnung der Schwungfedern hat auf der äußern und innern Fahne 5 bis 12 weiße Flecken.

Diese Schnepfe hat mit der Doppelschnepfe fast einerlei Vaterland, kommt nach Deutschland als Zugvogel, zieht vom Anfange des Septembers bis im December schaarenweise, doch zuletzt einzelner, weg, und kömmt im März wieder zurück. Sie lagern sich entweder auf der Saat oder auf sumpfigen Flußufern, und zwar nahe zusammen, laufen strichweise hinter und neben einander her, und man kann daher viele auf einen Schuß erlegen, wenn man sich ihnen nahe genug anschleichen kann.

Sie nähren sich von Schnecken, Regenwürmern und Erdmaden; letztere holen sie mit ihrem langen Schnabel unter der Erde heraus. Doch findet man auch Kräuter und Pflanzen in ihrem Magen.

Ihr Daseyn erkennt man an ihrem pfeifenden Laut: Güs, Güs! den sie beständig ausstoßen. Man sucht sich alsdann an sie zu schleichen, und sie mit der Flinte zu erlegen, oder macht da, wo sie häufig vorbei ziehen, einen Heerd für sie. Gleich im Anfange des Sommers wird der

Stellplatz gedüngt und gepflügt, damit er im Herbst wieder ein wenig beraset ist, weil sie solche Orte mehr als die Brachäcker und Wiesen lieben. Die Hütte gräbt man in die Erde. Die Maschen in den Garnwänden macht man weit, damit sie nicht leicht Luft fangen. Damit nun die Regenvögel nicht neben den Heerd niederfallen, läßt man den Platz um denselben beständig umpflügen. Es ist auch nöthig, daß man mehr als einen Heerd habe; denn wenn auf einen lange aufgestellt ist, so wird er von dem vielen Hin- und Hergehen zertreten und unbrauchbar; man muß also die Netze gleich auf einen andern tragen können. Zum Fange sind alsdann ein Paar Lockvögel und ein Paar Läufer nöthig; diese bekömmt man entweder, indem man sie flügellahm schießt, oder mit einem Lerchennetze des Nachts fängt. Man gewöhnt sie an ein Universalfutter. Wenn man sie aber nicht lebendig haben kann, so setzt man ein Paar ausgestopfte Bälge von ihnen auf den Heerd, und pfeift mit dem Munde aus der Hütte, wie ein Regenvogel, wenn sie vorbei streichen. Im Oktober ist der stärkste Strich.

Sie nützen durch ihr sehr wohlschmeckendes Fleisch, und wenn Regen bevorsteht, sollen sie sich mit einem besondern Geschrei in die Luft erheben, daher ihr Name entstanden ist.

Reh, lat. Cervus Capreolus, Linn. Fr. le Chevreuil, Buff. Engl. the Roe, Penn. Das Männchen heißt besonders der Rehbock, oder schlechthin Bock, und das Weibchen Reh, Rieke, Hille, Ziege, Gais. Das Reh gehört unter die fünfte Ordnung der Säugthiere, nämlich die wiederkäuenden Thiere, und ist von der Hirschgattung diejenige Art, bei welcher die Geweihe aufrecht stehen, knotig sind, und sich in zwei Spitzen endigen. Die Hinterbacken sind weiß. Es lebt in ganz Europa, die kältesten Länder ausgenommen.

Mit dem Hirsch und der Ziege hat es viele Eigenschaften gemein. In der Art der Fortpflanzung und Ernährung ist es der Ziege sehr ähnlich, und in der Gestalt und Farbe dem Hirsch; vor letzterm aber hat es feurigere Augen, glänzendere und glättere Haare, geschmeidigere Glieder, ist

zwar kleiner, aber dafür auch lebhafter, muthiger und stolzer.

Seine Größe ist 4 Fuß 4 Zoll, die Höhe 2 Fuß 8 Zoll, und der Schwanz (die Blume) ist 1 Zoll lang und kaum merklich. Der Kopf ist klein, aber wohlgebildet, und läuft in eine stumpfe Schnauze aus. Die Augen sind groß und haben einen bläulichten ovalen Augapfel. Die Thränenhöhlen fehlen. Die Ohren sind 6 Zoll lang, spitzig, inwendig und auswendig wollig, und stehen weit von einander. Im Munde stehen in der untern Kinnlade 6 Vorderzähne, welche ihm in der Ordnung, wie dem Schafe, vom zweiten bis vierten Jahr ausfallen und durch neue breitere ersetzt werden, — keine Eckzähne und auf jeder Seite oben und unten 6 scharf zugespitzte Backenzähne, deren jeder inwendig zweimal ausgehöhlt und auswendig zweimal auswärts gebogen ist.

Dem Kopf des Rehbocks giebt das kurze, ästige, länglicht runde, gerade und aufrechtstehende, rostfarbige, knotige, und unebene und dichte Gehörn eine besondere Zierde. Er trägt seinen wohlgebildeten langen Hals hoch, und sein Rücken ist wenig eingebogen. Seine Läufte sind schlank und die schwarzen Schalen mit den gleichfarbigen eirunden Afterklauen glänzen, wie polirt. Sein vorzügliches Merkmal, woran ihn der Jäger schon von weitem erkennt, ist ein langer Haarzopf unter dem Leibe in der Gegend des Zeugungsgliedes (Pinsels). — Die Ricke hat einen schmälern Kopf, längern und dünnern Hals, schmälere Brust und schlankern Leib. Sie ist gewöhnlich ungekrönt, doch findet man sie auch, wiewohl sehr selten, mit einem Gehörne von 2 Zoll Länge ohne Enden versehen, das sie ebenfalls, wie er, jährlich abwirft. Sie zeichnet sich schon in der Entfernung durch ihren niedrig tragenden Hals und besonders durch den langen gelben Haarbüschel am Feigenblatt sehr kenntlich aus.

Die Farbe ändern die Rehe, so wie die Hirsche, des Jahrs zweimal. Vom Frühjahr bis zum Herbst sind die Haare kurz und weich, gelbbraun oder rostfarben; im Winter aber sind sie länger, rauher, aschgrau und bekommen durch die gelben Spitzen, die sie haben, eine röthlichgraue Farbe. Sonst läuft über die Nase, an der Oberlippe

weg, ein schwarzer Streif; der übrige Theil der Nase ist bis an die Augen schwarz und weiß gesprengt, das Untermaul weiß, die Ohren mit einer schwarzen Einfassung geziert, und an der Wurzel weiß, die Kehle gelb, der Unterhals mit zwei weißen Flecken bezeichnet, und der Bauch schmutzig weißgelb. Die Hinterbacken sind ganz weiß, und dadurch unterscheiden sie sich von dem andern Wildpret. Das Haar ist an der Wurzel immer grau, und am Bauche und den Hinterschenkeln befinden sich zwei Haarnäthe.

Auch das Gehörn wechselt der Rehbock alle Jahre. Im siebenten Monat setzt er seinen ersten Hauptschmuck, zwei kurze Spieße auf. Diese werden bei den folgenden Wechselungen länger, und erscheinen im vierten Jahre mit 2 Zakken, welche sich alsdann alle Jahre mit neuen vermehren, bis sie die Zahl von 6 oder 8 erreicht haben. Selten findet man Rehbocksgehörne mit 12 Enden. Nach der Brunst wirft er jedesmal sein Gehörn ab, welches ihm dann im dritten Monate wieder vollkommen gewachsen ist. Das rauhe Bast desselben schlägt er im Februar und März an den Birken, Saalweiden, Tannen und Kiefern ab, und ordentlicherweise sollte sich dasselbe in zwei Spitzen endigen; allein weil er seinen noch weichen Putz nicht, wie der Hirsch, schonet, oder schonen kann, so findet man ihn gar oft mit wunderlichem Gehörn versehen.

Beide Geschlechter können sehr schnell laufen, fertig schwimmen und ihr scharfes Gesicht und feiner Geruch macht, daß sie ihren Feinden oft entgehen; sie richten deshalb den Kopf immer in die Höhe und nach dem Winde zu, und können einen Menschen auf 300 Schritte weit vernehmen. — Ihre Stimme, welche sie in der Brunstzeit und besonders dann hören lassen, wenn ihnen etwas unvermuthetes aufstößt, ist ein helles weitschallendes dreimaliges Bellen (Schmählen), welches sie in einiger Entfernung langsam schleichend so lange fortsetzen, bis sie dasjenige deutlich sehen, was sie stutzig machte, und ist es ein Mensch oder Hund, so laufen sie mit der größten Schnelligkeit stumm davon. Ihr unverkürztes Lebensziel erstreckt sich bis ins 16te Jahr.

Ihren Aufenthalt haben die Rehe gern auf hohen trocknen Plänen an den äußersten Gränzen der Waldungen, wo

die Hafer- Erbsen- Linsen- und Grummetfelder in der Nähe sind, in lichten Hölzern, in Gegenden, wo faule Bäume und vorzüglich die jungen Schläge nahe sind und die Brombeerstauden häufig wachsen. Sie vereinigen sich nicht, wie die Hirsche, in starke Rudeln, sondern leben nur in Gesellschaft von 3, 4 bis 5 Stücken. Der Bock ist beständig um seine Gais, deren er eine, 2, höchstens 3 hat, lebt unter denselben, und seinen Jungen, wie ein Hausvater, und vertheidigt sie bis auf den Tod. Im Sommer suchen sie den alten Standort wieder, den sie sich einmal zu ihrem Aufenthalte erwählt haben, wenn sie der harte Winter in niedrige dicke Laub- und Schwarzwälder getrieben hatte. Ehe sie sich niederlegen, scharren sie allezeit mit ihren Vorderläuften einen runden Platz.

Ihrem Geäse gehen sie gern des Abends und Morgens auf trocknen Wiesen, in jungen Gehegen und Holzschlägen nach, wo sie sich an den besten Kräutern und Gräsern, an dem Laub der Weiden und besonders der Pappeln erquicken. Der Bock tritt allezeit zuerst aus dem Holze, und kundschaftet die Gegend aus, ob es sicher ist, und die Ziege folgt ihm nach; hingegen wenn sie verjagt werden, oder aus Furcht fliehen, so geht sie voran, und er folgt nach, um sie erst in Sicherheit zu lassen. Die Berberis- und Brombeerstauden sind ihnen ein sehr angenehmes Futter und nächstdem der Ginster. Ferner ziehen sie nach jungem Getraide, den Hafer- Erbsen- und Linsenäckern, besonders aber den Gemüßgärten, indem sie die Bohnenblätter so außerordentlich lieben, und im Winter füllen sie ihren Magen mit Baumknospen, Baumrinden und jungen Zweigen, die ihnen oft unverdaulich sind. Den Durst können sie sich im Nothfall ohne Quelle durch Ableckung des Thaues und Regens von den Blättern und durch Schnee löschen. Das Salz lieben sie, wie die Hirsche.

Der Bock tritt zu Ende des Novembers und Anfang des Decembers auf die Brunft, und da er mehrentheils seinem einzigen Weibchen treu ist, so brunftet er auch nur einen halben Monat. Er begattet sich gewöhnlich nur einmal des Jahrs, und nur die Schmalrieke läßt sich zuweilen aus Geilheit im August von einem hitzigen jungen Bock, doch ohne Befruchtung, beschlagen. Keinesweges aber ist die

neuerliche Behauptung gegründet, als ob die Brunftzeit im August sey, und das Reh 11 Monate trage. In der Brunftzeit scheucht er seine Jungen weg, und schreit zuweilen dumpfig und abgebrochen, wovon ihm der Hals aufschwillt. Er geht auch alsdenn gern in die Waldbäche und scharrt den Boden darin auf, und die Haare werden ihm am Bauche von dem beitzenden Saamen schwarz. Die Rehziegen tragen 5 und einen halben Monat oder 21 Wochen, und setzen im Mai und Junius mehrentheils zwei Junge, ein Männchen und ein Weibchen, selten eins, noch seltner drei, an einen düstern einsamen Ort in Bergen oder in ein dickes Gebüsch an nassen Wiesen. Vier oder 5 Tage vorher, ehe sie setzt, sucht sie sich nach und nach von ihrem Gatten, ohne daß er es bemerkt, zu entfernen, bis sie am letzten Tage gar unsichtbar bleibt und ihre Jungen gebiert. Nach einer Trennung von 8 Tagen sucht sie ihn wieder in dem alten Stande auf und führt ihn freudig zu seinen Jungen, welche ihn, wie die jungen Lämmer, freudig anblöken, und worauf er wieder für seine Rieke und seine Jungen die größte Sorge trägt. Diese Jungen sind Anfangs buntgefleckt, nämlich roth und weiß, saufen 4 Monate, laufen aber den zehnten Tag schon mit ihrer Mutter davon. Die jungen Rehe nennt man auch Rehkälber, Rehkätzlein, Rehkützel, Rehzicklein, wenn die männlichen 1 Jahr alt sind, Spießböcke, Spiesser, und die weiblichen Schmalthiere, Schmalrehe, Schmalrieken. Man kann sie, obgleich mit vieler Mühe, zähmen und gewöhnen, daß sie, wie die Hunde, mit in Wald laufen. Sehr selten fallen ganz weiße Rehe.

Sie leiden, wie die Hirsche, an der Knotenkrankheit. — Die Engerlinge sollen ihnen den Magen durchfressen, und im Frühjahr den Schlund und die Luftröhre verstopfen, daß sie elend sterben müssen. — Durch unverdauliches Futter in harten Wintern, als viele Baumrinden und junge Zweige, wird oft die Auszehrung verursacht. Auch vom Durchfall oder der Ruhr, die nach langem Hunger und zu viel genossenem jungem Laube entsteht, sterben viele im Frühjahr.

Die Feinde der jungen Rehe sind die Füchse und Wiesel, und der alten die Wölfe, Luchse und Hunde; doch fängt

der Fuchs im Winter, wenn eine Rufft des Schnees das Wild im Laufen hindert, auch alte Rehziegen und Rehböcke. — Da das Reh ein reinlicheres Thier ist, als der Hirsch, so ist es auch mehr von Holzböcken und Läusen befreit, als er. Die Bremsen, welche dem Hirsch ihre Eier im September in die Haut und Nase legen, thun es auch dem Rehe.

Die Fährte (gehend oder trabend flüchtig) der Rehe ist geschränkt und fast stets gezwungen; doch spalten sie auch ihre Klauen, wenn sie flüchtig sind, und setzen alsdenn auch die Afterklauen ein. Die Hinterfährte ist allezeit kleiner, als die Vorderfährte, und der Bock macht seine Spur etwas stumpfer, als die Ziege. Sie werden eben so wie der Hirsch gejagt, gebirschet, geklappert und im Garne gefangen. Noch ein besonderes Jagen ist das Rehblatten.

Sie nützen durch ihr vortrefliches Wildpret, welches man das ganze Jahr nützt. Besonders delikat ist das Wildpret der Kälber von 12 bis 18 Monaten, und die Rehzunge. — Das Rehunschlitt wird, wie das Hirschunschlitt gebraucht. — Das Fell wird roh gahr gemacht und zu Stühlen, Polstern und Satteldecken verbraucht. — Das weißgegerbte Leder ist feiner als das Hirschleder, und es verarbeitet solches der Beutler, wenn es nicht von Engerlingen zu sehr durchlöchert ist, zu guten Beinkleidern, Handschuhen und dergl. — Die Haare dienen zu Fütterungen der Polster und Stühle, und sind theurer als die Hirschhaare, weil sie sich nicht so leicht zusammenballen. — Die Geweihe werden als Haken in Wohnungen angenagelt, von den Drechslern zu Tobacksstopfern und Pfeifenröhrchen gedreht, und von Messerschmidten zu Messerstielen gebraucht. — In langwierigen Krankheiten ist wider das Wundliegen ein Rehbocksfell das beste Mittel. — Die Rehe sollen auch in Waldungen durch ihren Mist und Urin Anlaß zu Salpetererzeugungen geben.

Sie schaden eben so viel, als die Hirsche, und noch mehr, zumal bei zu starker Hegung und Vermehrung, da sie sich in Waldungen im Frühjahr vorzüglich von den Knospen der jungen Bäume und der Sträucher nähren, und auch in Gemüsgärten ihre Nahrung suchen.

Rehblatten, Blaten, Blattschießen, Fr. *Siffler*, *Siriasis*. Heißt, wenn man den Rehbock durch einen betrü-

gerischen Ruf herbei lockt, um ihn bequem schießen zu können. Hiezu nimmt man Buchen- Birn- oder Apfelbaumblätter, am besten aber die äußere Schale von Birken, weil diese weiter und reiner gehöret wird, und pfeifet darauf einen zweystimmigen Ruf, wie die Rieke thut, wenn sie sich um ihre Jungen bekümmert. Hierauf kommen die Rehe gemeiniglich, besonders im August, schnell wie ein Pfeil geflogen, auch wenn der Bock keine Rieke bei sich hat, weshalb man sich fertig halten muß. Auch kommen sie wohl von ihrer bei sich habenden Rieke weg, und suchen sich zu verneuern.

Rehbock, ist das Männchen vom Reh.

Rehbock, wilder, s. Damhirsch.

Rehbrunst, Fr. Rut de chevreuil. Ist die Zeit der Begattung der Rehe, welche zu Ende des Novembers und Anfang des Decembers, nicht aber im August, vor sich gehet; s. unter Reh.

Rehkalb, Rehkätzlein, Rehkützel, Rehzicklein, Fr. petit chevreuil, Chevrillard, Fan de chevrette, Chevreau. Werden die jungen Rehe genannt so lange sie noch kein Jahr alt sind.

Rehkasten, s. Wildpretskasten.

Rehnetze, Fr. Rets à chevreuils. Diese werden ihrem Namen gemäß, vorzüglich zu Rehjagden gebraucht, sind aber auch, wenn sie von gutem ausgehechelten und fein gesponnenen Hanfe gemacht werden, zu allem nützlich. Man kann zur Noth ein rothes Thier, auch Damhirsche darin fangen, auch müssen sie zweijährige Keuler, Bachen und Frischlinge allezeit halten, ingleichen Wölfe, Luchse, Füchse und Hasen. Obgleich aber alles einläuft in die Garne, so kann man doch die alten Rieken, oder noch sehr junge Rehe, also auch Roththiere, Bachen und Frischlinge wieder laufen lassen, und wenn die Leinen länger gemacht werden, können auch die Garne ausgezogen und ohne Busen gestellt werden, und so kann man lustige Jagen nach Rehen, Wölfen, Füchsen und Hasen einrichten. Für die Rehe und anderes Rothwildpret sind sie nicht so schädlich als die Reh-Hagen, worin die Rehe in Schleifen gefangen werden, welches nicht weidmännisch ist, sondern nur von Raubschützen und Wilddieben geschieht.

Um die Rehnetze also zu allem gebrauchen zu können, müssen sie von recht gut ausgehechelten Hanfe gemacht werden. Die Leinen zu den Maschen sind so stark als ein starker Federkiel, und müssen fein gezwirnt, vierschäftig seyn, und aus 12 Faden bestehen. Die Weite der Maschen von einem Knoten zum andern gerechnet, muß 4 Zoll betragen, man fängt 20 Maschen hoch an, und strickt so gerade, 45 Klaftern lang, fort, daß es Busenreich 30 Klaftern oder 60 Waldschritte stellet, denn der dritte Theil von 45 Klaftern stellt sich ein zum Busen; die Ober- und Unterleine müssen Fingers stark, und jede 36 Klaftern lang, auch von gutem Hanfe und fein gezwirnt seyn.

Hiezu muß eine Stange mit einem Haaken seyn, worauf das Netz aufgehoben, daran gesteckt und zugebunden wird, daß es bequem fortzubringen ist, sowohl zum Fahren, da sie sich gut auf- und abladen lassen, als auch zum Forttragen, indem ein starker Mann ein solches Netz allein tragen kann.

Reif. Heißt das Maas, womit in einigen Gegenden, z. B. im Holsteinischen, das Brennholz gemessen wird. Ein Reif hat 3 Fuß Länge in Scheitern, grob gespalten, gemeiniglich Buchenholz, und 6 Fuß lang und breit. Auf der Weser wird das Brennholz nach Reif, Fuder und Faden gemessen.

Reiflein. Ist ein Zeichen, welches zuweilen in der Fährte des edlen Hirsches bemerkt wird, wenn er gerade mit der hintern Schale in die vordere tritt, und ein Reiflein darum stehen bleibt.

Reifstäbe, Fr. Cerceaux de demi-rond. Sind eichene, haselne u. s. w. Stäbe, welche zum Spalten der Faßreife dienlich sind, und daher zum Bötticher- oder Piepenholz gehören.

Reihen, Fr. s'apparier. Sagt man vom Begatten der Wasservögel, als Gänsen, Enten, u. s. w.

Reiher, Lat. Ardea. Ist eine Gattung von der fünften Ordnung der Vögel, nämlich der Sumpfvögel. Bei den Vögeln dieser Gattung ist der Schnabel lang, dünn und pfriemenförmig, bis zu den Augen nackt. Die Zunge ist lang, häutig und flach. Die Nasenlöcher sind länglich, oben zur Hälfte bedeckt, und haben eine nach der Länge lau-

feinde Furche. Die Füße sind nicht so hoch, als die Füße der Störche und Kraniche; die Zehen dagegen länger, besonders die hintere. Sie haben eine beträchtliche Hautfalte zwischen der äußern und mittlern Vorderzehe. Die Nägel sind lang und spitzig, und die mittlere Vorderzehe ist am innern Rande gezähnelt.

Von dieser Gattung giebt es 17 Arten. Der gemeine Reiher (s. Fischreiher); der große Reiher; der Purpurreiher und glattköpfige Purpurreiher (s. Purpurreiher);

Der braunrothe Reiher (lat. Ardea rufa, Linn. Engl. the rufous Heron, Lath.), auch graugelblicher Reiher genannt, welcher sich durch einen Federbusch, schwarzen Bauch und braunrothe Brust von den übrigen Arten unterscheidet, und von der Größe des gemeinen Reihers ist.

Der große weiße Reiher (lat. Ardea alba, Linn. Fr. le Heron blanc, Buff. Engl. the white Heron, Penn.). Dieser hat einen glatten Kopf, gelben Schnabel, und ist weiß.

Der schwarze Reiher (lat. Ardea atra, Linn. Fr. le Heron noir, Buff. Engl. the black Heron, Lath.) welcher schwarz ist und einen glatten Kopf hat.

Ferner: die große und kleine Rohrdommel (s. Rohrdommel). — Der schwäbische Reiher (lat. Ardea Marsigli, Linn. Fr. le petit Butor, Buff. Engl. the Swabian Bittern, Lath.), auch der grüngelbe Reiher genannt, und hat als Kennzeichen: glatten Kopf, röthlichen Körper, weiße Kehle und weißlichen Schwanz.

Der gestrichelte Reiher (lat. Ardea danubialis, Linn. Fr. le Butor brun rayé, Buff. Engl. the rayed Bittern, Lath.); dieser unterscheidet sich dadurch, daß der Kopf glatt, der Hals und die Brust weiß, der Körper braun, schwarz und röthlich gestrichelt ist.

Der kastanienbraune Reiher (Ardea badia, Linn. Fr. le Crabier roux, Buff. Engl. the Chesnut-Heron, Lath.); er hat einen glatten Kopf, kastanienbraunen Oberleib und schmutzig weißen Unterleib, und eine weiße Binde von der Gurgel bis zum Bauch.

Der gefleckte Reiher (lat. Ardea maculata, Linn. Fr. le Butor tacheté ou Pouacre, Buff. Engl. the spotted Heron, Lath.) auch genannt schwarzer Reiher, mit

glattem Kopfe, dunkelbraunem und weißgeflecktem Rücken. — Der Nachtreiher. — Der große und kleine Silberreiher (s. Silberreiher). — Der Rallenreiher.

Reiherbaize, Fr. Chasse du Héron, Vol pour le héron. Ist die vorzüglichste Jagd nach Reihern, welche zuweilen mit Falken und andern abgerichteten Raubvögeln, meist im Frühjahr, angestellet wird. Bei dieser Jagd begiebt sich der Falkenierer an einem stillen und schönen Tag zu Pferde mit seinem Falken und einem Stöberhunde in diejenige Gegend, wo Reiher bemerkt worden sind. Sobald der Stöberhund einen aufgetrieben hat, läßt er vortheilhaft den Raubvogel los (wirft ihn ab). Der Reiher bemerkt sogleich seinen Feind, und speit, wenn er nicht nüchtern ist, während dem Flüge die Fische aus, die er im Kropfe hat, um sich leichter zu machen, und steigt so geschwind er kann, bis zu einer außerordentlichen Höhe. Der Falke steigt auch, aber mit besonderer Klugheit, indem er durch Umschweife, aber dennoch mit der unglaublichsten Geschwindigkeit, dem Reiher die Höhe abzugewinnen sucht. Sobald er seinen Zweck erreicht hat, so wagt er mit seinen starken Waffen einen Anfall auf ihn, schwebt über, um und neben ihm herum, bis er seinen Vortheil absieht, ihn ganz und recht zu fassen. Denn geht er nicht vorsichtig zu Werke, so ist er in Gefahr, sich in des Reihers spitzigen Schnabel, welchen dieser mit seinem großen biegsamen Hals auf den Rücken hinbiegt, und gerade in die Höhe stellt, zu spießen. Dies geschieht denn auch bei jungen unerfahrnen Falken nicht selten, daher man mit einem Jungen immer noch einen Alten auf ihn loslassen muß. Zuweilen soll sich der Reiher, wenn die Gefahr zu groß wird, in der Luft umkehren und auf dem Rücken liegend mit ausgespannten Flügeln, wie mit Segeln in der Luft schweben, um seinen Feind desto gewisser zu empfangen. Aber auch diese Nothwehr soll ihm mehrentheils misglücken, und er mit dem Falken gewöhnlich zugleich herunter fallen. Ein so gefangener Reiher wird meist mit einem blechernen Ringe an den Füßen mit der Herrschaft Namen und der Jahrzahl wieder losgelassen, und man hat Beispiele, daß Reiher gebaizt worden sind, die mehrere solcher Ringe an den Füßen hatten.

Rein belegt. Heißt es von einer Hündin, wenn sie mit einem Hunde ihres Gleichen, der von eben derselben Race und Güte ist, sich bezogen hat.

Reine Fährte, Fr. Voie pur. Wird gesagt von der Fährte des edlen Hirsches, indem diese im Sande, wenn es geregnet hat, gemeiniglich reine stehen bleibt; beim Thier hingegen, da dieses nicht so beschlossen geht, fällt sie wieder zu.

Reines Jagen, reinlich Jagen. Wird genannt, wenn in einem Jagen von einerlei Gattung, nämlich wornach gestellet worden, als lauter Hirsche oder Sauen, nicht aber Wildpret, Schmalthiere, Kälber, Rehe u. d. gl. unter einander, mit darin ist.

Reinigung der Nadelhölzer. Wenn die jungen Fichten, Tannen und Kiefern, im dicht geschlossenen Stande, ein Alter von 20 Jahren erreicht haben, so werden die Seitenäste erstickt, so daß sie dürre werden und von sich selbst abfallen. Dieses Abwerfen der Seitenäste heißt dann, die Hölzer haben sich gereiniget. Da nun dieses Reinigen von selbst geschieht, so ist das Unternehmen einiger Forstmänner, dergleichen Hölzer auszuschneiteln nicht nur unnöthig, sondern auch außerdem sehr schädlich, weil die Stämme davon leicht absterben. Einzeln stehende Nadelhölzer reinigen sich nicht, sondern treiben starke Aeste, und bleiben in Gestalt einer Pyramide, von unten bis oben hinauf von Zweigen besetzt. Aus letztern werden gute Saamenbäume, welche man zum Besaamen stehen läßt, beim Abtriebe aber auch mit wegnimmt, weil sie sonst den jungen Anflug unter sich ersticken würden. — Im dichten Stande reinigen sich die Laubhölzer eben so, wie die Nadelhölzer, und mithin ist bei ihnen das Ausschneiteln eben so wenig nöthig.

Reisach, Reisig, oder

Reisholz, Fr. Ramilles, Ramassis, Branchage. Heißt alles Geäste der Bäume, welches sich ungespalten vor dem Knie zerbrechen läßt, und in Wellen aufgebunden wird; was aber stärker ist, gehört zum Klöppelholz.

Reißen, s. Auflachen und Lachen.

Reissen, Werfen, Fr. jetter à terre, mettre bas. Gerissen oder geworfen sagt man, wenn ein Wolf oder Luchs, einen Hirsch oder Thier niederzieht.

Reissern, Fr. flairer, fureter, fouiller. Heißen die Jäger diejenige Untugend der Leithunde, wenn sie bey dem Zeuge alles beschnüppern und beriechen wollen, wodurch sie gar leicht die Fährten vergessen und übergehn, welches ihnen aber in Zeiten abgewöhnt werden muß.

Reißlöcher, Rießlöcher. Sind diejenigen Löcher, welche ein rauchender Meiler bekömmt, und worauf ein Köhler fleißig Acht geben muß, daß er ihn davor bewahret; hauptsächlich wird des Nachts über ein wachsames Auge dazu erfordert. Dergleichen Löcher entstehen, wenn der Meiler nicht genau gefüllt oder verwahret worden, am häufigsten, wenn ungleich Holz im Meiler steht. Wenn diese Löcher überhand nehmen, kann vieles Holz verzehret werden.

Reitmasche, Fr. fausse maille. Heißt eine Masche an den Jägerzeugen, wenn beim Stricken derselben der Knoten nicht recht gemacht, und die Nadel mit dem Zwirn falsch durchgestecket wird, so daß sich die Masche hin und wieder ziehet.

Reitzen, Fr. exciter, provoquer, attirer. Ist, wenn man den Laut oder Ton eines Thieres nachahmt, und dadurch die Feinde desselben herbeilockt, um sie zum Schuß zu bekommen. Wenn man z. B. die Spitze des Daumens oder auch den Zeigefinger quer an den Mund zwischen die Lippen hält, und den Athem scharf an sich zurückziehet, so giebt es einen Laut, wie ein junger Hase schreit; auch kann man diesen Laut angeben, wenn man die zugemachte Hand vor den Mund hält, und zwischen den Daumen und Zeigefinger in die hole Hand bläset. Nach diesem Reitzen laufen nicht nur die Hasen selbst, besonders in der Rammelzeit, sondern auch die Füchse. Auch kann man auf einer Klutter oder Vogelpfeife einen Laut angeben, wie ein Vogel, der sich in den Dohnen gefangen hat, wornach die Füchse stark gehen; wenn die Entfernung nicht zu weit ist, darf man auch nur mit dem Munde quitschen wie eine Maus. Jedoch muß man bei allem Reitzen wohl beobachten, daß es nicht falsch anspricht, weil es die Füchse sonst sogleich merken, wieder umwenden und nicht wieder kommen wollen.

Rennkäfer, s. Laufkäfer.

Revier, Fr. Verderie. Ist ein gewisser Waldbezirk, welcher einem Forstbedienten zur Aufsicht anvertrauet ist; s. Forst.

Revieren, Fr. fureter. Heißt es von den Hühnerhunden, wenn sie in den Feldern fleißig suchen, und so sagt man z. B. der Hund revieret gut, kurz u. s. w.

Revierkundig. Des Revieres, sagt man, ist ein Förster oder Jäger kundig, wenn er alle Berge und Thäler, Wege und Steige, Gänge und Wechsel, insonderheit aber die Dickigte und Aufenthaltsorte der wilden Thiere, auf dem ihm anvertrauten Reviere genau weiß, so daß er sich sowohl bei der Nacht, als bei Tage überall finden und fortkommen kann. S. Begehen.

Reystange. Ist eine starke und vierschnürige junge Eiche, ohngefähr 40 Fuß lang, und 34 bis 36 Zoll in der Rundung gemessen dick. Sie wird ohnbeschlagen in der Rinde an einem Haupt-Rheinfloß zu Befestigung der Knie gebraucht; ein Ort, allwo das Floß beweglich ist, mithin muß die Reystange zähe und biegsam seyn.

Reywiede, s. Einbinden.

Ribbetorf. Heißt ein wie ein Filz durchwachsener Rasen, welcher wegen der dicht und dick in einander gewachsenen Wurzeln keinen Regen durchläßt, und weil es auch darunter im Winter warm, eine rechte Herberge für die Mäuse ist.

Richten, Fr. dresser une trappe. Heißt es eigentlich, wenn mit dem hohen Zeuge gestellet wird; siehe Einrichten.

Riedschnepfe, s. Heerschnepfe.

Riegel, Fr. Change, Rechange. Wird der Wechsel oder Ort genannt, wo ein Wild gerne hinkommt oder hin und her zieht; s. Wechsel.

Riehmen, Streichen. Werden in einigen Gegenden die Ruder der Flosse genannt. Auf der Saar und Mosel werden sie von Birken und anderem leichten Holz gemacht, sind 28 bis 30 Schuh lang, in der Mitte ohngefähr 4 Zoll dick und 6 Zoll breit. Sie werden gegen das Stammende hin nach und nach dünn beschlagen, wie sich die Breite vermehrt, welche gegen das Ende 7 bis 9 Zoll messen mag, die Kante aber sich bis zu 1 und ein halb Zoll

verdünnt. Nach dem Handgriff hin wird es nach und nach kantartig beschlagen, bis endlich am Ende die Dicke handgriffig wird.

Rieke; ist das Weibchen vom Reh.

Riesen, s. Floßholz.

Rießlöcher, s. Reißlöcher.

Ringdrossel, lat. Turdus torquatus, Linn. Fr. le Merle à plastron blanc, Buff. Engl. the Ring-Ouzel or Amsel, Penn. auch genannt: Ringamsel, Dianenamsel, Bergamsel, Ringmerle, Schildamsel, Seeamsel, Stockziemer, Stockamsel, Meeramsel. Gehört als Singvogel unter die Gattung der Drosseln, von deren übrigen Arten sie sich dadurch unterscheidet, daß sie schwärzlich geschuppt ist, und ein weißliches Halsband hat.

An Größe gleicht sie der Wachholderdrossel, ist 12 Zoll lang und 18 Zoll breit. Der Schwanz ist 4 und ein viertel Zoll lang, und die Flügel reichen bis auf dessen Mitte. Sie wiegt 3 und eine halbe Unzen. Der Schnabel ist 11 Linien lang und weißgelb; der Augenstern kastanienbraun, und die Augenlider weißgelb gerändet; Füße und Klauen dunkelbraun, die geschilderten Beine 1 und ein viertel Zoll hoch, die mittlere Zehe 1 Zoll 4 Linien und die hintere 11 Linien lang.

Der Oberleib ist schwarz, die Federn auf dem Rücken, an den Schultern und den kurzen Steißfedern unmerklich weißgrau, auf dem Kopfe aber rostgrau eingefaßt; der Unterleib schwärzlich, die Federn am Bauche und die Deckfedern der Flügel weiß eingefaßt; die Schwungfedern mehr dunkelbraun, als schwarz, roth- und weißgrau gesäumt; die Schwanzfedern sind etwas stumpf dreieckig zugespitzt; oben über die Brust läuft eine weiße, ins röthliche spielende, fingerbreite Querbinde, von welcher der Name des Vogels entstanden ist. — Bei dem Weibchen ist die Farbe heller oder braunschwarz, am Oberleibe jede Feder stark hellgrau und am Unterleibe weiß eingefaßt, und die Querbinde an der Oberbrust ist schmäler, undeutlicher, röthlichaschgrau, und braun gewölbt.

Es sind stille und einsame Vögel, die im Herbste in Büschen verdeckt liegen, alle Bewegungen und Stellungen der Schwarzdrosseln machen, Tack! und in der Hitze Tack!

tacktack rufen, und im Frühjahr einen melodieenreichen Gesang anstimmen, wobei jedoch ihre Stimme heiser, hohl und geringe ist; im Zimmer singt sie das Jahr hindurch.

Die Ringdrossel bewohnt Europa, liebt die hohen Gebirge, und gehört in Thüringen unter die ersten Zugvögel, die sobald als im September Nebel und kalte Nächte kommen, in der Schneuß gefangen werden. Sie lieben auch auf ihren Zügen die hohen Gebirge, und werden höchst selten in den platten Feldhölzern angetroffen. Acht Tage nach Ankunft des ersten Truppes bemerkt man keine mehr. Zu Ende des Märzes und den ganzen April durch trifft man sie auf ihrer Rückreise an.

Sie nähren sich von Insekten und Beeren, Hagebutten, und fressen vorzüglich die Weinbeeren gern. Auf ihrem Zuge fliegen sie in den Wäldern nach den Wachholderbeeren, und lesen die noch übrigen Heidelbeeren ab. — Sie nistet ins Gebüsch.

Sie fängt sich in der Schneuß sehr leicht und fällt auch auf den Heerd, wenn auch gleich nur eine Wachholder- oder Singdrossel lockt. — Ihr Fleisch ist eine sehr angenehme Speise, und da es große und seltene Vögel sind, so werden auch nur 2 Stück zu einem Clubb, statt 4 von andern, gerechnet. — In Weinbergen sollen sie Schaden thun.

Varietäten von ihr sind: 1) die weisse Ringdrossel (Turdus torq. candidus); 2) die bunte Ringdrossel (Turdus torq. varius); 3) die große Ringdrossel oder große Bergamsel (Turdus torq. magnus).

Ringelfalke, siehe Halbweihe.

Ringelnatter, siehe unter Amphibien.

Ringeltaube, lat. Columba Palumbus, Linn. Fr. le Ramier, Buff. Engl. the Ring-Dove, Penn. auch genannt: Ringtaube; Plochtaube; Wildtaube; Schlagtaube; große Holztaube; große wilde Taube; kranisch: Griunik. Gehört unter die Ordnung der Singvögel, und ist von der Gattung der Tauben eine Art, bei welcher als Kennzeichen an beiden Seiten des Halses ein weisser Fleck steht, und die Schwanzfedern am Ende schwarz sind.

Als die größte unter den wilden Tauben ist sie 1 Fuß $7\frac{1}{2}$ Zoll lang, der zugerundete Schwanz davon $6\frac{1}{2}$ Zoll, und die Breite 2 Fuß $8\frac{1}{2}$ Zoll; die Flügel reichen bis

Zoll vor das Schwanzende. Der wie ein gewöhnlicher Taubenschnabel gestaltete Schnabel ist 1 Zoll lang, die aufgeblasene Nasenhaut roth, weiß überpudert, das übrige röthlichweiß; der Augenstern weißgelb; die Füße bis etwas über die Beine befiedert, und röthlich; die Nägel schwarz, die Beine 14 Linien hoch, und geschildert, die Mittelzehe 1 Zoll 10 Linien, und die hintere 1 Zoll lang.

Der Kopf und die Kehle sind dunkelaschgrau; der Vorderhals und die Brust purpuraschgrau (weinfarbig); der Seiten- und Hinterhals blau, ins purpurfarbne und glänzend grüne spielend; an den Seiten des untersten Theils des Halses steht ein großer fast halbmondförmiger weißer Fleck, wovon der Name der Taube; der Bauch, die Deckfedern der *Unterflügel*, die mittelmäßigen untern Deckfedern des Schwanzes, und die Schenkel sind hell weißgrau; die Seitenfedern hellaschgrau; der Oberrücken, die Schultern und kleinern Deckfedern der Flügel aschgraubraun; der Mittelrücken und die kurzen Steißfedern hellaschgrau; die Deckfedern der ersten Ordnung der Schwungfedern schwarz, die vordern großen Deckfedern der Flügel schön weiß, die übrigen hellaschgrau; die vordern 10 Schwungfedern schwarzgrau, auswendig weiß gesäumt, die übrigen braungrau, die Schwanzfedern schmutzig dunkelaschgrau. — Die Ringeltäubin ist kleiner, der Schnabel mehr gelb als roth, der weiße Fleck an den Seiten des Halses nicht so stark, die Brust blässer, und die Deckfedern der Flügel ganz dunkelgrau.

Sie ist sehr scheu, wird mehrentheils nur familienweise angetroffen, und ist in Deutschland in allen den Gegenden anzutreffen, wo Waldungen sind, unter welchen sie aber den Nadelwald immer dem Laubwald vorzieht. In Deutschland ist sie ein Zugvogel, wandert zu Anfang des Oktobers weg, und kömmt in der Mitte des Märzes wieder, allemal aber 2, 3, ja 4 Wochen später als die Holztaube. Sobald die Erndte eintritt, zieht sie familienweise, nur aber zu 12 bis 16 Stück, aus den großen Wäldern in die Feldhölzer, um den Aeckern näher zu seyn. Im Frühjahre kommen die nämlichen Flüge wieder zurück, und jedes Paar sucht sich seinen Platz vom vorigen Jahr wieder aus, und legt auch wohl auf den nämlichen Baum sein Nest wieder an.

Ihre Nahrung besteht in Fichten- Tannen- und Kiefernsaamen, in Bucheckern, Eicheln, und allen Arten von Getraide und Hülsenfrüchten, den Hafer ausgenommen. Von den Heidelbeeren, die sie vorzüglich gern abiesen, bekommen die Jungen einen vortreflichen Geschmack. Sie sollen auch Kirschen, Gras, kleine Schnecken und Regenwürmer fressen.

Sie girren oder rucksen zur Zeit der Paarung und bei heitern Tagen Kruckguuckguck! heulen auch, wie der zahme Tauber, wenn er die Täubin zum Neste ruft. Die Täubin legt des Jahrs zweimal 2 große längliche weiße Eier, selten 3, und brütet sie in 19 bis 20 Tagen aus. Der Tauber macht ihr aus dürren Reisern ein kunstloses, großes, flaches Nest, das von Stürmen oft zu Grunde geht. Die Jungen werden aus dem Kropfe gefüttert, und der Tauber löst seine Täubin, so wie im Brüten, also auch in Versorgung der Jungen ab. Die ersten Jungen fliegen im Mai aus, die von der zweiten Brut zu Ende des Julius oder Anfang des Augusts. — Ihre Brut wird von den Waldmardern zerstört, und Junge und Alte werden von vielen Raubvögeln verfolgt. Außerdem plagen sie auch noch die Taubenläuse, womit besonders die Jungen heimgesucht werden.

Sie lieben das Salz so sehr wie die Holztauben, und werden daher auch wie jene bey den Salzlecken gefangen (s. u. Holztaube). Wegen ihrer Scheuheit kann man sie durch den Schluß weder im Felde noch im Holze anders als durch Anstellen erlegen, wenn sie sich nämlich auf die dürren Bäume setzen, oder bei ihrem Neste oder am Wasser sind, um zu saufen.

Sie nützen durch ihr Fleisch, indem der Jungen ihres für ein Leckerbissen gehalten wird, und man daher die Nestergen aufsucht und sie ausnimmt; das Fleisch der Alten hingegen ist zähe und hart. — In Waldgegenden thun sie an dem Getraide, wenn sich dasselbe bei großen Regengüssen gelagert hat, vielen Schaden.

Rinken, siehe Lachrinken.

Rinkentuch, Fr. Panneau à boucles. Sind solche Tücher zu Jagdzeugen, welche kein Gemäsche haben, sondern wo die Leinen in Ringen gehen; s. u. hohe Tücher.

Rinnengarn, siehe Stoßgarn.

Rittelgeier, siehe Thurmfalke.

Ritter, Retter, Fr. Chien qui empêche les autres de dechirer leur prise. Heißt ein Windhund, welcher beim Hetzen die andern Hunde abhält, den gefangenen Hasen zu fressen. Einige Jäger haben nämlich die Gewohnheit, den besten und herzhaftesten von einem Strick Windhunde mehr aufzumuntern, und besonders beim Fressen den andern Hunden manchmal einen Hieb mit der Karbatsche zu geben, diesen aber zu verschonen, und indem man ihm dadurch die Oberhand giebt, so wird er auch die andern Hunde bald abzubeissen und abzutreiben suchen; nur müssen aber die andern Hunde nachher wieder besonders und alleine gefüttert werden, damit sie nicht zurücke kommen. Wenn nun dieser Hund seine Herrschaft weiß, und jene Hunde sich vor ihm fürchten müssen, und nun einen Hasen mit einander fangen, so wird er sogleich den Hasen für sich alleine zu behalten suchen, und keinen von jenen herbei lassen, wodurch denn verhindert wird, daß die Hunde den Hasen nicht sogleich anpacken und fressen können, da hingegen, wenn die Hunde einig sind, Fangen und Fressen öfters eins ist, weil der Jäger, zumal wenn er zu Fuß ist, ohnmöglich so geschwinde gegenwärtig seyn kann, um es selbst zu verhindern.

Ritterlich, Fr. courageux, héroïque. Heißt es von den wilden Schweinen, wenn sie mit einander kämpfen und streiten.

Roden, Rodung, siehe Ausrodung.

Rohr, Fr. Fusil. Ist der eiserne Lauft an den Kugelbüchsen und Flinten; s. Birschbüchse und Jagdflinte.

Rohrammer, Lat. Emberiza Schoeniclus, Linn. Fr. l'Ortolan de roseaux, Buff. Engl. the red Bunting, Penn. auch genannt: Moosemmerling; Schilfvogel; Schilfschmätzer; Wassersperling; Meerspatz; Rohrammerling; Rohrspar; Rohrspatz; Rohrleps; Schiebchen; rother Ammer; Rohrsperling. Ist ein Singvogel und von der Gattung der Ammern eine Art, welche sich durch schwarzen Kopf und einen keilförmigen weißen Fleck auf den äußern Schwanzfedern von den übrigen Arten unterscheidet.

Er ist 6¾ Zoll lang, der Schwanz 2½ Zoll, und die Breite der Flügel beträgt 10 Zoll, und deren Schwingen

bedecken den halben Schwanz. Der Schnabel ist 5 Linien lang, der Oberkiefer schwarz, der Unterkiefer schmuzig weißlich; der Augenstern schwärzlich; die Beine fast 10 Linien hoch, dunkelfleischfarbig, die geschilderten Zehen und Krallen schwarzbraun, die mittlere Zehe 9 Linien und die hintere 8 Linien lang.

Der Kopf ist schwarz, hin und wieder röthlich bespritzt; vom Unterkiefer an läuft um die Wangen und den Hinterkopf herum eine weiße Binde; der Hinterhals ist aschgrau röthlich überlaufen; der Oberrücken und die Schulterfedern schwarz, rostfarbig und weiß gefleckt; der Unterrücken und die mittelmäßigen obern Deckfedern des Schwanzes abwechselnd grau und gelbröthlich; die Kehle und der Unterhals schwarz mit Weiß bespritzt; der übrige Unterleib schmuzigweiß, einzeln hellbraun gefleckt; das Kinn braungrau eingefaßt; die kleinen Deckfedern der Flügel schön hoch rostbraun, die größern schwarz mit rostfarbigen und äußerlich weißlichen Kanten; die Schwungfedern dunkelbraun mit hellrostfarbigen Kanten; die Unterflügel schmuzigweiß; der gabelförmige Schwanz schwärzlich, die zwei äußersten Federn mit einem weißen Flecken am Ende, die mittelsten gelbgrau eingefaßt. — Im Zimmer verliert das Männchen die schwarze Farbe des Kopfs nach dem Mausern und diese wird schmuzig rostbraun.

Das Weibchen ist sehr verschieden vom Männchen. Es hat einen rostbraunen Kopf mit schwarzen Flecken; dunkelbraune mit Rostfarbe gemischte Wangen; über die Augen läuft ein röthlichweißer Strich, der sich mit einem andern, welcher vom untern Schnabelwinkel um die Wangen geht, verbindet; aan der Kehle geht auf jeder Seite ein schwarzbrauner Streifen herab; Kehle und Unterleib sind röthlichweiß, an der Brust mit vielen schwarzbraunen rostroth auslaufenden Längsstrichen; die Rückenfarbe ist heller und unreiner. — Von der Farbenähnlichkeit mit dem Sperlinge hat er den Namen Rohrsperling.

Es ist ein unruhiger Vogel, der Schwanz und Flügelfedern immer in Bewegung hat, und sie aneinander streichet. Sein Flug ist sehr schnell, sein Gang aber langsam; er lockt beständig leise: Jß! iß! und schreit zuweilen sehr laut die einzelne Silbe: Reitsch ah! darzwischen, wel-

ches er auch des Nachts thut. Sein Gesang ist wenig abwechselnd, aber anhaltend, und die Töne: Ti, ti, tu, ti, und auch zuweilen ein kreischendes: Reitsch! zeichnen ihn vor allen Vogelgesängen aus.

In Thüringen kennt man ihn nur als Zugvogel; in andern Gegenden Deutschlands, besonders in den nördlichen, nistet er aber auch. Zu Anfange des Oktobers sieht man die Rohrammern paarweise und zu dreien in den Hekken, in der Mitte des Winters bilden sie kleine Gesellschaften, und so ziehen sie auch am Ende dieses Monats weg, kommen aber in der ersten Hälfte des Märzes in großen Schaaren wieder. Im Winter trift man sie zuweilen auch einzeln unter den Goldammern an. Sie halten sich in sumpfigen Gegenden, an Flüssen und Teichen, im Schilf, Rohr und Binsen auf, klettern an deren Halmen auf und ab; laufen auch in den Hecken und unter den Gebüschen herum, und halten sich überhaupt lieber an der Erde als auf Bäumen auf.

Er nährt sich von Rohr- Binsen- und Grassaamen, fliegt im August ins Getraide und im September auf die Stoppeläcker und frißt Hirsen, Hanf, Mohn- und Wegtrittsaamen. So wie er die Insekten, die sich im Rohr und bei Sümpfen aufhalten, selbst gerne genießt, so füttert er auch seine Junge damit.

Sein rundes, aus dürren Grashalmen zusammengeflochtenes Nest hängt er zwischen Rohrhalmen oder dichtes Riedgras, oder baut es auf die Erde ins Gras unter das Gebüsche oder auf einen niedern Zweig, und legt des Jahrs zweimal 5 bis 6 schmutzig weißgrüne am obern Rande schwarzblau gefleckte und überall grüngelb gedüpfelte egal eirunde Eier. Die Jungen sehen im ersten Jahre alle wie die Weibchen aus. — Seine Feinde sind die Wieseln und Krähen, welche der Brut nachstellen.

Im Herbst fängt er sich gewöhnlich auf dem Finkenheerd. Im Frühjahr fällt er, beim Schneewetter, mit den Goldammern vor die Scheunen, Mistslätten und auf von Schnee entblößte Orte auf dem Felde und an den Hecken, und kann mit Garnen und Leimruthen sehr leicht gefangen werden. — Er nützt durch sein Fleisch, welches nicht un-

angenehm schmeckt, und dadurch, daß er die Schnaaken, Mücken und andere schädliche Insekten vermindert.

Rohrdommel, lat. Ardea stellaris, Linn. Fr. le Butor, Buff. Engl. the Bittern, Penn. auch genannt: Rohrtrummel; Wasserochs; Moosochse; Mooskrähe; Moosreiher; Rohrbrüller; Urrind; Meerrind; Rohrpompe; Moosrigel; Erdbull; Hyrtychel. Ist als Sumpfvogel eine Art von der Gattung der Reiher, die sich von den übrigen Arten durch rostgelben quergefleckten Rücken, hellern länglich schwarzbraun gefleckten Bauch, und dick befiederten Hals unterscheidet.

Er ist 2 Fuß 8¾ Zoll lang, und 4 Fuß 5 Zoll breit. Der Schwanz ist 5 Zoll lang, und die Schwingen berühren seine Spitze. Der Schnabel ist 4 Zoll lang, grade, sehr spitzig, scharf, mit einer langen Rinne, in welcher die länglichen Nasenlöcher liegen, oben dunkelbraun, unten weißgelb; die Zunge schmal, spitzig und dreieckig; der Stern im Auge roth, auch rothbraun; die Füße vorn mit Schildern bedeckt, hinten und über den Knieen aber netzförmig, gelblichgrün, die langen dünnen Nägel dunkelbraun, der nackte Theil der Schenkel 16 Linien, die Beine 4½ Zoll hoch die Mittelzehe mit der äußern durch eine kleine Haut verbunden und 5 Zoll lang, die hintere 3 Zoll lang, wovon der Nagel allein 1 Zoll 10 Linien hält.

Der Oberkopf ist dunkel schwarzbraun und hat am Hinterkopfe etwas längere Federn; die Wangen, der Hinter- und Seitenhals sind rostgelb, zickzackförmig dunkelbraun in die Quere gestreift; die großen nackten Zügel schmutzig gelb; vom Schnabel geht auf beiden Seiten ein schwarzbrauner Streifen herab; die Halsfedern sind oben auf blaßgelbem Grunde mit einem Gemisch von Rostbraun und Schwarz in die Quere gestreift, und vorne laufen von der gelblich weißen Kehle an in der Mitte herab zwei Reihen dergleichen große Flecken; der Rücken, die langen Schulterfedern, und die Deckfedern der Flügel sind rostgelb und rostroth gemischt mit schwarzbraunen Flecken und Querstreifen; die kleinen Deckfedern an dem Flügelwinkel sind rostfarben und dunkelbraun gewellt; die mittelmäßigen Steißfedern rostgelb, schwärzlich bandirt, die langen Bauchfedern gelblich weiß mit dunkelbraunen Flecken; die vordern Schwung-

federn dunkelbraun, mit rostrothen Querbinden; die hintern wie die größern Deckfedern der Flügel; von den rostgelben Schwanzfedern sind die beiden mittlern schwärzlich, röthlich gerändert, die übrigen dunkelbraun gefleckt. — Am Weibchen sind weder die Halsfedern so lang und dick, noch ist der Scheitel so schwarz, der Leib aber dunkler gefärbt und gefleckt.

Es ist ein träger Vogel, der ganze Tage lang auf einem Flecke stehen bleibt. Bei Gefahr streckt er den Hals mit dem Schnabel und dem ganzen Körper gerade in die Höhe, und steht unbeweglich da. In dieser Stellung sieht er wie am Schnabel aufgehangen aus. Er steigt hoch in die Luft, und nimmt besonders gegen Abend seine Wanderungen vor. Er fliegt wie der gemeine Reiher mit zusammengelegtem Halse. Sein Geschrei läßt er zur Zeit der Paarung und bei Veränderung des Wetters oft ganze Nächte durch hören, und man hört dies starke dumpfe Gebrüll: Je 'Prumb hu hu! auf eine Stunde weit. Zuweilen läßt er noch eine andere Stimme hören, die fast wie das Geschrei des Raben klingt. Hat man ihn in Furcht oder Zorn gebracht, so stellt er sich in Positur, sträubt die Federn fürchterlich, zieht den Hals ein, und sperrt den Schnabel weit mit der Mine auf, als wenn er nach den Augen ziele. Er wehrt sich alsdann, wenn er Widerstand findet, mit seinem Schnabel gegen alles heftig, und macht daher den auf ihn gerichteten Falken viel zu schaffen.

Er bewohnt mehr die südlichen als nördlichen Gegenden von Europa, und man trift ihn in Deutschland allenthalben einzeln an. Er lebt an großen Flüssen, die ausgetretne, sumpfige und schilfreiche Stellen haben, an Seen und großen Teichen. Sobald im Frühjahr das Eis aufbricht, ist er da, im September zieht er aber schon mit seinen Jungen weg. — Seine Nahrung besteht in Fischen, Fröschen, Muscheln, Wassermäusen und allerhand Wasserinsekten.

Sein Nest baut er in schilfigen und rohrigen Seen, Sümpfen und Teichen auf trocknen Rasen und Hügeln, baut es aus Rohr, Schilf und andern Reisern zusammen, und legt 3 bis 5 schmutzig blaßgrüne Eier. In 25 Tagen kommen die Jungen zum Vorschein, und laufen sogleich mit den Alten davon. Einige behaupten sogar, daß er im

Nothfall oft ein schwimmendes Nest mache. — Die Jungen lassen sich mit Fröschen sehr gut aufziehen, und reinigen alsdann die Gärten von Kröten, Eidechsen, Schlangen und Insekten. — Wieseln, wilde Katzen, verschiedene Raubvögel, Raben und Rabenkrähen gehen nach der Brut, letztere besonders nach den Eiern. Aeußerlich haben sie auch die Reiherlaus und innerlich Egelwürmer zu Feinden.

Im Wasser und in Sümpfen ist ihm schwer beizukommen, jedoch fällt er, wenn man auf sein Geschrei zu achten weiß, das meistemal durch den Schuß in die Hände. Wenn er nicht tödlich verwundet ist, so wehrt er sich mit heftigen Bissen gegen den Schützen. Wenn man seinen Gang weiß, so kann man ihn auch in Schlingen und Klebgarnen fangen. — Sonst baizten ihn große Herren mit Falken.

Er nützet durch sein eßbares Fleisch. Auch zeigt er durch sein nächtliches Brüllen die Veränderungen des Wetters an. Wenn man ihm einen Flügel lähmt, kann man ihn in einem eingeschlossenen Garten lange erhalten, und er ernährt sich da von obigen Amphibien und Insekten, doch muß man ihm bey schlechtem Wetter Fische geben. Kleine Kinder dürfen aber in solchen Gärten nie allein gehen, weil er sie bei der geringsten Reizung mit seinem scharfen Schnabel beschädigen würde. — Seine langen Hinterkrallen pflegt man zu Zahnstochern in Silber einzufassen. — Er schadet den Teichen, besonders zur Zeit, wenn die junge Brut nach den Ufern geht.

Außer dieser Art findet sich noch

der kleine Rohrdommel, Lat. Ardea minuta, Linn. Fr. Blongios de Suisse, Buff. Engl. the little Bittern, Penn. auch genannt: Kleine Mooskuh: Stauden-Ragerl. Dieser gehört mit obigem unter gleiche Ordnung und Gattung, hat aber als Kennzeichen seiner Art glatten Kopf, gelbliche Zügel, oben braunen, unten gelblichen Leib und grünschwarzen Schwanz.

Er ist fast 16 Zoll lang und 1 Fuß 11 Zoll breit. Der Schwanz ist 2¼ Zoll lang, und die Flügelenden kommen auf der Schwanzspitze zusammen. Der Schnabel ist 2¾ Zoll lang, gerade, spitzig, grüngelb, an der Spitze des Oberkiefers schwärzlich; die Füße sind meergrün, die Nägel

dunkelbraun, der nackte Theil der Schenkel 3 Linien, die Mittelzehe 2 Zoll und die hintere 10 Linien lang.

Der Scheitel und Rücken sind schwarz und glänzen ins Grüne; die Zügel nackt und gelblich; der lange Hals ist oben, so wie die Wangen, rostfarben; die Deckfedern auf dem Rücken der Flügel und die großen Deckfedern hellbraunroth, die übrigen Deckfedern blaß lehmgelb; die untere Seite des Halses mit ihren langen Federn, die Brust und die Hüften gelblich weiß; die Brust länglich schwarz gefleckt; der Bauch und der After weißlich; die Schwungfedern dunkelbraun; die 12 Schwanzfedern schwarz und grünglänzend. — Das Weibchen ist etwas kleiner, hat oben einen dunkelbraunen, unten einen gelblichen Schnabel; der Scheitel ist schwarz, grünglänzend; die Stirn kastanienbraun umzogen; der Oberleib dunkelbraun; der Unterleib bis auf den weißen Bauch röthlich, alle Federn in der Mitte mit dunkelbraunen Flecken, der Schwanz schwarzgrün mit rostfarbener Spitze.

Dieser Vogel hat einen sehr schmalen Körper, hat aber sonst alle Eigenschaften mit dem großen Rohrdommel gemein. Er verbreitet sich in Europa, Asien und Amerika sehr weit, und kommt in Deutschland allenthalben, aber nur einzeln vor. Seine Nahrung besteht vorzüglich in Wasserinsekten, kleinen Fröschen und Schnecken; er schadet also der Fischzucht nicht so sehr, wie die übrigen Arten seiner Gattung. — Er legt in sumpfige Gegenden in der Nähe eines Sees oder großen Flusses ein Nest von Schilf und Wassergräsern an, und brütet höchstens 6 weiße runde Eier aus, die noch etwas kleiner, als Taubeneier sind.

Rohrdrossel, Lat. Turdus arundinaceus, Linn. Fr. la Rousserolle, Buff. Engl. the Reed-Thrush, Lath. auch genannt: Sumpfnachtigal, Bruchdrossel, Weidendrossel, großer Rohrsperling. Ist ein Singvogel und von der Gattung der Drosseln eine Art, die sich von den übrigen durch rostgrauen Oberleib, rostweißen Unterleib, und breitgedruckte Wurzel des Schnabels und der Stirn unterscheidet. Sie hat mit den Grasmücken und mit den Drosselarten eine zweideutige Aehnlichkeit, und macht daher einen natürlichen Uebergang von hier zu der Gattung der Motacillen.

An Größe übertrift sie die Feldlerche noch etwas. Sie ist 9 Zoll lang, und die Flügelbreite 12 Zoll. Die Flügel endigen sich auf der Mitte des Schwanzes, welcher 3 Zoll 8 Linien lang ist. Der Schnabel ist 11 Linien lang, stark, gerade, oben abgerundet, an der Spitze etwas übergebogen und flach ausgeschnitten, an der Wurzel flach gedruckt, die Stirn auch flach, die Farbe ist oben dunkelharnbraun, unten an der Spitze desgleichen, in der Mitte aber hellbläulich, an der Wurzel gelblich und in den Ecken orangengelb; der Rachen pfirschenroth; die Nasenlöcher klein, eirund und fast die Hälfte mit kurzen Federn bedeckt, am obern Kiefer stehen nach der Wurzel zu 4 schwarze Borsten, am untern so wie am Kinne einige kürzere; der Augenstern ist dunkelkastanienbraun; die starken Füße sind horngrau, an den Beinen ins fleischfarbene spielend, und an den Fußsohlen gelbgrün, die Nägel groß, an den Seiten sehr scharf gerändet, die geschilderten Beine 15 Linien hoch, die mittlere Zehe 1 Zoll lang, und die hintere viel dickere ebenfalls 10 Zoll lang.

Der Oberkopf und Hals sind dunkelgrau; über die flache Stirn sind einige dreieckige Federn größer als die andern; von den Nasenlöchern bis mitten über die Augen läuft ein schmutziggelblichweißer Streifen; die Augenlider sind weißlich eingefaßt; die Wangen sind graubraun; der Ober- und Mittelrücken, die Schultern und die Deckfedern der Flügel sind rostgrau; Kinn und Kehle sind weiß; die Brust und der Bauch gelblichweiß; die Seiten, Schenkel, lange Afterfedern und untern Deckfedern der Flügel sind weiß, stark rostfarben überlaufen; die Schwungfedern dunkelbraun, fein rostgelb an der äußern Seite und deutlicher weißgrau an den Spitzen und an der innern Seite gerändet; die Schwanzfedern sind rothgrau, die Schäfte sind wie an den Flügeln oben rothbraun unten weiß; der Schwanz selbst ist keilförmig abgerundet. — Das Weibchen unterscheidet sich fast gar nicht vom Männchen, außer daß es etwas kleiner, auf dem Rücken dunkler, hingegen am Unterleibe heller ist, auch geht die weiße Kehle nicht so weit herab als am Männchen, und der Oberkopf ist rostgelb überlaufen.

Dieser Vogel hat eine ausnehmend laute und schöne Stimme. Sein Locken klingt hoch und laut wie Fiith

Rinnengarn, siehe Stoßgarn.

Rittelgeier, siehe Thurmfalke.

Ritter, Retter, Fr. Chien qui empêche les autres de dechirer leur prise. Heißt ein Windhund, welcher beim Hetzen die andern Hunde abhält, den gefangenen Hasen zu fressen. Einige Jäger haben nämlich die Gewohnheit, den besten und herzhaftesten von einem Strick Windhunde mehr aufzumuntern, und besonders beim Fressen den andern Hunden manchmal einen Hieb mit der Karbatsche zu geben, diesen aber zu verschonen, und indem man ihm dadurch die Oberhand giebt, so wird er auch die andern Hunde bald abzubeissen und abzutreiben suchen; nur müssen aber die andern Hunde nachher wieder besonders und alleine gefüttert werden, damit sie nicht zurücke kommen. Wenn nun dieser Hund seine Herrschaft weiß, und jene Hunde sich vor ihm fürchten müssen, und nun einen Hasen mit einander fangen, so wird er sogleich den Hasen für sich alleine zu behalten suchen, und keinen von jenen herbei lassen, wodurch denn verhindert wird, daß die Hunde den Hasen nicht sogleich anpacken und fressen können, da hingegen, wenn die Hunde einig sind, Fangen und Fressen öfters eins ist, weil der Jäger, zumal wenn er zu Fuß ist, ohnmöglich so geschwinde gegenwärtig seyn kann, um es selbst zu verhindern.

Ritterlich, Fr. courageux, héroïque. Heißt es von den wilden Schweinen, wenn sie mit einander kämpfen und streiten.

Roden, Rodung, siehe Ausrodung.

Rohr, Fr. Fusil. Ist der eiserne Lauft an den Kugelbüchsen und Flinten; s. Birschbüchse und Jagdflinte.

Rohrammer, Lat. Emberiza Schoeniclus, Linn. Fr. l'Ortolan de roseaux, Buff. Engl. the red Bunting, Penn. auch genannt: Moosemmerling; Schilfvogel; Schilfschmätzer; Wassersperling; Meerspatz; Rohrammering; Rohrspar; Rohrspatz; Rohrleps; Schiebchen; rother Ammer; Rohrsperling. Ist ein Singvogel und von der Gattung der Ammern eine Art, welche sich durch schwarzen Kopf und einen keilförmigen weißen Fleck auf den äußern Schwanzfedern von den übrigen Arten unterscheidet.

Er ist $6\frac{1}{4}$ Zoll lang, der Schwanz $2\frac{1}{2}$ Zoll, und die Breite der Flügel beträgt 10 Zoll, und deren Schwingen

bedecken den halben Schwanz. Der Schnabel ist 5 Linien lang, der Oberkiefer schwarz, der Unterkiefer schmutzig weißlich; der Augenstern schwärzlich; die Beine fast 10 Linien hoch, dunkelfleischfarbig, die geschilderten Zehen und Krallen schwarzbraun, die mittlere Zehe 9 Linien und die hintere 8 Linien lang.

Der Kopf ist schwarz, hin und wieder röthlich bespritzt; vom Unterkiefer an läuft um die Wangen und den Hinterkopf herum eine weiße Binde; der Hinterhals ist aschgrau röthlich überlaufen; der Oberrücken und die Schulterfedern schwarz, rostfarbig und weiß gefleckt; der Unterrücken und die mittelmäßigen obern Deckfedern des Schwanzes abwechselnd grau und gelbröthlich; die Kehle und der Unterhals schwarz mit Weiß bespritzt; der übrige Unterleib schmutzigweiß, einzeln hellbraun gefleckt; das Kinn braungrau eingefaßt; die kleinen Deckfedern der Flügel schön hoch rostbraun, die größern schwarz mit rostfarbigen und äußerlich weißlichen Kanten; die Schwungfedern dunkelbraun mit hellrostfarbigen Kanten; die Unterflügel schmutzigweiß; der gabelförmige Schwanz schwärzlich, die zwei äußersten Federn mit einem weißen Flecken am Ende, die mittelsten gelbgrau eingefaßt. — Im Zimmer verliert das Männchen die schwarze Farbe des Kopfs nach dem Mausern und diese wird schmutzig rostbraun.

Das Weibchen ist sehr verschieden vom Männchen. Es hat einen rostbraunen Kopf mit schwarzen Flecken; dunkelbraune mit Rostfarbe gemischte Wangen; über die Augen läuft ein röthlichweißer Strich, der sich mit einem andern, welcher vom untern Schnabelwinkel um die Wangen geht, verbindet; aan der Kehle geht auf jeder Seite ein schwarzbrauner Streifen herab; Kehle und Unterleib sind röthlichweiß, an der Brust mit vielen schwarzbraunen rostroth auslaufenden Längsstrichen; die Rückenfarbe ist heller und unreiner. — Von der Farbenähnlichkeit mit dem Sperlinge hat er den Namen Rohrsperling.

Es ist ein unruhiger Vogel, der Schwanz und Flügelfedern immer in Bewegung hat, und sie aneinander streichet. Sein Flug ist sehr schnell, sein Gang aber langsam; er lockt beständig leise: Jß! iß! und schreit zuweilen sehr laut die einzelne Silbe: Reitsch ah! darzwischen, wel-

gelblichen Flecken; die Schwanzfedern wie die vordern Schwungfedern. — Bei dem Weibchen ist der Kopf hellbraun; eine weiße Linie über den Augen; der ganze Oberleib röthlichgrau, olivengrün überlaufen; die Schwungfedern sind dunkelbraun und die Schwanzfedern mit olivengrünen Rändern.

Sein Lockton ist Hüt und Tza! Sein Gesang gleicht einigermaßen dem der Bastardnachtigall. Er singt auch des Abends. In Deutschland wird er in allen wässerigen Gegenden, wo Schilf, Weidengebüsche und anderes Gesträuch ist, angetroffen. Als Zugvogel geht er zu Anfang des Septembers weg, und kömmt in der Mitte des Aprils wieder. — Er nährt sich von Wasserinsekten, Mücken, Ufermoos, Libellen, Florfliegen u. d. gl. schnappt sie sowohl im Fliegen weg, als sucht sie am Schilfe und Gebüsche auf.

Ins Schilf, und in dickes Gebüsch in und um den Sümpfen und Gewässern, macht er sein großes Nest nahe an die Erde von Grashalmen, und es enthält 5 bis 6 Eier, die schmutzigweiß und olivengrün gedüpfelt und gesprengt sind. In dem Bezirke seines Nestes leidet er keinen seiner Kameraden. Beide Eltern brüten gemeinschaftlich ihre Eier in 13 Tagen aus, und füttern ihre Jungen mit kleinen Insekten. Sie mausern sich gleich nach der Hecke im Julius, und werden oft die Pflegeeltern des jungen Kuckuks.

Man kann sie nur mit Mehlwürmern fangen, die man im Frühjahr auf einem aufgegrabenen Platz, den man mit Leimruthen besteckt, legt. Sonst muß man sich ihrer entweder durch eben diese Leimruthe über dem Neste bemächtigen, oder sie mit Pulver und Blei erlegen. — Sie nützen durch ihre Nahrungsmittel.

Rohrsperling, siehe Rohrammer.

Rollen, siehe Kloben und Ranzen.

Rolltuch, siehe Lauftuch.

Rollzeit, siehe Ranzzeit.

Rondung, siehe Runder Lauft.

Rose, Fr. la Fraise, Meule. Wird der krause breite Untertheil an jeder Stange des Hirschgeweihes genannt.

Rose, Lat. Rosa. Macht ein Geschlecht unter den Holzgattungen aus, wozu man in Deutschland überhaupt 6

verschiedene Arten rechnet, die sämtlich Stacheln führen, und in allerlei Boden, in Hölzern, auf Feldern und in den Hecken wild wachsen. Nur im wilden Zustande erscheinen sie einfach, und in diesem müssen sie auch untersucht werden. Alle einfache Rosen bringen fruchtbare Zwitterblüten. Aus der Mitte ihrer Blumendecke, die an allen Rosen kreuzförmig fleischig, am Halse zusammen geschnürt, an der Mündung fünfspaltig ist, kommen kürze haarähnliche Staubfäden hervor, deren Zahl sich von 20 bis auf 50 Stück beläuft. Die weiblichen Knöpfe sind im Menge auf dem Grunde der Blumendecke vorhanden. Jeder hat einen kurzen wolligten Staubweg, und eine stumpfe Narbe.

Die Rosen kann man zwar aus den Saamen erziehen, wenn man solchen im Herbst auf einen guten schwarzen Boden in Rinnen streut und mit ¼ Zoll guter Erde bedeckt; da aber das Wachsthum der jungen Saamenpflanzen sehr langsam von Statten geht, so bewirkt man die Vermehrung viel leichter durch Ableger und bewurzelte Schossen, wodurch man die Sorten beständig erhält und fortpflanzt.

Im 15ten Jahre wird bei den Rosen das Holz reif; dieses ist schön, und läßt sich im Kleinen wohl bearbeiten, wo es dann zu feinen niedlichen Sachen und zum Fourniren dienen kann. Die Rosen oder Blumen selbst haben vielfältigen Nutzen in Apotheken und zum Vergnügen. Sie werden bekanntlich zur Verfertigung des abgezogenen Rosenwassers gebraucht. Auch bereitet man daraus das Rosenöl. Die großen Hahnbutten (Früchte) sind eßbar, und dienen besonders zu Mußen. Die Schwämme sind officinell. Uebrigens aber gehören die Rosen in Absicht des Forstwesens unter die sehr unbedeutenden Sträucher.

1) Die Weinrose, lat. Rosa Eglanteria, Fr. Rosier églantier odorant, Engl. the sweet Briar; auch genannt: rostblättrige Rose (R. rubiginosa, Linn.), Eglanterrose, Engelthierrose, Eßigrose, Dünenrose, wohlriechender Hanbuttenstrauch, wohlriechender wilder Rosenstrauch, wilde Weinrose, rostfarbene Rose. Sie treibt flache, 1 Fuß tief und 2 Fuß in die Weite gehende Wurzeln. Die Rinde ist am jungen Holze glatt grün und am alten glatt grau. Die Blätter sind von Gestalt oval spitzig, und der Rand scharf gezahnt. Das Holz ist weißlich, hart und

mittelmäßig dauerhaft. Die röthliche Blüte erscheint im Junius und Julius; die etwas stachlichte Frucht ist eine dunkelrothe, runde, fleischige Kapsel, und enthält den Saamen (viele Steine), welcher im Oktober reif wird.

Dieser Strauch ist sehr ästig, breitet sich ungemein aus und bringt kleiner Laub und Blüte als die folgenden Arten. Er hat häufige und gerade Stacheln, auch einen angenehmen weinsäuerlichen Äpfelgeruch, welcher ihn von den andern Rosen ganz besonders unterscheidet. Das gefiederte Laub hat 5 auch 9 Blätterchen, die runder als andere sind, rauch an den Rändern, haarig und unterwärts sehr rauh. Die Blumen dieser Rose sind klein, weiß und sehr wohlriechend. Sie stehen auf stachlichen rostigen Stielen, welche zugleich kleine Blätter haben, und ihre Kelche sind mit einer feinen Wolle sehr dünne belegt. Die häufigen borstigen Auswüchse an den Zweigen dieser Art, entstehen durch den Stich eines Insekts.

2) Die große rauche Hagebuttenrose, lat. Rosa villosa, Linn. Fr. grand Rosier sauvage à fruit epineux, Engl. the Apple-bearing Rose; auch genannt: Große apfeltragende Heckrose, großer rauchblättriger Wiepenstrauch, große runde Hagebutte, rauche Hanebutte. Die Rinde ist am jungen Holze glattgrün, und am alten glatt braunroth. Ihre Stacheln sind breit und gekrümmt; die Blätter sind oval spitzig, doppelt scharf gezahnt, weißgrau, haarig, und haben rothe Stiele. Sie blüht im Junius, die Blumen sind roth, und unter allen Hagebutten am größten. Die Frucht ist bei ihrer Reife, im September, dunkel purpurroth. In den übrigen Stücken kömmt sie mit der vorhergehenden Art ziemlich überein.

3) Die blasse Feldrose, lat. Rosa canina, Linn. Fr. Rosier sauvage, Crate-Cul, Engl. the wild or Dog-Rose or Hep-Tree; auch genannt: Feldrose, Hundsrose, Heckrose, Dornrose, Hornrose, gemeine Rose, Zaunrose, wilder Rosenstock, Hagedornrose, Hagebuttenrose, Hambutten, Hambuttendorn, Hainbutten, Hahneklößgen, Hahnehödgen, Hagehüttchen, Hagehüften; Buttelhüsen, Hageholten, Haynhocken, Hiefe, Hüsen, Hiften, Hüfften, Wirbgen, Wiepenstrauch, Feldwiepen, Wiepken, Wipen, Arschkizeln, Schlaskunz, Schlaskunz.

Ist die gemeinste Art Rosen und überall sehr bekannt. Oft hat dieser Strauch eine niedrige kriechende Gestalt, bisweilen erlangt er aber eine Höhe von 12, 15 bis 18 Fuß. Die Rinde ist am jungen Holze glatt röthlich, und am alten glatt bräunlich. Das Holz ist weißlich, hart und wenig dauerhaft. Die Blätter sind oval spitzig, und unregelmäßig scharf gezahnt. Die röthlichgrünen Zweige führen unter sich krummgebogene röthliche Stacheln. Die Blüte ist blaßröthlich, und mehrere sitzen beisammen. Die Frucht ist eine Art ovale glatte, scharlachrothe Beere, welche unter den Namen Hüften, Hanebutten, Hagebutten, Hetschepetchen bekannt ist, und wird im Herbste nach erhaltener Reife eingesammelt, aufgeschnitten, von ihren stachlichen Saamen und der Blumendecke gereiniget und getrocknet oder eingemacht. Auch wird ein sehr angenehm schmeckendes Mus daraus bereitet. Die jungen Blätter des Strauchs geben einen wohlschmeckenden Thee. Die ausgewachsenen empfahl Gleditsch zum Gerben. Die jungen Triebe, welche bisweilen von einer kleinen Gallenfliege angestochen werden, pflegen alsdann in rauchhaarige, zottige Beulen auszuwachsen, die unter dem Namen Schlafäpfel (Rosenschwämme, Bedeguar off.) bekannt sind.

4) Die weiße Feldrose, lat. Rosa Alba, Linn. Fr. Rosier blanc, Engl. the white Rose. Dieser Strauch hat mit dem vorhergehenden vieles gemein, er ist höher, und etwas größer im Stamme, Zweigen und Laube. Die Blätter bestehen aus fünfen, an denen das äußerste das größte ist. Die Blumen, welche im Junius erscheinen, sind weiß und von bitterm Geschmack, sie stehen auf feinen stachlichten Stielen. Die Frucht ist oval und glatt, und bei der Reife dunkelroth.

5) Die gelbe Feldrose, lat. Rosa lutea. Ist ein kleiner Strauch, der nicht in allen Gegenden wild wachsend angetroffen wird. Er treibt viele hohe, dünne, stachlichte Zweige aus der wuchernden Wurzel. Die goldgelben Blumen kommen im Junius, früher als die der übrigen Rosen, zum Vorschein. Die Frucht ist rund und glatt, die Stiele sind nur ½ Zoll lang.

6) Die Erdrose, lat. Rosa spinosissima, Fr. petit Rosier très épineux à fleurs blanches, Engl. Dwarf scotch

Rose, Dwarf burnet-leaved Rose; auch genannt: Kleiner niedriger stachlichter Feldrosenstrauch, Bergrosenstrauch, Frauenrose, Mariendorn, Kornrose, Heidenrose, Haberrose, schottische Zwergrose, Bibernellbättrige Rose. Ist ein kleiner niedriger und sehr stachlichter Erdstrauch, der häufig in Hecken und Feldern gefunden wird. Die Blüte, welche im Junius hervorkömmt, hat weiße, unten gelbliche, zuweilen aber auch rothe Blätter, von angenehmen Geruch. Die Früchte werden beinahe kugelrund und zur Zeit der Reife dunkelroth.

Rosenstock. Ist die aus der Hirnschale kurz hervorstehende gefranzte flache Erhöhung und derjenige Ort, wo das Gehörne auf dem Kopfe des Hirsches festsitzt. Diese ringförmigen Erhöhungen behält der Hirsch dem ohngeachtet auf dem Kopfe, wenn er gleich das Gehörne abwirft.

Rosmarinandromede, Lat. Andromeda polifolia, Linn. Fr. l'Andromede, Engl. the Rosemary leaved Andromede; auch genannt: kleiner, wilder Rosmarin, kleine Kranze, Granze, Lavendelheide, Torfheide, Lohrosmarin, Rosmarinheide, falscher Kiehnpost, Poleiblättrige Andromeda. Ist immer grünes Laubholz, und ein kleiner schwacher Erdholzstrauch, welcher in wüsten Gegenden, zwischen den Forsten, Hügeln und Gebirgen, in den Niederungen und Torfbrüchen, und unter dem Kiehnpost gefunden wird.

Sie erreicht in 20 Jahren ihr vollkommenes Wachsthum; hat kriechende, zähe, ½ Fuß tief und 3 Fuß in die Weite gehende Wurzeln; die Rinde an ihren schwachen dünnen Stengeln ist in der Jugend rothbraun, im Alter braun, und diese Stengel endigen sich in weißliche feine Zweige, die oberwärts mit dunkelgrünen, unten weißgrauen, harten, langen, schmalen, ungezähnten, zurückgebogenen, und in Gestalt etwas veränderlichen Blättern des Rosmarins besetzt sind. Die fruchtbaren Zwitterblumen erscheinen im Mai, auf den Spitzen der Stengel an langen und dunkelrothen Stielen. In der Krone befinden sich 10 kurze Staubfäden mit niederhängenden Staubhülsen; der Staubweg ist lang, fällt nicht ab und endiget sich in eine zugerundete Narbe. Das Fruchtbehältniß ist eine stumpfe, fünfeckigte Kapsel,

die feine, ovale, staubartige Saamenkörner enthält, welche im September reif werden.

Von dem Holz ist noch kein besondrer Gebrauch bekannt. In Torfgründen trägt indeß dieses Erdholz durch seine kriechenden Wurzeln zur Vermehrung des Torfes bei. Sein herber zusammenziehender Geschmack empfiehlt es zu Versuchen zum Gerben, Färben und der Arzneikunst. In nördlichen Ländern bedient man sich desselben, statt der Gallâpfel, zum schwarzfärben. Schafe, auf Torfgründe getrieben, wo dieses Erdholz häufig wächst, bekommen Verstopfungen und erkranken.

Rosmarinweide, lat. Salix rosmarinifolia, Linn. Fr. le Saule à feuilles de Rômarin, Engl. the Rosemary-leaved Willow; auch genannt: schmalblättrige Grundweide; spitzblättrige Moorweide, feine kleine Haarweide, kleine Buschweide, Krebsweide, Girlweide, Strauchweide, Bandweide, kleine Silberweide. Ist sommergrünes weiches Laubholz, und als ganzer Strauch eine von denjenigen Weidenarten, die in Torfboden und in den niedrigen sumpfigten Ländereien wachsen und überhaupt das Wasser lieben.

Die schwarze faserige Wurzel läuft schräge, und treibt dünne, lange, schöne Ruthen, mit einer ins braungrüne fallenden Rinde, welche sehr zähe sind. Die stiellosen Blätter sind lanzetförmig, oben glatt, unten haarig, ungezahnt; die Spitzen sind rückwärts gebogen. Das Holz ist weiß, weich und nicht dauerhaft. Die männlichen Kätzchen haben in jeder Schuppe 2 Staubfäden mit gelben Staubbeuteln, und 2 Honigbehältnisse. Die Saamenkapseln der weiblichen Kätzchen sind länglich eiförmig, gelbgrün, bei der Reife bräunlich. Die Saamenwolle ist fein und weiß; das klein befiederte Saamenkorn wird im Junius reif.

Die feinen Ruthen dieser Weide dienen zu Wieden, Körben, Faschinen, Dämmen und allerhand Flechtwerk.

Rostweihe, lat. Falco aeruginosus, Linn. Fr. le Busard, Buff. Engl. the Moor-Buzzard, Penn. auch genannt: Moosweihe, Sumpfbussard, Brandgeier, Entengeier, Hühnerweihe, Hühnergeier, brauner Geier, brauner Rohrgeier, Wasserfalke, rostige Weihe, buntrostiger Falke (die Jungen), rostiger Falke. Gehört als Raub-

vogel unter die erste Ordnung, und ist von der zweiten Familie der Gattung der Falken eine Art, deren Wachshaut grünlich, der Körper braun ist, Scheitel, Kehle, Achseln und Füße aber gelb sind.

Er ist 23 Zoll lang, der Schwanz davon 8 Zoll, die Breite der Flügel 4 Fuß, diese bedecken den Schwanz fast gänzlich, und wiegt 20 Unzen. Der Schnabel ist 1¼ Zoll lang, scharfhaakig, schwarz, mit grüngelber Wachshaut; der Stern gelb; die langen dünnen Füße gelb, die Beine 3½ Zoll hoch, die mittlere Zehe 2¾ und die hintere 1¼ Zoll lang, die scharfen Nägel glänzend schwarz.

Der Scheitel ist röthlichgelb, braungestreichlt; der ganze übrige Oberleib chokolatbraun; auf jeder Achsel ein gelber Fleck; der Unterleib dunkelkastanienbraun; die Schwungfedern dunkelbraun; der Schwanz chocolatbraun, unten grau. — Das Weibchen ist größer als das Männchen, auf dem Kopf heller, an der Kehle gelb, und auf den Flügeln mit einigen weißgelben Flecken.

Er ist sehr gefrässig, in seinem Betragen dem Bussard ähnlich, doch minder träge, weshalb er auch für gefährlicher für das Federwildpret gehalten wird. Man sieht ihn fast immer auf der Erde sitzen, doch mit großer Wachsamkeit. Sein Flug ist schön, sanft, schwimmend, und fast immer in horizontaler Lage. Er soll sich auf die Kaninchen-, Rebhüner- und Wachteljagd abrichten lassen.

Diese Raubvögel, welche in Deutschland, besonders in Thüringen zu den gemeinsten gehören, halten sich in Vor- und Feldhölzern, im Gebüsche, in Hecken, nahe bei Teichen, Flüssen und Sümpfen lieber auf, als in tiefen Waldungen, und bleiben das ganze Jahr bei uns. Sie nähren sich von Wasserhühnern, Tauchern und Enten, stoßen auch auf die Fische. In Ermangelung dieser Nahrung verfolgen sie Schlangen und Frösche.

Ihr Nest findet man in ebenen, wässerigen und sumpfigen Gegenden nicht hoch über der Erde im niedrigen Gesträuche oder gar nur auf kleinen mit hohem Gras bewachsenen Hügeln. Es besteht aus Reisern und Federn, und enthält 3 bis 4 weißliche Eier, die das Weibchen in 3 Wochen ausbrütet. Die Jungen sehen anfangs wollig und weißgelb aus, werden aber bald ganz dunkelbraun. Nach

dem ersten Mausern werden sie rothbraun, auf dem Scheitel dunkelgelb, und an der Brust und den Schultern gelblich gefleckt.

Sie werden vom Fischaar verfolgt. — Sie sind schlau, und nur schwer dem Wind entgegen mit der Flinte zu hinterschleichen. — Ihr Nutzen und Schaden ergiebt sich aus dem vorhergehenden.

Rothbäuchige Schnepfe, lat. Scolopax subarquata, Linn. Ist, als Sumpfvogel, von der ersten Familie der Gattung der Schnepfen eine Art, bei welcher als Kennzeichen, der gekrümmte Schnabel und die Füße schwarz sind, der Unterleib rostroth. Sie hat die Größe einer Misteldrossel und ist 9 Zoll lang und 1 Fuß 5 Zoll breit. Der Schwanz ist 2 Zoll lang und die Flügel reichen über die Schwanzspitze hinaus.

Der Schnabel ist 1¾ Zoll lang, rund, dünn, schwarz, der Oberkiefer stumpf zugespitzt und etwas länger als der untere, die Nasenlöcher schmal und länglich; die Augenbraunen und die Kreise um dieselben weiß; die mit Schilden besetzten Füße schwarz, die nackte Haut über den Knieen ¾ Zoll und die Beine 1½ Zoll hoch, die Mittelzehe 1 Zoll und die Hinterzehe 1½ Linien lang, die äußere und mittlere Zehe im Winkel durch eine kleine Haut verbunden. — Der Kopf ist klein, der Hals mittelmäßig, oben dünn, wird aber bald stark, der Körper rund, und Schnabel und Beine sind dünn.

Das Gesicht ist weiß, rostfarbenroth gefleckt, der Scheitel ist schwärzlich; der Hinterhals röthlichaschgrau; der Rücken und die Schulterfedern schwarz, weißlich gesprengt; der Bürzel aschgrau, die mittelmäßigen obern Deckfedern des Schwanzes weiß mit schwarzen Querbänden; die langen untern Deckfedern des Schwanzes weiß mit dunkelbraunen Flecken; die Wangen und der ganze Unterleib rostfarbenroth, an den Seiten des Halses mit schwarzen Punkten, übrigens etwas weiß gewölkt; die Deckfedern der Flügel dunkelröthlichaschgrau, weißgrau gerändet; die erste Ordnung Schwungfedern und ihre Deckfedern schwärzlich, erstere mit weißen Schäften und letztere mit weißen Spitzen, die hintern Schwungfedern dunkelbraun und weiß, die vier letztern schwärzlich mit weißen Spitzen; die Unter-

flügel weißgrau, an den Deckfedern dunkelbraun gefleckt; der abgerundete Schwanz bläulich aschgrau, inwendig und am Rande weißlich, unten weißgrau. — Das Weibchen hat gleiche Größe mit dem Männchen, ist aber auf dem Rücken schwarz, mit rosifarbenen, weißen und aschgrauen Flecken, an der Kehle weiß und am Bauche mit mehr Weiß gemischt.

Diese schöne Schnepfe ist schlau und scheu, läßt den Jäger so nahe an sich kommen, daß er fast auf sie tritt, und fliegt dann erst blitzschnell in einem Zickzack fort, daß er selten eine aus der Luft schießen kann. Ihr Geschrei, das sie in Gefahr von sich giebt, klingt Iß! iß! — Große Moore, sumpfige Wiesen, und diejenigen Oerter, wo Flüsse und Teiche oft austreten, wählet sie zu ihrem Aufenthalte. In der Mitte des Märzes, wenn der Schnee schmelzt, kömmt sie in kleinen Heerden an, und in der letzten Hälfte des Oktobers zieht sie wieder weg. — Sie nährt sich von Insekten, Würmern, kleinen Schnecken, Grasspitzen und Graswurzeln, und im Frühling auch von grüner Saat; man findet sie zu allen Jahrszeiten vollkommen fleischig und eßbar, und sie giebt die delikatesten Schnepfengerichte.

In April legt sie auf einen Maulwurfs- oder Grashügel in eine kleine Aushölung, ohne alle Zubereitung, 4 bis 5 gelbliche mit dunkelbraunen Flecken gezeichnete Eier. Diese werden in 16 Tagen vom Weibchen ausgebrütet, und die Jungen laufen sogleich ins Gras und nehmen ihre von der Mutter vorgezeigte Nahrung auf. Es hält aber schwer, wenn man auf eine Familie stößt, die Jungen zu finden, ob man sie gleich vor sich hinlaufen sieht, so gut wissen sie sich ins Gras zu verstecken und anzudrücken.

Die Feinde der Alten sind verschiedene Raubvögel und von den Rabenkrähen hat besonders ihre Brut viel auszustehen. — Nur im März glückt es dem Jäger zuweilen auf Sümpfen und Rieden eine im Laufen oder im Fluge mit der Flinte zu erlegen. Sonst fängt man sie am sichersten in Schlingen, die man in ihre gewöhnlichen Gänge stellt.

Rothbläschen, siehe Wasserhühnchen.

Rothbuche, siehe Mastbuche.

Rothdrossel, Lat. Turdus iliacus, Linn. Fr. le Mauvis, Buff. Engl. the Redwing, or Wind Trush.

?enn. auch genannt: Weindrossel, Winterdrossel, Bunt-
rossel, Heidedrossel, Bergdrossel, Walddrossel, Wald-
röschel, Heidcziemer, Behende, Bäuerling, Weingart-
ogel, Weisel, Weizel, Winsel, Bitter, Gererle, Girerle.
Ist ein Singvogel, und von der Gattung der Drosseln eine
Art mit folgenden Kennzeichen: Die Flügel sind inwendig
raunroth, und an den Seiten des Halses liegt ein dunkel-
elber Fleck, so wie ein gleicher etwas hellerer über die Au-
en geht.

Sie ist 9 Zoll lang und 1 Fuß 4 Zoll breit. Der
Schwanz mißt 3 und einen halben Zoll und die Flügelspiz-
en liegen auf zwei Drittheile in den Schwanz hinein. Sie
iegt 2 und eine viertel Unze. Der Schnabel ist 8 Linien
ang, schwärzlich, und nur die Wurzel des Unterkiefers und
ie Ecken sind hellgelb, die Nasenlöcher eirund, der Augen-
ern nußbraun, die Augenlider gelblich, die Beine blaß-
rau, die Zehen hellgelb, die Nägel hornbraun, die ge-
hilderten Beine 1 Zoll 2 Linien hoch, die mittlere 1 Zoll
Linien und die hintere 10 Linien lang.

Kopf, Oberhals, Rücken, Schulterfedern, mittel-
äßige Steißfedern, kleinere Deckfedern der Flügel sind
ivenbraun; von den Nasenlöchern an läuft bis weit hinter
e Augen ein weißlichgelber Streifen; die graubraunen, gelb-
h gestrichelten Wangen umgiebt ein ähnlicher, welcher an
r Seite des Halses dunkelgelb wird; Kehle, Hals und
rust sind weißlichrostgelb, mit vielen dunkelbraunen Flek-
n, der übrige Unterleib weiß, an den Seiten olivenbraun
fleckt; die Seiten und untern Deckfedern der Flügel sind
angeroth, die großen Deckfedern der Flügel und die
chwungfedern dunkelbraun, mit röthlichgelben und weißen
pitzen, die mittlern Schwungfedern an der Spitze breit
d mit einem Federzäckchen gespitzt, die Unterschwingen
hbraun angeflogen, der Schwanz durch die zugespitzten
dern ein wenig scharf gespalten, graubraun, unten asch-
u, an den Seiten olivengrau. — Das Weibchen ist
ganzen Leibe heller; der Strich über den Augen ist fast
iß, der Fleck an den Seiten des Halses hellgelber, die
undfarbe des ganzen Unterleibes weiß, an dem Halse

bloß ins Gelbliche spielend, die Flecken an der Brust grau-
braun, der After ungefleckt und die Farbe der Unterflügel
nicht so hoch.

Sie ist scheu, lockt nur leise und langsam ein zischen-
des St! St! und hat daher den Namen Zippdressel, der
ihr so oft beigelegt wird, mit Unrecht. Sie leben gesell-
schaftlich, daher man sie immer in Schaaren, und auch ver-
einter zusammen antrifft. Sie wohnen in Europa, kom-
men nach Deutschland nur als Zugvögel, nämlich in der
Mitte oder zu Ende des Oktobers in kleinen und großen
Schaaren, lagern sich vorzüglich in Laubhölzern, gehen in
wärmere Gegenden, und nur einige wenige bleiben in Hek-
ken, und nähren sich im Winter kümmerlich von Weißdorn-
Hartriegel- und Kreuzdornbeeren. Zu Ende des März
und den ganzen April durch ziehen die zurückkommenden
Schaaren wieder durch Deutschland in nördlichere Gegen-
den, um da ihre Brut zu verrichten.

Im Sommer nähren sie sich von Insekten und Regen-
würmern, im Herbst aber von Vogel- Wein- Kreuzdorn-
und andern Beeren und werden sehr fett. — Ihre Feinde
sind die Raubvögel, welche sie auf ihren Reisen verfolgen.

Sie sind schwer zu schießen, fangen sich aber leicht auf
dem Heerde und in der Schneuß. Auf den Heerd hat man
nur einige Lockvögel nöthig; denn sie fliegen auch auf den
Ruf der Singdrossel auf. Sie machen den dritten Strich
der Schneußvögel aus. — Sie nützen durch ihr wohl-
schmeckendes, leicht verdauliches und gesundes Fleisch. —
In Frankreich sollen sie an den Weintrauben großen Scha-
den thun.

Abänderungen von ihr sind: 1) die bunte Rothdrossel
(Turdus iliacus varius); 2) die weiße Rothdrossel (Tur-
dus iliacus albus); 3) die Rothdrossel mit der weißen
Schwanzbinde.

Rothe Eiche, s. Eiche.

Röthelweihe, s. Thurmfalke.

Rother Hollunder, s. Hollunder.

Rothfaul, Rothholmig, Fr. Bois rouge, Bois échauffé
heißt, wenn ein Baum durch Harzlachen, Eisklüfte und

ergl. eine Oefnung in der Rinde bekommt, und das Wasser von Thau und Regen eindringen kann, so daß das Holz oth und endlich faul wird. Dergleichen geschieht auch bei en Tannen, wenn sie lange über die Zeit ihres vollkommenen Wachsthums stehen bleiben, und davon nach und nach bsterben, so daß sie für Alter zu einem röthlichen Pulver erfaulen.

Rothfink, s. Fink.

Rothfüßige Schnepfe, lat. Scolopax Calidris, Linn. fr. le Chevalier aux pieds rouges, Buff. Engl. the ιedshank or Poolsnipe, Penn. auch genannt: Rothfuß, Rothbein, kleiner Rothschenkel. Ist ein Sumpfvogel und on der zweiten Familie der Gattung der Schnepfen eine Art, deren Schnabel gerade und roth, die Füße orangenroth, und die Schwungfedern der zweiten Ordnung weiß ind.

Sie ist 12 und einen halben Zoll lang, 1 Fuß 8 Zoll reit, und der Schwanz 3 Zoll lang, bis zu dessen Spitze eichen die Flügel. Der Schnabel ist über 2 Zoll lang, laßroth und nur an der Spitze schwarz, der Augenstern othbraun, die geschilderten Füße orangengelb oder roth, ie Klauen schwarz, die Schenkel 1 Zoll 4 Linien weit ιackt, die Beine 1 und einen halben Zoll hoch, die Mittelehe 1 Zoll 5 Linien und die hintere 8 Linien lang.

Die Federn des Oberleibes sind graubraun, aschgrau ind schwarz gezeichnet, und haben einen grünen Widerchein; über die Augen geht ein weißer Strich; die Wanjen sind graubraun, schwärzlich gestrichelt; die langen unern Deckfedern des Schwanzes sind schneeweiß; der Untereib ist weiß, nur der Hals ist röthlich aschgrau mit weiß geändeten Federn, und die Seiten sind grau gefleckt; die ιordern Schwungfedern sind schwarzbraun, gegen die Spitze zu weiß gesäumt, die mittlern auf der äußern Fahne ιunkelbraun, auf der innern weiß und grau gestreift, und ιeiß eingefaßt, die vier letztern dunkelbraun und schwarz jefleckt, die 12 Schwungfedern dunkelbraun mit weißlichen Spitzen, die vier mittelsten aber und die beiden äußersten uf beiden Seiten haben schwarze Querlinien.

Diese Schnepfenart trifft man in Europa, Amerika ꝛc. vorzüglich an den Seeufern an, doch hält sie sich in Deutschland an den Seen, Morästen und großen Teichen auf. Sie lebt nicht in allzugroßen Gesellschaften, ist nicht scheu, sondern verläßt sich auf ihre langen Füße, durch welche sie im Schilf und Gras unglaublich schnell entschlüpfen kann. Sie hält sich in sumpfigen Gegenden auf, nistet daselbst, legt 4 weißlichgrüne, schwarzgefleckte Eier, und nährt sich von Regenwürmern und kleinen Erd- und Wasserschnecken. Ueber ihrem Neste schwebt sie, sobald man sich demselben nähert, in weiten und engen regulairen Kreisen herum, so daß man es leicht finden kann, wenn man es in in dem Mittelpunkte dieser Kreise sucht.

Die Jungen sehen, ehe sie sich mausern, auf dem Oberleibe graubraun aus mit grünem Schimmer, und haben am Kopfe bis zur Mitte des Rückens Längsstreifen, übrigens aber bis zur Schwanzspitze Querstreifen; am Unterleibe sind sie hellgrau, und haben unzählige Längsstreifen.

Rothhals, s. Tafelente.

Rothhänfling, s. Hänfling.

Rothhuhn, lat. Tetrao rufus, Linn. Fr. la Bartavelle ou Perdrix rouge de l'Europe, Buff. Engl. the Güernsey Partridge, Lath. auch genannt: rothes Rebhuhn, griechisches Rebhuhn, Berghuhn, Steinhuhn, rothes europäisches Rebhuhn, italiänisches Rebhuhn, welsches Rebhuhn, rothfüßiges Rebhuhn, Pernise; Crainisch: Eretorna. Gehört unter die Ordnung der Hausvögel, und ist von der zweiten Familie der Gattung des Waldhuhns eine Art, die sich von den übrigen dadurch unterscheidet, daß Schnabel und Füße roth sind, die Kehle weiß und mit einer schwarzen weiß punktirten Binde eingeschlossen ist.

Man findet es im südlichen Deutschland, und ist größer als das Rebhuhn, nämlich 14 und einen halben Zoll lang und 1 Fuß 9 und einen halben Zoll breit. Der Schwanz mißt 3 und einen halben Zoll, und die Flügel reichen kaum über den Anfang des Schwanzes hinaus. Der Schnabel

ſt 11 Linien lang und hochroth, der Augenſtern gelbroth; die geſchuppten Füße ſind blaßroth, die Nägel dunkelbraun, die Mittelzehe 1 Zoll 9 Linien lang, die hintere 6 Linien und über derſelben ſteht ein ſtumpfer Sporn.

Der Vorderkopf iſt graubraun, der Hinterkopf rothbraun, mit zwei ſchiefen ſchwarzen Flecken auf jeder Feder, der Oberhals rothbraun, der Rücken, die Flügel und der Bürzel aſchgraubraun, hinter den Augen ein ſcharlachrother warziger Augenfleck, die Augenlider ebenfalls roth, die Wangen, Kehle und der ganze Vorderhals weiß; dieſe weiße Farbe wird von einer ſchwarzen Binde eingeſchloſſen; die Bruſt iſt blaß aſchgrau, der Bauch, die Seiten, Schenkel und der After gelbroth, die Seiten mit weißen, ſchwarzen und orangerothen Streifen, die Schwungfedern graubraun; der Schwanz beſtehet aus 16 Federn, wovon die 4 mittlern graubraun ſind, die nächſten 5 auf jeder Seite von eben der Farbe, aber mit gelbrother Auſſenſeite, die 5 äuſſern gelbroth an beiden Seiten. — Das Weibchen iſt am Vorderhalſe ſchmuzig weiß, die Einfaſſung iſt nicht ſo ſchön ſchwarz und weiß gefleckt, und der Oberleib iſt mehr aſchgrau.

Mit dem Rebhuhn hat es faſt gleiche Lebensart, bewohnt aber mehr die hohen waldigen Gegenden, als die Ebenen, daher es der Jäger mit mehr Mühe in den Gebüſchen aufſuchen muß. Im Winter verbirgt es ſich in den Felſenlöchern und andern Steinhöhlen. Das Weibchen legt 16 bis 18 weiße, mit vielen rothen Flecken beſprengte Eier auf die bloße Erde, und zwar gern zwiſchen und unter Steine, und wird während dem Brüten vom Männchen ganz verlaſſen. Außer der Begattungszeit leben ſie familienweiſe, wie die Rebhühner. Zur Zeit der Paarung ſchreien die Männchen ſehr, und kämpfen dann auch mit ihren Nebenbuhlern. Weder Junge noch Alte ſind leicht zu zähmen.

Sie nähren ſich von Körnern, allerhand Sämereien, Kräutern, Inſekten, beſonders Ameiſeneiern. In den Ebenen haben ſie einen geraden und ſchnellen, aber ungleich ſchwerern und geräuſchvollern Flug als die Rebhühner.

Wenn sie unverhofft verfolgt werden, so fliegen sie nach dem Gehölzen, setzen sich da wohl gar auf die Bäume, oder scharren sich auch wohl unter das Moos. Sie fliegen weder wie die Rebhühner, gemeinschaftlich auf, noch nach einerlei Seite, noch rufen sie sich nach der Zerstreuung wieder zusammen. Dahero behaupten die Jäger, daß wenn man auf der Jagd auf ein Volk stoße, man sie alle nach und nach einzeln herabschießen könne, da immer nicht mehr als eins sich erhöbe und davon flöge.

Zur Paarungszeit (Falzzeit) werden die Männchen mit Schlingen und Netzen gefangen, auch öfters mit den Händen gegriffen. Man pflegt sie auch mit den locktönen des Männchens oder Weibchens zu der Zeit, wie die Wachteln, in vorgestellte Netze zu locken. — Ihr Fleisch wird weit delikater als das Fleisch des gemeinen Rebhuhns gehalten.

Rothkehlchen, Lat. Motacilla Rubecula, Linn. Fr. la Rouge-gorge, Buff. Engl. the Red-breast, Penn. auch genannt: Rothbrüstchen, Rothköpfchen, Waldröthlein, Rothbart, Kehlröthchen; Crainisch: Schmarnza, Taschitza, Taschtza. Ist als Singvogel von der zweiten Familie der Gattung der Sänger diejenige Art, die sich von den übrigen durch orangenrothe Kehle und Brust unterscheidet.

Es ist 6 und einen halben Zoll lang, und 9 Zoll breit. Der Schwanz 2 Zoll 8 Linien lang, und wird die Hälfte von den Flügeln bedeckt. Der Schnabel mißt 5 Linien, ist rund, der Oberkiefer etwas übergehend, hornbraun, die Wurzel der unter Kinnlade so wie der Rachen hellgelb, der Augenstern graubraun, die geschilderten Füße schwarzbraun, die Beine 1 Zoll 1 Linie hoch, die Mittelzehe 9 Linien, und die hintere 7 Linien lang mit schlanken spitzigen Krallen.

Die Stirn, Wangen und Unterleib bis zum Bauch sind tief orangenroth, der Oberleib und die Deckfedern der Flügel schmutzig olivengrün, die kurzen Steißfedern und die Seiten heller, die Seiten der Brust und des Halses schön aschgrau; auch die orangenrothe Stirn ist bei den al-

ten Männchen nach dem Scheitel zu aschgrau eingefaßt, der Bauch weiß, die mittelmäßigen Afterfedern schmutzigweiß, olivengrün überlaufen, die Schwung- und Schwanzfedern dunkelbraun hellolivengrün gerändet, die 5 bis 8 großen Deckfedern der mittlern Schwungfedern grau, mit orangengelben dreieckigen Fleckchen an den Spitzen, welches die Vogelsteller Spiegel nennen; die Unterflügel sind graulichweiß, und die Flügelecken rothgelb. Um den Schnabelwinkel stehen einige schwarze Barthaare.

Das Weibchen ist etwas kleiner, an der Brust bläßser, die Füße fleischbraun, und mehrentheils fehlen die gelben Punkte an den Spitzen der großen Deckfedern der Flügel, doch haben die sehr alten auch gelbe Strichelchen daselbst. — Die einjährigen Männchen, welche man im Frühjahr fängt, sehen dem Weibchen am ähnlichsten, haben nur kleine oder fast gar keine Spiegel, eine dottergelbe Brust, aber allezeit schwarzbraune Füße.

Die Lockstimme des Rothkehlchens Sisi, sisi, sri! so wie sein Gesang ist allenthalben bekannt, da es allenthalben in ganz Deutschland, wo nur Hecken sind, wenigstens zur Strichzeit im Frühjahr und Herbst diesen Vogel giebt. Es hat ein sehr munteres Naturell, ist beständig in Bewegung, hüpft und fliegt bald hier bald dorthin, schlägt den Schwanz in die Höhe, macht beständig Verbeugungen, fast bei jedem Sprunge, und ruft dazu sein Sisri! In der Stube ist es sogleich zahm, ist außerordentlich zänkisch, und leidet seines Gleichen nicht neben sich.

Auf seinem Zuge trifft man es in Menge in allen Hekken und Gebüschen an, im Sommer aber nur in großen Waldungen. Sie lieben mehr die Thäler als die Hügel; daher kömmt es, daß man sagt, sie wohnten so gern an dem Wasser. Sie kommen in der Mitte des Märzes von ihren Wanderungen zurück, streichen dann wohl 14 Tage bis 3 Wochen in niedrigen Hecken herum, und begeben sich dann erst in die nahen, dann in die tiefen Berge hinein. Im Oktober durchstreichen sie alle Gebüsche und gehen wieder langsam weg. — Merkwürdig ist noch, daß man keinen Flug von ihnen durch die Luft streichen sieht, ob sie gleich

ziemlicher Anzahl beisammen ziehen müssen, daher zu glauben ist, daß sie des Nachts entweder sehr hoch in der Luft oder sehr tief von einer Hecke zur andern ziehen.

Sie nähren sich von Insekten, Fliegen, Mücken, Haften und dergl. Regenwürmern und allerhand Beeren, Heidelbeeren, Johannisbeeren, Berghosderbeeren, schwarzen Hollunderbeeren, und im Nothfall und besonders im Winter auch von Pfaffenhuthsbeeren. Im Zimmer nimmt es mit allen vorlieb, und frißt besonders den jungen Käse sehr gern. In der Stube läßt man es herumfliegen, um die Fliegen wegzufangen, und in den Kammern herumlaufen, um sie von Flöhen zu reinigen. Es verlangt nicht allein täglich frisches Wasser zum Trinken, sondern auch zum Baden.

Es nistet des Jahrs zweimal auf die Erde ins Moos, in Steinritzen, unter die Wurzeln der Bäume, in hohle Baumstrünke, in Maulwurfslöcher, und andere Löcher und Ritzen. In das schlecht gebaute Nest legt die Mutter 4 bis 7 Eier, deren Grundfläche gelblichweiß ist mit einzelnen rothgelben zerflossenen Punkten und Strichen, die sich am obern Ende in einen hellbraunen Ring verwandeln, und brütet sie in 13 Tagen in Gesellschaft des Vaters aus. Die Jungen sind Anfangs so voller gelber Wolle, wie die jungen Hühnchen, und werden alsdann grau mit einer schmuzziggelben Einfassung. Nach dem ersten Mausern erhalten sie erst die orangenrothe Kehle. Sie hüpfen bald aus dem Neste. — Das Rothkehlchen paart sich auch mit der Nachtigall und der Braunelle in großen Vogelhäusern in Gärten.

Die Rothkehlchen bekommen im Zimmer oft den Durchfall, wofür man ihnen etliche Spinnen hinwirft. — Von der Schwind- oder Dürrsucht befreien sie oft einige Mehlwürmer. — Von vielen Regenwürmern machen sie sich auch dick und sterben; Mehlwürmer und Spinnen kuriren sie auch oft wieder.

Feinde der Rothkehlchen sind die Füchse, Baummarder, Wieseln und dergl. welche die Brut zerstören, und der Sperber, Thurmfalke und Baumfalke, welche die Erwach-

fenen auf ihren Wanderungen verfolgen. Auch werden sie von Milben und der Schwalbenlausfliege geplagt.

Mit der Flinte und dem Blasrohre lassen sie nahe genug an sich kommen. — Im Frühjahr, wenn sie sich in Hecken aufhalten, steckt man einige lange Stöcke quer aus der Hecke, besteckt diese mit Leimruthen, und zwei Personen schlagen dann sanft an die Hecken; dadurch lassen sie sich auf die Leimruthen treiben und fangen sich auf diese Art in Menge. So bekömmt man auch Blaukehlchen, Nachtigallen, einige Grasmückenarten, Zaunkönige, Meisen, Braunellen und Goldhähnchen.

Noch häufiger fängt man die Rothkehlchen im Herbst in der Schneuß, vorzüglich wenn man schwarze Hollunderbeeren vorhängt. — Im Frühjahr geht es auch, wenn man einen bloßen Platz macht, und Regenwürmer oder Mehlwürmer dahin streut, unter die Leimruthen und in den Meisenkasten. — Mit der Eule kann man sie auch in der Meisenhütte auf den Kloben und den Leimruthen fangen.

Sie nützen durch ihr gutes und gesundes Fleisch. Im Zimmer schätzt man sie wegen ihres Gesanges, und wegen Wegfangung der Fliegen und andern Ungeziefers.

Varietäten von ihnen sind: 1) das weiße Rothkehlchen (Motacilla Rubecula alba); 2) das weißbrüstige Rothkehlchen (Mot. Rub. leucothorax); 3) das bunte Rothkehlchen (Mot. Rub. varia); und 4) das Rothkehlchen von Bologna (Rouge-gorge de Bologne).

Rothköpfige Würger, lat. Lanius Collurio, Fr. la Pie-grieche rousse, Buff. Engl. de Wood-chat, Penn. auch genannt: der mittlere Neuntöder, Krückelster, der Rothkopf, große rothe Neuntöder, Finkenwürgvogel. Er gehört unter die Ordnung der Raubvögel, und ist von der Gattung der Würger eine Art, deren Schwanz zugerundet, der Hinterkopf und Nacken rothbraun, der Rücken schwarzbraun ist.

Dieser Vogel ist in Deutschland fast allenthalben bekannt, 8 Zoll lang, der Schwanz 3 und 3 Viertel Zoll, und 1 Fuß 1 Zoll breit. Die Flügel bedecken den dritten Theil des Schwanzes. Der Schnabel ist 9 Linien lang,

stark, zusammengedruckt, mit einem merklichen Zahn, oder kleinen Haken, runden offenen Nasenlöchern, einzeln rückwärts stehenden Bartborsten an der Wurzel des obern Kiefers versehen und schwarzblau, die Zunge an der Spitze roth; die Augen sind gelblichgrau, die Augenlider grüngelb, die Beine 1 Zoll hoch und mit den Zehen, die vorne wenig gekrümmte Nägel haben, schwarzblau, die mittlere Zehe 11 Linien und die hintere 8 Linien lang.

Der Kopf ist stark; mit der schwarzen Stirn verbindet sich ein schwarzer Streifen, der durch die Augen bis hinter die Ohren läuft; der Hinterkopf und Nakken sind schön rothbraun, der Rücken schwarzbraun, der Mittelrücken röthlichaschgrau, die obern Deckfedern des Schwanzes gelblichweiß; einige große weiße Achselfedern bilden, wie bei der Elster, einen großen weißen Fleck an beiden Seiten des Rückens; über der Nase hebt die gelblichweiße Farbe, die den ganzen Unterleib bedeckt, mit zwei Punkten an; die Seiten sind etwas röthlicher und unmerklich grau gewässert; die kleinen Deckfedern der Flügel sind schwarzbraun, gelblichweiß gerändet, die größern und die Schwungfedern schwarz, die erste Ordnung mit großen weißen Wurzeln, wodurch ein weißer Fleck entsteht, die zweite Ordnung, so wie die großen Deckfedern, mit gelblichweißen Spitzen, der Schwanz, wie die Flügel, schwarz ins Bräunliche übergehend, die äußerste Feder etwas kürzer, weiß, nur in der Mitte mit einem schwarzen Fleck, die übrigen nach der Mitte zu mit weißen Spitzen und immer abnehmenden weißen Wurzeln, so daß die mittelste ganz schwarz ist; die Unterflügel sind hellgrau. — Das Weibchen hat weniger Schwarzes und Braunes als das Männchen; überhaupt sind die Farben blässer und mehr abgeschossen, ähnelt aber sonst dem Männchen im Ganzen.

Dieser Vogel ist, weil er so zänkisch ist, an mehrern Orten unter dem Namen des Finkenbeissers bekannt. Er ist von großer Gelehrigkeit, setzt sich auf die Baumspitzen und singt den Gesang der meisten Vögel, die um ihn sind, nach. Zwischen diese Gesänge mischt er einige unangenehme kreischende Strophen aus seinen eigenen Mitteln. Seine

ockstimme ist ein rauhes: Aetsch, äätsch! oder der Ruf des Sperlings; im Affekte aber schreit er in einem weg: Gäck, Gäck, Gäck! — Wegen seines Fluges und besonders wegen seiner weißen Flügelzeichnung heißt er in Thüringen Waldelster.

Als Zugvogel kömmt er in den letzten Tagen des Aprils in, und zieht in der Mitte des Septembers wieder weg. Auf seinem Zuge fliegt er familienweise von einem Baum und Strauch zum andern, und verliert sich so unvermerkt. Im Sommer wohnt er nicht nur in Gebirgen und Wäldern, n den Gegenden der Viehtristen, sondern auch und vorzüglich in Ebenen, und zwar da in Menge, wo die Pferde Tag und Nacht auf eingeschränkten Weideplätzen sich aufhalten, wenn nur Bäume, Gärten oder Hecken in der Nähe sind.

Er nährt sich daher vorzüglich von Roß- und andern Mistkäfern; auch frißt er allerhand Heuschrecken und Insekten. Zu Ablösung der harten Flügel von allen diesen Insekten war ihm sein scharfer und starker Schnabel nöthig. Er gehört also nicht in dem Verstande zu den Raubvögeln, wie der große graue Würger, und nur junge ohnmächtige Vögel werden ihm zuweilen zu Theil, und Eidechsen.

In Wäldern, Gärten und Feldern nistet er auf hohe Bäume in dichte Zweige, baut ein großes Nest, und legt gewöhnlich 6 weißliche, ins Grüne schillernde Eier hinein, die mit bräunlichen, bläulichen und blaßröthlichen Flecken besetzt und in 15 Tagen ausgebrütet sind. Selten findet man das Nest im Felde auf hohen Schlehen- und Masholderbüschen. Die Jungen sehen bis zum Mausern oben schmutzigweiß und dunkelaschgrau geschuppt, unten schmuzigweiß und grau gewölkt, und an den Flügelfedern stark rostfarben kantirt aus. Der Schwanz und die Schwingen sind schwarzgrau.

Da er nicht sonderlich scheu ist, so ist er im Herbst und Frühjahr, wo man ihn allenthalben auf den Feldbüschen sitzen sieht, mit dem Schießgewehr leicht zu erlegen. — In sandigen Gegenden, wo die Maulwurfsgrillen dem Landmann großen Schaden thun, ist er vorzüglich nützlich.

Rothſchwänzchen, gemeines, lat. Motacilla nicurus, Linn. Fr. le Roſſignol de muraille, Engl. the Redſtart, Penn. auch genannt: Rothſch Röthſtärt, Rothſterzchen, Rothbrüſtlein, Röthling, tenröthling, Gartenrothſchwänzchen, Schwarzkeh Mauernachtigall, Hausrothſchwänzchen, Hausrothſ fel, Saulocker, Fritzchen. Iſt ein Singvogel und vo zweiten Familie der Gattung der Sänger eine Art, be cher der Oberleib bläulichgrau, die Kehle ſchwarz, die und der Schwanz roſtroth iſt.

Es iſt 6 Zoll lang und 9½ Zoll breit. Der Sch mißt 2½ Zoll und die Flügel legen ſich auf der Hälfte d ben zuſammen; es wiegt 1 Loth. Der Schnabel iſt nien lang, rund zugeſpitzt, ſchwarz, an den Winkeln inwendig gelb; der Augenſtern ſchwarz, die geſchilder Füße desgleichen, die Zehen ſchlank und fein, die Näg ſpitzig, die Beine 11 Linien hoch, die Mittelzehe 9 Linie lang, und 8 die hintere.

Eine Einfaſſung des Oberſchnabels, ſo wie Wange und Kehle ſind ſchwarz, letztere weiß beſpritzt, der weiße Vo derkopf verliert ſich in einen weißen Streifen über die Augen Hinterkopf, Hinterhals, Rücken, Schultern und kleine Deckfedern der Flügel ſind dunkelaſchgrau, röthlich überla ſen; die mittelmäßigen Steißfedern roſtroth; die Bruſ Seiten, und der Oberbauch roſtroth; letzterer weiß gewölkt der Unterbauch und die mittelmäßigen Afterfedern roſtgelb; di großen Deckfedern der Flügel und ihre Schwungfedern dun kelbraun, roſtgelb eingefaßt; der Schwanz gerade, roſtroth, die beiden mittlern Federn dunkelbraun. — Das Weib chen iſt oben röthlich aſchgrau; die Kehle weißlich, nu ohngefähr vom fünften bis ſechſten Jahre an ſchwarz und wei gewölkt; die Bruſt ſchmutzig roſtfarben, weiß gewäſſert; der Bauch ſchmutzigweiß; der Steiß röthlich gelb; die grö ßern Deckfedern der Flügel und die hintern Schwungfedern roſtfarben eingefaßt.

Nur nach dem erſten Mauſern bekommen Männchen und Weibchen erſt dieſe beſtimmte Farbe, und die jungen

Männchen ſind alsdann noch überdies an der ſchwarzen Bruſt mit Weiß überzogen, welches ſich erſt im folgenden Sommer verliert; auch an der Stirn haben ſie nur einen weißen Streifen, der über die Augen läuft, und an dem Bauche ſind ſie mehr weiß als roſtgelb.

Das Rothſchwänzchen iſt ein lebhafter Vogel, deſſen Körper und Schwanz ſtets in Bewegung iſt; fliegen und hüpfen verrichtet es mit Schnelligkeit. Im Herbſt und Frühjahr hält es ſich im niedern Gebüſche, im Sommer aber ſucht es hohe Bäume und Dachforſte auf, und ſingt auf denſelben einige Strophen, die es noch mit einigen aus dem Geſange des Singvogels vermehrt. Seine Lockſtimme iſt ein helles: Hüt, hüt! Hüt, hüt, ditdit! das im Zorne noch mit einem ſchnalzenden Tzä! begleitet wird. Es läßt ſich zähmen, will aber anfänglich nichts als Mehlwürmer und Ameiſeneier, und im Herbſt noch ſchwarze Hollunderbeeren haben.

Als Zugvögel halten ſie ſich den Winter über in wärmern Gegenden auf, verlaſſen uns alſo in der erſten Hälfte des Oktobers, und kommen zu Ende des Märzes oder Anfang des Aprils wieder zurück. Im Herbſt und Frühjahr halten ſie ſich einige Zeit in Hecken und niederm Gebüſche auf; im Sommer aber findet man ſie in Gärten, um die Flüſſe herum in den Weidenbäumen, auch in den Laubhölzern, und zwar in den tiefſten Wäldern. Diejenigen, welche in Gärten wohnen, gehen auch in die Städte, ſetzen ſich auf die Mauern und Häuſer und vergnügen durch ihren Geſang. — Sie nähren ſich von verſchiedenen Arten fliegender Inſekten, freſſen aber auch außer dieſen Regenwürmer, Johannisbeeren, und im Herbſt Hollunderbeeren.

Ihr aus Grashalmen, Federn und Haaren ſchlecht zuſammen gewebtes Neſt, machen ſie in Baumhölen, beſonders in die Löcher der Weidenbäume, und man findet gewöhnlich 5 bis 7 apfelgrüne, ſehr zugeſpitzte Eier darin. Sie werden 14 Tage bebrütet, und ſobald die Schwanzfedern ausgekrochen ſind, ſchlüpfen die ſcheuen Jungen aus demſelben, und laſſen ſich auf einem Baumaſte unter beſtändigem Geſchrei von den Eltern groß füttern. Sie ſetzen

vogel unter die erſte Ordnung, und iſt von der zweiten Familie der Gattung der Falken eine Art, deren Wachshaut grünlich, der Körper braun iſt, Scheitel, Kehle, Achſeln und Füße aber gelb ſind.

Er iſt 23 Zoll lang, der Schwanz davon 8 Zoll, die Breite der Flügel 4 Fuß, dieſe bedecken den Schwanz faſt gänzlich, und wiegt 20 Unzen. Der Schnabel iſt $1\frac{1}{4}$ Zoll lang, ſcharfhaakig, ſchwarz, mit grüngelber Wachshaut; der Stern gelb; die langen dünnen Füße gelb, die Beine $3\frac{1}{2}$ Zoll hoch, die mittlere Zehe $2\frac{3}{4}$ und die hintere $1\frac{1}{4}$ Zoll lang, die ſcharfen Nägel glänzend ſchwarz.

Der Scheitel iſt röthlichgelb, braungeſtreichlt; der ganze übrige Oberleib chokolatbraun; auf jeder Achſel ein gelber Fleck; der Unterleib dunkelkaſtanienbraun; die Schwungfedern dunkelbraun; der Schwanz chocolatbraun, unten grau. — Das Weibchen iſt größer als das Männchen, auf dem Kopf heller, an der Kehle gelb, und auf den Flügeln mit einigen weißgelben Flecken.

Er iſt ſehr gefräſſig, in ſeinem Betragen dem Buſſard ähnlich, doch minder träge, weshalb er auch für ſchädlicher für das Federwildpret gehalten wird. Man ſieht ihn faſt immer auf der Erde ſitzen, doch mit großer Wachſamkeit. Sein Flug iſt ſchön, ſanft, ſchwimmend, und faſt immer in horizontaler Lage. Er ſoll ſich auf die Kaninchen- Rebhüner- und Wachteljagd abrichten laſſen.

Dieſe Raubvögel, welche in Deutſchland, beſonders in Thüringen zu den gemeinſten gehören, halten ſich in Vor- und Feldhölzern, im Gebüſche, in Hecken, nahe bei Teichen, Flüſſen und Sümpfen lieber auf, als in tiefen Waldungen, und bleiben das ganze Jahr bei uns. Sie nähren ſich von Waſſerhühnern, Tauchern und Enten, ſtoßen auch auf die Fiſche. In Ermangelung dieſer Nahrung verfolgen ſie Schlangen und Fröſche.

Ihr Neſt findet man in ebenen, wäſſerigen und ſumpfigen Gegenden nicht hoch über der Erde im niedrigen Geſträuche oder gar nur auf kleinen mit hohem Gras bewachſenen Hügeln. Es beſteht aus Reiſern und Federn, und enthält 3 bis 4 weißliche Eier, die das Weibchen in 3 Wochen ausbrütet. Die Jungen ſehen anfangs wollig und weißgelb aus, werden aber bald ganz dunkelbraun. Nach

em ersten Mausern werden sie rothbraun, auf dem Scheitel dunkelgelb, und an der Brust und den Schultern gelblich gefleckt.

Sie werden vom Fischaar verfolgt. — Sie sind schlau, und nur schwer dem Wind entgegen mit der Flinte zu hinterschleichen. — Ihr Nutzen und Schaden ergiebt sich aus dem vorhergehenden.

Rothbäuchige Schnepfe, lat. Scolopax subarquata, Linn. Ist, als Sumpfvogel, von der ersten Familie der Gattung der Schnepfen eine Art, bei welcher als Kennzeichen, der gekrümmte Schnabel und die Füße schwarz sind, der Unterleib rostroth. Sie hat die Größe einer Misteldrossel und ist 9 Zoll lang und 1 Fuß 5 Zoll breit. Der Schwanz ist 2 Zoll lang und die Flügel reichen über die Schwanzspitze hinaus.

Der Schnabel ist 1¾ Zoll lang, rund, dünn, schwarz, der Oberkiefer stumpf zugespitzt und etwas länger als der untere, die Nasenlöcher schmal und länglich; die Augenbraunen und die Kreise um dieselben weiß; die mit Schilden besetzten Füße schwarz, die nackte Haut über den Knieen ¾ Zoll und die Beine 1¼ Zoll hoch, die Mittelzehe 1 Zoll und die Hinterzehe 1½ Linien lang, die äußere und mittlere Zehe im Winkel durch eine kleine Haut verbunden. — Der Kopf ist klein, der Hals mittelmäßig, oben dünn, wird aber bald stark, der Körper rund, und Schnabel und Beine sind dünn.

Das Gesicht ist weiß, rostfarbenroth gefleckt, der Scheitel ist schwärzlich; der Hinterhals röthlichaschgrau; der Rücken und die Schulterfedern schwarz, weißlich gesprengt; der Bürzel aschgrau, die mittelmäßigen obern Deckfedern des Schwanzes weiß mit schwarzen Querbänden; die langen untern Deckfedern des Schwanzes weiß mit dunkelbraunen Flecken; die Wangen und der ganze Unterleib rostfarbenroth, an den Seiten des Halses mit schwarzen Punkten, übrigens etwas weiß gewölkt; die Deckfedern der Flügel dunkelröthlichaschgrau, weißgrau gerändet; die erste Ordnung Schwungfedern und ihre Deckfedern schwärzlich, erstere mit weißen Schäften und letztere mit weißen Spitzen, die hintern Schwungfedern dunkelbraun und weiß, die vier letztern schwärzlich mit weißen Spitzen; die Unter-

flügel weißgrau, an den Deckfedern dunkelbraun gefleckt; der abgerundete Schwanz bläulich aschgrau, inwendig und am Rande weißlich, unten weißgrau. — Das Weibchen hat gleiche Größe mit dem Männchen, ist aber auf dem Rücken schwarz, mit rostfarbenen, weißen und aschgrauen Flecken, an der Kehle weiß und am Bauche mit mehr Weiß gemischt.

Diese schöne Schnepfe ist schlau und scheu, läßt den Jäger so nahe an sich kommen, daß er fast auf sie tritt, und fliegt dann erst blitzschnell in einem Zickzack fort, daß er selten eine aus der Luft schießen kann. Ihr Geschrei, das sie in Gefahr von sich giebt, klingt Iß! iß! — Große Moore, sumpfige Wiesen, und diejenigen Oerter, wo Flüsse und Teiche oft austreten, wählet sie zu ihrem Aufenthalte. In der Mitte des Märzes, wenn der Schnee schmelzt, kömmt sie in kleinen Heerden an, und in der letzten Hälfte des Oktobers zieht sie wieder weg. — Sie nährt sich von Insekten, Würmern, kleinen Schnecken, Grasspitzen und Graswurzeln, und im Frühling auch von grüner Saat; man findet sie zu allen Jahrszeiten vollkommen fleischig und eßbar, und sie giebt die delikatesten Schnepfengerichte.

In April legt sie auf einen Maulwurfs- oder Grashügel in eine kleine Aushölung, ohne alle Zubereitung, 4 bis 5 gelbliche mit dunkelbraunen Flecken gezeichnete Eier. Diese werden in 16 Tagen vom Weibchen ausgebrütet, und die Jungen laufen sogleich ins Gras und nehmen ihre von der Mutter vorgezeigte Nahrung auf. Es hält aber schwer, wenn man auf eine Familie stößt, die Jungen zu finden, ob man sie gleich vor sich hinlaufen sieht, so gut wissen sie sich ins Gras zu verstecken und anzudrücken.

Die Feinde der Alten sind verschiedene Raubvögel und von den Rabenkrähen hat besonders ihre Brut viel auszustehen. — Nur im März glückt es dem Jäger zuweilen auf Sümpfen und Rieden eine im Laufen oder im Fluge mit der Flinte zu erlegen. Sonst fängt man sie am sichersten in Schlingen, die man in ihre gewöhnlichen Gänge stellt.

Rothbläschen, siehe Wasserhühnchen.

Rothbuche, siehe Mastbuche.

Rothdrossel, Lat. Turdus iliacus, Linn. Fr. le Mauvis, Buff. Engl. the Redwing, or Wind Trush

Rundung hat, und nicht eckigt gemacht wird; siehe Jagens-Rundung.

Rupp an Männchen, Fr. harper, rasler. Sagen die Falkenierer zu einem Falken oder andern wilden Vogel, wenn sie selbigen abtragen, und ihn wollen kröpfen oder fressen lassen; s. Falkenjagd.

Ruß, siehe Kienruß.

Rüssel, Fr. Boutoir, Groin. Siehe Gebräche.

Rüsselkäfer, Lat. Curculio, Fr. Charanson, Becmare. Diese schädlichen Waldinsekten haben meist einen kurzen rundlichen, aber überaus hartgepanzerten Körper, und einen festen mehr oder weniger gebogenen Rüssel, von verschiedener Länge. Sie wohnen in den Rinden, auch besonders zwischen Bast und Splint, auch in den Nußkernen und andern großen Saamen, deren Mark sie überall zerstören. Etliche sehr kleine Arten ernähren sich innerhalb in den Blättern. Diese sind dem Bauholze in den Harzwäldern vor andern gefährlich.

Der Rüsselkäfer des Nadelholzes (Curc. Pini) und der grün und goldfarbige langschnäbliche Rüsselkäfer der Birken und Erlen (Curc. Betulae), verwüsten die Rinden, den Splint und Bast. Andere, wie die schwarzen langschnäblichen und springenden Rüsselkäfer (Curc. salicis) verwüsten im Frühlinge die Blütenzapfen verschiedener Weiden, und der langschnäbliche nebelgraue Rüsselkäfer (Curc. Pomorum), die Apfel- und Birnblüte. Der Haselnußkäfer (Curc. nucum) macht die Haselnüsse wurmstichig.

Rußhütte, Fr. Endroit où se fait le noir de fumée. Ist ein Gebäude, worin das Harz der Fichten verbrannt, und der Rauch davon, welches ein Handelsprodukt ist, aufgefangen wird; s. Kienruß.

Rüsten, siehe Einbinden.

Rüster, siehe Ulme.

Ruthe, Standarte, Lunte, Fr. Queue du loup ou du renard. Wird der Schwanz eines Wolfes, Fuchses u. d. gl. genannt.

Ruthe, Ziemen, Zimmel, Pinsel, Fr. Priape de cerf. Ist bei den Hirschen, Rehböcken und Keulern das männliche Glied.

Ruthe; heißt derjenige bewegliche Stamm hinten an einem Floß, der denselben ans Land bindet.

Ruthen, Fangbäume. Sind Holländer Eichenholz, oder geschälte ganze Eichen, deren geringste Länge 40 Rheinische Schuh ist, und dann weiter so lang als man sie haben kann. Die Dicke ist 13 und 15, 14 und 16, 15 und 17 Zoll in der Mitte gemessen. Diese Gattung Holz geht im Handel am besten; Klötze werden nicht sehr gesucht. Eine halbe Ruthe ist 24 bis 32 Schuh lang, und die geringste 18 Zoll hoch und breit.

Ruthsche, s. unter Floßholz.

Rüttelweihe, s. Mäusefalke.

Ende des zweiten Theils.



